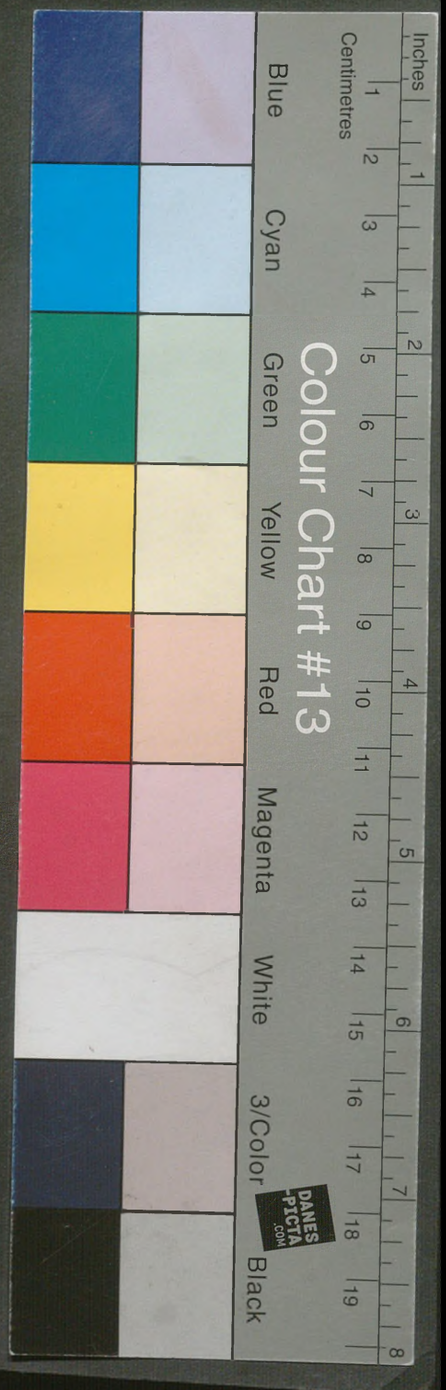


Heeresbücherei
stelle Wien
931

Deutsche Gestalter und Ordner im Osten

In Verbindung
mit zahlreichen
Mitarbeitern
von
Kurt Lück



Heeresbücherei
stelle Wien
931

Deutsche Gestalter und Ordner im Osten

In Verbindung
mit zahlreichen
Mitarbeitern
von
Kurt Lück

CENTRALNA
BIBLIOTEKA
WOJSKOWA

94.506 /

Ostdeutsche Forschungen

Herausgegeben von Viktor Kauder

Band 12

Deutsche Gestalter und Ordner im Osten

Forschungen
zur deutsch-polnischen Nachbarschaft
im ostmitteleuropäischen Raum
III

In Verbindung mit zahlreichen Mitarbeitern
von
Kurt Lück

Historische Gesellschaft im Wartheland / Verlag von S. Hirzel in Leipzig

95

Deutsche Gestalter und Ordner im Osten

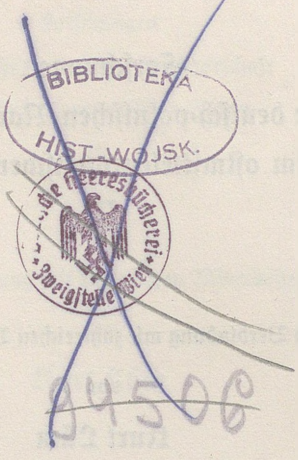
Forschungen
zur deutsch-polnischen Nachbarschaft
im ostmitteleuropäischen Raum
III

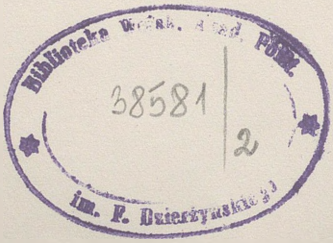
In Verbindung mit zahlreichen Mitarbeitern
von
Kurt Lück

Posen 1940

Historische Gesellschaft im Wartheland / Verlag von S. Hirzel in Leipzig

9(43) 93(438)
1358





NS-Druck Wartheland, Posen.

Dieses erste Werk volkspolitischer Wissenschaft im befreiten Reichsgau Wartheland widmen wir dem Andenken unserer Kameraden

Rektor Albert Breyer

als Reserveleutnant im September 1939 zwangsweise zum polnischen Heere einberufen und gefallen,

Dr. Erhard Patzer

vom polnischen Militär ohne Grund erschossen.

Sie waren treue Mitarbeiter und Mitglieder der Historischen Gesellschaft und des Naturwissenschaftlichen Vereins in Posen.

Inhaltsverzeichnis

Einführung. Von Kurt Lück XI

1. Ein Wegweiser der ältesten polnischen Ostpolitik.
Bruno von Querfurt (970—1009)
Von Arthur Rhode 1

2. Krakauer Bürger als Geldgeber und Gastgeber von Königen.
Nikolaus Wirsing und seine Familie (14. Jahrh.)
Von Erich Maschke 10

3. Ein deutscher Mitschöpfer der polnisch-litauischen Union.
Hennecke von Riga (ungef. 1350—1420)
Von Richard Breyer 19

4. Die Mutter der Jagellonen.
Elisabeth von Habsburg (1436—1505)
Von Ilse Rhode 24

5. Der Bergwerkpionier im Karpathenraum.
Johann Thurzo (1437—1508)
Von Kurt Bathelt 35

6. Ein Krakauer Stadtschreiber und Humanist.
Johannes Heydeke (1443—1512)
Von Arthur Wagner † 43

7. Ein mächtiger Hebel der Geistesbewegung in Polen.
Der erste Drucker Johann Haller (1467—1525)
Von Hans Schmidt II. 52

8. Der erste Berufsdiplomat in Polen.
Johannes von Höfen-Dantiscus (1485—1548)
Von Arthur Rhode 58

9. Der erste Organisator der polnischen Staatsfinanzen.
Hans Boner († 1517)
Von Kurt Lück 69

10. Wirtschaftspionier, Sekretär des Königs und Geschichtsschreiber.
Jost Ludwig Dietz (1485—1545)
Von Ernst Klock 75

11. Der größte Musiker im goldenen Zeitalter Polens.
Valentin Greff-Bekfark (1507—1576)
Von Reinhard Nitz 83

12. Ein Warschauer „Minister im Weiberrock".
Ursula Meierin (um 1560—1635)
Von Christa Werner 88

13. Der letzte Rektor von Format im alten Krakau.
Andreas Schoneus (1552—1615)
Von Werner Rössel 103

14. Ein Deutschtumsführer im alten Thorn.
Heinrich Stroband (1548—1609)
Von Georg Schulz 115

15. Ein Deutscher König auf Polens Thron.
August der Starke (1670—1733)
Von Gotthold Rhode 129

16. Der Vater der Publizistik in Polen.
Lorenz Mitzler von Kolof (1711—1778)
Von Karl Grundmann 139

17. Der Vater der Bücherkunde in Polen.
Johann D. Jähnisch (1720—1786)
Von Alfred Lattermann 164

18. Hofbuchhändler Seiner Königlichen Majestät.
Michael Groell (1722—1798)
Von Hans Schmidt II 169

19. Der Retter von Freiheit und Leben des letzten polnischen Königs.
Karl F. E. von Coccejí (1725—1780)
Von Alkea Swart 177

20. Der Schöpfer des Lazienki-Parks in Warschau.
Johann Chr. Schuch (1752—1813)
Von Hans Schmidt I 184

21. Deutsche Architekten in Warschau.
Schröger, Zug, Kammsetzer
Von Julius Kohte 190

22. Vom deutschen Sattlergesellen zum „polnischen" Baron
Thomas Michael Dangel (1742—1808)
Von Kurt Lück 197

23. Der erste Organisator der polnischen Wissenschaft.
Georg Samuel Bandtke (1768—1835)
Von Kurt Lück 208

24. Der Ordner des polnischen Sprachschatzes.
Samuel Gottlieb Linde (1771—1847)
Von Alfred Lattermann 216

25. „Der Schöpfer der polnischen Musik".
Josef A. F. Elsner (1769—1854)
Von Reinhard Nitz 223

26. Ein Bahnbrecher der Heilkunde und sozialen Fürsorge in Wilna.
Joseph Frank (1771—1842)
Von Hans Pissarek 233

27. Der erste Professor der Tierarzneikunde in Wilna.
Ludwig Bojanus (1776—1827)
Von Hans Pissarek 253

28. Einer der ersten Träger des Ordens Virtuti Militari.
Ludwig Metzell (1764—1848)
Von Kurt Lück 258

29. Der Begründer der geologischen Wissenschaft in Polen.
Georg Gottlieb Pusch (1791—1846)
Von Karl Lübbike 271

30. Der Schöpfer der klassischen Philologie in Polen.
Gottfried Ernst Groddeck (1762—1825)
Von Alfred Lattermann 288

31. Der Entdecker der Pflanzenwelt Galiziens und Wolhyniens.
Willibald Besser (1784—1842)
Von Kurt Lück 293

32. Der Initiator der ersten Eisenbahn in Kongreßpolen.
Peter Steinkeller (1799—1854)
Von Hans Schmidt II 304

33. Der Schöpfer des ersten Großbetriebes der Litzmannstädter Industrie.
Ludwig Geyer (1805—1869)
Von Walter Bloch 314

34. Der Vater der Stadt Pabianitz.
Gottlieb Krusche (1769—1851) und seine Nachfolger
Von Emil Kunitzer 320

35. Der Schöpfer des Industriereviers Sosnowitz—Sielce.
Ludwig Mauve (1840—1915)
Von Hans Mauve 327

28 Bilder. Zusammengestellt von Kurt Lück.

Quellennachweis 333

Einführung

Über die geschichtliche Rolle der deutschen Einwanderer in den Gebieten des alten polnisch-litauischen Doppelreiches gibt es nur vereinzelte Gesamtdarstellungen. Aus diesem Grunde unternahm ich den Versuch, neue zu schaffen und in einer zwanglosen Reihe „Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum" in Viktor Kauders „Ostdeutschen Forschungen" herauszubringen. Der erste Band, „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens", dessen zweite, wesentlich ergänzte und verbesserte Auflage demnächst erscheint, schildert das, was sein Titel andeutet. Wie unsinnig sich das polnische Volk zur Tatsache einer tausendjährigen Bindung beider Völker einstellt, erhellt der zweite Band, „Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur". Der nun vorliegende dritte Band, „Deutsche Gestalter und Ordner im Osten", soll das Problem abermals von einer neuen Seite her anpacken. Am Lebenswerk von 35 deutschen Aufbaupionieren soll einmal die erstaunliche Dynamik der deutschen Einwanderungen im Osten klargestellt werden.

Die deutsche Geschichtsforschung hat nie geleugnet, daß unter den Einwanderern auch Abenteurer und untaugliche Elemente gewesen sind. Es steht aber fest, daß sie in der überwiegenden Mehrzahl wagemutige und fleißige Unternehmer waren und die einheimischen Polen in dieser Hinsicht um ein Vielfaches übertrafen.

Die Titel unserer 35 Beiträge, die wir übrigens fast durchweg dem polnischen wissenschaftlichen Schrifttum entlehnt haben, mögen im ersten Augenblick phantastisch wirken. Und doch geben sie nichts als erwiesene geschichtliche Tatsachen wieder und versinnbildlichen zugleich die Aufbauleistung der vielen Tausend Lokatoren, Vögte, Industrie- und Handelspioniere, Künstler, Wissenschaftler usw., die die gleiche monographische Darstellung verdienten. Die Polen waren seit jeher beherrscht von dem Hang zur Unordnung, Planlosigkeit und Freude am Stillstand und Genuß. Im Gegensatz zu ihnen waren die Deutschen die Ordner, Gestalter und Träger des Fortschritts. Wann wird einmal in unseren Grenzgauen ein großes „Museum der deutschen Kulturleistungen im Osten" stehen? Wann wird die deutsche Wissenschaft daran gehen, ein großes biographisches Nachschlagewerk für die vielen tausend Deutschen zu schaffen, die im Vorfelde unserer Ostgrenzen unvergängliche Werke auf allen Gebieten menschlicher Betätigung schufen?

Es mag heute manchen geben, der nach dem gewonnenen Kriege der 18 Tage solche und ähnliche Forderungen und Arbeiten für unnötig hält. Wie aber u. a. die Zielsetzung des neugegründeten „Instituts für deutsche Ostarbeit" in Krakau zeigt, stehen

die maßgebenden Vertreter der deutschen Wissenschaft und Kulturpolitik auf einem anderen Standpunkt. Nie sind Forschungen der von uns gekennzeichneten Zielsetzung notwendiger gewesen als heute, zeigen sie doch unserem ganzen Volke das ehrwürdige Erbe einer tausendjährigen Vergangenheit, das zu verwalten, dem heutigen Geschlecht im Osten Pflicht und Recht zugleich überträgt.

Wir können und wollen die hier geschilderten Persönlichkeiten, von einzelnen abgesehen, nicht zu den „großen Deutschen" zählen, denn ihr Lebenswerk kam ja oft dem feindlich eingestellten Nachbarstaat zugute und wirkte sich letzten Endes gegen die deutsche Oststellung aus. Sie waren durchweg gute Deutsche, aber ohne eine politische Gesamtschau, die ihnen das Reich und seine Staaten damals nicht mitgaben, weil sie ihnen selber fehlte. In der Geschichte des deutschen Volkes und seiner Leistung im Osten aber gebührt ihnen für immer ein würdiger Platz.

Die einzelnen Beiträge konnten nicht durchweg nach einheitlichen Gesichtspunkten verfaßt werden. Die Absicht des Unterzeichneten, nach jahrelangen Vorbereitungen und Forschungen alle Beiträge selbst zu schreiben, konnte nicht verwirklicht werden, da das letzte Jahr wichtigere Aufgaben brachte. Um so dankbarer bin ich meinen Kameraden und Mitarbeitern, daß sie einsprangen und die Vollendung des Werkes beschleunigten, besonders den zahlreichen jungen Kräften, die sich hier zum ersten Male für eine solche Aufgabe einspannen ließen. Die Mannschaftsleistung, die in den schweren 20 Jahren der Unfreiheit im Polenstaat, im Vordergrunde unserer volkspolitischen Wissenschaft stand, wird es auch heute im freien Reichsgau Wartheland ermöglichen, neben lebenswichtigen anderen Arbeiten wieder große Aufgaben der Forschung erfolgreich zu lösen.

Wie schon bei dem Buch „Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur", so hat ebenso bei diesem Werk Prof. Luzian Kamienski, Posen, ein hervorragender Kenner der deutsch-polnischen Kulturbeziehungen, uns mit Rat und Hilfe unterstützt, wofür wir ihm den schuldigen Dank abstatten, desgleichen der Archivar Dr. Myskowski, Warschau, der auf Veranlassung der Archivverwaltung des Generalgouvernements (Archivdirektor Dr. Randt) für einen Beitrag Quellenmaterial und Auszüge besorgt hat.

Für geldliche Unterstützung ist der „Deutschen Forschungsgemeinschaft" — Berlin und der „Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft", sowie dem Vorsitzenden unserer Historischen Gesellschaft, Dr. Friedrich Swart, Dank zu sagen.

Die Herausgabe des Buches erfolgt in Verbindung mit dem Grenzlandamt des Gaues Wartheland der NSDAP.

Posen, im Juli 1940.

Kurt Lück

Ein Wegweiser der ältesten polnischen Ostpolitik

Bruno von Querfurt (970/74—1009)

Von D. Arthur Rhode, Posen

Dieser Nachfolger des heiligen Adalbert in seiner Preußenmission hat gleich diesem eine hohe Bedeutung für die Förderung der damaligen polnischen Großmachtpläne. Im Unterschied zu manch einem anderen Deutschen, der seine Lebenskraft dem polnischen Machtstreben oder der Förderung der polnischen Kultur gewidmet hat, ist Bruno ein bewußter Deutscher geblieben.

Kaum war Polen aus den Nebeln geschichtlicher Vorzeit und sagenumwobener Vergangenheit in das helle Licht der Geschichte emporgetaucht, so hatte es schon einen Herrscher, der die Ziele dieses neuen Staatswesens so weit wie nur möglich gespannt hat. Boleslaus Chrobry (992—1025) begehrte danach, zwischen den beiden christlichen Großmächten, dem Kaiser des Ostens und des Westens, eine gleichberechtigte Macht zu schaffen, eine Zusammenfassung des Slaventums von der Elbe bis zum Dniepr, von der Ostsee bis zu den Karpaten. Meist glückten dem gewaltigen Kriegsmann seine Unternehmungen. Er unterwarf Pommerellen im Norden und noch weit mehr im Süden: Krakau und das östliche Schlesien, Chorwatien und die karpatischen Slaven. Im Osten benutzte er die Zwistigkeiten zwischen den Nachkommen Ruriks, um mehrfach in Rotrußland einzufallen, Kiew zu erobern und dort seinen Schwiegersohn Swiatoslaw gegen Jaroslaw einzusetzen.

Sein Hauptstreben mußte es sein, sich frei zu machen von der Abhängigkeit vom Deutschen Reiche. Das mächtigste Gegengewicht gegen den Kaiser war der Papst. Die unmittelbare Verbindung Polens mit dem Papste ohne eine deutsche Zwischeninstanz war sein Ziel. Auch war es für die damalige Zeit selbstverständlich, daß ein einheitliches Slavenreich nur zu schaffen war unter Voraussetzung der Bekehrung dieser Völker zum Christentum. Das war schon bei Karl dem Großen so gewesen und konnte bei Boleslaus nicht anders sein. Ein einheitliches und zugleich mächtiges Reich war nur möglich durch Herstellung der Glaubenseinheit und durch Erhebung der zu unterwerfenden Völker auf eine höhere Kulturstufe. Kultur war aber damals nur erreichbar im Zusammenhang mit dem Christentum. Welcher andere Kulturmittelpunkt konnte sich neben Rom und Byzanz sehen lassen? Je mehr Zusammenhang Polen mit Rom gewann, desto leichter konnte es unabhängig vom Deutschen Reiche werden. Schon der Vorgänger Mieszko hatte sich für den Westen entschieden. Also war unbedingte Unterwürfigkeit gegen das ferne Rom die Voraussetzung für Selbständigkeit gegenüber dem gefährlich nahen Nachbarreiche. Auch die Einführung der Mönchsorden, der Benediktiner, Zisterzienser und Kamaldulenser in Polen verfolgte denselben Zweck. Sie waren die besten Lehrer guter Bodenbearbeitung, Förderer der geistigen Bildung und Vermittler der Gesandtschaften an den Papst (ein besonders

geschickter Diplomat war der Abt von Tyniec, wie Thietmar von Merseburg sehr ärgerlich hervorhebt).

Ein Hindernis für sein Machtstreben sah Boleslaus in der bei den Slaven üblichen Erbteilung. Sein junges Christentum hinderte ihn nicht, seine Stiefmutter mit ihren Kindern aus dem Lande zu jagen und die nächsten Verwandten blenden und enterben zu lassen. Die Einführung des Christentums setzte er mit Zwangsmitteln durch, und wenn ihm das auch nur äußerlich gelang wie bei der Erzwingung des Fastens unter Androhung strenger Leibesstrafen.

Der hochbegabte, schwärmerische Kaiser Otto III. (983—1002), mit dem Boleslaus befreundet war, strebte nicht eine Erweiterung des Deutschen Reiches nach Osten an. Ihm war es darum zu tun, die Macht und den Glanz des römischen Reiches wiederherzustellen, das durch den frühen Schlachtentod seines Vaters auf den Gefilden Apuliens sehr gefährdet war. Trotz seines großen Geistes durchschaute er nicht die Pläne seines östlichen Freundes. Bei der Wallfahrt zum Grabe des heiligen Adalbert in Gnesen im Jahre 1000 setzte der erst 20-jährige Jüngling seinem Freunde die Königskrone aufs Haupt und verzichtete dadurch auf die so überaus wichtige Lehnshoheit über Polen. Ebenso ließ er sich von Boleslaus bewegen, Gnesen zum selbständigen Erzbistum zu erheben, so daß es nun unmittelbar mit dem apostolischen Stuhl verkehren konnte und nicht mehr durch das bisher herrschende Missionsbistum des Ostens, Magdeburg. Auch die neu gegründeten Bistümer Krakau, Kolberg, Breslau, Leubus und Plozk wurden Gnesen unterstellt. Nur das bereits ältere Posen zog es vor, unter Magdeburg zu bleiben.

Es mag sein, daß Otto von dem Gedanken des baldigen Anbruches des tausendjährigen Reiches und des Endes aller Dinge so erfüllt war, daß es sich ihm auf die kurze Zeit nicht mehr lohnte, auf die Ausdehnung des Reiches nach Osten Wert zu legen.

Sein Nachfolger Kaiser Heinrich II. stand ihm an Frömmigkeit und kirchlicher Treue keineswegs nach. In kühlem Scharfblick für die gegebenen Tatsachen übertraf er ihn weit. Zwar mühte auch er sich um Aufrechterhaltung der kaiserlichen Macht in Italien. Aber darüber vernachlässigte er nicht die näher liegenden Ziele. Er setzte es durch, daß Boleslaus trotz seiner Königskrönung ihm in Merseburg den Lehnseid schwören mußte. Er hintertrieb ständig die Bemühungen des Boleslaus, beim Papste die Anerkennung seiner Königswürde zu erlangen. Erst nach Heinrichs Tode hatte Boleslaus beim Papste Erfolg und nur deshalb, weil der neue Kaiser Konrad II. zu sehr durch seine Zerwürfnisse mit seinen Lehnsträgern im Reiche beschäftigt war, als daß er noch hätte Widerstand leisten können (1024).

Trotz seiner Lehnspflicht verfolgte Boleslaus seine Machtpläne weiter. Ihm handelte es sich um das strittige Land zwischen Oder und Elbe. Er unterstützte die kaiserlichen Lehnsleute heimlich gegen ihren Oberherrn. Die Folge war der 16jährige Krieg des Kaisers gegen Boleslaus, der längste und heftigste Krieg, den Polen und Deutschland je mit einander geführt haben, nur unterbrochen durch Waffenstillstände und die italienischen Feldzüge des Kaisers. Deutschland führte damals den Zwei-, bisweilen auch Drei-Frontenkrieg, denn außer in Italien hatte es auch in Lothringen zu kämpfen. Andererseits befand sich bisweilen auch Polen in der Zange zwischen dem Kaiser und dem Großfürsten Jaroslaw von Kiew. Es kam schließlich zu dem für Polen günstigen Frieden von Bautzen 1018. Boleslaus erhielt die Lausitz und Leubus an der Oder. Auch gewährte ihm der Frieden die Möglichkeit zu einem neuen Feldzug nach Rußland, in dem er Kiew eroberte und den ihm ergebenen Swiatopolk zum Großfürsten einsetzte.

Schon in diesen Anfängen der polnischen Geschichte trat ein geistig hochbedeutender Mann auf, der dem polnischen Herrscher helfen sollte zur Durchsetzung seiner

hochfliegenden Machtpläne. Romgetreues Christentum und polnischer Nationalismus sollten schon damals ein enges Bündnis miteinander eingehen.

Dieser Mann war Bruno von Querfurt. Die Pläne Brunos waren nicht minder hochfliegend wie die des Polenherzogs. Kaum je war das Christentum so sehr von äußeren Gefahren umbrandet wie um das Jahr 1000 und kaum je eröffneten sich ihm so hoffnungsvolle Aussichten auf die Gewinnung neuer Völker wie damals. Die abendländische Christenheit hatte Nordafrika und Südspanien an den Islam verloren, die morgenländische gar war von dieser mit Feuer und Schwert vordringenden neuen Religion auf Kleinasien und die Balkanhalbinsel eingeschränkt worden. Was in den vom Islam beherrschten Ländern noch den christlichen Namen bekannte, das lebte unter schwerem Druck und verkümmerte in Geistlosigkeit und Formenstarrheit. Aber neue unerschlossene Länder taten sich dem stürmischen Tatendrang des christlichen Missions-Eifers auf: von Byzanz aus das gewaltige Rußland, von Rom aus die westslavischen und die skandinavischen Völker. In all diesen Ländern waren die heidnischen Volksreligionen zermürbt und altersmorsch. Die Verchristlichung Deutschlands, Böhmens und Polens hatte gezeigt, daß es keiner mühsamen Einzelbekehrung mehr bedurfte wie einst in der griechisch-römischen Welt, noch viel weniger der Anwendung von Gewalt, sondern daß mit Massenbekehrungen gerechnet werden durfte.

Dazu kam der schwärmerische Gedanke, daß um das Jahr Tausend die Zeit der Christenheit abgelaufen sei. Es werde jetzt das neue tausendjährige Reich der Herrlichkeit anbrechen oder gar es werde der Herr Christus selbst wiederkommen. Es sei also höchste Eile nötig, um für Christus neue Völker zu gewinnen.

Bruno von Querfurt entstammte einem sächsischen Adelsgeschlechte. Sein gleichnamiger Vater war nachweislich der erste „edle Herr" von Querfurt, ein Enkel Eginos von Hecklingen, des Stammvaters der Grafen von Mansfeld. Die Nachkommen erweiterten das Herrschaftsgebiet, sodaß auch Mansfeld und die Burggrafschaft von Magdeburg ihnen untertan waren, ebenso die Ämter Jüterbog, Dahme und Burg. 1495 starb die Hauptlinie aus. Das Erzstift Magdeburg zog die Herrschaft als erledigtes Lehen ein. Das alte Schloß in Querfurt steht noch heute.

Seine Bildung empfing Bruno auf der Domschule zu Magdeburg. Er wurde dort besonders von dem Philosophen Geddon unterrichtet. Sein Mitschüler war der später als Geschichtsschreiber berühmt gewordene Thietmar, später Bischof von Merseburg. Seine Chronik ist uns trotz aller Einseitigkeit der Darstellung für die Beziehungen Deutschlands zu Polen von unschätzbarem Werte. Thietmar schildert uns seinen von ihm sehr geliebten gefeierten Zeitgenossen sehr ausführlich. Solch eine zeitgenössische Schilderung ist uns um so wertvoller, wenn wir sie mit den immer legendenhafter sich gestaltenden späteren Lebensbeschreibungen vergleichen, etwa mit der des Kardinals Petrus Damiani.

Bruno zeichnete sich vor seinen Altersgenossen durch ganz besondere Frömmigkeit und eine über sein jugendliches Alter hinaus entwickelte Willensstärke aus. Doch war er trotzdem bei seinem angenehmen freundlichen Wesen und bei seiner hohen musikalischen Begabung überall gern gesehen und eine Zierde in der Gesellschaft großer Herren. Bei all diesen Eigenschaften, die in ihm weltmännisches Wesen und Weltzugewandtheit entwickeln konnten, fühlte er sich dennoch durch innerliche Neigung hingezogen zur Weltabgewandtheit. Schon frühzeitig entschloß er sich, sein Leben Gott gänzlich hinzugeben und sich dem Dienste der Kirche zu weihen. Er stand noch im Jünglingsalter, da erhielt er eine Domherrnstelle an der Kathedralkirche in Magdeburg. Die Kirche in Querfurt erbaute er auf eigene Kosten, wozu er wohl zum Teil die Erträge dieser Dompfründe verwendete.

Kaum war Kaiser Otto III., das Wunderkind, jugendlicher Schwärmer und edler Idealist, der Obhut seiner Mutter Theophano von Byzanz, seiner Großmutter Adelheid und seiner Tante, der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, entwachsen, da erwählte

er sich den frommen und dabei doch allerseits beliebten Bruno zum Hofkaplan. 996 nahm ihn der Kaiser mit auf seine erste Romfahrt. Bruno nahm teil an der Kaiserkrönung. Aber nicht lange blieb er im Gefolge seines hohen Gönners. Bereits 997 trat er auf Anregung seines väterlichen Freundes Adalbert von Prag (der gleich ihm in Magdeburg seine Ausbildung genossen hatte und bald darauf in Ostpreußen den Märtyrertod erleiden sollte) in das Benediktinerkloster des heiligen Alexius auf dem Aventin ein. Er machte das Noviziat durch, legte die Gelübde ab und nahm wahrscheinlich schon damals den Namen Bonifatius an. Er wollte sich wohl diesen Apostel Deutschlands zum Vorbilde nehmen.

Dieser Doppelname hat mehrere Kirchengeschichtschreiber zu der Annahme geführt, es handele sich um zwei Heidenapostel Bruno und Bonifatius, die beide den Russen und Preußen das Evangelium verkündet und beide den Märtyrertod erlitten haben. Gefördert wurde diese Annahme dadurch, daß Thietmar ihn nur unter dem Namen Bruno nennt, Petrus Damiani nur unter dem Namen Bonifatius. Auch hatten die damaligen Schriftsteller in Rom von den Ländern Prussia und Russia nur unklare Vorstellungen, mögen sie auch manchmal beim Hören mit einander verwechselt haben. Sogar der berühmte Annalenschreiber Cäsarius Baronius ist in dem elften Bande seines kirchengeschichtlichen Standardwerkes der Meinung, es handele sich um zwei verschiedene Männer. Aber die Annales Quedlinburgenses berichten über das Jahr 1009: „Sanctus Bruno, qui cognominatur Bonifatius, archiepiscopus et monachus." Ebenso Saxo unter dem Jahre 1106: „Lotharius ortus ex cognatione Sancti Brunonis, qui cognominatur Bonifatius."

Aber bald genügte Bruno das gewöhnliche Klosterleben nicht mehr. Der religiöse Verfall war damals gerade in Italien am schlimmsten, auch in den Klöstern. Das erweckte die Gegenwirkung, die Romuald, Sprößling der Herzogsfamilie zu Ravenna, ins Leben rief. Er trat als Bußprediger gegen die Verweltlichung und für die Reform des Mönchtums auf und pries als Ideal die strengste Form des entsagenden Lebens, das Einsiedlertum an, aus dem ja ursprünglich in Ägypten das Mönchtum hervorgegangen war. Um Romuald bildete sich später ein Sagenkranz. Sein Lobredner und Biograph Petrus Damiani läßt ihn ein Alter von 120 Jahren erreichen, während er in Wirklichkeit von etwa 950 bis 1027 gelebt hat. Romuald war als 20jähriger Jüngling ins Kloster gegangen, um für seinen Vater eine Buße von 40 Tagen zu tun, da dieser im Zweikampf einen Verwandten getötet hatte. Er blieb nachher im Kloster, fand aber seinen asketischen Eifer dort nicht befriedigt, darum begann er ein Einsiedlerleben. Freilich blieb er nicht lange allein. Schnell sammelte sich eine Schar Schüler um ihn, so daß daraus eine Einsiedlerkolonie wurde. Da diese sich nun doch wieder klosterähnlich gestaltete, suchte Romuald eine neue Stelle zur Einsiedelei auf und das wiederholte sich, so daß er eine ganze Reihe solche Eremitagen gegründet hat. Sein Einfluß blieb nicht auf den Kreis der Einsiedler beschränkt. Selbst den Kaiser Otto III. begeisterte er so, daß dieser zwischen einer Art römischer Cäsarenvergötterung und Abtötung aller menschlichen Triebe hin und her schwankte.

Bruno wurde von diesem schwärmerischen Triebe ergriffen und wurde Einsiedler in dem Eremitenort Pereum bei Ravenna, in einer ungesunden morastigen Gegend an der Mündung des Po. Als er von dem Märtyrertod seines Freundes und ehemaligen Vorgesetzten im Kloster, des Adalbert von Prag, erfuhr, beschloß er, seinen Spuren zu folgen und „Christus im Tode zu suchen", und zwar auch unter den heidnischen Pruzzen. Gelegenheit dazu bot sich bald. Als Boleslaus mit dem Kaiser in Gnesen zusammenkam, suchte er durch dessen Vermittelung Missionare aus Italien zu gewinnen. Wahrscheinlich wollte er sie nicht aus dem benachbarten Deutschland haben, weil er für sein Streben nach Unabhängigkeit von dem gewaltigen westlichen Nachbar fürchtete. Der Kaiser übermittelte diese Bitte seinem Freunde Romuald und dieser stellte sie seinen Jüngern dar. Einige von ihnen, die Eremiten Benedikt und

Johannes, erklärten sich sofort bereit und zogen gleich nach Polen, um die „slavische Sprache" zu erlernen. Bruno begab sich zunächst nach Rom, um die Erlaubnis des Papstes zur Mission unter den „Slaven" zu erlangen. Dieser, Sylvester II., vorher unter dem Namen Gerbert bekannt als der größte Gelehrte seiner Zeit, erteilte sie ihm nicht nur, sondern stellte diesen Abkömmling eines vornehmen Geschlechtes und Freund des Kaisers an die Spitze dieser Mission. Er ernannte ihn auch schon im voraus nicht nur zum Bischof, sondern sogar zum Erzbischof, allerdings noch ohne einen Sprengel. Diesen sollte er sich durch die erst noch zu gewinnenden Missionsgebiete gründen. Er erteilte ihm sogar das Recht, Bischöfe als seine Stellvertreter zu weihen. Er sollte sich in Polen den vorausgegangenen Brüdern — Eremiten anschließen. Er gab ihm auch das erzbischöfliche Pallium mit.

Es hat sich ein Streit darüber entsponnen, ob Bruno in Rom zum Erzbischof geweiht worden ist oder erst in Merseburg. Die Frage ist wichtig wegen der kirchlichen Berechtigung des Kaisers für sein heimisches Gebiet und die von ihm beanspruchte Oberherrschaft über die östlichen Nachbargebiete. Petrus Damiani schreibt: „Ab apostolica sede consecrationem archiepiscopatus accepit." Bruno selbst dagegen sagt von sich nur: „ab ore apostolico licentiam evangelisandi impetravi". Auch Thietmar weiß nichts von einer Bischofsweihe in Rom, behauptet aber bestimmt, Bruno sei während der Regierungszeit des Kaisers Heinrich II. von Rom nach Merseburg gekommen und habe dort durch den Magdeburger Erzbischof Taginon die Bischofsweihe empfangen: „Ad Merseburg veniens benedictionem cum licentia domini Papae episcopalem ab eo petiit et ejus jussu ab archiepiscopo Taginone consecrationem et quod ipse detulit hoc pallium ibidem suscepit". Das ab eo bezieht sich deutlich auf den Kaiser, während den Schmuck des Palliums nur der Papst verlieh. Beide Gewalten, die kirchliche wie die weltliche, handelten also in Übereinstimmung, jede von ihnen wahrte aber ihre Rechte. Thietmar als contemporalis et conscholasticus von Bruno, als dem Erzbischof Taginon nahestehend und als späterer Bischof von Merseburg kann unmöglich über ein so wichtiges Ereignis falsch unterrichtet gewesen sein, zumal er seine Chronik bereits 1014 geschrieben hat, während Petrus Damiani zeitlich und räumlich weit von jener Handlung entfernt war. Damianis Ausdruck consecratio kann in dem ungenauen Sinn von Ernennung verstanden werden. Daß Heinrich II. die Weihe befahl, sollte offenbar seinem weitschauenden Plane zur Vorbereitung dienen, die neuen Missionsgebiete des slavischen Ostens für das Deutsche Reich zu sichern, während Boleslaus sich die Mission für seine Machtzwecke dienstbar machen wollte. Der weltabgewandte, nur für Christus und seine Ehre begeisterte Streiter für das Reich Gottes wurde mitten hineingestellt in die Machtkämpfe zweier sich erbittert bekämpfender Gegner. Diese unversöhnlichen Gegensätze zwischen deutscher und polnischer Politik ließen ihn deshalb vorläufig nicht zur Ausführung seiner Absicht kommen. 1002 brach der Krieg zwischen Heinrich und Boleslaus aus. Die polnischen Heerscharen brachen erobernd und verwüstend in das Land zwischen Oder und Elbe ein, während der erst eben gewählte Kaiser gegen seine beiden Brüder sowie gegen den Herzog von Böhmen und den Markgrafen von Österreich einen schweren Kampf zu bestehen hatte. Es kam alles darauf an, die Eindringlinge zurückzuwerfen und die Ostmark zu befreien. Da versagte der Kaiser dem Tatendurstigen die Erlaubnis, sich nach Polen zu begeben. In dieser Zeit unfreiwilliger Muße begann Bruno die Niederschrift der Lebensbeschreibung des Adalbert, für die er später im Osten weitere Beiträge sammelte. Sein brennender Eifer, die von ihm ergriffene Lebensaufgabe auszuführen, und seine Begierde nach dem Märtyrertum blieben am Kaiserhofe unverstanden, ja man spöttelte über ihn. Bald litt es ihn nicht mehr, in träger Ruhe zu verharren. Ohne Wissen und gegen den Willen des Kaisers wollte er dennoch nach Polen. Das gelang ihm frei-

lich nicht. Der Kaiser überredete ihn, von diesem Plane Abstand zu nehmen und sich ein anderes Gebiet für seine Wirksamkeit zu erwählen. Bruno folgte dem Rat, hat sich freilich später schwere Vorwürfe über diese Nachgiebigkeit gemacht.

Er umging deshalb die vom Kriege verwüsteten Länder und fuhr von Merseburg nach Regensburg und von da die Donau abwärts in das Gebiet der schwarzen Ungarn, wo er mit einer Unterbrechung durch die Fahrt nach Rotreußen anscheinend bis 1007 verblieben ist. Über seine Tätigkeit in Ungarn wissen wir nichts Bestimmtes. Zwar war Stephan (später heilig gesprochen) bereits seit 1001 christlicher König. Immerhin mag es bei den „schwarzen" Ungarn noch genügend Gelegenheit zur Missionstätigkeit gegeben haben.

Von Ungarn strebte er durch Rotreußen in das Land der Petschenegen. Dieser später seit dem 13. Jahrhundert von den Magyaren aufgesogene und spurlos aus der Geschichte verschwundene Stamm war damals seinen Nachbarn ebenso gefährlich wie früher die Hunnen und die Avaren und später Mongolen und Tataren. Sie waren ein türkischer Nomadenstamm, über dessen Religion wir nichts wissen. Ursprünglich im Norden des Kaspischen Meeres wohnend, waren sie um 870 durch nachrückende Völker aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden und verdrängten nun selbst die Magyaren aus der Gegend zwischen Don und Dnjestr. Ihr Reich erstreckte sich zu jener Zeit vom Don bis zur Aluta in Siebenbürgen. Sie waren durch ihre Raubluft eine Plage für Byzantiner und Ungarn, Bulgaren und Russen noch bis in die Zeit der Kreuzzüge hinein.

In Kiew hielt Wladimir der Große, Großfürst des Reiches, Bruno und seine Begleiter einen Monat lang fest und mühte sich, ihn von seinem Plane abzubringen, er werde bei dem wilden Volke nichts ausrichten, sondern unzweifelhaft den Tod finden. Diese Aussicht schreckte Bruno nicht im mindesten. Er ließ dem Großfürsten keine Ruhe, und so brachte ihn dieser an die Grenze seines Reiches. Bei den Petschenegen blieb Bruno fünf Monate, täglich der Gefahr des Märtyrertodes ausgesetzt. Er durchquerte ihr Gebiet, wie er selbst sagt, in drei Richtungen. Es gelang ihm aber bei dem hartnäckigen Widerstand des Volkes nur 30 Menschen zur heiligen Taufe zu bringen. Immerhin muß er sich bei den Machthabern großes Ansehen errungen haben, denn er brachte es fertig, einen Friedensschluß zwischen den Petschenegen und den Reußen zu vermitteln. Nach Kiew zurückgekehrt, weihte er einen seiner Gefährten namens Ulrich zum Missionsbischof und sandte ihn zugleich mit einem als Geisel gestellten vornehmen Reußen zu den Petschenegen.

Von da kehrte er nach Ungarn zurück und schrieb dort die „Vita quinque fratrum Poloniae", das Leben seiner Einsiedeleigenossen, die in der Gegend von Meseritz erschlagen worden waren, wahrscheinlich von Räubern, ohne je nach ihrem Ziel, Preußen, gelangt zu sein. Nun endlich im Jahre 1008 gelang es ihm, nach Polen vorzudringen. Kaiser Heinrich forderte ihn mehrfach immer dringender auf, nach Deutschland zurückzukehren. Bruno hoffte eine vermittelnde Stellung zwischen beiden Herrschern einnehmen zu können. Auf das wiederholte Drängen des Kaisers schrieb er einen Brief, der uns über die damaligen Verhältnisse aufs beste aufklärt. Er versichert zunächst den Kaiser seiner treuen Ergebenheit, weist aber sein Verlangen entschieden zurück. Er berichtet ihm ausführlich über den Erfolg seiner bisherigen Wirksamkeit und über die weiteren von ihm ins Auge gefaßten Missionsunternehmungen. Er plant auch die Entsendung eines Missionsbischofs nach Schweden. Er selbst möchte zunächst die Preußen bekehren. Nach Vollendung dieses seines Lebenswerkes wolle er die Mission unter den Lausitzern (Liutizen) in Angriff nehmen. Bruno erhebt hier bittere Klage darüber, daß der Kaiser diese Bekehrungsarbeit in der Ostmark seines Reiches vernachlässigt habe, ja daß er sogar ein Bündnis mit den heidnischen Liutizen gegen den christlichen Polenherzog geschlossen habe (der Polenherzog hatte einige Jahre zuvor dasselbe gegen den christlichen Kaiser

getan! Was fragt die Machtpolitik nach Religion?). Infolgedessen sei die Ausbreitung des Christentums zwischen Elbe und Oder zum Stillstand gekommen. Er tadelt scharf die Politik des Kaisers, die das Heidentum schone und das Christentum beeinträchtige.

Aber die politischen Verhältnisse dauerten fort, der Krieg wütete weiter. Bruno bereitete nun wirklich die Mission unter den Schweden vor und weihte einen Bischof für dieses Land. Boleslaus und die polnischen Großen unterstützten ihn tatkräftig. Er selbst wollte in Polen nicht länger müßig bleiben. Er ging mit seinen Gefährten auf gut Glück vorwärts, um endlich nach vierjähriger Verzögerung das Werk des heiligen Adalbert wieder aufzunehmen. Aber er kam nicht weit. Bereits am 14. Februar 1009 wurde er in der Gegend von Braunsberg zusamt seinen Gefährten von den heidnischen Preußen erschlagen. Es waren im ganzen 18 Märtyrer außer ihm selbst. Ob auch die anderen Benediktiner-Eremiten waren so wie er, steht nicht fest, ist aber wahrscheinlich. Als Bruno später heiliggesprochen wurde, wurde der 14. Februar in dem römischen Kalender als sein Gedenktag festgesetzt.

Zu dem allgemein die katholischen Geistlichen verpflichtenden Breviarium Romanum haben die polnischen Diözesen noch einen Anhang, in dem die Gedenktage der heiligen „Patrone des Königreiches Polen und Schweden" zusammen aufgeführt werden. Da ist der 16. Oktober (der Tag der Überführung seines Leichnams) als Tag des „Apostels Preußens" angegeben mit folgendem lateinischen Gebete: „Allbarmherziger Gott, dessen Glauben zu verbreiten der heilige Bruno, Bischof und Märtyrer, in diesen Ländern sein Blut freigebig vergossen hat, erbarme dich der Seelen deines Volkes, befreie sie von Schuld und Strafe und nimm sie allbarmherzig auf in die Zahl deiner Heiligen!"

Was für eine Stellung hat Bruno in Polen eingenommen? War er nur Missionserzbischof, der bloß zufällig durch Polen kam? Oder war er zweiter Erzbischof neben dem von Gnesen? Letztere Behauptung wird gestützt durch den Geschichtsschreiber Gallus, der angibt, daß Polen zur Zeit des Boleslaus Chrobry zwei Metropoliten gehabt habe. Auch Wiepert berichtet: „Bruno dimisso episcopatu una cum grege sibi credita ambulavit Prussiam". Danach hätte er in Polen einen eigenen Sprengel gehabt, dann hätte er aber nicht gleichzeitig Missionsbischof sein können, wozu er doch ausdrücklich geweiht war. Von einer eigenen Erz-Diözese, wo er ja noch Suffraganbischöfe unter sich gehabt haben müßte, schweigen alle anderen Quellen. Die Angabe des Gallus ist also irrtümlich. Bruno stützte sich als Missionserzbischof auf die polnische Staatsmacht lediglich ebenso wie ehemals bei der Missionsreise zu den Petschenegen auf die des reußischen Großfürsten.

Bruno selbst hat sich niemals als zu Polen gehörig gefühlt, sondern sich stets als Deutschen betrachtet, der sein Vaterland über alles liebt. Das ist um so bemerkenswerter, als ja der Mönch nicht nur dem Vaterlande, sondern sogar der eigenen Familie zu entsagen hatte und seinen Eltern und Geschwistern fortan als ein Fremder gegenüberstand. Dazu kommt, daß die mittelalterlichen Gelehrten und Kirchenmänner häufig einen internationalen Zug an sich tragen, so daß ihre volksmäßige Zugehörigkeit manchmal schwer festzustellen ist. Das ist bei Bruno anders. Er macht sogar dem von ihm verehrten und geliebten Kaiser Otto III. nach seinem Tode, den er tief beklagte, schwere Vorwürfe, weil er Rom über alles geliebt und sein Vaterland, das „liebliche Germanien", vernachlässigt hat. „Nam cum sola Roma ei placeret, peccatum regis hoc fuit: Terram suae nativitatis, delectabilem Germaniam, jam non videre voluit. Tantus sibi amor, habitare Italiam fuit". Man vergleiche das mit der Italienschwärmerei unzähliger Deutscher aller Stände und Zeitalter!

Bruno erachtet sich stets als Untertanen Kaiser Heinrichs II. Er nennt ihn mehrfach seinen Herrn. Er schreibt ihm aus Ungarn: „Scitote sub testimonio Christi,

ubicumque possum, fidelissimus fautor sum vestrae parti". Wenn er auch im weiteren Verlauf des Briefes bekennt, den Boleslaus zu lieben wie seine eigene Seele, so doch: „Non contra gratiam vestram diligo eum. Quin quo plus possum, ad vos volo convertere illum". Sein ganzer Brief an Heinrich II. macht den Eindruck eines Rechenschaftsberichtes, den ein Lehnsmann seinem Lehnsherrn erstattet. Er schildert seine Tätigkeit in Ungarn, Rotreußen, bei den Pentschenegen und in Polen und enthüllt seine Zukunftspläne in bezug auf Preußen und Schweden.

Dabei ist er weit entfernt von aller höfischen Lobrednerei. Er ist so freimütig, Heinrich zu tadeln wegen seines unchristlichen Bündnisses mit den Heiden gegen Boleslaus. Er mahnt ihn in apostolischer Weise zur Versöhnung mit diesem Feinde. Er verpflichtet sich aber auch, seinem Kaiser weiterhin Berichte über seine Tätigkeit zu erstatten.

Auch Thietmar hat seinen Jugendfreund stets als einen nach Deutschland gehörigen Bischof angesehen. Er schreibt von Bruno: „Henricum regem Deus Omnipotens triumpho tanti praesulis honorificavit", nimmt also den Ruhm des Märtyrertodes seines Freundes durchaus für Deutschland in Anspruch.

Wie manche Heldengestalt des christlichen Mittelalters, so ist auch Brunos Leben von einem reichen Sagenkranze umwoben worden. Schon sein Biograph Petrus Damiani weiß viel über ihn zu erzählen, wovon sein Zeitgenosse Thietmar nichts meldet. Damiani setzt auch seinen Geburtstag auf den 19. Juni fest, die römische Kirche habe ihn gefeiert. Damiani erzählt auch, daß er bei den „Russen" (wahrscheinlich wieder Verwechselung von Russia und Prussia) die Feuerprobe bestanden habe. Er sei zwischen zwei brennenden Scheiterhaufen hindurchgegangen, und das Feuer habe ihn nicht versehrt. Der Fürst aber habe gedroht, wenn ihn das Feuer auch nur versengen werde, so solle er gänzlich dem Feuertode überliefert werden. Bonifatius habe sich für dies Gottesgericht bereit erklärt, sich mit den heiligen Meßgewändern angetan, den Weihrauch angezündet und das Feuer „lustriert" und sei dann heil hindurchgeschritten. Das habe auf die Menge einen solchen Eindruck gemacht, daß der König und viele andere ihm zu Füßen gefallen seien, sich hätten taufen lassen. Ja der König habe sein Reich seinem Sohne übergeben, um fortan unzertrennlich mit Bonifatius zusammen leben zu können. Eine andere Legende berichtet, die Urheber eines Mordplanes in diesem Königreiche seien mit Blindheit und Erstarrung aller ihrer Glieder bestraft worden, aber das Fürbittegebet des Bonifatius habe sie von dieser Plage befreit. Dies alles ist ein Beweis dafür, welch einen tiefen Eindruck der selbstlos sein Leben in den Tod hingebende Missionar auf die Nachwelt gemacht hat.

Während die ältesten Quellen nur einfach seinen Tod berichten, wird später sein Sterben genauer als besonders grausam beschrieben: Die einen behaupteten, man habe ihm die Seite durchschnitten und durch dies Loch alle Gedärme aus dem Leibe gezogen. Die anderen: Man habe ihm die Hände und die Füße abgeschnitten und ihn danach enthauptet. Möglich sind derartige Quälereien durchaus, gehören sie doch heute im XX. Jahrhundert nicht bloß in China, sondern auch im hochchristlichen Polen keineswegs zu den Undenkbarkeiten. Aber ebenso kann es sein, daß die ersten schlichten Nachrichten später ins Gräßliche gesteigert worden sind. Die letzte Darstellung ist sogar ins römische Martyrologium übergegangen. Es schreibt zum 15. Oktober, dem Tag der Überführung seines Leichnams: „In Preußen ist der heilige Bruno, Bischof der Ruthenen (auch hier wohl wieder Russia und Prussia verwechselt), auch Märtyrer, der das Evangelium in der Gegend gepredigt hat, von den Ungläubigen gequält worden. Es sind ihm Hände und Füße abgehauen worden und dann das Haupt".

Nach den Berichten einiger, z. B. des Ademar, kaufte das Volk der Reußen seinen Leichnam für ungeheures Geld. Glaublicher ist die andere Berichterstattung, die sich vor allem bei Thietmar findet, daß dies Boleslaus Chrobry getan hat, wie er das ja schon vorher mit dem Leichnam des heiligen Adalbert getan. So betätigte der Polenherzog auch noch gegen den Verstorbenen seine Freigebigkeit, die Bruno vorher in seinem Briefe an Heinrich II. gerühmt hatte: „Boleslaus consolari me ad convertendos pruzos libentissime voluit et nulli pecuniae ad hoc parcere decrevit".

Gleich in den Anfängen des nun ein Jahrtausend lang währenden Nebeneinanderlebens des deutschen und des polnischen Volkes tritt uns Bruno von Querfurt als eine Lichtgestalt entgegen. Er hat es verstanden, christliche Opferwilligkeit bis zum Tode mit treuer Anhänglichkeit an sein Vaterland auch im Auslande, im neutralen wie im feindlichen, zu verbinden und doch dabei auch dem polnischen Volke, innerhalb dessen er wirkte, neue religiöse, geistige und kulturelle Lebenskräfte zuzuführen, was in noch viel höherem Maße der Fall gewesen sein würde, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod dahingerafft haben würde.

Der polnische Gelehrte Zakrzewski urteilt wörtlich über Bruno: „Kein bischöflicher Dom in Polen wurde dem Märtyrer geweiht, der ein treuer Bekenner der politischen Idee Boleslaus des Tapferen war und als erster dem Polenvolk die weiten Missionsgebiete im Osten Europas wies. In der Reihe der Patrone der polnischen Kirche und der Schöpfer jener polnischen Ostpolitik, die sich auf die Kirche stützte, verdient Bruno, mit an erster Stelle genannt zu werden."

Krakauer Bürger als Geldgeber und Gastgeber von Königen

Nikolaus Wirsing und seine Familie (14. Jahrh.)

Von Leutnant Prof. Erich Maschke, z. Z. Posen

Innerhalb des mittelalterlichen Deutschtums in Polen nahm das Bürgertum eine einzigartige Stellung ein. Der einwandernde deutsche Ritter und der Bauer waren trotz aller rechtlichen und sozialen Unterschiede doch dem polnischen Adel und Bauerntum durch Lebensweise und Arbeitsart nicht völlig fern. Die Stadt aber war eine dem polnischen Volke, trotz mancher stadtähnlicher Ansiedlungen, durchaus fremde Lebensform, die ihm erst durch das deutsche Bürgertum bekannt und vertraut wurde. Die Stadt in Polen ist daher in ihren Grundlagen deutscher Herkunft, das Bürgertum der hier entstehenden Städte ist deutsch. Es brachte neue Sozial- und Wirtschaftsformen mit sich, durch die der Handel belebt wurde, so daß er schneller und kräftiger das Land durchpulste. Mit den deutschen Bürgern kamen aber auch Menschen nach Polen, die durch ihre Hochwertigkeit, Selbständigkeit und Leistungskraft für eine führende Rolle im Gesamtleben ihrer neuen Heimat bestimmt waren. Sie fügten sich keineswegs etwa nur in die vorhandene Sozialordnung Polens zwischen Adel und Bauerntum ein, sondern bildeten bald einen eigenen Faktor, der schnell in die Ebene innerer und äußerer politischer Entscheidungen emporstrebte, sich neben dem Adel, in Verbindung mit ihm, aber auch im Gegensatz zu ihm behauptete und sich politisch durchzusetzen suchte, wie er sozial ein reiches und stolzes Eigenleben führte.

Für keine Stadt galt das mehr als für Krakau. Durch Anlage und inneren Aufbau in vielen Beziehungen ein Gegenstück zu Breslau, dessen Gründung der eigenen Entstehung auch zeitlich nicht fern war, wurde es bald die bedeutendste deutsche Stadt in Polen. Das Schwergewicht des polnischen Staates war um die Mitte des 13. Jahrhunderts schon lange nach Kleinpolen gewandert. So entstand hier der Dreiklang von Königs- und Krönungsort, Schlachta und deutscher Stadt, der für die Geschichte Krakaus bezeichnend geworden ist.

Der einzige Versuch, die deutschen völkisch-räumlichen Zusammenhänge zu politischen Bindungen fortzuentwickeln, scheiterte. Der Aufstand des deutschen Vogtes Albert im Jahre 1311, der das deutsche Krakau mit den deutsch gewordenen Ländern Böhmen und Schlesien verbunden hätte, kam nicht zum Ziel. Krakau blieb auch in Zukunft die erste Stadt des polnischen Reiches. Doch so lebhaft auch der ständige Zustrom deutscher Neubürger blieb und so sehr die wirtschaftlichen Verflechtungen mit dem Westen wie mit dem Ordenslande auf das innere Leben des deutschen Krakau zurückwirkten — eine politische Bindung an den deutschen Staatsraum kam nicht mehr zustande.

Auch innerhalb des polnischen Staates bewahrte sich die schöne Weichselstadt ihre deutsche Art, ja, sie entfaltete diese mit dem wachsenden Reichtum erst recht eigentlich in den Jahrhunderten der gotischen Kunst. Innerhalb der Bürgerschaft war deren führende Schicht, das Patriziat, aus dessen Familien sich Rat und Schöffenbank ergänzten, am ausgeprägtesten deutsch. Unter den zahlreichen Familien, die sich durch Reichtum und Einfluß einen Platz in der Geschichte des Krakauer Deutschtums gesichert haben, ragt eine hervor, in deren bedeutendsten Gestalten sich grundlegende Schicksale des deutschen Bürgertums in Polen ablesen lassen. Es sind die Träger des Namens Wirsing.

Der erste und zugleich wohl auch der hervorragendste ist der Nikolaus Wirsing, den die Stadtbücher Krakaus zum ersten Male im Jahre 1316 anläßlich des Verkaufs eines Hausanteils nennen. Er mag schon einige Jahre zuvor nach Krakau gekommen sein, denn seine Beteiligung am Grundstückhandel ist so lebhaft, daß sie nicht erst mit dem Jahre 1316 eingesetzt haben kann.

Woher Nikolaus Wirsing kam, ist nicht bekannt. Wegen seines Wappens hat man, wie schon der polnische Chronist Dlugosz im 15. Jahrhundert auf Grund einer unbekannten Überlieferung behauptete, angenommen, er stamme vom Rhein, doch läßt sich der Name eher in Schwaben und Thüringen nachweisen. Andere Träger des Namens sind nach dem mißlungenen Aufstande des Vogtes Albert nach Breslau gezogen und haben hier ihre Herkunftsbezeichnung „Krakau" als Familiennamen angenommen. Auch Nikolaus Wirsing hatte in Breslau, wie freilich erst aus seiner späteren Lebenszeit bekannt ist, nicht unbeträchlichen Besitz, darunter Mühlen. Vielleicht hat er dieses Eigentum erst erworben, als er schon in Krakau ansässig war; vielleicht verbinden ihn aber auch ältere Beziehungen mit Breslau, von denen die Quellen nichts verraten, und ist auch er auf den Wegen des Fernhandels aus dem Westen über Breslau in die aufblühende Weichselstadt nach dem Osten weitergezogen.

Die Quelle seines Reichtums wurde, wie uns freilich nur wenige Notizen in den Krakauer Rechnungsbüchern erkennen lassen, der Tuchhandel. Wie überall, so bildete auch in Krakau der Fernhandel die Grundlage der großen bürgerlichen Vermögen. An ihm muß auch Nikolaus Wirsing in einem weit über die zeitgenössischen Nachrichten hinausgehenden Ausmaße beteiligt gewesen sein. Das hierdurch gewonnene Vermögen wurde dann in Grundstücken, Häusern, Mühlen, Gärten usw. angelegt. Daß es dabei auch Wirsing an spekulativem Interesse nicht fehlte, lassen zahlreiche Kauf- und Verkaufsurkunden erkennen.

Mit dem Reichtum wuchs der Einfluß, und diesem öffneten sich bald die städtischen Ämter. Nikolaus gehörte dem Patriziat, den ratsfähigen Familien, und damit der führenden Schicht des Krakauer Bürgertums an. Schon im Jahre 1323 saß er auf der Schöffenbank und bald danach wurde er in den Rat der Stadt gewählt, dem er dreimal angehört hat. Die häufige Nennung seines Namens in städtischen Akten an bevorzugter Stelle auch in Jahren, in denen er nicht ein Mitglied von Rat und Schöffenbank war, lassen seinen starken persönlichen Einfluß und das Ansehen, das er in der Bürgerschaft genoß, verspüren.

Trotz dieser bedeutenden Stellung, die er sich aufgebaut hatte, wurde Krakau für ihn nur ein Durchgangsort. Im Jahre 1336, also zwanzig Jahre nach seiner ersten Erwähnung als Krakauer Bürger, erscheint er als Vogt von Wieliczka, das durch sein Salzbergwerk große wirtschaftliche Bedeutung hatte. Der Inhaber des Amtes, Gerlach von Kulpen, hatte an dem Aufstande des Krakauer Vogtes im Jahre 1311 teilgenommen und es nach dem Mißlingen der Erhebung aufgeben müssen. Von seinem Nachfolger kaufte nun Wirsing das Amt für 1100 Mark. Gleichzeitig erwarb er an seiner neuen Wirkungsstätte Liegenschaften in beträchtlichem Umfang. Er baute ein neues Haus, das ihn an 1200 Mark kostete, und kaufte eine Mühle und Fleischbänke, Gärten und anderen Besitz.

Der Zweck der Übersiedlung nach Wieliczka war eine bedeutende Kapitalanlage, denn nichts anderes war auch der Kauf der städtischen Vogtei, deren nutzbare Rechte ihrem Inhaber beträchtliche Einkünfte versprachen. Dem Vogte standen der sechste Pfennig vom Grundzins, das übliche Drittel der Gerichtsgefälle, die Abgaben von den Fleisch-, Brot- und Schuhbänken, den Tuchläden und dem Badehause, sowie wöchentlich ein Klumpen Salz aus dem Bergwerk von Wieliczka zu. Ferner waren ihm vier Hufen Weide und ein Erbgut bei der Stadt überlassen. Der Kauf der Vogtei war also eine nutzbringende Kapitalanlage, die um so wichtiger war, als Nikolaus Wirsing zugleich in Wieliczka unmittelbare Verbindung mit dem Salzbergbau gewonnen hatte. Lag dessen Blüte auch erst in späterer Zeit, so kennzeichnet es doch gerade den klaren Blick des deutschen Bürgers für neue wirtschaftliche Möglichkeiten und Aufgaben, daß er nach Wieliczka gezogen war. Wie er diese Möglichkeiten im einzelnen nutzte, wie er seines Amtes als Vogt der Stadt bei der Erhebung der Steuern oder an der Spitze der Schöffenbank waltete, ob er je an dem militärischen Aufgebot, zu dem er verpflichtet war, teilgenommen hat, wissen wir nicht.

Denn schon einige Jahre später tritt uns Nikolaus Wirsing wiederum in einer neuen Stellung entgegen: er ist Truchseß von Sandomir geworden. Bis zu seinem Tode behielt er dieses ihm vom Könige verliehene Amt bei.

Das Amt des Truchseß war eines der Hofämter, die in Polen nach dem Vorbilde des fränkisch-deutschen Reiches entstanden waren. Er verwaltete die fürstliche Küche und trug bei Festmählern die Speisen auf. Während es in der Zeit des einheitlichen polnischen Staates jedes Hofamt nur einmal gab, hatte in der Zeit der Teilfürstentümer (nach 1139) jeder Teilfürst seine eigenen Hofämter. Als dann im 14. Jahrhundert durch Ladislaus Ellenlang eine neue Zusammenfassung des Staates erfolgt war, blieben die Hofämter in den bisherigen Teilfürstentümern bestehen, hatten aber nun den Charakter von Landesämtern angenommen. So gab es im kleinpolnischen Fürstentum Sandomir neben anderen Ämtern dieser Art das des Truchseß. Es war jetzt freilich ein Ehrenamt, ohne festen politischen oder verwaltungsmäßigen Inhalt. Die Ämter wurden vom Könige verliehen, doch mußte dieser bei der Besetzung Rücksicht auf die angesehensten Adelsgeschlechter des Landes nehmen. Die Erhebung zum Truchseß von Sandomir bedeutete daher für Nikolaus Wirsing nicht nur einen wirtschaftlichen Gewinn, da mit dem Amte auch Landbesitz verbunden war. Vor allem kam dadurch das Vertrauen zum Ausdruck, das König Kasimir von Polen in den Krakauer Bürger und Vogt von Wieliczka setzte, und nicht minder das hohe Ansehen, das er nicht nur am Hofe, sondern auch innerhalb des kleinpolnischen Adels genoß, zu dem er nun selbst gehörte.

Wirsings Beziehungen zu Krakau blieben auch weiterhin lebendig, doch wenn er jetzt in die schöne Stadt einritt, kam er nicht mehr als ihr Bürger — obgleich wir nicht wissen, daß er das Bürgerrecht aufgab —, sondern als Beauftragter des Königs und als Angehöriger der Schlachta Polens.

Die Beziehungen des Truchseß zum Könige waren auch finanzieller Natur. Im Jahre 1343 hatte er König Karl IV. über 2300 Mark geliehen. Diese Schuld übernahm vom böhmischen Könige aus Gründen, die wir nicht kennen, einige Jahre später König Kasimir von Polen und erstattete sie Wirsing zurück. So war dieser auch zum Geldgeber des polnischen Königs geworden. Ob er ihm auch sonst Gelder zur Verfügung gestellt hat, wissen wir nicht, doch war es jetzt und ebenso später durchaus üblich, daß die polnischen Könige oft sehr beträchtliche Summen bei den reichen deutschen Patriziern Krakaus aufnahmen. Das kapitalkräftige Krakauer Bürgertum hat so manche politische Aktion seiner Könige finanziert. Wenn auch Nikolaus Wirsing dazu herangezogen wurde, so beweist das ebenso seine Wohlhabenheit wie sein Ansehen und einen Einfluß, der nicht zuletzt auf seinem kaufmännischen Können beruhte.

Die Käufe Wirsings erstreckten sich nicht nur auf städtische Liegenschaften. Er erwarb auch auf dem Lande bedeutenden Besitz. So kaufte er ganz oder teilweise verschiedene Dörfer, in deren einem er seinen Verwandten Henzelin Wirsing als Schultheiß einsetzte. Ferner ging die kleine Stadt Dobczyce südlich Wieliczka in seinen Besitz über. Dieses Hinausdringen auf das Land bezweckte nun nicht nur die Anlage von Kapitalien, die im Fernhandel oder auf dem städtischen Liegenschaftsmarkt gewonnen worden waren. Gleichzeitig ist damit der Übergang in die polnische Schlachta, den Adel, verbunden.

Die Zugehörigkeit zum Adel fand auch in der Führung eines Wappens ihren Ausdruck. Das Wappen Nikolaus Wirsings, das an der Urkunde des Truchseß für seinen Verwandten, den Schultheiß Henzelin, befestigt ist, ist wagerecht geteilt, das obere Feld ist gegittert. Auf späteren Wappen der Familie ist das obere Feld rot, das untere weiß. Die Forschung hat versucht, der Herkunft des Wappens nachzugehen. Es ist in ähnlichen Formen in Deutschland verbreitet, und Nikolaus könnte es von dort mitgebracht haben. Freilich ist nicht anzunehmen, daß er adliger Herkunft gewesen sei. Da aber das Bürgertum zu dieser Zeit noch nicht wappenfähig war, könnte es ein Kaufmannszeichen gewesen sein, das der deutsche Bürger dann auch als Angehöriger der polnischen Schlachta beibehalten hätte.

Nun gibt es aber das Wappen, das Nikolaus Wirsing führte, unzweifelhaft auch als polnisches Wappen, und zwar als das der Lagoda. Sollte er es von den Inhabern dieses Wappens übernommen haben, so würde das darauf hindeuten, daß er von einem derselben in einer auch sonst üblichen Weise adoptiert worden wäre und so das Recht erhalten hätte, das Wappen „Lagoda" zu führen. Hieraus wäre dann auch der rechtliche Weg erkennbar, auf dem Nikolaus Wirsing in die polnische Schlachta übergegangen ist.

Doch wie immer sich dieser Vorgang vollzogen haben mag: er ist in der Person des Krakauer Bürgers und Vogtes von Wieliczka von allgemeiner geschichtlicher Bedeutung. Denn gleich ihm fanden zahlreiche Angehörige des deutschen Bürgertums in Polen, insbesondere in Kleinpolen, Aufnahme in den polnischen Adel. Daß polnische Adlige sich gern bereit fanden, mit den Töchtern reicher deutscher Kaufleute die Ehe zu schließen, war nicht selten. So drang ein Strom deutschen Blutes über die Frauen in den polnischen Adel ein. Dieser Zustrom aber wurde noch mächtig verbreitet durch den Übergang deutscher Bürger in die Schlachta. Erhielten sie, wie man aus der erst spät polonisierten Form des Namens Wirsing sehen kann, auch zunächst noch ihr Volkstum, so gingen diese deutschen Angehörigen des Adels Polens schließlich doch im polnischen Volkstum auf.

Ihre Erbanlagen kamen der adligen Oberschicht des polnischen Volkes zugute und wurden so zur Grundlage für deren Leistungen. Auch andere Völker haben vereinzelt zum Aufbau und Fortbestand des polnischen Adels beigetragen. Geschichtliche Bedeutung hatte nur die Aufnahme deutscher Bürger in die Schlachta, denn infolge des blühenden deutschen Städtewesens und der an Zahl starken deutschen Bürgerschaft bildeten nur sie eine Volksgruppe, die neben den Polen an Zahl und Wert ins Gewicht fiel, nach Leistung und Bedeutung sich neben die Schlachta stellte. Wenn nun Angehörige des städtischen Patriziats deutscher Herkunft aufs Land hinauszogen und in die Schlachta aufgenommen wurden, so stärkte ihr Blut den polnischen Adel, ging aber zugleich dem deutschen Volkstum gerade in dessen führenden bürgerlichen Schichten verloren. Der spätere Verfall des deutschen Bürgertums und der Sieg der polnischen Schlachta über dieses haben eine ihrer Wurzeln in der Tatsache, daß beste Kräfte dem Adel Polens eben aus dem Bürgertum zuströmten, dessen Stellung die Schlachta aus engen und eigennützigen Absichten schließlich mit Erfolg zu untergraben verstand.

So ist der Aufstieg Nikolaus Wirsings vom Krakauer Bürger, Schöffen und Ratsmann zum Vogt von Wieliczka und weiter zum königlichen Würdenträger und

Angehörigen der Schlachta nicht nur bezeichnend für das erfolgreiche Aufstiegsstreben des deutschen Bürgers in Polen und für das Ansehen, das er sich durch eigene Kraft und Leistung schuf. In Wirsings persönlichem Wege kommt zugleich ein wichtiger volksgeschichtlicher Vorgang zum Ausdruck: das Hineinwachsen von Angehörigen des deutschen städtischen Patriziats in die polnische Schlachta, zu deren Aufbau und Geschichte sie Wesentliches beitrugen, freilich unter schließlicher Aufgabe ihres eigenen Volkes.

Nikolaus Wirsing verkörperte nicht nur das wirtschaftliche Streben der deutschen Bürgerschaft Krakaus. Er diente mit seinem Reichtum auch dem kulturellen Schaffen, das aus dem mittelalterlichen Krakau eine der schönsten deutschen Städte machte. Durch fromme Stiftungen förderte er zugleich die deutsche Kunst. Er gab nicht nur die Mittel für die Kapelle auf dem Friedhof der Marienkirche, sondern auch zum Chor dieser Kirche, die bis heute das hochragende Sinnbild des alten deutschen Krakau geblieben ist. Ebenso stiftete er den Hauptaltar, der dann später durch den berühmten Altar des Veit Stoß ersetzt wurde. Durch andere fromme Stiftungen hat der erfolgreiche Kaufmann für sein Seelenheil zu sorgen gesucht. Am 4. Oktober 1360 ist er gestorben.

Der Aufstieg deutscher Bürgerfamilien hat sich in den Fernhandelsstädten im allgemeinen mit großer Schnelligkeit vollzogen. Doch nur selten erbten die Nachkommen die Energie und Tatkraft des Vorfahren, der die Stellung ihrer Familie begründet hatte. Der Abstieg ließ selten lange auf sich warten, und andere aufstrebende Geschlechter setzten sich an die Stelle derer, die den ererbten Reichtum nicht zu bewahren verstanden. Der Truchseß von Sandomir hatte außer einer Tochter, die in das Augustinerinnenkloster zu Ratibor eintrat, fünf Söhne. Von ihnen hat keiner auch nur annähernd die Stellung und das Ansehen des Vaters innegehabt.

Außer dem Truchseß Nikolaus Wirsing gab es nun in Krakau gleichzeitig mit ihm auch andere Träger des gleichen Familiennamens, deren Verwandtschaftsverhältnis untereinander und mit dem Truchseß im einzelnen nicht klar ist. Vielleicht ist eine ganze deutsche Bürgersippe im Anfang des 14. Jahrhunderts in Krakau eingewandert, vielleicht, doch unwahrscheinlich, sind die in dieser Zeit genannten Wirsings die Nachkommen eines uns nicht bekannten gemeinsamen Vorfahren.

Unter den Wirsings, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Krakau lebten, ragt nur einer hervor, da mit ihm ein besonderes und sehr bezeichnendes Ereignis verbunden ist. Er hieß gleichfalls Nikolaus Wirsing, ist aber mit dem Truchseß nicht gleichzusetzen, da er jenen ohne Zweifel überlebte. Auch dieser „Nickel der Junge", wie ihn die Stadtbücher nennen, gehörte dem Krakauer Patriziat an. Er war Schöffe im Jahre 1344, Ratsherr in den Jahren 1347, 1356 und 1364. Auch er war im Tuchhandel tätig, wie aus einer Schenkung des Truchseß an den jüngeren Namensvetter, den er dabei ausdrücklich seinen Verwandten nennt, hervorgeht.

Konnte sich der jüngere Nikolaus auch mit dem königlichen Würdenträger nicht in seiner Stellung innerhalb der Schlachta vergleichen, so war er doch innerhalb des Krakauer Patriziats angesehen genug, um selbst Könige und Kaiser an seinen Tisch laden zu dürfen. Im September 1364 fand zu Krakau ein Fürstentag statt, wie ihn die Weichselstadt in dem runden Jahrhundert ihres Bestehens noch nicht erlebt hatte. Fünf Könige trafen hier zusammen: außer Kasimir dem Großen von Polen waren es Karl IV., der römische Kaiser, deutsche König und König von Böhmen, ferner Ludwig von Ungarn, Waldemar IV. von Dänemark und der König von Cypern, der in Krakau so erfolglos wie anderwärts in Europa für seine Kreuzzugspläne warb. Im Dezember 1363 hatten Kaiser Karl und König Ludwig einen Streit unter Vermittlung Kasimirs von Polen und Bolkos von Schweidnitz beigelegt. Die Bestätigung dieses Friedensschlusses erfolgte nun auf dem Tage zu Krakau, an dem auch die Söhne des Kaisers, Wenzel und Jobst, die drei Habsburger Rudolf, Albrecht und Leopold

und, wie ein polnischer Chronist wohl mit annähernder Genauigkeit schrieb, „alle Fürsten Polens" teilnahmen.

Es war ein politisches Ereignis, wie es das mittelalterliche Polen nicht noch einmal in solchem Glanz und solcher Zahl der Herrscher und Fürsten gesehen hat. Ein französischer Chronist, der Augenzeuge war, hat in seinen Versen ein anschauliches Bild von den höfischen Freuden dieser Festtage hinterlassen, von den üppigen Mahlzeiten und den Turnieren, an denen auch Kaiser Karl selbst teilnahm.

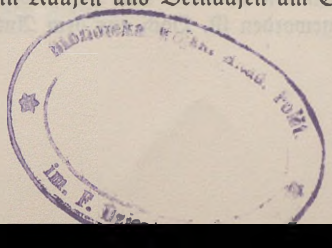
Zu diesen festlichen Veranstaltungen gehörte auch ein Mahl, das Nikolaus Wirsing der Jüngere dem polnischen Könige und den auswärtigen Gästen ausrichtete. Der polnische Chronist Dlugosz hat darüber berichtet: „Als Wirsing die fünf Könige und alle Fürsten, Barone und Gäste in sein Haus zum Mahle geladen hatte, erbat er von den Königen die Erlaubnis, ihre Plätze nach eigenem Ermessen verteilen zu dürfen; dann ließ er König Kasimir von Polen den ersten und obersten Platz einnehmen, den zweiten Karl, den deutschen und böhmischen König, den dritten den von Ungarn, den vierten den von Cypern und den letzten den von Dänemark. Er erklärte dazu, daß er keinem mehr als seinem Herrn, König Kasimir von Polen, für die bedeutenden Wohltaten, mit denen er ihn, den eingewanderten Bürger, ausgezeichnet habe, zur Erteilung der höchsten Ehre verpflichtet sei. Als er sie mit köstlichen Speisen versehen hatte, übergab er einem jeden während des Mahls wertvolle Geschenke. Das, was er König Kasimir und den anderen Königen überreichte, soll soviel gewesen sein, daß es die Summe von 100000 Gulden überstieg, so daß er damit bei allen nicht nur Bewunderung, sondern auch Überraschung hervorrief."

Gewiß ist der Bericht des Dlugosz, der ein Jahrhundert nach dem Ereignis wohl auf Grund mündlicher Überlieferung niedergeschrieben wurde, in den Einzelheiten ungenau und übertrieben. Doch im Kern ist er brauchbar. Bei einer Fürstenversammlung vom Range dieses Tages trat auch die deutsche Bürgerschaft der Stadt repräsentativ in Erscheinung. Sie wurde durch Nikolaus Wirsing vertreten, der im Namen der Stadt und gewiß auch aus ihren Mitteln die gekrönten Teilnehmer des Fürstentages in sein Haus zu Gaste lud. Der deutsche Bürger als Gastgeber von fünf Königen, unter ihnen dem eigenen Landesherrn: es ist ein stolzes Bild deutschen Bürgertums im Osten, das in dieser Szene festgehalten ist.

Wie hier das deutsche Krakau vollwertig neben dem polnischen König in Erscheinung trat, so sind die beiden Nikolaus Wirsing, der „alte Nickel" wie der jüngere, Vertreter des deutschen Krakau, in deren persönlichem Schicksal die Dreiheit von Königtum, Schlachta und Bürgerschaft zum Ausdruck kam. Ihr Verhältnis erscheint in dieser Zeit, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, ausgeglichen, ihre Kräfte sind förderlich miteinander verbunden. Die lebendigste, die eigentlich aufstrebende und schöpferische Kraft in dieser Dreiheit aber ist das deutsche Bürgertum Krakaus, wie es durch die Gestalten der Wirsing vertreten wird.

Als dann um die Wende des 14. Jahrhunderts wieder ein Angehöriger des Geschlechtes in einer bedeutenden Rolle hervortrat, war der Dreiklang der geschichtlichen Mächte, die das Antlitz Krakaus zeichneten, in der Tiefe schon gestört. Den Gegensätzen, die sich gebildet hatten, fiel der Ratsherr Andreas Wirsing zum Opfer. In welchem Verwandtschaftsverhältnis er zu den älteren großen Trägern des Namens stand, ist unbekannt. Es ist nur Vermutung, daß er ein Enkel Nikolaus Wirsings des Jüngeren gewesen sei. Doch nahm er eine ebenso angesehene Stellung ein, wie dieser sie sich in Krakau geschaffen hatte.

Im Jahre 1390 erscheint Andreas Wirsing zum ersten Male als Mitglied des Rates, dem er bis zu seinem Sturze im Jahre 1406 mit kurzen Unterbrechungen angehört hat. Daß auch er im Fernhandel tätig war, bezeugt eine Notiz über Geschäfte mit Pelzen. Gleich den beiden älteren Wirsings nahm er in Käufen und Verkäufen am Grundstückhandel in der Stadt lebhaften Anteil.



Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts war Andreas Wirsing wohl die treibende Kraft im Rate der Stadt. Er nahm daher auch auf ihre politische Haltung entscheidenden Einfluß. Die Weite seines Blickes und die Klarheit seiner politischen Absichten macht ein Einzelbeispiel deutlich. Das auf Arbeit und Tätigkeit eingestellte Leben Krakaus und seiner Kaufleute litt nicht wenig unter der großen, immer noch zunehmenden Zahl von kirchlichen Feiertagen, an denen alle Arbeit ruhen mußte. Als im Jahre 1394 eine kirchliche Provinzialsynode nach Krakau einberufen werden sollte, stellte Wirsing im Rate den Antrag, bei der Synode auf eine Verminderung der für andere Orte bereits neuerdings angeordneten Feiertage hinzuwirken. Der Ratsherr wollte sich aber nicht damit begnügen, daß die Stadt Krakau in dieser Richtung Schritte tat. Er regte an, daß die Bürgermeister von Krakau mit denen anderer Städte Rat halten sollten, um gemeinsam vorzugehen.

Wie in Krakau, so waren auch in den anderen Städten Polens das Patriziat und damit Rat und Bürgermeister deutsch. Wenn jetzt Andreas Wirsing ein Zusammengehen der Städte forderte, so war nicht der Anlaß dazu, die Herabsetzung der Zahl kirchlicher Feiertage, geschichtlich bedeutsam, wohl aber der Gedanke, die deutsch bestimmten Städte des Landes zu gemeinsamem Handeln in einer Frage, die alle berührte, aufzufordern.

Seitdem sich Krakau, Posen und andere Städte unter Führung ihrer Vögte vergebens gegen Ladislaus Ellenlang erhoben hatten, gab es kein gemeinsames Handeln der deutschen Städte von politischer Bedeutung mehr. Im Jahre 1350 hatten sich gelegentlich Posen, Kalisch und Peisern zusammengetan, doch unter fürstlichem Einfluß. Auch das von Kasimir dem Großen geschaffene sog. Sechsstädtegericht, dessen Schöffen von den kleinpolnischen Städten Krakau, Kasimir, Sandez, Bochnia, Wieliczka und Olkusz gewählt wurden, entstand durch königliche Anregung und erfüllte nicht einmal innerhalb der deutschrechtlichen Gerichtsbarkeit die Hoffnungen, die sein königlicher Schöpfer damit verbunden hatte. Auch die Zugehörigkeit Krakaus zur deutschen Hanse war politisch bedeutungslos und hatte für die Stadt einen rein wirtschaftlichen Wert, der, besonders im Rahmen ihres Weichselhandels, durch die Verbindung mit den preußischen Hansestädten zur Geltung kommen konnte.

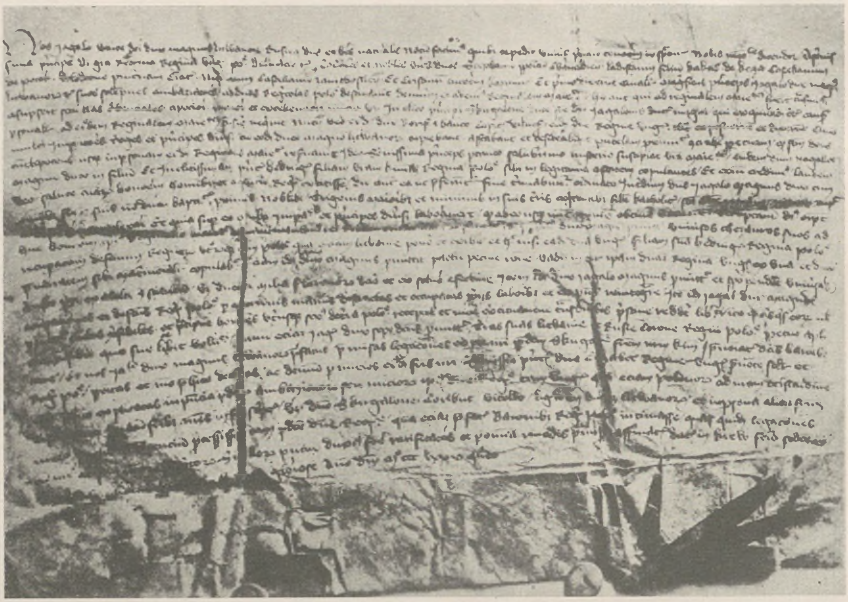
In Deutschland hatten seit dem Verfall der Reichsgewalt um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Städtebünde immer ausgeprägter eine politische Rolle zu spielen begonnen und der deutschen Stadt neben Fürsten und Ritterschaft ihren Platz gesichert. Andererseits begann der polnische Adel dazu überzugehen, in Konventionen seine ständischen Sonderziele erfolgreich zu vertreten und durch seine Zusammenschlüsse dem Könige ein Recht nach dem andern, oftmals auf Kosten der Städte, abzutrotzen. Die deutschen Städte in Polen indes standen seit dem unglücklichen Jahre 1312 vereinzelt dem Könige wie der Schlachta gegenüber. Ohne größeren Zusammenschluß und ohne Ausrichtung und Verwirklichung eines gemeinsamen politischen Willens waren die deutschen Städte Polens den städtefeindlichen Bestrebungen der polnischen Schlachta ausgesetzt, denen sie schließlich auch erlagen.

Der Gedanke, mit anderen Städten gemeinsam zu handeln, war daher trotz der Geringfügigkeit des Anlasses von allgemeiner Bedeutung. Vielleicht war es kein Zufall, daß im Jahre 1403, in dem Andreas gleichfalls Ratsmann war, von einem allerdings nicht näher bekannten Zusammenschluß der Städte die Rede ist. Jedenfalls hat er wie kaum ein anderer deutscher Ratsherr seiner Zeit in Polen die Notwendigkeit eines Zusammengehens der Städte erkannt und vertreten und damit, da sie ja in Wesen und Bevölkerung deutsch bestimmt waren, auch für einen Zusammenschluß des städtischen Deutschtums in Polen oder wenigstens in Kleinpolen gesprochen. Die Quellen verraten uns nicht, was aus dem Antrage Wirsings im Krakauer Rate geworden ist. Doch aus dem Antrage selbst spricht ein deutscher Patrizier, der



Das Festmahl bei Wirsing (1363)

Ein Gemälde von Jan Matejko



Die Urkunde der polnisch-litauischen Union von Krewo (1385), deren Mitschöpfer der Wilnaer Deutsche Hennecke von Riga war

(Urkunde im Arch. Kapit. in Krakau)

BIBLIOTEKA HIST. WOJSK.

über die Mauern seiner neuen, schönen Heimatstadt nicht nur als Kaufherr, sondern auch als Politiker hinausblickte.

Der selbständige und eigenwillige Charakter Wirsings brachte ihm Erfolg und Einfluß, aber auch Neider und Feinde. Er genoß weithin ein Vertrauen, das sich besonders ausdrückte, wenn er für die Kinder von Bürgern und Adligen die Vormundschaft übernahm. Doch hatte er in der Stadt wie im Adel des offenen Landes, zu dem er wohl gleichfalls, wie sein Namensvetter, zu rechnen ist, auch Widersacher, ja gerade in diesem mögen seine stärksten politischen Feinde gesessen haben, denen seine bewußte und weitschauende Städtepolitik ein Dorn im Auge war. Mit dem Rate der Stadt war er wohl schon in Konflikt gekommen, als er im Jahre 1403 daran dachte, auf sein Bürgerrecht in Krakau zu verzichten. Doch erst drei Jahre danach kam es zu einer Katastrophe, die dem stolzen Manne nicht nur Stellung und Leben, sondern auch die Ehre nahm. Freilich kennen wir die Darstellung der Vorgänge, deren Opfer er wurde, nur aus der Feder seiner Gegner, denen der Krakauer Stadtschreiber mit seinem feindseligen Bericht offenbar nahestand.

Den Rechnungsbüchern einer spätmittelalterlichen Stadtverwaltung fehlte es nicht an Flüchtigkeiten, Rechenfehlern und Lücken. Doch die Aufsicht über die Verwendung der vorhandenen Gelder wurde mit um so größerer Sorgfalt geführt. In den Händen des Rates lag die Verwaltung der städtischen Finanzen. In Krakau hatten drei Ratsherren je einen Schlüssel zu der Lade, in der auf dem Rathause die Gelder verwahrt wurden. Nur gemeinsam konnten sie mit ihren drei Schlüsseln die Lade öffnen und Geld entnehmen, so daß dadurch Veruntreuungen durch einen einzelnen unmöglich gemacht wurden. Außerdem wurde eine besondere Kasse für amtliche Reisen der Ratsherren in Sachen der Stadt geführt; die beiden Schlüssel zu dieser „Reiselade" waren in den Händen von zwei Ratsherren.

Andreas Wirsing hatte nicht nur einen der drei Schlüssel zu der großen Lade, sondern auch einen zu der Kasse für Reiseausgaben. Als einer der führenden Männer der Stadt wurde er oft mit Reisen an den Hof des Königs oder zu anderen Fürsten und zu Städten betraut. So bildete sich wohl die Gewohnheit heraus, daß er, gegen die Vorschrift, öfter beide Schlüssel zu der Lade bei sich trug. Ein Ratsherr beobachtete nun, daß Wirsing Geld entnahm. Am folgenden Samstag wurde er heimlich beobachtet, und als er wieder einige Beutel Geld in seine Kleider steckte, von denen ihm einer zu Boden fiel, wurde er verhaftet. Ihm wurde der Prozeß gemacht. Er wurde trotz seiner Beteuerungen zum Tode verurteilt und enthauptet.

Doch die Verwandten Andreas Wirsings gaben den Kampf um die Ehre des toten Ratsherrn nicht auf. Sie führten den Prozeß bis zum Könige, der schließlich aus dem königlichen Schatz eine größere Summe als Schadenersatz an die Hinterbliebenen zahlte. Nicht nur in formaler Beziehung war das Urteil gegen den Angeklagten anfechtbar. Es gibt auch andere Anzeichen, daß er zu Unrecht verurteilt worden war. Der stolze Patrizier, der, selbst nach der Feststellung des ihm feindlichen Ratsschreibers, „so große Hochschätzung und einen guten Ruf genossen hatte", mag die Unkosten, die ihm persönlich auf Reisen im Dienste der Stadt erwachsen waren, oftmals persönlich bestritten und dafür dann gelegentlich einen Ausgleich gesucht haben. Er selbst hat so sein Handeln erklärt, und es besteht kein Grund, an seiner Aussage zu zweifeln. Gewiß kostete den Ratsherrn sein Wirken für die Stadt sehr viel mehr, als diese ihm dafür entgelten konnte. Wenn seine Neider ihn, einen der mächtigsten Männer Krakaus, getragen vom Vertrauen seiner Mitbürger, mit den städtischen Geldern frei schalten sahen, so fanden sie bei den Formen der damaligen Rechnungslegung wohl Gelegenheit, ihn wegen angeblicher Unregelmäßigkeiten vor Gericht zu ziehen und zu vernichten.

Wenn aber ein Nachkomme des Toten namens Nikolaus Wirsing im Jahre 1429 von der Stadt Grund beim Neutore kaufte und hier in den folgenden Jahren eine

Gertruds-Kapelle zum Gedächtnis Andreas Wirsings — gewiß doch nur im Einverständnis mit der Stadt — errichtete, so war das eine nachträgliche Rechtfertigung des Hingerichteten und ein verspätetes Eingeständnis, daß gegen ihn ein Fehlurteil ergangen war.

Von Krakaus Bürgern, denen er zu groß geworden war, angegriffen, von der Schlachta, die ihn doch nicht als einen der Ihren ansah, im Stich gelassen, vom Könige gleichgültig seinem Untergange anheimgegeben, steht Andreas Wirsings Persönlichkeit, fast tragisch anmutend, inmitten der drei Kräfte, die das geschichtliche Antlitz Krakaus bestimmt haben.

In seinem Schicksal verkörpert sich zugleich der Weg des deutschen Bürgertums in Polen. Von den Fürsten wegen ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Leistungskraft gerufen, verspürten die deutschen Bürger doch schon seit den Zeiten des an sich städtefreundlichen Kasimir des Großen in beunruhigender Weise die Folgen der königlichen Nachgiebigkeit gegen den Adel. Der polnischen Schlachta trug das deutsche Bürgertum durch seine Söhne, die auf das Land übersiedelten, und durch seine Töchter, die polnische Adlige heirateten, sein wertvolles Blut zu. Die Schlachta aber dankte diese Bereicherung nicht, sondern sah in der Stadt, die jener in der Tat durch die Leistung ihrer deutschen Bewohner in jeder Beziehung überlegen war, auf die Dauer mehr und mehr einen gefährlichen Wettbewerber, der auf wirtschaftlichem und dadurch auf politischem Gebiet an Macht gewann.

In dem Maße, in dem die polnische Verfassung sich zum Wahlkönigtum entwickelte und der König abhängig wurde vom Adel, konnte dieser auch seiner Abneigung gegen das Bürgertum die Zügel schießen lassen. Die Schlachta siegte schließlich über die Stadt. Die deutsche Stadt des mittelalterlichen Polen ist als ein sozialer und wirtschaftlicher Körper zu eigenem Recht an der Feindschaft und Selbstsucht des Adels zugrunde gegangen. Inmitten dieser großen Auseinandersetzung osteuropäisch-polnischer und mitteleuropäisch-deutscher Verfassungsformen, die zugleich das Ringen von Deutschen und Polen um die Gestaltung des gleichen Raumes umschloß, stehen auch die Gestalten der bedeutenden Männer des Krakauer Bürgergeschlechtes Wirsing. Hineingestellt in das geschichtliche Mit- oder Gegeneinander der Kräfte, die Krakau gestalteten, verkörpern sie im wirtschaftlichen, sozialen und politischen Aufstieg wie im verhängnisvollen Untergang die geschichtliche Stellung des Krakauer Deutschtums, von dessen schöpferischen Kräften Jahrhunderte hindurch die Blüte der Stadt abhing.

Ein deutscher Mitschöpfer der polnisch-litauischen Union 1385

Hennecke von Riga (ungefähr 1350 bis ungefähr 1420)

Von Richard Breyer, Posen

Ein für die Geschicke des deutschen Ostens schwerwiegendes Ereignis war die Niederlage des Deutschen Ordens bei Tannenberg (1410), die den Anfang vom Ende dieses mittelalterlichen deutschen Bollwerks bedeutete. Damit wurde der gewaltige Vorgang der Rückgewinnung und Neubesiedlung des Ostraumes jäh zum Stehen und das bisher Erreichte in Gefahr gebracht. Tannenberg war aber nur die Folgeerscheinung einer sich lange vorher anbahnenden Entwicklung der politischen Kräfteverteilung, die durch das Zusammengehen Polens und Litauens bedingt war.

Bei jedem großen geschichtlichen Ereignis fragen wir nach den Ursachen und nach den Männern, die durch ihr Handeln diese Vorgänge auslösten, und gerade hier verdienen Ursachen und tätige Persönlichkeit von unserer Seite erhöhte Aufmerksamkeit, enthüllen sie uns doch ein Stück Tragik deutschen Schicksals im Osten, daß nämlich Deutsche, wenn auch letzten Endes unbewußt, gegen eine andere deutsche Sache auftraten und zu ihrem Scheitern beitrugen. Denn — der Schöpfer des politischen Instrumentes, welches dem Deutschen Ritterorden, der doch so sichtbar gesamtdeutsche Interessen im Osten verkörperte, zum Verhängnis werden sollte, der polnisch-litauischen Union, war, neben anderen, selber einer Deutscher — Hennecke von Riga! Er war es, der gleichsam als Regisseur im Hintergrund die Lawine ins Rollen brachte, die dann den Orden zerschmettern sollte. Wenn er auch im Schatten blieb, so war er doch am Beginn des polnisch-litauischen Spiels hervorragend beteiligt. Er war mit Initiator dieses für den Orden gefährlichen Instrumentes. *)

In den Akten über den Unionsvertrag von Krewo vom Jahre 1385, der ein Zusammengehen Polens und Litauens auf Jahrhunderte hinaus zur Folge hatte, wird erwähnt, daß im Auftrage Skirgails, der die Verhandlungen mit der Mutter der Prinzessin Hedwig, der Erbin Polens, im Namen seines Bruders Jagail führte, zwei Sendboten nach Ungarn geschickt wurden: dux Boris et Hanco, capitaneus Wilnensis. Wer ist nun dieser zweite Sendbote mit dem damals nur von Deutschen getragenen Namen, Statthalter von Wilna, der neben Boris, dem litauischen Fürsten, in einer so wichtigen Angelegenheit, die doch für das Schicksal dreier Staaten entscheidend werden sollte, zur Königin von Ungarn gesandt wurde?

*) Nach W. Semkowicz: „Hanul, namiestnik wileński i jego ród". In „Ateneum Wileńskie", Jg. VII, 1930.

Das Geheimnis wird etwas durch Dlugosz enthüllt, der bei der Erwähnung der litauischen Abordnung jenen Abgesandten des Skirgail „Hanulo" nennt. Schon im Zusammenhang mit der Wiedereroberung Wilnas durch Jagail i. J. 1382 bringt er diesen Namen. Jagail, der vorher von Keistut aus Wilna verdrängt worden war, gelang es nämlich bald, diese Stadt wieder in die Hand zu bekommen. Behilflich dabei war ihm eben jener Hanulo, der sich an die Spitze der deutschen Bürgerschaft dieser Stadt gestellt hatte. Die älteste Hochmeisterchronik schildert dieses politische Ereignis ganz eindeutig: „Undir des was eyn burger czur Wille, Hans von Rige genant, den vordros und auch andere burger der strengen grusamkeit, dy Kyustod seynen leuthen that. Ouch so was derselbe burger Jageln und seynen brudern sunderlich holt". Hier wird auch die Herkunft dieses Mannes besonders genannt, nämlich Riga, somit werden auch die Beziehungen dieser Stadt zu Wilna berührt.

Riga war zu Ende des 14. Jh. der reichste und rührigste Handelsmittelpunkt, der zwischen dem russischen Osten und dem deutschen Westen eine wichtige Vermittlerstellung innehatte. Es gehörte der Hansa an und stand an der Spitze der baltischen Städte. Ähnlich wie die pommerellischen Städte mit dem Deutschen Ritterorden, so geriet auch Riga mit den Schwertbrüdern in eine Wettbewerbstellung, die sich aus einer wirtschaftlichen zeitweilig in eine offene politische Gegnerschaft verwandelte. Daher auch die Freundschaft des Bischofs von Riga und der Rigaer Bürger zu Litauen, mit dem die Stadt rege Handelsbeziehungen verbanden. Fast alle Waren, die Litauen ausführte, gingen über Riga. Die Bürger wiederum hatten Gedymin, dem litauischen Großfürsten, ihre Gelder zur Verfügung gestellt. Um sich aber eine Geldquelle im eigenen Lande zu sichern, lud dieser Fürst Bürger aus Riga nach Wilna ein und sicherte ihnen den Vorteil zu, sich nach Rigaer Recht regieren zu dürfen. So entstand neben der weißrussischen Grodstätte in Wilna eine deutsche Stadtsiedlung. Auf diesem Hintergrund handelspolitischer Beziehungen Rigas zu Litauen und besonders zu Wilna erscheint die Gestalt Henneckes, der 1382 die Führung der Wilnaer Bürger in die Hand nahm und die Stadt Jagail übergab.

Schon diese Tat mußte Jagails besonderes Augenmerk auf Hennecke von Riga richten, hatte er doch hier den Beweis kühner politischer Initiative, die bei anderer Gelegenheit abermals nutzbar gemacht werden konnte. Diese bot sich sehr bald.

Nach der Gewinnung ganz Litauens mußte der Großfürst an eine Regelung seiner Beziehungen zum Orden denken. Um Zeit zu gewinnen, entschloß sich Jagail nachzugeben und einen für ihn allerdings ungünstigen Vertrag abzuschließen. Mit der Führung der Verhandlungen auf der Insel Dobissa beauftragte er seinen Bruder Skirgail, dem er keinen anderen als gerade Hennecke zugesellte, dessen Mut und Treue er schon erprobt hatte. Diese Tatsache bestätigt ein Jahr darauf (1383) der Hochmeister Konrad Zölner in einem Brief an Jagail. Dessen Bevollmächtigte, so heißt es nun im Brief, „hilden den Tag mit Skiergailo und Henniken von Rige uf der Dobiza". Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Hennike von Rige, Hans von Rige in der Ordenschronik, Hanulo bei Dlugosz und Hanco in den Akten der Union von Krewo, ein und dieselbe Person ist. Die Vertragsurkunden von der Dobissa tragen als einzigen nichtfürstlichen Namen von Jagails Seite eben den Henneckes, nämlich „Hannicke (Hancke), burger zcur Wilne, unsir getruwer diner", wie ihn Jagail mit Recht nennen konnte. Daß sein Anteil an den Verhandlungen mit dem Orden sich nicht nur auf das Dolmetschen beschränkte, dürfte dem Hochmeisterbrief zufolge sicher sein. Seine Rolle war derjenigen Skirgails durchaus gleichbedeutend. Auch bei den erneuerten Verhandlungen auf der Dobissa im Jahre 1383, die dann abgebrochen wurden, war Hennecke anwesend. Es ist augenscheinlich, daß Hennecke sich des vollsten Vertrauens Jagails erfreute und weiterhin die Aufgaben eines Diplomaten erfüllte, die nun wichtiger und

...che Heeresbücherei Wien

schwieriger wurden, da auf dieser zweiten Begegnung auf der Dobissa-Insel die Litauer schon einen unversöhnlichen und feindlichen Standpunkt einnahmen, der folgerichtig zum Abbruch der beiderseitigen Beziehungen und zum Kriege führte. Der Zug des Hochmeisters gegen Wilna, an dem sich Witowt, der Vetter Jagails, auf der Seite des Ordens beteiligte, brachte für die Ritter nicht den erwünschten Erfolg, da die Stadt der Belagerung standhielt. Obwohl Quellenbeweise fehlen, so läßt sich doch mit Sicherheit annehmen, daß Hennecke die Seele des Widerstandes von Wilna gewesen ist. Auch in der Entwicklung der folgenden Ereignisse, die zu einer Einigung zwischen Jagail und Witowt führten, nachdem dieser seine Sympathien für den Orden aufgegeben hatte, stand Hennecke nicht abseits, sondern als kluger und treuer Berater Jagails nahm er an der litauischen Politik tätigen Anteil, als geborener Bürger von Riga offensichtlich in ordensfeindlichem Sinne.

Es wirft sich hier die Frage von großer Bedeutung auf, die den eigentlichen Kernpunkt unseres Interesses für Hennecke ausmacht, ob nämlich Hennecke die Gedankengänge, denen man damals sowohl in Litauen als auch in Polen nachzugehen begann und die zu einer Anbahnung engerer beiderseitiger Beziehungen führten, fremd waren, oder ob nicht gerade er selbst, getreu seiner Eigenart, diese Gedanken führend verfocht.

Die Aufnahme der polnisch-litauischen Beziehungen fällt schon in das Jahr 1383 und der wachsende Widerstand Litauens gegen den Orden ist zweifellos damit in Verbindung zu bringen. Da Jagail die 1382 dem Orden auf der Dobissa gegebenen Zusicherungen nicht gehalten, sondern die masowischen Herzöge angegriffen hatte, war es zum Kriege mit dem Orden gekommen, der, wie schon geschildert, den Rittern keinerlei Erfolg gebracht hatte. Im Kampf Jagails mit den Herzögen von Masowien ging es um das seit jeher strittige Gebiet von Podlachien, welches die Herzöge wieder einmal erobert hatten. Jagail ging darauf gegen die Herzöge mit Waffengewalt vor. Als der Orden seine berechtigten Vorhaltungen machte, antwortete Jagail mit einem Brief, der im Hinblick auf Hennecke recht interessant ist. Jagail sei bereit, so heißt es in dem Brief, den Kampf gegen die masowischen Herzöge unter gewissen Bedingungen einzustellen, u. a. die Herausgabe der von den Herzögen gefangengehaltenen Wilnaer Kaufleute mit ihren Waren. Zweifellos stammt diese Bedingung von Hennecke selbst, der, wenn er auch nicht selber zu den gefangenen Kaufleuten gehörte, als Wilnaer Bürger doch ein lebenswichtiges Interesse an ihrer Befreiung hatte. Und da Hennecke damals nicht nur Diplomat, sondern auch Führer der Kanzlei Jagails war, so haben wir in ihm den Verfasser sowohl der Akten von der Dobissa als auch dieses Briefes und der darin enthaltenen Bedingung zu erblicken. Gleichzeitig schiebt sich damit hinter den politischen Kulissen das wirtschaftliche Moment, der Handel, in den Vordergrund. Gerade bei Hennecke, dem aus Riga gebürtigen und in Wilna ansässigen Bürger und Kaufmann, ist dieser Umstand überaus wichtig, denn gerade aus alledem ist sein politisches Handeln zu erklären.

Für die Handelspolitik Wilnas waren die Wege aus Litauen nach dem Westen von größter Bedeutung. Die nächste Straße führte natürlicherweise durch die Länder des Ordens selbst, aber diese war für Litauen durch die dauernden Kämpfe mit dem Orden versperrt. Der Weg nach Riga wiederum traf durch den Livländischen Orden auf Hindernisse. Deshalb hatte Gedymin, als er seinerzeit deutsche Kaufleute nach Wilna rief, diese auf den Weg nach dem Westen über Masowien hingewiesen. Mit den masowischen Herzögen lag Litauen aber ebenfalls in Streit, und zwar um Podlachien. Gerade dieses Gebiet stellte für Litauen als Brücke, über die die Handelswege über Brest nach Polen und Wolhynien führten, einen besonderen Wert dar. Hier bot sich auch der so mühsam gesuchte Weg nach dem Westen, wenn auch indirekt, so doch einigermaßen sicher. Besonders der Weg nach Lublin durch podlachi-

sches Gebiet war für Litauen als kürzeste Verbindung nach Krakau und Lemberg überaus wichtig. Daher auch der Kampf mit den masowischen Herzögen um die Verkehrsbrücke Podlachien, die unbedingt für Litauen frei gehalten werden mußte. Tatsächlich gelang es auch den Litauern, Podlachien wieder in die Hand zu bekommen, und da der Weg nach dem Westen über Masowien weiterhin versperrt blieb, mußte der nun frei gewordene Weg über Lublin nach Polen beschritten werden. Dies führte zu beiderseitigen Vorteilen, da auch Polen, besonders den Kleinpolen, die damals das Steuer der polnischen Politik führten, an einer Anknüpfung von Handelsbeziehungen zwischen den kleinpolnischen Städten, besonders Krakau, und Litauen, durch welches der Weg nach Riga, dem Nordbaltikum und Nordrußland führte, sehr gelegen war. Sofort nach der Rückgewinnung Podlachiens, 1383, verlieh Jagail den Kaufleuten von Lublin, unter denen damals auch deutsche Einwanderer aus Litauen waren, z. B. Mathias von Traken, ein Privileg, das ihnen im Handel mit Litauen Freiheit und Schutz zusicherte. Dieses Privileg ist das zwangsläufige Ergebnis der politischen und wirtschaftlichen Lage, wie sie sich zwischen Polen und Litauen, die Verbindungen miteinander suchten und sie zuerst auf wirtschaftlichem Gebiet fanden, entwickelt hatte.

Berücksichtigen wir, daß gerade zu dieser Zeit Hennecke am Hofe Jagails die Funktion eines führenden Diplomaten für außerordentliche Aufgaben erfüllte, so muß die Tatsache der Anknüpfung von polnisch-litauischen Handelsbeziehungen zu der Folgerung führen, daß auch hier, vielmehr gerade hier, Hennecke seine Hand im Spiele hatte, hatte er doch ferner auch als führender Bürger von Wilna das persönlichste Interesse an der Knüpfung wirtschaftlicher Fäden mit Lublin, wo die Wege von Krakau, Lemberg, Sandomir, Luzk, Thorn (über Masowien) zusammenliefen und eine Verlängerung nach Norden, also nach Drohiczyn, Grodno, Wilna, Riga, Polozk geradezu forderten. Außerdem mag er mit den deutschen Kaufleuten von Lublin sehr bald eine gemeinsame Sprache gefunden haben. Vergleicht man außerdem die Schriftzüge der Lubliner Urkunde mit einem von Hennecke eigenhändig geschriebenen Brief an die Bürger von Thorn, in dem auch Henneckes Hausmarke oder Gemerk angebracht ist, das einem Runenzeichen ähnelt, so fällt die Ähnlichkeit in die Augen. Er hat also die Urkunde selbst geschrieben, wie dies übrigens seiner damaligen Stellung als Kanzleiführer, Dolmetscher und Diplomat Jagails zukam.

Somit gewinnen wir einen sehr wichtigen Einblick in die Art und Weise, wie sich das erste Begegnen der Polen und Litauer vollzog, und wir erkennen die Kräfte, die die Wege für diese Annäherung geebnet haben. Daß dabei wirtschaftliche Erwägungen, Fragen der beiderseitigen Handelsinteressen und Verkehrspolitik eine außerordentlich wichtige Rolle gespielt haben, liegt nunmehr auf der Hand. Hennecke repräsentierte die Interessen der Rigaer und Wilnaer deutschen Kaufleute, die angesichts der Schwierigkeiten verkehrspolitischer Art, die ihnen durch den Orden und die Abriegelung Masowiens erwachsen waren, Verbindungen mit Polen und damit den kürzesten Weg nach dem Westen suchten. Aber auch die Polen, denen der Weg zur Ostsee verloren gegangen war, suchten neue Verkehrslinien zu einem anderen Ostseehafen. Dieser Hafen konnte Riga sein, der Weg aber führte über Lublin. Hennecke hatte die Bedeutung Lublins als Schlüsselstellung erkannt und hier die Fäden zusammengezogen.

Es war daher auch kein Zufall, sondern eine logische Folge der oben geschilderten Vorgänge, daß in der Gesandtschaft, die Jagail 1385 nach Krakau und dann weiter nach Ungarn schickte, neben Boris, dem litauischen Fürsten, auch Hennecke vertreten war. Es galt die Prinzessin Hedwig, die Erbin der polnischen Krone, für Jagail zu werben. An die Werbung knüpfte sich das Versprechen der Annahme des Christentums durch Jagail und der Abschluß einer Union zwischen Polen und Litauen. Gerade Hennecke eignete sich dank seiner diplomatischen Fähigkeiten, die er

dem Litauerfürsten gegenüber in den Verhandlungen mit dem Orden und zuletzt durch das Lubliner Privileg unter Beweis gestellt hatte, und des in ihn gesetzten Vertrauens wie kein anderer für diese hervorragende politische Aufgabe. Ihre günstige Erfüllung führte zum Abschluß der Union von Krewo 1385.

Hier bricht die Spur der politischen Tätigkeit Henneckes ab. Das große Werk war getan, die Aufgabe erfüllt, nun schien die stille Zeit für Beruf und Haus gekommen zu sein. Er errang in Litauen keine weiteren Ämter und Würden mehr, verzichtete sogar auf Amt und Würde des Statthalters von Wilna. Dies bedeutet jedoch nicht, daß nun jegliche Spur von ihm in den Akten verlorengegangen sei. Unerwartet taucht er in einer ganz anderen Stadt und unter ganz neuen Verhältnissen wieder auf: in dem damals fast rein deutschen Krakau.

In den Schatzmeisterrechnungen des Hofes der Königin Hedwig tritt in den Jahren 1393—95 oft der Name „Hanulonissa" oder geradezu „uxor Hanulonis" auf, einmal sogar „Hanulo" selbst. Hennecke hatte nämlich ein Hoffräulein aus dem Gefolge der Königin geheiratet, das er höchstwahrscheinlich auf seiner diplomatischen Fahrt nach Ungarn oder auch in Krakau selbst kennengelernt hatte.

Einige Jahre später tritt Hennecke in Kasimir, der Schwesterstadt Krakaus, als Besitzer von mehreren Häusern auf und nennt sich „Hanulo de Wilna alias nunc de Casimira". Er führte auch den Titel „miles de Wilna", zuweilen auch „nobilis". Dieser Titel läßt vermuten, daß er in die Reihen des litauischen Adels aufgenommen worden war. In diesem Falle muß man annehmen, daß ihm auch ländliche Besitzungen gehört haben müssen. Hier kam der Forschung ein Bericht über eine Ordensfahrt in die Umgegend von Wilna zu Hilfe. Dieser Fahrtenbericht nennt einen Ort „Hanulindorf" bei Miedník. In einem Register der Wilnaer Franziskaner wird wiederum Hennecke als „heres in Nakyenny namyestnyk Vilnensis" bezeichnet. Zweifellos ist Hanulindorf in dem Ordensfahrtenbericht und Nakyenny im Franziskanerregister ein und derselbe Ort. Diese Tatsache wird noch deutlicher, wenn man der Marschroute jener Ordensfahrt nachgeht. Man stößt so auf einen Fluß Kienia, einen Nebenfluß der Wileška, an welchem die Ortschaften und Dörfer Kienie, Zakienie und Kisany liegen. Kisany aber gehörte dem Kloster der Jungfrau Maria auf dem Sande in Wilna, welchem Hennecke es geschenkt hatte. Hier haben wir also das ländliche Besitztum Henneckes zu suchen. Außerdem besaß er Häuserplätze in Wilna, die er ebenfalls an die Kirchen verschenkte.

Die Söhne Henneckes ließen sich alle im Krakauer Gebiet nieder. Sie hatten recht bald den Anschluß an den polnischen Adel gefunden und traten auch als Grundbesitzer auf. Der älteste, Konstantin, war Herr auf Mikluszowice bei Bochnia, sein Bruder Salomo auf Swoszowice. Die Frau Henneckes, der zwischen 1417 und 1421 in Kasimir gestorben ist, war im Besitz von Schwefelkiesgruben bei Krakau. Ein weiterer Sohn, schon nach polnischer Sitte Stanislaus Hanulowicz genannt, wird in den Akten von Kasimir erwähnt, der jüngste, Kasper, erwarb das Krakauer Bürgerrecht. Diese Familie ist ein typisches Beispiel, wie damals die Standesschranken zwischen deutschem Bürgertum und polnischem Adel fielen. Mit der ständischen ging auch die nationale Angleichung Hand in Hand.

Schauen wir noch einmal auf das Leben und Werk Henneckes von Riga zurück, so müssen wir urteilen, daß hier ein Messen mit heutigen Maßstäben unmöglich ist. Er war ein Kind seiner Zeit. Solange im Reiche ein Deutscher gegen den anderen stand, konnte auch der im östlichen Vorfelde lebende deutsche Auswanderer sich schwer oder gar unmöglich zu einer gesamtdeutschen Schau durchringen. Verantwortlich für die vielen Unsinnigkeiten, die im Osten geschahen, waren Jahrhunderte hindurch in erster Linie die jeweiligen Zustände im Reiche.

„Die Mutter der Jagellonen"

Elisabeth von Habsburg (1436—1505)

Von Dr. Ilse Rhode, Posen

Schon aus der frühesten polnischen Geschichte wissen wir, daß polnische Fürsten und Könige vielfach die Töchter deutscher Geschlechter heimführten und daß dem Einfluß dieser Frauen mancher Anteil an der kulturellen Hebung des polnischen Volkes zu danken ist, daß durch diese Ehen die bereits vorhandenen Verbindungen zum christlichen Westen sich vielfach verstärkten. Gelehrte und Künstler, deutsche Priester und Mönche folgten den Prinzessinnen an den herzoglichen und königlichen Hof, wurden zu Erziehern ihrer Söhne bestellt oder wirkten im Rahmen der ihnen aufgetragenen Ämter zum Besten des Volkes, unter dem sie lebten. So heiratete Misika (Mießko) in zweiter Ehe Oda, die Tochter des Markgrafen Dietrich. Eine andere Oda, die Tochter des Markgrafen Ekkehard von Meißen, wurde die Gemahlin Ladislaus I. Ladislaus Hermann vermählte sich mit Judith, der Tochter Kaiser Heinrichs II. usw. Die hervorragendste Stellung unter all diesen deutschen Frauen, die die Krone einer Königin Polens trugen, aber nimmt Elisabeth von Habsburg ein (1436—1505). Ein halbes Jahrhundert lang war sie polnische Königin, denn auch als nach 38-jähriger Ehe ihr Gatte, Kasimir IV. der Jagellone gestorben war, behielt sie nahezu den gleichen weitreichenden Einfluß unter der Regierung ihrer Söhne Johann Albrecht und Alexander, die rasch aufeinander folgten.

Das ursprünglich litauische Herrschergeschlecht der Jagellonen war nach dem Aussterben der Piasten bekanntlich dadurch an die Macht gekommen, daß die 15-jährige Erbin der polnischen Krone, Hedwig, ihrem Verlobten Wilhelm von Oesterreich entsagen und, politischen Notwendigkeiten folgend, den viel älteren Jagall heiraten mußte, so daß es auf diese Weise zu einer immer enger werdenden Verbindung zwischen Litauen und Polen kam. Ladislaus Jagall, so nannte er sich nach seinem Übertritt zur römischen Kirche und nach der oberflächlichen Christianisierung seines zum großen Teil noch heidnischen Volkes, wurde der Begründer einer neuen Dynastie, des Herrscherhauses der Jagellonen, die nahezu zwei Jahrhunderte über Polen herrschten, bis die zahlreiche Familie überraschend schnell ausstarb.

Der Thronerbe Kasimir wurde Jagall nicht von der jungen Hedwig geschenkt, sondern erst von seiner vierten Gemahlin, Sophie (Sonka), einer Ukrainerin. Der Witwe (Jagall starb 1434) wurde es nicht leicht gemacht, die Thronfolge der Söhne durchzusetzen. Denn nicht nur zu Lebzeiten Ladislaus Jagalls selbst, der am liebsten ukrainisch, sonst litauisch, aber fast gar nicht polnisch sprach, auch Generationen später galten die Jagellonen noch als landfremdes Geschlecht, dem die masovischen Piasten immer wieder die Krone zu entreißen hofften, mußte doch schon damals

jeder König in Polen, auch der vom Vater bestimmte Thronfolger, sich einer Wahl stellen. Die Königinwitwe und ihre Parteigänger setzten es jedoch mit großer Energie durch, daß zunächst der ältere Sohn, der den traditionellen Namen Ladislaus führte, trotz seiner Minderjährigkeit die Königskrone erhielt. Er, der 1444 in der Türkenschlacht bei Warna fiel und seither in der Geschichte den Beinamen Warnenser (polnisch Warneńczyk) führt, hat noch vor seinem Bruder Kasimir versucht, sich mit dem habsburgischen Hause zu verbinden.

Wieder ging es um die Herrschaft in Ungarn, um die heißbegehrte Stephanskrone. 100 Jahre vorher war eine Piastentochter, auch eine Elisabeth, die Schwester Kasimirs des Großen, Königin von Ungarn geworden (1306—1380). Ihre Enkelin war Hedwig, die Gemahlin des ersten Jagellonen. Die Herrschaft über Ungarn aber war an die luxemburgischen Habsburger zurückgefallen, und König von Ungarn wurde für wenige Jahre Albrecht von Oesterreich, der schon 1439 starb. Schon zu Lebzeiten Albrechts bewarb sich der junge Polenkönig Ladislaus um die Hand der älteren Tochter Albrechts, die aber damals auch noch ein Kind war, während er für seinen damals 9-jährigen Bruder Kasimir ein Eheversprechen mit der zweijährigen Elisabeth wünschte. Damit schienen sich die polnischen Ansprüche sowohl auf den ungarischen wie auf den böhmischen Königsthron zu festigen. Albrecht soll beide Eheverträge im geheimen abgeschlossen, sie aber noch vor seinem frühen Tode wieder für ungültig erklärt haben. Nach dem Hinscheiden Albrechts gab es die bekannte dramatische Verwicklung um die Stefanskrone. Albrecht hatte, falls das Kind, das seine Gemahlin erhoffte, ein Sohn werden sollte, diesen zum Thronerben in Ungarn bestimmt. Tatsächlich wurde ein Sohn geboren, Ladislaus Postumus, um dessen verbrieftes Recht die junge Witwe und Kaisertochter Elisabeth gegen den oppositionellen ungarischen Adel kämpfte. Mit Hilfe ihrer vertrauten Dienerin Helene Kottnauer gelang es ihr, die mythenumwobene heilige Stefanskrone zu entwenden, in deren Besitz sie sich auch des Königsthrones für ihr Kind sicher glaubte. Aber die Ungarn zogen den nun bereits herangewachsenen ältesten Jagellonen vor, sollten ihn aber auch nur wenige Jahre besitzen, da er in dem ersten Türkenfeldzug, den er für Ungarn führte, wie oben erwähnt, 1444 in der Schlacht bei Warna das Leben verlor.

Vorher hatte er für sich und Kasimir die Werbung erneuert, ein zweites Mal erfolglos, denn beide Töchter waren bereits sächsischen Fürsten versprochen, Anna Wilhelm III., den sie 1446 heiratete und die kleine Elisabeth Friedrich von Sachsen. Die Königinwitwe Elisabeth, deren Söhnchen wenigstens die böhmische Königskrone erhalten blieb, wäre vielleicht doch auf das Zureden ihrer Ratgeber hin trotz der bestehenden Bindungen auf die aus Polen kommenden Anträge eingegangen, aber sie starb selbst schon zwei Jahre nach dem Tode ihres Mannes und ließ die drei unmündigen Kinder als Waisen zurück.

Für den 17jährigen Kasimir war, als sein älterer Bruder von jenem Türkenfeldzug zum Schwarzen Meer nicht mehr heimkehrte, der Weg zum polnischen Throne freigeworden.

Sein älterer Bruder hatte ihm zunächst das Großfürstentum Litauen übergeben, das in jenen Jahren erst in loser Verbindung mit Polen stand. Als Ladislaus nach der Schlacht bei Warna verschollen blieb, wurde dem jungen Kasimir die polnische Königskrone angeboten, die er diesmal zögerte anzunehmen, weil er fürchtete, seine litauischen Stammlande dadurch zu verlieren. Als aber die Polen ungeduldig wurden und schon überlegten, ob sie etwa dem Markgrafen von Brandenburg oder einem der masovischen Piastenherzöge die Herrschaft antragen sollten, ließ sich Kasimir zur Krönung bestimmen, die am 24. Juli 1446 stattfand.

Nach der zweimaligen Ablehnung seiner Werbung um die habsburgische Elisabeth war auch Kasimir andere Bindungen eingegangen, und zwar mit einer Tochter

des Dänenkönigs Erik, die ihm außer Stettin eine reiche Mitgift als Hochzeitsgut mitbringen sollte. Als er König geworden war, zerschlugen sich die Verhandlungen. Kasimir erinnerte sich der alten, von Albrecht gegebenen Zusage, als er und Elisabeth noch Kinder waren, und erneuerte seine Werbung um die habsburgische Kaisertochter. 1452 wurde eine Gesandtschaft, bestehend aus zwei Bischöfen, dem Kronkanzler, Woiwoden und vornehmen litauischen Adligen, nach Böhmen abgeordnet, um den jungen König um die Hand seiner Schwester zu bitten. Die Gesandtschaft wurde gnädig aufgenommen und schon nach 10 Tagen auf dem Breslauer Rathaus der Ehevertrag unterzeichnet.

Die junge Elisabeth hatte bis zu dieser Schicksalswende schwere Jahre hinter sich. Nach dem frühen Tode beider Eltern wurde sie gemeinsam mit ihrem jüngeren Bruder erzogen. Ihr Vormund war Kaiser Friedrich III. selbst, der aber wenig Zeit gehabt haben soll, sich um die Kinder zu kümmern. Es wurde so wenig für ihre Kleidung, ja für ihre zureichende Ernährung gesorgt, daß eine Versammlung des Adels und der Bürgerschaft in Abwesenheit des Kaisers eigens deswegen in Wien zusammentrat, um über die Sicherstellung der Zukunft der königlichen Waisen zu beraten. So ist es auch erklärlich, daß in dem Ehevertrag mit Kasimir zwar eine erhebliche Summe als Elisabeths Mitgift genannt war, diese aber nie gezahlt worden ist, was König Kasimir, der die Großzügigkeit der Jagellonen im Geldausgeben geerbt hatte, nie verschmerzte. Ja, er soll in den Anfangsjahren seiner Ehe sogar gelegentlich bedauert haben, nicht doch die Stettinerin mit ihrer reichen Mitgift gewählt zu haben.

Aber was Elisabeth an diesen äußeren Gütern gefehlt haben mag, das wurde bei weitem ausgeglichen durch den Reichtum an Geistes- und Herzensbildung, die charakterlichen Gaben und kulturellen Fähigkeiten, die sie für ihre neue Stellung mitbrachte. Die vorhin schon genannte Helene Kottnauer, die Vertraute ihrer Mutter, behütete ihre ersten Lebensjahre. Sie besaß eine für damalige Zeiten ungewöhnliche Bildung und war zugleich eine Frau von mütterlicher Güte und Weisheit. Später wurde immer wieder für vortreffliche Erzieher gesorgt, in erster Linie zwar für den jungen Königssohn, aber an dessen Unterricht durfte die junge Elisabeth mindestens bis zur Vollendung ihres 12. Lebensjahres teilhaben. Der bekannte Humanist Enea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II., schrieb damals eine eigene Denkschrift, die die Grundsätze für die Erziehung des jungen Prinzen aufstellte und die wahrscheinlich stark die Grundsätze bestimmt hat, auf denen Elisabeth später den Aufbau der Erziehung ihrer sechs Söhne wünschte. Ebenso ist sie das Vorbild geworden für die weiter unten zu besprechende Schrift, die die „Mutter der Jagellonen" ihren noch ungeborenen Enkeln widmete. So wurde die junge Prinzessin aus erster Hand mit dem Geist der Renaissance und des Humanismus vertraut gemacht und war dazu berufen, neben andern bedeutenden Vertretern am polnischen Königshof seine Vermittlerin in ihrem neuen Vaterlande zu werden.

Daneben war für ihre Erziehung selbstverständlich auch durchaus der fromme Geist des Mittelalters maßgebend, der die jungen Mädchen gerade dieser hochgestellten Kreise zu allen weiblichen Tugenden anhielt. Sie wurden streng häuslich erzogen, beobachteten alle Übungen der kirchlichen Frömmigkeit, lebten dem Gebet, der Barmherzigkeit und Mildtätigkeit und hüteten sich oder wurden gehütet vor jeder Übertretung der Vorschriften, die ein sittenstrenges Leben forderten. Wenn Elisabeth dazu noch treffliche Vorzüge des Herzens und des Charakters mitbrachte, so nimmt es nicht wunder, daß sie von zeitgenössischer polnischer Seite gerühmt wird, sowohl als die „heiligmäßige Mutter", die ihren Söhnen als mütterliches Erbe „Gottesfurcht, Religiosität, Mildherzigkeit und Menschenliebe" mitgab, wie auch „als außergewöhnlich kluge Frau, die alle Frauen ihrer Zeit in Polen weit überragte".

Neben ihr konnte Kasimir bei weitem nicht den gleichen Anspruch auf Bildung und Erziehung erheben. Auch er hatte, wie Elisabeth, früh den Vater verloren. Aber Ladislaus Jagail, der selbst große Gaben des Scharfsinns, der Diplomatie und Willenskraft zeigte, hätte wohl kaum so sorgfältig auf die geistige Bildung seiner Söhne geachtet, eher noch auf die höfische Erziehung in allen ritterlichen Künsten, hatte er doch allen seinen Nachkommen eine unbezwingliche Jagdleidenschaft vererbt. Noch weniger sorgte die ukrainische Mutter dafür, an deren Hofe die östliche litauisch-reußische Kultur dominierte. Dem Wesen nach aber soll er, nach dem Urteil des Chronisten Jan Dlugosz, die guten Charaktereigenschaften seines großen Vaters geerbt haben, wenn er auch nicht so politisch bedeutend geworden ist wie dieser. Er war ein freundlicher Mensch, bereit zur Großzügigkeit gegen den Feind, gewandt im Umgang mit Menschen, hilfsbereit und energisch. Auch soll, im Gegensatz zu seinem Vater, sein Eheleben vorbildlich und ungetrübt gewesen sein.

Wie in diesen Zeiten üblich, war die persönliche Zuneigung der beiden Brautleute für die Schließung der Ehe nicht ausschlaggebend. Sie hatten sich vorher nie gesehen und begegneten einander erst, als im Februar 1454 Elisabeth mit einem großen Gefolge zu den Hochzeitsfeierlichkeiten reiste, die in Krakau angesetzt waren. Ungeduldig ritt Kasimir ihr eine Strecke weit entgegen. War es der strömende Regen, der sein kostbares Samtgewand und ihm zugleich die Stimmung verdarb, oder war Elisabeth, gewiß abgespannt von den Strapazen der langen Reise, wirklich so wenig anziehend, genug, der König war enttäuscht, die „Liebe auf den ersten Blick" wollte sich nicht einstellen, ja sein Verdruß ging soweit, daß er bei der Rückkehr nach Krakau allen Ernstes seinen Räten den Entschluß kundtat, auf die Braut zu verzichten und alle Abmachungen für nichtig zu erklären. Ernste Vorhaltungen, daß man ein so vornehmes Haus wie die Habsburger doch nicht in dieser Art vor den Kopf stoßen könne und daß ein Verzicht auf die Heirat zugleich den Verzicht auf wichtige politische Verbindungen mit dem europäischen Westen bedeute, brachten den enttäuschten Freier wieder zur Besinnung, so daß, ohne daß die Braut oder die Gäste es merkten, die Hochzeitsfeierlichkeiten ihren Anfang nehmen konnten. Später hat er seine Wahl nie bereut, sondern war, wie die zeitgenössischen Chroniken und Memoiren hervorheben, stets von Herzen dankbar für eine Lebensgefährtin, die ihren Platz in jeder Weise ausfüllte und die ihm eine zahlreiche und gesunde Nachkommenschaft schenkte. Ja, es heißt sogar, daß er „sie über die Maßen liebte" und daß sie diese heiße Liebe ebenso erwiderte.

Anläßlich der Trauung entspann sich übrigens ein interessanter Streit. Sowohl der Primas von Polen Odrowąż wie der Kardinal Zbigniew Olesnicki erhoben Anspruch darauf, die königliche Ehe einzusegnen. Keiner wollte zurücktreten. Schließlich einigten sie sich dahin, daß die Traurede der berühmte Johann Capistran halten sollte, weil dieser aber nicht Polnisch konnte, der Kardinal die Trauhandlung vollziehen und schließlich der Primas das Paar krönen sollte. Johann Capistran, ein italienischer Mönch des Bernhardinerordens und fanatischer Bekämpfer allen sog. Ketzerwesens, war damals einer der beliebtesten und feurigsten Volksredner. Obwohl er nur lateinisch und italienisch sprach und alle seine Reden der Volksmenge gedolmetscht werden mußten, hatte er doch, wohin er kam, einen ungeheuren Zulauf, zumal man ihn als Wundertäter pries. Die polnische Gesandtschaft, die in Breslau wegen der Brautwerbung verhandelt hatte, hatte ihn dort gehört und ihn nach Krakau mitgenommen, wo er schon seit Monaten weilte und wie ein Heiliger verehrt wurde. Gleich bei seinem Einzug predigte er vier Stunden lang auf dem Krakauer Markt, und andachtsvoll lauschte ihm die nichts verstehende Volksmenge, die trotzdem eine starke religiöse Bewegung erfaßte. Er war es, der in Polen den Bernhardinerorden einführte, dem nachher auch Elisabeth ihre Fürsorge schenkte, wie sie überhaupt sich bemühte, durch den Bau und die Ausstattung von Kirchen,

Klöstern und Kapellen das kirchliche Leben in Polen zu fördern. Der Einführung des Bernhardinerordens mag es mit zu verdanken sein, daß der Hussitismus so wenig Eingang in Polen fand, war doch gerade Capistran ein erbitterter Hussitengegner.

Die Hochzeit dauerte wie üblich mehrere Tage und brachte allerlei Lustbarkeiten mit sich. Danach aber mußte der junge Ehemann sofort in den Krieg. So sehr nach außen hin Macht und Ansehen Polens während der Jagellonenherrschaft wuchsen, so daß die Geschichtsschreiber gern von einer Blütezeit des Reiches sprechen, so wenig war nach innen der feste Bestand gesichert. Kasimir war zwar Großfürst von Litauen, aber er mußte fortwährend gegen aufsässige Nebenbuhler kämpfen. Die größten Schwierigkeiten jedoch bereitete ihm der deutsche Orden, und gerade zur Zeit seiner Eheschließung steckte er mitten drin in einem 13-jährigen Krieg (1453—1466), in dem die preußischen Landstände die Verbündeten der Polen und Litauer wurden, bis der Orden niedergekämpft, sein Land geteilt wurde und er zu Thorn Frieden schließen mußte.

Die junge Königin scheute sich nicht, ihren Gemahl auch auf diesen Kriegszügen zu begleiten. Wenn man weiß, wie anstrengend damals das Reisen war, wie unbequem und unzureichend Unterbringung und Verpflegung, dann gehörte viel Mut und Tapferkeit dazu, diese Unbequemlichkeiten auf sich zu nehmen, zumal es nicht an unmittelbaren Gefahren fehlte. So soll einmal der Orden in der Nähe von Thorn ihr geradezu nach dem Leben getrachtet und nur ihre tatarischen Diener sie vor dem Überfall geschützt haben. Doch mag das auch eine der in Polen beliebten Legenden sein.

Wenn sie nicht bei ihrem Gatten war, so weilte Elisabeth in Radom, lieber als in Krakau, das vom Kriegsschauplatz gar zu abgelegen war. Hier widmete sie sich der Erziehung und der Pflege ihrer Kinder.

13 Kinder wurden ihr geschenkt, von denen zwei Töchter in früher Kindheit starben. Die übrigen waren: Ladislaus (1456), Hedwig (1457), Kasimir (1458), Johann Albrecht (1459), Alexander (1461), Sophie (1464), Sigismund (1467), Friedrich (1468), Anna (1476), Elisabeth (1478) und Barbara (1478).

Polnische Geschichtsschreiber, auch frühe Chronisten und zeitgenössische Memoiren, haben die deutsche Kaisertochter auf dem polnischen Königsthron stets deswegen besonders gerühmt, weil sie es so vortrefflich verstand, für eine ausgezeichnete Erziehung ihrer Kinder zu sorgen und ihnen eine glückverheißende Zukunft zu bauen. Dabei wird hervorgehoben, daß sie, die Deutsche, sich bemühte, ihre Kinder, vor allem die Söhne, als rechte Polen zu erziehen, als Glieder des Hauses der Jagellonen, dessen Erbe sie weitertragen sollten, und nicht etwa als Glieder des Hauses Habsburg, wie man es hier und da in Dynastien findet, wo die Mutter die stärkere geistige Begabung und das höhere kulturelle Niveau mitbringt, was unzweifelhaft bei diesem Elternpaar der Fall war. Auch in der Familienpolitik, die bei einer so zahlreichen Nachkommenschaft mit Umsicht betrieben werden mußte, fühlte sich Elisabeth in erster Linie als Glied des Hauses der Jagellonen.

Josef Skoczek ist in einer Studie „Die Erziehung der Jagellonen" den Einflüssen nachgegangen, die für die Erziehung und innere Entwicklung der sechs Söhne Kasimirs und seines Enkels, des letzten Jagellonen, Sigismund August, maßgebend waren. Er untersucht aufs genaueste, ob in der Zeitenwende des 15. Jahrhunderts mehr das mittelalterliche Erziehungsideal oder bereits das der Renaissance vorgeherrscht hat. Da der König selber gerade in den Jahren, als seine Söhne heranwuchsen, vielfach durch die Kriegszüge gegen den Orden und durch die Unruhen in Litauen von der Familie ferngehalten war, mag er, der, wie oben erwähnt, selbst keine allzu sorgfältige Erziehung im westlichen Sinne genossen hat, sich wenig unmittelbar um die Söhne gekümmert haben. Immerhin hat, nach dem

Urteil des Verfassers, das gute eheliche Einvernehmen zwischen den Eltern jene Atmosphäre der Ruhe und der Gleichmäßigkeit geschaffen, die für die ersten Lebensjahre der Kinder so wichtig ist. Den größeren geistigen Einfluß aber hat entschieden die Mutter gehabt, die von der Erziehung des eigenen jüngeren Bruders mancherlei unmittelbare Erfahrung mitbrachte, die sie für ihre Söhne wohl verwerten konnte.

Der höfischen Sitte entsprechend wurden den Söhnen schon früh, wahrscheinlich vom 7. Lebensjahre ab, Erzieher gehalten, deren Auswahl die Eltern sorgfältig bestimmten. Den größten Einfluß auf die jungen Prinzen hat Jan Dlugosz gehabt, der „Vater der polnischen Geschichtsschreibung", der namentlich die Erziehung der älteren Söhne leitete und die Aufsicht über deren Lehrer führte. Unter diesen waren ebenfalls einheimische Kräfte vertreten, der deutsche Arzt Johann Wels aus Posen, Szydlowiecki, Baruchowski u. a. Wie Elisabeths Erziehung am Hofe Friedrichs III. unter dem Einfluß des Italieners Enea Silvio stand, so hat sich auch diesen Lehrern ein Italiener gesellt, Filipo Buonacorsi, genannt Kallimach, der hauptsächlich nach dem Tode des beliebten und einflußreichen Jan Dlugosz auf die jüngeren Söhne eingewirkt haben soll. Obwohl Kallimach wissenschaftlich und geistig eine große Errungenschaft für die Hebung der Kultur in Polen und für die jagellonische Universität in Krakau bedeutete, schreibt man es seinem unheilvollen Einfluß doch zu, daß Johann Albrecht, als er auf den Königsthron gelangte, so rasch scheiterte und daß bei ihm die erbliche Verschwendungssucht der Jagellonen in ein schwelgerisches und genußsüchtiges Leben ausartete, ja, daß der Lehrer und Erzieher ihn in allen Ausschweifungen nur bestärkte.

Von diesem Fehlschlag abgesehen dürfte Elisabeth sonst mit der Erziehung ihrer Söhne zufrieden gewesen sein. Einer, der zweite Sohn Kasimir, der schon mit 26 Jahren starb, ist ja später von der römischen Kirche heiliggesprochen worden. Der jüngste, Friedrich, wurde Kardinal und später Erzbischof. Ihr größter Stolz aber war doch, daß sie sich „Mutter von vier Königen" nennen durfte, zumal sie sich daneben gern als „Enkelin, Tochter, Schwester u. Gattin von Königen" bezeichnete.

Wie sehr für Elisabeth ihr Beruf als Mutter mit all seinen sich daraus ergebenden Pflichten im Mittelpunkt ihres Denkens und Schaffens stand, geht auch daraus hervor, daß sie noch als Königinwitwe im hohen Alter richtunggebend auf die Erziehung ihrer Nachkommenschaft hinwies, auch dabei bedacht auf den Ruhm und die Zukunft des Hauses der Jagellonen. In einem Vermächtnis oder vielmehr einer Denkschrift für ihren ältesten Sohn Ladislaus, betitelt „De institutione regii pueri" („Über die Erziehung von Königskindern") hat sie die Erziehungsgrundsätze niedergelegt oder aufzeichnen lassen, die nach ihrer Ansicht für den Sproß eines königlichen Hauses beachtet werden müssen. Die Schrift ist wahrscheinlich 1502 verfaßt, als die Gemahlin Ladislaus', eine französische Prinzessin, ihr erstes Kind erwartete. Zur Enttäuschung der Großmutter wurde es kein Stammhalter, sondern eine Tochter.

Um diese Schrift „De institutione regii pueri" hat sich eine ganze Literatur entwickelt. Sie ist nicht nur deswegen bemerkenswert, weil es die erste Schrift pädagogischen Inhaltes in der polnischen Literatur ist, sondern auch deswegen, weil sie zeigt, wie sehr die Gedanken der Renaissance ihren Einzug auch in Polen gehalten und sich in der Erziehung der königlichen Söhne ausgewirkt haben. Die Frage, wer der Verfasser der Schrift ist, ist niemals endgültig gelöst worden. Der Biograph Elisabeths, Szajnocha, der den Ruhm der Habsburgerin in keiner Weise eingeschränkt wissen möchte, ist wohl der einzige, der bei der Behauptung bleibt, daß Elisabeth selbst die Schrift verfaßt hätte. Ihre vorzügliche Erziehung am Wiener Kaiserhofe habe sie sprachlich und stilistisch durchaus dazu befähigt, ihr auch die genügenden Kenntnisse der Antike vermittelt, so daß die Bilder, die der antiken

Geschichte und Ideenwelt und die mannigfachen Zitate aus klassischen Schriftstellern auch von ihr selber herangeholt sein müssen. Wohl alle andern Beurteiler der Schrift ziehen aber die Verfasserschaft Elisabeths kaum in Erwägung, sondern halten es für wahrscheinlich, daß die Königin einen der schriftgewandten Italiener an ihrem Hofe mit der Abfassung der Schrift beauftragt hat. Namentlich wird sich der Verfasser nicht feststellen lassen, da er nach damaliger höfischer Art seinen Namen verschwieg, um der königlichen Auftraggeberin die Ehre der Verfasserschaft zu belassen. Skoczek tadelt an der Schrift, daß die Komposition etwas wirr durcheinander gehe und daß es an originalen Gedanken mangele. Der Verfasser habe sich mehr oder weniger an damalige größere Vorbilder, namentlich aus der Renaissance-Literatur gehalten, aber auch die in Polen noch immer herrschenden und mit der streng katholischen Haltung zusammenhängenden Gedanken mittelalterlicher Erziehungslehre mit hinein verwoben. Ob nun Elisabeth selbst die Verfasserin war oder nicht, der Gedanke zu der Schrift ist jedenfalls von ihr ausgegangen und ebenso mag sie an dem Entwurf stark beteiligt sein. Sie erinnerte sich damals wohl der vor Jahrzehnten in ihrer Kinderzeit entstandenen ähnlichen Schrift, die Enea Silvio verfaßt hatte, als die Erziehung ihres jüngeren Bruders ihren Anfang nehmen sollte. Der Einfluß auch dieser Schrift auf die vorliegende Abhandlung ist ebenfalls unverkennbar. Bezeichnend ist es, daß die deutsche Prinzessin sich so sehr mit dem Jagellonenhause verknüpft weiß, daß außer den vielen antiken Vorbildern, die dem Königssohn als Muster vorgehalten werden, hauptsächlich Beispiele aus der Geschichte seines väterlichen Hauses ihm erzählt werden, nicht aber aus der Geschichte des doch immerhin älteren und ansehnlicheren habsburgischen Kaiserhauses.

Selbstverständlich werden ähnlich wie in der Schrift von Enea Silvio alle damaligen Tugenden der Männlichkeit und Ritterlichkeit als erstrebenswert für den jungen König gepriesen. Man legt Wert darauf, daß er Menschenkenntnis sich aneignet, aber durch diese Menschenkenntnis sich nicht verbittern läßt, sondern im Gegenteil stets auch Menschenfreundlichkeit und Barmherzigkeit neben aller Gerechtigkeit und Strenge bewahrt. Ein einfaches und nüchternes Leben, Selbstzucht, Verzicht auf Luxus wird ihm zur Pflicht gemacht. Vielleicht sind gerade da in Elisabeth Erinnerungen an ihre geradezu ärmliche Kindheit und Jugend wach geworden, als es ihr oft an der Behaglichkeit des äußeren Lebens mangelte, während im Vergleich dazu es ihren Söhnen und Töchtern niemals an äußerem Reichtum gefehlt hat. Auch die Erziehung zur Frömmigkeit nach den Regeln der katholischen Kirche wird in der Schrift den Erziehern des jungen Königs angelegentlich empfohlen, wie ja auch Elisabeth selbst eine fromme Frau war, die gern Kirchen und Klöster beschenkte, für die Ausbreitung von Mönchs- und Nonnenorden sorgte und die religiösen Uebungen niemals außer acht ließ. Gerade daß die Schrift wenige Jahre vor dem Tode Elisabeths abgefaßt worden ist, ist gewissermaßen symbolisch dafür, daß sie ihr Lebenswerk damit gekrönt sehen wollte. Sie, die Mutter von 4 Königen, sah ihre Ehre und ihre Freude darin, der Nachwelt ein Geschlecht tüchtiger Menschen hinterlassen zu haben. Wenn dann auch das Haus der Jagellonen so rasch im Absinken begriffen war, so konnte sich Elisabeth keine Schuld daran zuschreiben. Sie hatte ihre Pflicht als Mutter vollauf erkannt und getan und das durfte ihr genügen.

Die Handschrift war lange Zeit verloren. Noch 1834 wurde in der „Bibliografia critica" lediglich der Titel genannt, ohne daß man ihren Inhalt angeben konnte. Erst Alexander Przeździecki fand die Handschrift in der Wiener Hofbibliothek auf und hat sie als erster in der „Biblioteka Warszawska" genau beschrieben und ihren Inhalt angegeben. Habent sua fata libelli! Auch diese Handschrift hat einen eigentümlichen Weg gemacht. Von Ladislaus, dem Sohne Elisabeths, gelangte sie nämlich an den Papst Pius VI. und geriet in die Neapolitanische Bibliothek, wo sie 1824 Graf Josef Sierakowski feststellte und davon Mitteilung machte, so daß

sie in der „Bibliografia critica" wenigstens erwähnt werden konnte. Przeździecki suchte sie also zuerst in Neapel und wurde erst durch die Fürstin Lubomirska darauf aufmerksam gemacht, daß die Schrift sich in Wien befinden müsse. Nach seiner Beschreibung enthält die Schrift 138 Blätter. Das Titelblatt ist mit dem böhmischen und ungarischen Wappen auf der ersten Seite und den Buchstaben W. und A., also den Anfangsbuchstaben der Namen des jungen Ehepaares, versehen. Die Schrift trägt die Inschrift: „Helisabetha Poloniae Regina Wladislao Pannoniae, Bohemiaeque Regi, filio, Carissimo S.O.D. De institutione regii pueri".

Der erste Sohn, den sie noch bei Lebzeiten des Vaters auf dem Königsthron sah, war ihr Ältester, Ladislaus, dessen Nachkommen die eben genannte Schrift gewidmet war. Böhmen war durch die hussitische Bewegung den Luxemburgern verlorengegangen und Georg Podiebrad war auf den Thron gelangt (1458—1471). Durch einen Vertrag mit dem Vater Kasimirs wurde Ladislaus zum Erben der böhmischen Krone bestimmt, hauptsächlich um nicht wieder die Luxemburger ins Land zu lassen, aber auch deshalb, um durch die verstärkten Bande der Bruderschaft zwischen Polen und Böhmen gemeinsam eine einflußreichere politische Macht zu bilden. Elisabeth sah also die böhmische Königskrone ihrem eigenen Hause entschwinden. Als den Böhmen der junge König vorgestellt wurde, der damals erst 14 Jahre zählte, gedachte der polnische Gesandte in seiner Lobrede über die Vorzüge des Prinzen vor allem auch seiner Mutter, die er als fromme und tugendsame Frau pries und sogar als heiligmäßig bezeichnete. Das sind nicht nur Redensarten, wie sie damals im Schwange waren, sondern scheinen, zumal der Redner so übermäßig die Mutter neben dem Vater betont, ehrlich gemeint zu sein.

Auch ihr zweiter Sohn Kasimir sollte schon zu Lebzeiten des Vaters eine Krone erhalten, nämlich die Krone von Ungarn. Begründet wurden seine Ansprüche nicht nur mit den alten Ansprüchen des Jagellonischen Hauses, sondern auch mit den Ansprüchen der habsburgischen Mutter Elisabeth, so daß Kasimir ein doppeltes Anrecht auf diese Krone vorweisen zu können glaubte. Den Vormarsch auf Ungarn, wo Matthias Hunyadi bereits regierte, hat er aber zu spät unternommen und mußte, da größere Kämpfe aussichtslos schienen, den Anspruch aufgeben und heimkehren. Kasimir ist, wie oben erwähnt, jung gestorben. Er hat nur ein Alter von 26 Jahren erreicht. Später ist er heiliggesprochen worden und hat in der polnischen Frömmigkeit als Nationalheiliger stets eine besondere Rolle gespielt. Er liegt in Wilna begraben, in der Stadt, wo die Jagellonen als litauische Großfürsten ihre zweite Heimat hatten. Auch Elisabeth weilte gern in Wilna und hat für dortige Kirchen und Klöster manche Stickereien angefertigt, manche Schenkung gemacht.

1493 starb König Kasimir. Fast 5 Jahrzehnte hat er über das Reich geherrscht, auch den blutigen Endkampf mit dem Orden geführt, mancherlei Schwierigkeiten mit seinen litauischen Stammesgenossen, auch mit den Tataren durchzufechten gehabt und ist mittelbar auch in den Bann der Hussitenkriege einbezogen worden. 38 Jahre war er mit Elisabeth verheiratet. Auch das hat er an ihr geschätzt, daß sie sich nicht wie manche Fürstin, die an Intellekt und Weitblick ihren Gatten überragte, in die Politik hineinmengte.

Ähnlich wie ihre Schwiegermutter Sophie hatte auch die Königinwitwe Elisabeth nun schwere Mühe, die Wahl ihres Sohnes Johann Albrecht durchzusetzen. Wieder versuchte die masovische Partei, ihre Ansprüche anzumelden, und versprach sich Erfolg, weil sie auf die Unterstützung des damaligen Primas von Polen, Zbigniew Oleśnicki rechnete. Aber Elisabeth bat ihren Sohn Friedrich, damals schon Erzbischof von Krakau, mit 1500 ergebenen Leuten nach Petrikau zu reiten und auf dem dort angesetzten Wahlreichstag es durchzusetzen, daß die Krone den Jagellonen erhalten blieb. Da im letzten Augenblick der befahrte Primas erkrankte, mußte Friedrich die Wahlen leiten, und Albrecht wurde gewählt. Der Bruder Alexander wurde als Groß-

fürst in Litauen eingesetzt, der nächstjüngere Sigismund regierte in Schlesien, und Ladislaus erhielt außer der böhmischen Krone noch die ungarische dazu, weil ihn die Ungarn inzwischen (1490) auch zu ihrem König gewählt hatten. Diese letzten Abmachungen waren überwiegend noch zu Kasimirs Lebzeiten angebahnt worden, und es heißt, daß Elisabeth damals zum ersten Mal an politischen Verhandlungen teilgenommen habe. Die ungarischen Abgesandten sprachen nämlich nur magyarisch, das der König nicht verstand. Da die Unterredung ganz geheim und vertraulich geführt werden sollte, konnte nur die Königin als Dolmetsch zugezogen werden. Kasimir selber gab damals keine bestimmte Zusage, denn noch wurmte ihn die Abfuhr, die sich sein zweiter Sohn Kasimir in Ungarn gegen Matthias hatte holen müssen. Nach dessen frühem Tode (1489) wurde die Stephanskrone also Ladislaus angetragen.

Elisabeth sah in diesen Jahren all ihre Wünsche erfüllt. Die Gebiete Polens waren alle in der Hand der Jagellonen, aber auch die Kronländer ihres eigenen, des habsburgischen Hauses, waren unter der Herrschaft eines Jagellonen vereinigt. In einem töchterreichen Fürstenhaus können auch die Töchter durch angemessene Heiraten die Macht des Hauses mehren und seiner Politik nützen. Als die beiden ältesten Töchter, Hedwig und Sophie, noch Kinder waren, begann bereits der Handel um sie. Der deutsche Kaiser Friedrich III. hätte die vierjährige Sophie gern für seinen Sohn, den späteren Kaiser Maximilian, gehabt und durch sie Anspruch auf die Krone Böhmens für das junge Paar erhoben. Aber Kasimir, der damals schon den Erbvertrag für seinen Ältesten mit Georg von Podiebrad geschlossen hatte, wollte von einem Wortbruch nichts wissen, obwohl ihm kirchliche Würdenträger zuredeten, daß das einem Ketzer gegebene Wort nichts gelte. So zerschlugen sich diese Pläne, und Maximilian konnte später die weitaus reichere Erbin Maria von Burgund heiraten, deren Besitztümer ihm weit mehr zustatten kamen als das fragliche Erbe der polnischen Königstochter. Um die ältere, Hedwig, bemühte sich jahrelang sehr hartnäckig und ebenfalls mit Unterstützung des Kaisers der König von Ungarn, Matthias Corvinus. Aber hier sprach der Geschlechterstolz der habsburgischen Kaisertochter ein hartes Urteil über den „Emporkömmling". Sie wollte nichts davon hören, daß eine Prinzessin der Jagellonen, die Enkelin eines Kaisers, sich zu solchem Ehebündnis herabwürdigte und betitelte Matthias geradezu in beleidigender Weise als „Bauern", als einen „Hund", dem sie die Tochter nimmermehr geben würde.

Es ist wohl kein Zufall, daß die Töchter der deutschen Mutter fast sämtlich in deutsche Fürstenhäuser heirateten. Hedwig wurde Herzogin von Bayern, soll aber keine glückliche Ehe geführt haben, so daß der Chronist darin gewissermaßen eine Strafe dafür sieht, daß Elisabeth den Ungarn gar so geschmäht habe. Sophie wurde die Frau des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Sie ist nicht die einzige polnische Prinzessin geblieben, die einen Hohenzollernfürsten geheiratet hat. 1490 heiratete Anna den Pommernherzog Boguslaus IV., 1496, als Elisabeth schon Witwe war, vermählte sie ihre Jüngste, Barbara, mit Georg von Sachsen. Nur eine, Elisabeth, blieb zunächst unvermählt bei ihr und wurde erst lange nach dem Tode der Mutter Fürstin von Liegnitz. Es bewarb sich zwar um sie Bogdan, der Woiwode von Woloschin, aber es ist charakteristisch für die fromme katholische Art der Königin, daß sie die Werbung kurzerhand ablehnte, weil der Freier „anderen Glaubens", orthodox, war. Politisch bedeutsame Ehen waren mit all diesen Heiraten nicht abgeschlossen worden, es sei denn für spätere Zukunft mit dem Hause Brandenburg. Wichtig waren die Beziehungen zu deutschen Herrscherhäusern immerhin.

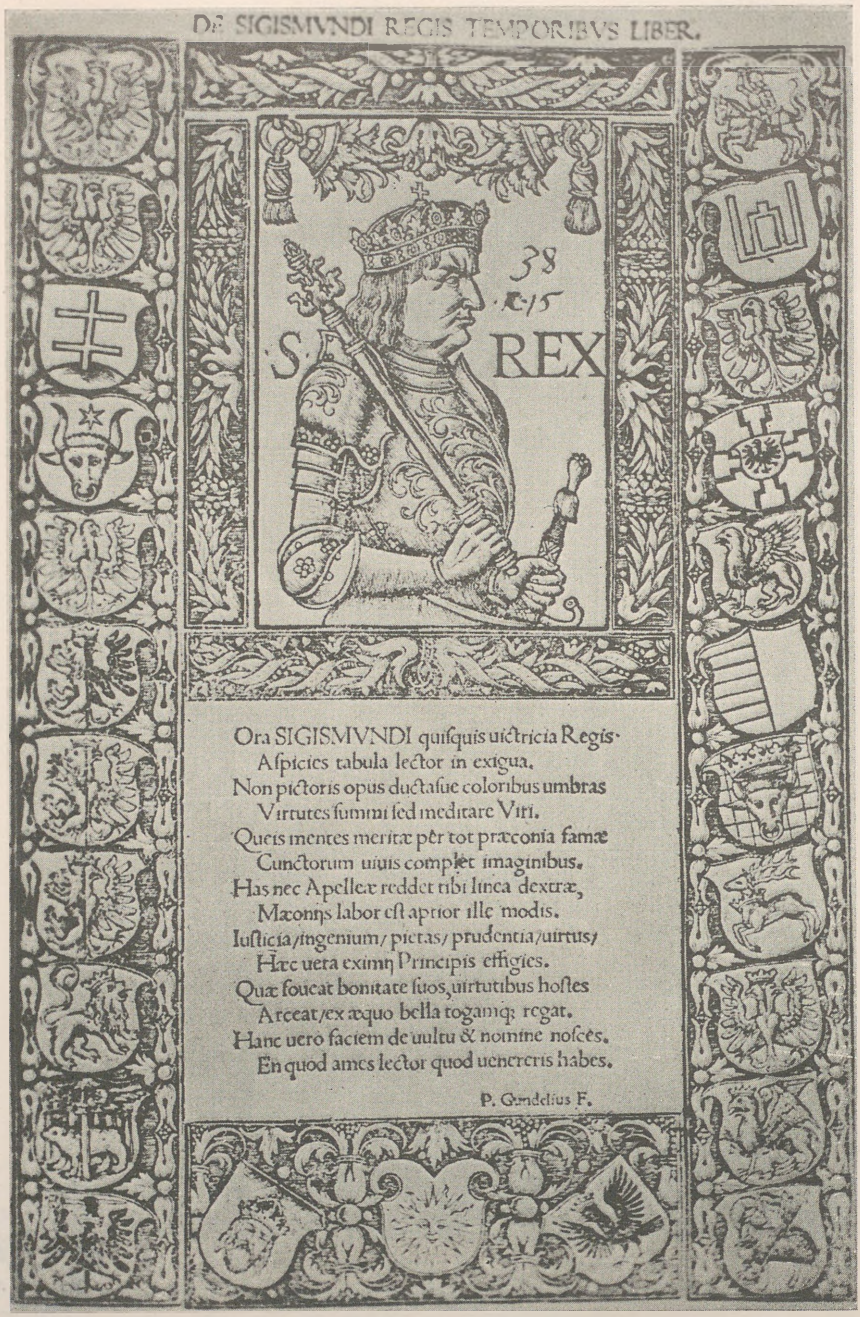
Wie bereits erwähnt, war Johann Albrecht derjenige von Elisabeths Söhnen, der die Verschwendungssucht der Jagellonen geerbt hatte und es nicht verstand, seine Leidenschaften in Zucht zu halten. Trotzdem war und blieb er der Liebling der Mutter. Auch er war ihr, auch während seiner Regierungszeit, sehr zugetan und ließ es sie



Deutsches Volksbücherei
Zweigstelle Wien

Elisabeth von Habsburg (1436—1505)
Die Mutter der Jagellonen

(Nach einem Gemälde im staatlichen Museum in Wien)



Titelblatt des Buches von Jost L. Decius „De Sigismundi regis temporibus"
Krakau 1521

BIBLIOTEKA HIST.-WOJSK.

durchaus nicht fühlen, daß die Zeit ihres Königtums eigentlich vorüber war. Damit sie es recht behaglich haben sollte, schenkte er ihr ein steinernes Wohnhaus neben dem Krakauer Dom und umgab sie auch sonst mit aller Ehrerbietung. Sie hat dafür dem Sohne nach seinem frühen Tode (er starb 1501) ein Denkmal auf dem Wawel setzen lassen. Noch rührender aber sind die Worte, die sie in der für ihren Enkel bestimmten pädagogischen Schrift gerade diesem Sohne Albrecht widmete. Wie schon gesagt, werden in dem Werkchen neben den antiken Vorbildern gerade die Helden aus der eigenen Ahnenreihe gepriesen. Bei aller Bewunderung, die der kleine Enkel für seinen tapferen Großvater Kasimir und für den gleichnamigen, später heilig gesprochenen Oheim empfinden sollte (der Kleine sollte auf Wunsch der Großmutter auch den Namen dieser beiden Männer erben), die wärmsten Worte fand sie doch für den Liebling Albrecht, wahrscheinlich auch deshalb, weil bei Abfassung der Schrift der Schmerz um seinen Verlust noch besonders frisch war. Von ihm, den die Geschichte sonst weniger rühmt, meinte die Mutter, daß die Natur ihn mit allen Gaben, die zum Tragen der Krone befähigen, ausgestattet habe. Vor allem rühmte sie seine Fröhlichkeit, seine Leutseligkeit und Freigebigkeit, alles Eigenschaften, die den jungen König gewiß sehr anziehend machten, vielleicht auch manches verbergen konnten, was weniger lobenswert war. Auch Albrechts Anhänglichkeit an den Lehrer Kallimach wird von seiner Mutter ausdrücklich lobend erwähnt.

Nach Albrechts Tode ging der Streit um die Thronfolge von neuem an. Diesmal hatten sich sogar drei Parteien gebildet, von denen jede für einen der drei Söhne Kasimirs eintrat. Die einen wollten, daß der Älteste, Ladislaus, zu seinen beiden Kronen von Böhmen und Ungarn noch als dritte die polnische Krone hinzunehme, die andern stimmten für Sigismund und die dritten schließlich für Alexander als Beherrscher des litauischen Stammesherzogtums. Die drei Brüder selber waren nicht abgeneigt, daß hier das Schwert die Entscheidung treffe. Aber wie es Elisabeth schon einmal, nach dem Tode des Gatten, gelungen war, durch ihr kluges Dazwischentreten einen Bürgerkrieg zu vermeiden, so vermochte auch jetzt der besänftigende Einfluß der alten Mutter auf die Söhne, vor allem auf Alexander, so viel, daß der blutige Zwist zwischen den Brüdern unterblieb. Sie selbst förderte die Thronfolge Alexanders, der auch wirklich zum Könige gewählt wurde. Daß sein Bruder Sigismund auch noch den Königsthron besteigen und schon 5 Jahre später der Nachfolger seines Bruders Alexander werden sollte, das hat Elisabeth nicht mehr erlebt. Ein Jahr vorher, 1505, wurde ihrem Leben ein Ziel gesetzt.

Aus den letzten Lebensjahren der Königin ist wenig bekannt. Mit ihren Töchtern und deren Kindern wird sie wenig Fühlung gehabt haben. Ihre Söhne heirateten verhältnismäßig spät, so daß sie den ersten Enkel aus der Ehe des Sohnes Ladislaus 1502 erwarten konnte, was ihr Veranlassung zu jener Schrift gab. Mit der Gemahlin Alexanders, der Großfürstin Helene, war sie nicht recht zufrieden, einmal weil sie griechisch-orthodoxen Bekenntnisses war, und zum andern, weil ihr, der feingebildeten Frau, der Mangel an Erziehung und guten Sitten peinlich auffiel. Sie scheint ihrem Sohne wegen solcher Mängel Vorwürfe nicht erspart zu haben und hat wohl auch kein rechtes Verhältnis zu der Schwiegertochter gefunden.

In den letzten Lebensjahren lebte sie ganz in Krakau. Ob sie etwas gemerkt hat von dem Aufblühen dieser damals doch noch vorwiegend deutschen Stadt, sich gefreut hat an ihren deutschen Bauten, die heute noch unser Auge entzücken, an dem künstlerischen Schaffen eines Veit Stoß? Bekannt ist nur ihre enge Fühlungnahme mit den italienischen Vertretern des Humanismus. Auch sie gaben ja damals Krakau und der aufstrebenden, vor mehr als einem Jahrhundert gegründeten Hochschule ihr Gepräge. Gerühmt wird ferner außer den großen Spenden für Kirchen und Klöster ihre persönliche Mildtätigkeit. Sie war Tertiarierin des Franziskanerordens und

nahm es damit sehr ernst, vor allem mit den Pflichten der Armut und Selbstentäußerung.

An der Seite des Gatten, bei den Königsgräbern auf dem Wawel, ist Elisabeth in die Gruft gebettet worden. Ihr Gedächtnis blieb im Volke erhalten als das einer guten Königin, einer frommen Frau und einer vorbildlichen Mutter. In jeder Geschichtsschreibung über das Zeitalter der Jagellonen, gerade auch von polnischer Seite, nimmt sie unter den Frauen der Jagellonen einen der ersten Plätze ein. Als ebenso bedeutsam wie die Piastentochter Hedwig aus einheimischem Geschlecht gilt die aus deutschem Blut herstammende Kaisertochter Elisabeth, die dem polnischen Volke vier Könige schenkte, westliche Kultur ins Land brachte, der Armut und dem Elend eine Mutter war, und die, obwohl sie dem polnischen Volke nicht durch Abstammung angehörte, doch immer das Wohl Polens im Herzen trug.

Es liegt nicht an Elisabeth, daß die Herrschaft der Jagellonen zwei Menschenalter nach ihrem Tode schon ein jähes Ende nahm. Seltsam ist es, daß die Frau, die 13 Kindern das Leben schenkte, keinen Enkel mehr groß werden sah, und daß die Fruchtbarkeit des Geschlechtes rasch erlosch. Nach dem Tode Alexanders (1506) folgte ihm der letzte Sohn, Sigismund, dem man den Beinamen „der Alte" beilegte. Er regierte zwar ebenso lange wie sein Vater Kasimir (bis 1548), aber er hatte nur einen einzigen Sohn Sigismund August, und dieser starb 1572 ohne Thronerben. Da auch von anderen Zweigen des Hauses keine männlichen Erben vorhanden waren, ging die Krone den Jagellonen verloren.

Sigismund des Alten Frau aber war das Gegenteil zu der mütterlichen und selbstlosen Elisabeth. Es war die Italienerin Bona Sforza, die immer ihre eigene Politik trieb, auf Kosten des Landes ihren eigenen Reichtum zu mehren suchte.

Nach dem Tode Elisabeths haben die Jagellonen mit dem schnellen Aussterben der Dynastie nicht mehr halten können, was sie hatten. Zum Teil war die Heiratspolitik schuld daran, und ihre unschuldige Ursache Anna, die Enkelin Elisabeths und Erbin der Krone von Ungarn nach dem Tode des Vaters Ladislaus. Sie wurde Ferdinand von Habsburg vermählt, der später deutscher Kaiser wurde. So kamen Ungarn und Böhmen wieder zurück an die Habsburger und der Zusammenhang mit Polen war für immer verloren. Elisabeth hat also eine der Blütezeiten im Auf und Nieder der polnischen Geschichte miterlebt und hat unzweifelhaft mit allen ihren Gaben und dem Einfluß, der ihr vergönnt war, dazu beigetragen, daß das halbe Jahrhundert ihres Königinnentums eine solche Blütezeit wurde. Dieses Verdienst wird ihr in der polnischen Geschichtsschreibung auch unbestritten zuerkannt, die ihr den Ehrennamen „die Mutter der Jagellonen" zuerkannt und sogar festgestellt hat, daß sie, die Deutsche, es war, deren Blut die Persönlichkeit der Jagellonen rassisch bestimmte und formte.

Der Bergwerkpionier im Karpathenraum

Johann Thurzo (1437—1508)

Dr. Kurt Bathelt, Bielitz, z. Z. Wien

Neben Augsburg, dem organisatorischen Mittelpunkt der Weltwirtschaft im Zeitalter der Fugger, gab es noch eine Reihe von Städten, die als Handels- und Warenumschlagplätze wichtige Aufgaben zu erfüllen hatten: den Welthandelsplatz Venedig, der damals Orient und Okzident wirtschaftlich verband, den Hauptstapelplatz Antwerpen, von wo das Kupfer zu Schiff nach Spanien, Portugal, Frankreich und selbst nach Italien gebracht wurde, das Exportzentrum Lissabon, das dem deutschen Metallausfuhrgewerbe den Versand nach Westafrika vermittelte und damit die Grundlagen für die sogen. Beninkultur schuf, die Stätten des Edelmetallhandels, Venedig, Nürnberg und Leipzig, und nicht zuletzt die Stadt Krakau. Als Sitz des Königs Kasimir IV. (1447—1492) und als wichtigste Handelsstadt Polens hatte sie sich dank der Nähe der Bergbaugebiete von Schlesien, Oberungarn und Wieliczka-Bochnia wie auch als Knotenpunkt wichtiger Welthandelsstraßen zum wirtschaftlichen Mittelpunkte im Karpathenraum erhoben, der auf die Bewohnerschaft der engeren und weiteren Umgebung eine große Anziehungskraft ausübte. So ist es kein Wunder, daß damals viele Leute nach Krakau kamen, sich dort dauernd niederließen und diese Stadt nach dem großen Brande schöner und glanzvoller auferstand. Deutsche Handwerker, die von König Kasimir und seiner Gattin Elisabeth von Österreich sehr gefördert wurden, stellten einen Großteil dieser Einwanderer. Die Stadt Krakau, die nach dem Frieden von Thorn 1466 in den Jahren 1473, 1474 und 1485 wichtige Handelsprivilegien verliehen bekam, entwickelte sich zum blühenden Handelszentrum im ostmitteleuropäischen Raum und wahrte damit den Charakter einer vorwiegend deutschen Stadt.

Unter den verschiedenen deutschen Wirtschaftsführern, die Krakau zum Sitz ihrer Unternehmungen machten, wie auch an der Blüteentwicklung dieser Zeit regen Anteil nahmen, ragt ein Name empor, hat eine Familie geradezu weltgeschichtliche Bedeutung erlangt, wobei die Mitarbeit mit dem ersten großen deutschen Montanindustriellen (Jakob Fugger), die die deutsche wirtschaftsgeschichtliche Forschung bisher allein eingehend behandelt hat, nur die erste Etappe ihres glanzvollen Aufstieges zu einer der ersten Familien im ostmitteleuropäischen Raum gebildet hat. Es ist die Familie Thurzo von Bethlenfalva (Bethelsdorf). Wie der Name erkennen läßt, handelte es sich dabei um den Sproß einer Familie aus dem damals bedeutendsten, zum Schutze der ungarischen Grenze errichteten Sitze der adeligen Lanzenträger. Von dort kam Johann Thurzo 1463 nach Krakau und folgte damit den freundschaftlichen und familiären Beziehungen und der engen kulturellen Verbundenheit, die damals die Deutschen zu beiden Seiten der Karpathen besonders fest miteinander verbanden.

Auch versprach die Stadt Krakau dank ihrer Privilegien eine reichere Ausgestaltung des Handels als Leutschau, der bisherige Sitz des Unternehmens. Wohnte doch überdies in dieser Stadt Johanns Schwester Martha, die kurz vorher den angesehenen Kaufmann und Ratsherrn Johann Teschnar geheiratet hatte.

Johann Thurzo, dessen Ahnen in älterer Zeit Herren auf Lichtenfels, Rauheneck und Tiernstein in der Ostmark gewesen waren, wurde am 30. April 1437 in Leutschau geboren und starb 1508 auf einer Geschäftsreise in Rivoli (Ungarn). Seine Familie gehörte dem ungarischen Kleinadel an, im Schrifttum öfters als ein Grafengeschlecht bezeichnet, doch erhielt erst Johann Thurzo das selbst Bürgerlichen zugängliche Amt eines königlich ungarischen Kammergrafen, d. h. eines mit öffentlichen Rechten ausgestatteten Vorstehers einer königlich ungarischen Finanzkammer. Sein Familienwappen besitzt übrigens die gleichen Zeichen, nur in entgegengesetzter Stellung und mit anderer Färbung versehen, wie das Wappen der heutigen Fürsten Henckel von Donnersmarck, deren Ahnen aus dem unweit von Bethelsdorf, dem Familienstammsitz der Thurzo, gelegenen Donnersmarck entstammten, in Leutschau gewohnt und nach Familienüberlieferungen mit den Thurzo blutsverwandt sind. Nach der Sitte der Zeit brachte Johann Thurzo seine Jugend gleich anderen Söhnen reicher deutscher Kaufmannsfamilien in Italien, der damaligen Ausbildungsstätte künftiger Welthändler, zu, studierte in Padua, vielleicht auch in Rom, schlug so wie sein späterer Mitarbeiter Jakob Fugger der Reiche die kirchliche Laufbahn ein und besaß schon eine kirchliche Würde, als er sich wahrscheinlich durch den Tod seines Vaters veranlaßt sah, das väterliche Geschäft zu übernehmen und Handel zu treiben. 26 Jahre alt ging er nach Krakau, verheiratete sich dort mit Töchtern angesehener Bürger und Ratsherren, zuerst mit Ursula, geborenen Bem (Böhm), dann mit Barbara, geborenen Beck. Aus erster Ehe hatte er 3 Söhne und 2 Töchter: Johann den Älteren, den Magister der Universität Krakau, späteren Kanonikus von Posen und Gnesen, Koadjutor des Bischofs Roth von Breslau (1502) und schließlich Bischof von Breslau und ganz kurz Oberlandeshauptmann von Schlesien, Georg, den Hauptgeschäftsführer der Fugger-Thurzo-Gesellschaft und Gatten von Anna Fugger, der ältesten Tochter Ulrich Fuggers, Stanislaus, der 26jährig Bischof von Olmütz (1497—1540) wurde, und die Töchter Magdalena und Margarete, die sich beide Krakauer Bürger zum Manne nahmen. Die beiden Bischöfe, Johann der Ältere und Stanislaus, die dem väterlichen Reichtum dieses ihr Bischofsamt mit verdankten, krönten später den jungen Ludwig zum König von Ungarn und Böhmen. Der zweiten Ehe entsprossen die Söhne Alexius und Johann der Jüngere, die beide in die Fugger-Thurzo-Gesellschaft eintraten, und 3 Töchter, von denen die älteste Hedwig genannt, die früh verstorbene Gattin Hans Metzlers, des bekannten Fugger-Faktors in Neusohl wurde, die zweite, Katharina Raimund Fugger, den Neffen und späteren Nachfolger Jakob Fuggers des Reichen in der Leitung der Fuggerschen Handelsgesellschaft, heiratete, und schließlich Ursula, die ledig geblieben 1513 starb. Alexius Thurzo wurde nach der Zurruhesetzung und Übersiedlung seines Bruders Georg nach Augsburg Hauptgeschäftsführer der Fugger-Thurzo-Gesellschaft. Sein Bruder Johann der Jüngere erwarb 1517 vom Herzog Karl von Münsterberg und Oels das Fürstentum Wohlau mit den dazu gehörenden Herrschaften Steinau und Raudten für 44 000 ungarische Goldgulden, so daß er sich königlich ungarischer Kammergraf, Freiherr von Wohlau, Steinau und Raudten in Schlesien, dann Freiherr von Pleß nannte, dessen Gebiet er ebenfalls besaß. Unter König Ferdinand wurde er noch Graf von der Zips und starb am 29. März 1558 ledigen Standes.

Obgleich die großen Erfolge Johann Thurzos auf dem Gebiete des Bergbaus und der Verhüttung der Erze gelegen haben, so war er doch in erster Linie Kaufmann, d. h. Erzhändler. Krakau wurde der Mittelpunkt seiner geschäftlichen Tätigkeit, die sich auf Oberungarn, Kleinpolen und darüber hinaus auf ganz Ostmitteleuropa er-

streckte, denn soweit reichte schließlich der Wirksamkeitsbereich seiner weitverzweigten Unternehmungen. In Leutschau, dem früheren Sitze seines Geschäftes verblieb schließlich nur noch eine Zweigniederlassung. Der Metallhandel war sein Arbeitsfeld, den er sowohl im großen wie im kleinen beherrschte. Seine Hauptabnehmer waren Krakauer und Thorner Kaufleute, die den Weitervertrieb nach dem Norden und Osten durchführten. Dabei spielte der Thorner Bürger Mathias Körner als Verfrachter der Kupfersendungen nach Danzig eine wichtige Rolle. Als Erzbezugsquelle diente ihm zunächst der Bergbau Oberungarns, woselbst am Oberlauf der Flüsse Waag und Gran an den Südhängen der Tatra und des oberungarischen Erzgebirges Gold und Silber, später auch Kupfer gewonnen wurde. Die erste Blüte dieses Gebietes war längst dahin, denn die sich im Karpathenraum abspielenden Wirren (Hussiten-, dann später Türkenkriege) hatten auch den Bergbau zum Erlöschen gebracht. Wasser drang in Bergwerke ein, das die damalige noch mit Menschenhand und Schöpfeimer arbeitende Technik nicht zu bewältigen vermochte. Anfang der 70er Jahre des 15. Jahrh. waren die Gruben bereits ganz vernachlässigt und größtenteils ersoffen. Dieses Übel kam aber damals nicht nur in Oberungarn, sondern auch in Schlesien, ja selbst in Goslar, dem ersten Bergbau- und Metallhandelsplatz Deutschlands, vor. Da war es eben Johann Thurzo, der dem Bergbau zu neuer Blüte verhalf. Zunächst gründete er mit seinem Schwager, Johann Teschnar, gewesenem Salzgrafen von Olkusz, eine Handelsgesellschaft, die in dem nahe bei Krakau gelegenen Dorfe Mogiła eine Schmelzhütte betrieb. Sie erregte in Polen solches Aufsehen, daß die polnischen Schriftsteller darüber berichteten: aus ihr sprühe das Feuer wie aus dem Ätna. Die Sachsen Hanusch, Hesse und Gregor Gertig waren die Meister, die nach den Anweisungen Hanusch Kollers, des Geschäftsführers, arbeiteten. 1487 übernahm Johann Thurzo die Hütte in Alleinbetrieb, nachdem er die Gesellschaft zur Auflösung gebracht hatte. Sie wurde 1496 stillgelegt, als sich Johann Thurzo mit den Fuggern zusammenschloß. Das darin angewandte Verfahren bestand noch keineswegs aus der sogen. Saigerkunst, sondern aus dem Schmelzen, das noch nicht das Silber vom Kupfer zu trennen vermochte. Des weiteren unternahm die oben erwähnte Handelsgesellschaft während der Jahre 1486 und 1487 Nachforschungen nach Erzvorkommen in verschiedenen Gegenden Polens, so in Mogiła, doch anscheinend ohne jeden Erfolg. Als unter Matthias Corvinus die neue Blüte des ungarischen Bergbaus begann, dem weitgehende staatliche Förderung zuteil wurde, bildeten sich nach damaliger Sitte Gewerkschaften, die den Bergbaubetrieb übernahmen. Krakauer Bürger, deren treibende Kraft wahrscheinlich schon Johann Thurzo gewesen war, schickten sich an, das Grubenwasser aus den ersoffenen Gruben abzuleiten und dann dort Bergbau zu treiben. 1475 erhielten sie das Vorrecht, das Wasser zu heben und nach Silber schürfen zu dürfen. Das dabei angewandte Verfahren stammte aus Deutschland. Räder wurden zur Hebung von Wasser und Erzen, wie auch als Bewegungsmittel der Pochwerke verwendet. Johann Thurzo selbst führte nur Erze nach Venedig aus, machte noch Geldgeschäfte mit ungarischen Studenten, die in Krakau studierten, sowie mit den Kaufleuten dieser Stadt. Über seine Betätigung im Warenhandel der Stadt Krakau ist nichts Sicheres bekannt geworden. Jedenfalls brachte ihm seine doppelte Staatsbürgerschaft zahlreiche Vorteile, ließ ihn Anteil nehmen an den Handelsprivilegien der Stadt Krakau und befreite seine Warenbezüge von dem Zoll, den die Fremden zu entrichten hatten.

Johann Thurzos große Bedeutung für die Entwicklung des mitteleuropäischen Bergbaus beruhte nicht allein in der Beherrschung der Kunst, Wasser aus ersoffenen Gruben heben zu können, die er sowohl in Oberungarn als auch in Goslar ausübte, sondern vor allem in der Kenntnis des Saigerverfahrens, weshalb er von seinen Zeitgenossen in den Himmel gehoben wurde, und ein Legendenkranz sich darüber

bildete, wie er sich die Kenntnisse dieses Verfahrens in Venedig erworben hat. Wenn auch die Sage erzählt, wie Johann Thurzo in dieser Stadt hinter dieses streng gehütete Geheimnis gekommen war, so scheidet die Lagunenstadt, der damalige Mittelpunkt des Weltmetallhandels, als Lehrstätte völlig aus, denn sie war als Standort solcher Hüttenwerke ganz ungeeignet. Ihr fehlten nämlich die hierzu benötigten großen Erz- und Holzmengen und schließlich die starken Wasserkräfte, die zur Anwendung des Saigerverfahrens erforderlich waren. Da kann eher auf Goslar mit seinem hochentwickelten Bergbau verwiesen werden, in dessen Nähe die ersten Saigeranstalten Deutschlands entstanden waren. Die in Ungarn zumeist geförderten Erze sind silberhaltige Kupfererze, sog. Schwarzkupfererze, in denen der Silbergehalt nicht gleichmäßig verteilt, sondern großen Schwankungen unterworfen ist. Zunächst erfolgte der Verkauf von ungeschiedenem Kupfer, d. h. dem noch mit Silber gemischten Erze, wobei neben Verlusten auch Schwierigkeiten bei der Preisbemessung und darüber Streitigkeiten zwischen den Erzhändlern und ihren Kunden zur Tagesordnung gehörten. Da half nun das Saigerverfahren, eine um die Mitte des 15. Jahrh. bekannt gewordene deutsche Erfindung. Die Scheidung des Kupfers vom Silber wird dabei unter Heranziehung von Blei erzielt, wobei die aus den Schmelzöfen gewonnenen und später abgekühlten Rohkupferscheiben mit Blei zusammengeschmolzen („gesaigert") werden. Die Erfindung dieses umständlichen und daher teuren Verfahrens, das fast die Hälfte vom Silberinhalte des Schwarzkupfers beanspruchte und vom Nichtversiegen der Wasserkräfte abhängig war, bedeutete das wichtigste Ereignis in der Geschichte des Kupferbergbaus, dessen Wert, Erzeugung und Ertrag sich stark vermehrte und der dadurch zum bedeutendsten Erzbergbau aufblühte. Um das Saigern möglichst billig und bequem durchführen zu können, wanderte damals das Erz zu Wasserkraft und Holz, so wie heute zur Kohle, weshalb auch die Anlage der Saigerhütten in der Nähe der Marktorte erfolgte. Ein idealer Standort solcher Anlagen war Thüringen, in dessen Nähe die wichtigen Bergbaugebiete von Goslar (Blei) und Mansfeld (Kupfer) lagen. Dort entstanden auch die ersten Saigerhütten Deutschlands. Das führte auch den Krakauer Metallhändler Johann Thurzo, der 1477 zum Ratsherrn dieser Stadt gewählt worden war und diese Würde bis zu seinem Lebensende beibehielt, dorthin, wo er das Saigerverfahren kennen lernte und veranlaßt wurde, selbst in Goslar Bergbau zu treiben, um das zum Saigern erforderliche Blei zu erhalten. Diese Tätigkeit betrieb er zunächst mit anderen erfolgreich, mußte sie aber später einstellen, weil der Rat der Stadt Goslar 1494 jedem fremden Gewerken streng verbot, Bergbau zu treiben und Hüttenwerke anzulegen.

Seine finanziellen Mittel wurden dadurch stark geschwächt, weshalb er sich entschloß, künftig mit den Fuggern zusammen Bergbau zu treiben. Es ist müßig, sich heute darüber Gedanken machen zu wollen, wie Johann Thurzo und Jakob Fugger miteinander bekannt wurden und dabei an eine Zusammenkunft in Venedig zu denken, denn beide waren vor ihrer Vergesellschaftung bereits international tätige Unternehmer und sich sicherlich schon bekannt, als der Entschluß reifte, künftig gemeinsam zu arbeiten. Vorbereitet wurde dies durch den Vertrag von Preßburg, den 1494 der Fuggersche Geschäftsführer in Breslau, der Faktor Kilian Auer, mit den Thurzo abgeschlossen hatte. Dieser und auch die späteren Abmachungen, die den Einfluß der Fugger ständig verstärkten, sind so recht ein Erzeugnis der Zeit, der Wirtschaftsverfassung im Zeitalter des Frühkapitalismus. Die vielfach stark verschuldeten Fürsten konnten den Bergbau nicht selbst betreiben und waren auf die Geldmittel der Kaufleute angewiesen. Diese borgten ihnen aber nur gegen Verpfändung der Schürfrechte. Bei diesen Geschäften bedienten sie sich zunächst der Vermittlung einheimischer Händler, die nicht unter den Ausländerverboten zu leiden hatten. Später, als sie nichts mehr zu befürchten hatten, nahmen sie die Geschäfte selbst in die Hand. So

handelten die Fugger in Tirol und schließlich auch in Ungarn. Mit der Familie Thurzo verbanden sie sich zu einem sehr komplizierten und darum auch interessanten Montanindustriekonzern, dessen Besonderheit vor allem in der lockeren, allen Möglichkeiten anpaßbaren Form lag. Die Fugger-Thurzo-Gesellschaft war nämlich keine Gesellschaft im üblichen Sinn. Sie hatte keinen Firmennamen, sondern war nur eine Betriebsgemeinschaft auf Halbpart, wobei jedem Partner der Verkauf in bestimmten Gebieten allein überlassen blieb. Die Fugger besorgten den Verkauf im Westen und Süden Europas, während den Thurzo der Osten vorbehalten blieb. Hauptgeschäftsführer dieses Konzerns wurde Georg Thurzo, der allein die große kaufmännische Begabung seines Vaters geerbt hatte. Er wurde auch Ratsherr von Krakau.

Mit den Fuggern zusammen ging nunmehr die Familie Thurzo daran, auch in Schlesien Bergbau zu treiben und diesem neue Erzadern zu erschließen, wobei vor allem das den Herzögen Albrecht und Karl von Münsterberg und Öls gehörende Reichensteiner Gebiet, wo die von ihnen gegründete Gewerkschaft zeitweilig ihren Anteil auf nahezu die Hälfte steigern konnte, dann auch der Goldberg bei Freiwaldau und die Umgebung von Zuckmantel in Frage kam. Für alle diese verschiedenen goldführenden Stellen brach damals eine Blüte heran, die der Gold- und Silberbergbau Schlesiens nie mehr wieder erreichen sollte. Genau so wie in Oberschlesien begann hier eine große Suche nach Bodenschätzen einzusetzen, die in der Erwerbung oder Pachtung einzelner Städte und Herrschaften zum Ausdrucke kam und schließlich in eine Bodenspekulation mit allen ihren schlimmen Folgen ausartete. Die Fugger und Thurzo wurden bei ihren Bemühungen weitgehendst von dem Bischof Johann V. Thurzo, ihrem Verwandten, unterstützt, der nicht bloß der Eigentümer von Grund und Boden, sondern auch ein großer Förderer des schlesischen Bergbaus war. Daneben sorgte ihre Gesellschaft auch für die Verarbeitung und Reinigung des Erzes, zu welchem Zwecke sie verschiedene Schmelzhütten und Saigeranstalten erbaute. Natürlich spielte dabei der ungarische Kupferbergbau die führende Rolle, weshalb auch die größeren Werke an seinem Sitze oder längs der von ihm ausgehenden Handelsstraßen gelegen waren. So in Neusohl, welches Werk Johann Thurzo 1495 für die neue Gesellschaft erbaute, in Hochkirch bei St. Georgenthal in der Nähe von Ohrdruf im Thüringer Walde ein kleineres von Jakob Fugger erbautes Werk und schließlich in Fuggerau bei Villach in Kärnten der letzte Großbetrieb. Das vierte Hütten- und Hammerwerk bei Teschen war von viel geringerer Bedeutung. Die Großbetriebe in Neusohl und Hochkirch wurden zum Ausgangspunkt des Kupferhandels, wobei der erstere mit seinen Erzeugnissen hauptsächlich West- und Südeuropa versorgte. Die im Zuge der wirtschaftlichen Belebung dieses Gebietes notwendig gewordenen Verkehrsverbesserungen gaben der Straße über den Jablunkau-Paß ihre alte Bedeutung als wichtiger Übergang über die Beskiden zwischen Schlesien und Ungarn zurück; sie wurde nunmehr die Kupferstraße Ostmitteleuropas schlechthin. Während des 14. und 15. Jhdts. hatte sie nämlich die Bestimmung König Karls von Böhmen, daß die schlesischen Kaufleute auf ihrer Reise nach Ungarn den Weg über Brünn nehmen mußten, stark in den Hintergrund gedrängt. Nach der Einigung mit den Thurzo kam es aber für die Fugger darauf an, den kürzesten und bequemsten Weg für die Ausfuhr von Kupfer aus Ungarn nach Schlesien und darüber hinaus nach Stettin zu gewinnen. Da kam als bester Weg eben die Straße von Neusohl durch den Stubener Wald nach Sillein und von da über den Jablunkau-Paß nach Teschen in Betracht, deren Benutzung für die Kupfertransporte sich die Fugger in einem 1495 mit dem Herzog Kasimir von Teschen abgeschlossenen Abkommen sicherten. Sie mußten nur an die Städte Teschen und Freistadt Abgaben entrichten, hatten dafür die Straße in gutem Zustand zu erhalten. Die Menge des auf diesem Wege von Ungarn und Breslau ausgeführten Kupfers belief sich 1519

auf 19 175, 1536 auf 15 584 und 1547 auf 7164 Zentner. In Breslau verkaufte Bischof Thurzo einen Teil in seiner Kupferniederlage, der größere Rest gelangte nach Stettin. Trotzdem behielt Krakau weiter seine Stellung als Hauptstapelplatz für den Kupferexport bei, führte doch die Handelsstraße nach Danzig, auf der der Kupferversand Oberungarns erfolgte, über den Beskidsattel nach Krakau, von wo ab es erst auf der Weichsel weiterging, während das Blei denselben Weg nur in umgekehrter Richtung nahm, um in sein Verbrauchsgebiet, die Bergstädte Oberungarns, zu gelangen. Ja auch in späterer Zeit, als die Fugger und Thurzo längst aus diesem Wirtschaftsgebiet ausgeschieden waren, blieb Krakau weiter ein Hauptstapelplatz für den Kupferexport und die Straßen der Neumarkter Ebene zogen so wie vorher Vorteile aus der zeitweiligen Bedeutungslosigkeit des Jablunkaupasses, waren sie doch einst die Nutznießer der Verträge, die die beiden Rivalen Krakau und Neusandez abgeschlossen hatten, um sich nicht gegenseitig vom Handelsverkehr zwischen Polen und Ungarn auszuschließen. Von Danzig aus brachte die Fugger-Gesellschaft das Kupfer auf hansischen oder niederländischen Schiffen durch den Sund oder über Lübeck-Hamburg nach den Niederlanden zu dem Hauptstapelplatz Antwerpen.

Die gegenüber den Erträgen sehr niedrig bemessene Pacht der Bergwerke erregte den Neid der anderen. Dazu kam, daß die Bewohner der Bergstädte den Thurzo als Pfandinhabern des Schlosses Altsohl und der Kammergrafschaft auf der Kremnitz die Frondienste und Abgaben zu verweigern begannen. Dazu gehörten schließlich noch Klagen, die die Richter, Geschworene und Bürger von Neusohl gegen die Belieferung der Arbeiter mit Korn, Mehl, Schmalz, Tuch oder sonstigen unentbehrlichen Gütern durch den Unternehmer, Pfennigwirtschaft oder Pfennwertshandlung genannt, vorbrachten. Wenn auch diese Beschwerden der Neusohler abgewiesen wurden, so verleideten sie Georg Thurzo den weiteren Aufenthalt in dem von Parteiungen zersplitterten Lande. Er wollte von dem ungarischen Handel nichts mehr wissen, zog zu seinen Fuggerschen Verwandten nach Augsburg und schlug auch alle Bitten Jakob Fuggers ab, wieder nach Ungarn zurückzukehren. Seine schlimmen Befürchtungen erfüllten sich gar bald. Die Regalien Ungarns waren größtenteils verpfändet und die Hilfsgelder, die zur Bestreitung der dringendsten Reichsbedürfnisse, insbesondere der Landesverteidigung gegen die Türken, aufgenommen werden mußten, reichten nicht mehr aus, da Prälaten und Magnaten sich ihren Pflichten zu entziehen wußten. Geklagt wurde über die geringen Erträgnisse der Münz- und Salzkammer, wie auch über das „böse," neue Geld, die Inflation, die Alexius Thurzo als Leiter des Schatzamtes durch eine Münzverschlechterung herbeigeführt hatte. Um dieses Übel bei der Wurzel auszurotten, beschloß die Adelsgemeinschaft auf dem Rakoser Felde bei Pest am 8. September 1524 die Enthebung aller Nichtungarn aus ihren Ämtern, die Lutheraner zu verbrennen und die Landverweisung der dem Hause Habsburg ergebenen Fugger. Alexius Thurzo wurde seiner Ämter entkleidet, der Fugger-Faktor zu Ofen verhaftet, die Material- und Silbervorräte der Fugger zu Ofen, Pest und Neusohl mit Beschlag belegt und die Pacht- wie Erbbergwerke vom Staate eingezogen. Schließlich wurden Alexius Thurzo und der Fugger-Faktor Mayr gezwungen, als Entgelt für die Ansprüche der ungarischen Krone wegen der Bergwerke zu Neusohl und der Prägung der neuen Münzen 200.000 Gulden in Raten zu bezahlen, und davon 150 000 Gulden in bar zu erlegen. Die Thurzo verzichteten bald darauf (1526) auch auf eine weitere Teilnahme am Bergbau und überließen es den Fuggern allein, weiter Bergbau in Ungarn zu treiben. Sie gingen in die Politik, beteiligten sich an den religiösen und politischen Kämpfen Ungarns, führten ganz das Leben eines Magnatengeschlechtes, dem die Obergespanwürde des Zipser Komitates erblich verliehen wurde. 1636

starb diese Familie, die vom Edelmetall- und Erzhändler zu einer der reichsten und maßgebendsten Magnatenfamilien Ungarns emporgestiegen war, ganz aus.

Ihre führende Stellung in Wirtschaft und Politik Ostmitteleuropas wird durch ein Mäzenatentum ergänzt, das an den wertvollsten Kunstschöpfungen dieses Gebietes Pate gestanden hat. Es brachte viele Künstler nach Krakau, Schlesien und Oberungarn, darunter den Nürnberger Bildschnitzer Veit Stoß, versah sie mit Aufträgen und sorgte für die Verbreitung der neu aufstrebenden Kunstrichtung Italiens, der Renaissance. Schlesiens erste Renaissance-Bauten, die Sakristeitüre und die Johannes-Kapelle im Breslauer Dom und das neue Schloß Johannisberg bei Jauernig, die Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Breslau, zeugen noch heute davon. Ihm verdankt die Marienkirche von Krakau auch ihr herrlichstes Altarwerk, den bekannten Veit-Stoß-Altar. Johann Thurzo war es, der das Gold zum Vergolden lieferte, wie auch an der Aufbringung der 2808 Gulden für diesen Altar maßgebend beteiligt war, so daß er von Chronisten als Bauherr, Verweser der großen „Toffel" genannt wurde, womit die Treuhänderrolle für die Altarstiftung zu verstehen ist. Überhaupt besaß dieses Gotteshaus, das gerade damals einem Umbau unterzogen und beiderseits nach süddeutscher Sitte mit Kapellenreihen versehen wurde, seine besondere Gunst. Er übernahm weiters auch die Instandhaltung einer der Kapellen, die dieses ehrwürdige Bauwerk gleich einem Kranz umgeben. Es ist die zweite links vom Eingang an der Nordseite, neben der späteren Bonerschen gelegene und dem heiligen Laurentius (Lorenz oder polnisch Wawrzyniec) geweihte. Erbaut wurde sie seinerzeit von Markus Noldenfesser, später von Nikolaus Czeiskendorf und seiner Schwester Barbara, der Gattin von Georg Henkel, unterhalten und nach deren gänzlichen Verarmung Johann Thurzo mit allen Rechten überlassen. 1513 bewilligte der Rat der Stadt Krakau mit Rücksicht auf die Verdienste, die sich Johann Thurzo für die Marienkirche erworben hatte, und auf die Kosten, die sein Sohn Georg für die Ausgestaltung der Kapelle getragen hatte, die Anlegung eines neuen Einganges zur Kapelle. 1609 spricht noch eine Urkunde von der Thurzo-Kapelle. Nach dem Aussterben dieser Familie ging sie in den Besitz der Familie Salomon über. Bedeutend sind auch die Stiftungen und Vermächtnisse, die von Johann Thurzo, seiner Witwe Barbara und ihrem Sohne Georg zugunsten der Kirchen, Klöster und Spitäler Krakaus gemacht wurden. Darunter befindet sich bereits aus dem Jahre 1483 eine Altarstiftung, die Johann Thurzo für die der Marienkirche angegliederte, unter dem Glockenstuhle (Turme) gelegene Kapelle gemacht hat und die von seiner Schwiegermutter Ursula Bem erbaut worden war. 800 fl., die heute schätzungsweise einer Kaufkraft von 12 000 Reichsmark entsprechen, setzte er dafür aus und bestellte einen besonderen Treuhänder für diese Stiftung, Altaristen genannt, der sie verwalten und für das Seelenheil der ersten Frau des Stifters, Ursula, geborenen Bem und ihrer Kinder beten sollte. Ferner gehörte dazu auch die Verbundenheit mit dem geistigen Leben der Stadt Krakau. Johann Thurzo hat sich seine Liebe zu den Wissenschaften von seiner Studienzeit her bis zu seinem Lebensende bewahrt. Dem Humanismus war er so wie seine drei ältesten Söhne sehr zugetan und verweilte darum auch oft und gern in den humanistischen Kreisen der Stadt Krakau. Der junge Valentin Eck aus Lindau, Professor der Universität Krakau, der ihn in seinem Heldengedicht „Thurzeis" verherrlichte, war sein Schützling. Sein ältester Sohn Johann, der spätere Bischof von Breslau, war nicht nur wie seine anderen Brüder Georg und Stanislaus Student an der Jagellonen-Universität in Krakau, sondern übernahm 1498 nach seiner Rückkehr aus Italien das Rektorat dieser Hochschule. Gleich seinem Vater, dessen vielseitige Intelligenz sich auf ihn vererbte, war er sehr gelehrt und wissenschaftlich gebildet, ein Freund und Gönner der Gelehrten, die er in großer Zahl um sich versammelte. Junge strebsame Gelehrte förderte er wie ein liebevoller Vater. Als Bischof

von Breslau führte er eine neue Ordnung ein, sah streng auf Zucht und Ordnung und wurde darob auch von Martin Luther, mit dem er so wie mit anderen bekannten Gelehrten (darunter auch Erasmus von Rotterdam) im Briefwechsel stand, als der beste Bischof des Jahrhunderts bezeichnet.

Dies alles gehört heute der Vergangenheit an. Die Häuser, die die Familie Thurzo einst erbaute und mit Kunstschätzen ausstattete — und es war ein stattlicher Haus- und Grundbesitz, den sie besaß — sind längst dem Zahne der Zeit zum Opfer gefallen, und die Kapellen, die sie einst betreute, in anderen Besitz übergegangen. Wenn also heute nichts mehr daran erinnert, daß Krakau eine Zeitlang der Sitz einer so bedeutenden Familie gewesen ist, so erscheint dies zunächst merkwürdig, hat doch Krakau wie wenige andere Städte sich sein mittelalterliches Dasein bewahrt, aber doch verständlich, denn das Wirken der Familie Thurzo in dieser schönen, alten Stadt dauerte nur eine kurze Zeit. Schon die Söhne Johann Thurzos verließen sie für immer, zuletzt Georg im Jahre 1517, um mit seiner Familie in die Heimat seiner Frau, nach Augsburg, zu übersiedeln. Auch vergaßen die Polen unter ihrem bald darauf erwachenden Nationalismus, daß sie von den Deutschen zu einem europäischen Kulturvolk erhoben wurden. Sie schimpften schließlich nur darüber, daß ihr Land eine „Goldgrube der Fremdlinge" geworden sei. Unter der Herrschaft König Sigismunds (1506—1548) wurde Krakau entdeutscht und, da viele Deutsche ihr Volkstum ihren Handelsbelangen opferten, immer mehr polonisiert, so daß der Humanist Agricola 1520 sagen konnte: „Der Deutsche wird in Krakau schlechter als der Jude behandelt." Damit können sie aber die sich immer wiederholende Tatsache nicht verschleiern, daß der wirtschaftliche und kulturelle Aufschwung Polens nur durch den Anschluß an denjenigen Mitteleuropas und die damit in der Regel Hand in Hand gehende Einwanderung Deutscher erzielt wurde, im anderen Falle aber Polen einem Niedergang entgegenging und schließlich zerfiel. Darum hat auch das Wirken der Familie Thurzo in Krakau für diese schöne alte Stadt befruchtend gewirkt, wenn sie auch in ihrer Heimat, der Zips, eine weit größere Bedeutung erlangten und in Krakau nur einer der größten Unternehmer gewesen waren, denn ihr Wirkungsbereich erstreckte sich ja über den ganzen Osten, Polen, Ungarn und Schlesien, dessen wirtschaftliches und kulturelles Leben ihnen mit seinen damaligen Aufschwung verdankte.

Ein Krakauer Stadtschreiber und Humanist

Johannes Heydeke (1443—1512)

(Ein umgearbeiteter und erweiterter Aufsatz des 1937 verstorbenen Dr. Arthur Wagner — Lemberg) *)

Ein interessantes Bild ist es, das der Name Johannes Heydeke aus 500-jährigem Aktenstaube vor uns erstehen läßt: das Bild der Königsstadt Krakau in ihrer höchsten Blüte, um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, als deutscher Bürgerfleiß alle Häuser und Gassen belebt, großzügige deutsche Kaufherren ihre Handelszüge weit hinaus in die deutschen, ungarischen, polnischen und reußischen Lande führen und Reichtümer heimbringen, die Krakau nächst Augsburg zur geldgewaltigsten Stadt Europas machen; als aus des Handwerkers Silberlingen und rotem Kaufmannsgolde wiederum unter deutschen Meisterhänden nicht nur Nützliches, sondern auch Schönes erwächst, als sich ein Bauen und Malen, ein Sticken und Schnitzen und Goldhämmern und -gießen und jegliches Edelhandwerk regt, um es dem großen „Rinascimento" jenseits der Alpen nachzutun. Kirchen und Kapellen, Paläste und Häuser werden mit erlesenem Geschmack ausgestattet, tönende Glocken gegossen, Orgeln aufgebaut, künftigen Geschlechtern im Polenlande ihr deutsches „Wacht auf" zuzurufen. Im Hochschiff der gotischen Pfarrkirche reist in jahrelanger, zäher Arbeit der „krakischen Stadt" höchster Stolz, Veit Stoßens unsterblicher Marienaltar. Über all dem schönen Bürgerschaffen hebt sich vollends auch das um Universität und Königsburg gruppierte Geistesleben zu neuem, freiem Fluge, weitet der von Deutschland und Italien hereindringende Humanismus die Gesichtskreise, führt erlesene Geister aus Stadt, Burg und Hochschule, Deutsche, Italiener und Polen, Bürger und Edelleute in den fröhlich-ernsten Symposien der ersten gelehrten Gesellschaft auf polnischem Boden zusammen. Dies ganze frohbewegte Stadtgetriebe aber leitet er als Steuermann durch die Schnellen widerstreitender Interessen und Meinungen, Johann Heydeke der Stadtschreiber, des hochweisen Krakauer Rates Seele und führender Politikus.

Was irgend Wichtiges in der „Civitas" geschieht, stets muß er dabei sein, überall ist ihm eine bedeutende Rolle zugedacht, vom kleinen Rechts- und Schlichtungswesen zwischen Hinz und Kunz bis zu den großen Staatsgeschäften von Stadt zu Hof und Bischofskurie, von Meister Veits Altarwerk bis zu den geistbefreienden Gelagen der Humanisten. Und als ihm, dem Priester, in späteren Jahren das noch ehrenvollere Amt eines Erzpriesters und Stadtpropstes an der Hauptkirche von Sankt Marien zuteil wird, schaltet sich sein Anteil an des Stadtwesens Wohl und Wehe nur in eine

*) Der hier vollkommen neu bearbeitete Aufsatz Wagners erschien in den von Prof. Hans Übersberger herausgegebenen „Jahrbüchern für Geschichte Osteuropas" 1936, H. 1.

andere Form um, ohne doch an Bedeutung zu verlieren. Jetzt ist er der krakauischen Bürgerschaft Seelenführer von der Kanzel aus, der aber bei gewichtigen Rechtsgeschäften immerhin noch gern mit seiner großen Erfahrung aushilft und wiederum in der alten Weise seine ernsten Amtspflichten harmonisch mit seinen Privatfreunden zu vereinen weiß.

So tritt er denn vor uns hin, auf dem Hintergrunde Alt-Krakaus, der ehrwürdigen Marienkirche und des Stoßschen Wunderaltars, inmitten der charaktervollen Patrizierköpfe der Thurzo, Boner, Wirsing, Morsteyn, ein deutscher Renaissancemensch vom prächtigsten Typ, in dem Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit sich mit menschlicher Wärme und edler Lebensfreude paaren — Heydeke der Stadtschreiber und Stadtpropst, und Heydeke der Humanist.

Aus Pommern kommt er her, der Sproß der weitverzweigten und vielgewanderten Kaufmannsfamilie von der Heide, die, bereits seit dem 13. Jahrhundert in Schlesien, vorzüglich in Breslau und Liegnitz nachweisbar, sich von da aus weit nach Nord, Ost und West ausbreitet. In Königsberg, Danzig, Dresden sind sie zu finden, auch nach Krakau kommen sie schon im 14. Jahrhundert, die Hanse und Niklasse aus dem Heide-Geschlecht, denn so heißen sie immer wieder mit Vornamen. Ein Niklas ist es auch, der aus dem sächsischen Zweig nach Damm bei Stettin zieht, um hier um das Jahr 1443 wiederum Vater eines Hansen, des nachmaligen Krakauer Stadtschreibers zu werden.

Der jüngste Heide-Sproß muß gewiß besondere Neigungen und Eignungen zum Gelehrtenberufe verraten haben, daß ihn der Vater 1460 auf die hohe Schule nach Krakau schickte, wo er in diesem Jahre als „Johannes Heydikise de Tamis" in der Universitätsmatrikel erscheint. Ein andermal wird der Geburtsort noch genauer angegeben: „de Damis in regione Stetinensi". Heydeke selbst hat sich indessen nicht als Pommer, sondern nach der Herkunft seines Familienzweiges als Sachse gefühlt. Sein Freund Callimach bezeichnet ihn als „Saxonus", und der einzige Anverwandte, der ihn nach seinem Tode beerbt, sein Schwager Glucziug, sitzt in Magdeburg.

Vater Niklas konnte mit seinem Studiosus zufrieden sein. Schon nach zwei Jahren (1462) promoviert er zum Baccalaureus der freien Künste und könnte nun dem Magistergrade zusteuern. Da greift ein anderes hinein. Eines Tages taucht Hans Heydeke als Kleriker im westpreußischen Bistum Kamin auf. Will der Vater ihn zum Priester machen? Die Aussicht, auf einer preußischen Landpfarrei zu versauern, kann den bereits auf andere Ideale vereidigten Baccalaureus freilich nicht locken. In kürzester Zeit ist er wieder in seinem geliebten Weichselflorenz, dem nun einmal sein Herz und fortab sein ganzes Leben gehört. Die Theologie — ganz schüttelt er sie wohl nicht ab, wie sich's später zeigen soll, doch sein Hauptstudium gilt jetzt der Rechtswissenschaft, der Kunst, Menschen in Gesetzeszucht zu halten. Und als im Jahre 1466 der Stadtschreiber Nikolaus Schornberg stirbt und der bisherige Unterschreiber Adam an seine Stelle rückt, wird der junge Heydeke fähig befunden, das freigewordene Amt eines stellvertretenden Stadtschreibers oder „Subschreibers", lateinisch „Vizenotars" der königlichen Stadt Krakau zu übernehmen. Die Zeit ist da, sein Erlerntes zu bewähren, der liebgewonnenen zweiten Heimat sich dankbar und nützlich zu erweisen und als Gehilfe des eigentlichen Stadtführers sich im Laufe der Jahre — es sind nicht weniger als 15 geworden — zum Führeramt selbst vorzubereiten.

„Subschreiber" — des allgewaltigen Herrn Stadtschreibers blasser Schatten nur ist er vorerst, ein Schreiberlein, bescheiden in seiner Tätigkeit und bescheiden in seiner gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung. Mit 8 Gulden Jahresgehalt und 3 Schock Groschen Kleidergeld ist nicht eben viel anzufangen. Der Sparsame bringt es dennoch fertig, sich schon nach einem Jahre, 1467, ins Krakauer Bürgerrecht einzukaufen, und hat damit nicht nur einem schönen Gefühl gemäß, sondern auch mit

Rücksicht auf sein Fortkommen höchst praktisch gehandelt. Gleich im nächsten Jahre, 1468, erhält er auf Antrag des Rates eine freigewordene kleine Pfründe am Peter- und Paulsaltar der Marienkirche, obgleich er nur die niederen Priesterweihen besitzt. Inzwischen aber bringt er, scheint's, auch dies in Ordnung: er nimmt die höheren Weihen, und als Vollpriester wird ihm 1478 auf Antrag des Patrons, des königlichen Hofmalers Stanislaus Düring, noch eine zweite Altaristenstelle, die vom Allerheiligenaltar in der Stephanskirche, zuteil. So rundet sich denn nach und nach sein Subschreibergehalt nicht übel ab. Der unansehnliche, ortsfremde Vicescriba kann als privilegierter Krakauer Bürger und geistlicher Herr schon in Ehren aus dem Schatten seines Vorgesetzten heraustreten, und dementsprechend wird denn auch seine Rolle in der Stadtverwaltung immer beachtlicher. Zumal seit im Jahre 1476 nach dem Abscheiden Adams der Marienburger Christoph Rebentz Stadtschreiber geworden ist, darf Heydeke als sein Vertreter immer bedeutender in die Stadtgeschäfte eingreifen. Er wirkt mit seinem Obern zusammen in wichtigen Ausschüssen, und als 1478 der Turmbau von St. Marien beendigt ist, vergißt die „in rei memoriam" aufgesetzte Urkunde unter den verdienten Förderern des Werks neben den glänzendsten Vertretern des Patriziats, wie Johann Wirsing, Niklaus Kreydler, Walter Kesinger, Sefrid Bethman und dem Stadtschreiber Rebentz auch „Johann Heydekes des Subschreibers" nicht. Schon ist auch jenes herrlichste Werk im Gange, dessen sich Krakau im 15. Jahrhundert rühmen kann: 1471 wurde es im Rate beschlossen, und 1477 kann Veit Stoß, der große Nürnberger „Schnitzer", sein Gerüst in der Marienkirche aufbauen, um hier in den nächsten 12 Jahren sein unvergleichliches Altar-Triptychon zu schaffen. Noch gehört der Unterschreiber nicht zu den drei Auserwählten, die als Pfleger von Rats wegen an dem denkwürdigen Werke teilnehmen dürfen. Diese Ehre bleibt dem Stadtschreiber und zwei Ratsherren vorbehalten. Dennoch kann es nicht fehlen, daß er auch hier, und gewiß recht oft, seinen kränkelnden Meister vertreten muß; und sicherlich hat er bereits tief genug in das Geheimnis des werdenden großen Altars geschaut, als ihm des alten, gütigen Rebentz Verzicht und Tod selbst das Steuer der Civitas Cracoviensis in die Hand gibt.

Im Sommer 1481 tritt Hans Heydeke, der Stadtschreiber, auf seine Lebenshöhe. Aus dem groschenzählenden, besorgten Schreibergehilfen ist ein reifer vierzigjähriger Mann geworden, der es in all den Jahren nicht allein zu einer bedeutenden mechanischen Kanzlei- und Rechtserfahrung gebracht, sondern, wie sich jetzt herausstellt, auch seine allgemeine Bildung durch unausgesetzte Studien aufs prächtigste entwickelt hat, und er faßt mit klarem, warmem, besahendem Blick das buntbewegte Leben zu seinen Füßen, das ihm fortab zu leiten bestimmt war. Nichts ist ihm fremd darin, alles scheint vertraut, positiv und wert; das Amt wird ihm zum menschlichen Erleben. So teilt sich denn die Farbenbuntheit dieses so verständnisvoll miterlebten Stadtgetriebes auch seinem Eigenleben mit. Was ist da nicht alles umspannt! Da haben wir fürs erste das alltägliche Amtseinmaleins: die kleine und kleinste Rechtsabwickelung, der Maurer schuldet dem Lautenschläger 3 Gulden, der Kannengießer dem Scharwächter 6 Schock gute Groschen, die Witwe des Goldschlägers sichert sich 10 Mark auf des Grobschmieds Haus, der Magister muß für die Heilung des bei einer Schlägerei verletzten Malers aufkommen, und was dergleichen vor des Rates Schreiber und Gerichte kommt. Soviel auch der gelehrte Herr Johannes jahraus jahrein an Scharfsinn, Gerechtigkeit und Güte dahineintun mag, es ist verraucht; kulturgeschichtliches Kleinmaterial ist's heute, das uns von Maurern und Goldschlägern, aber nichts von Heydeke sagt. Nur wer um ihn weiß, ahnt ihn irgendwo im Hintergrunde, wie er mit gütigem Lächeln den leidenschaftlich Erregten ihre Sache schlicht und licht macht. Da sind weiter die das Stadtganze angehenden Dinge zwischen Rat und Hof, zwischen Stadt- und Königsschreiber: Privilegien, große Besitz- und Kompetenzfragen. Auch da verliert sich des Stadtschreibers Profil im Unpersönlichen. Der

König und sein Kanzler aber kennen es ebenso gut wie die Ratsherren, und werden's noch beweisen, wie wert sie ihn halten. Der treffliche Rechtsmann ist auch als Privatanwalt hochgeschätzt. Der reiche Georg Thurzo, Jakob Bothmer und andere Krakauer wie auch auswärtige Handelsherren schenken ihm ihr besonderes Vertrauen und ernennen ihn für die Dauer ihrer Geschäftsreisen zu ihrem Generalbevollmächtigten, ungerechnet alle die kleinen Gefälligkeitsdienste, die der Willige immer wieder dem und jenem als Bürge, als Testamentswalter u. ä. erweist. Sein größtes Erleben aber liegt, so ernst er auch seinen Amts- und Rechtsberuf nimmt, in einer freieren Sphäre, wo er seinen Amtstalar teilweise oder ganz abstreifen kann: im Freilande der Musen findet er's, in der Kunst und in der Wissenschaft.

Schon als Subschreiber hatte er Meister Veit Stoß am Werke gesehen, hatte die ersten Anstalten beobachten können, aus denen der Hochaltar von St. Marien erwachsen sollte. Es läßt sich denken, mit welchem Gefühl der Renaissancemensch, als den wir Heydeke noch näher kennenlernen werden, nun als bestallter Stadtschreiber mit einem Schlage sich zum ersten Helfer des bewunderten Werkes berufen sieht. An Stelle seines Vorgängers tritt er jetzt offiziell in das Altarbau-Kollegium ein — zugleich mit den Ratsherren Johann Klethner und Johann Thurzo, zu denen sich später noch Jakob Glaser gesellt — und nimmt kraft seines Amtes als berufener Geschäftsführer sogleich energisch die Zügel in die Hand, um dem „opus altaris" seine materielle und organisatorische Grundlage zu sichern, den Künstler aber möglichst von allem Niedrigen und Alltäglichen zu entlasten, daß er frei seine Sendung erfüllen könne. Und sicherlich ist es vor allem Heydekes Werk, wenn tatsächlich der Rat am 3. Oktober 1483 dem Meister Privilegien bewilligt, die ihn förmlich unter eine schützende Glasglocke setzen. Er soll in Krakau „frei sitzen und wohnen, dieweile er lebt" und der Stadt Bürger ist, auch von allen städtischen Abgaben entbunden sein, wofür als einzige Gegenleistung von ihm erbeten wird, daß er der Stadt bei Planung kirchlicher und städtischer Bauten auf Befragen mit gutem Rate beistehen möge. Die verbindliche Form des Beschlusses verrät deutlich genug den besonderen Freund und Verehrer. Natürlich war es Heydeke, der ja bei allen Ratssitzungen das Protokoll zu führen hatte. So mag denn Herr Johannes mit eigenen Worten sagen, wie er für Meister Stoß zu sorgen wußte, und keine Retusche soll seinem alt-krakauischen Deutsch etwas von seinem eignen, herben Reiz nehmen:

„Dy herren jungk und ald", so schreibt er, er meint natürlich die Krakauer Ratsherren, „von sunderlichir gutickeit und gnade, dy sy haben czu meistir Vito dem bildensnitczer umme seynir togunt (Tugend) und kunst wille, dy her denne an der großen tofle zu Unsir liben frawen beweisit hot und in der verendunge derselbin noch irczegen (erzeigen) wirt, dy gunst und gnode gethon, das her frey sitczen und wanen sal, dyweyle her lebit und unsir mitburgir ist, entbyndende yn von allen gebungen als schosz, wocheborngelt und sust, was dy stat antrit, an (ohne) alle anfechtunge und hindernisse und darumme sal her och weddir gutwillig seyn, so man yn fordern wird, czu raten czu gebewden der kirchen adir (oder) der stad noch seynem besten vornemen".

Ist dies noch Amtswaltung zu nennen, so ist es eine ganz hochherzige und menschenwarme. So spricht nur unbedingter, treuer Freundesglaube an den gottbegnadeten „Bildenschnitzer" und an das, was er dereinst „in der Vollendung" seiner „großen Tafel noch erzeigen wird". Daß eine solche Gesinnung auch außerhalb dienstlicher und halbdienstlicher Verhältnisse ihren Ausdruck finden muß, läßt sich denken. Von dem Künstler aufs herzlichste erwidert, führt sie zu den engsten persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Männern. Der Stadtschreiber verkehrt als bester Freund im Hause des Meisters, und als Stoß 1486 „in nötlichen Geschäften" nach Nürnberg verreisen muß, legt er vertrauensvoll Wohl und Wehe der Seinen in Herrn Johannes' Hände. Er weiß, daß er zuverlässigere nicht finden kann. Am 14. November geben's die beiden feierlich ad acta, und also lautet die Vollmacht,

feſt, treu und ohne Vorbehalt, wie ein guter Händedruck zwiſchen zweien, die ſich ganz verſtehen:

„Meyſter Vittus der ſniczczer hot gancze ſolle macht gegeben dem erwirdigen herren Johanni Heydeke unſerm ſtadtſchreyber alle und iegliche ſchulde, dy her hot adir haben worde an allen enden bey yedermenniclicher perſonen keyne awsgenomen, ynzwmanen, ynzwfordern und czw entphoen (einzumahnen, einzufordern und zu empfangen), do von queit (quitt), frey wnd ledig czw ſagin, eyde czw nemen und czwdirloſſen (zu erlaſſen), och alzo ofte her wil eynen andern czwmechtigen vor gerichte und des yn zuneweyſe und ſuſt alle und iczliche ding darbey czw tuen und czw loſſin, gleiche zem her zelbſtendig kegenwertig ſtunde. Och ſteende der genante meyſter Vitus betrachtende ſeyne awsfart kegin Norenberg yn zeynen notlichin geſchefftin und hot denne genanten herren Johan gekoren czw vormunde zeyner hawsfrawen und kindern, das her mag und zal vor zy und vor alle zeyne guttir helfen unnd roten, awslíſſende alle ſeyne mogin (Magen) und frunde, zo got an ym ichtis noch ordenunge der natuer tete."

Und alſo kann des Meiſters Werk, von ſolcher Freundſchaft umhegt, von ſolchem Vertrauen getragen, von Jahr zu Jahr der Erfüllung entgegengehen. Die Bürgerſchaft beſtreitet die Koſten mit freiwilligen, oft ſehr beträchtlichen Spenden, ſo daß Heydeke den Ratsſäckel auch nicht mit einem Heller zu belaſten braucht — und am 25. Mai des Jahres 1489 iſt die Frucht gereift. Das bisher nur von wenigen Eingeweihten mehr geahnte als geſchaute Wunder von St. Marien enthüllt ſich der Menge, um ihr bei Geſang und Orgelklang zum Gotterleben und allen kommenden Geſchlechtern zum Zeugnis des deutſchen Genius im Oſten zu werden. Die Entſtehungsgeſchichte des Meiſterwerkes aber ſchreibt — wem anders käme es zu — Johannes Heydeke der Stadtſchreiber und des Werkes erſter Helfer. In einer Büchſe über dem Altar verſchloſſen wird die Urkunde pietätvoll aufbewahrt. Sie iſt uns dennoch im Original nicht erhalten geblieben. Aus dem Hundslatein einer für ſie untergeſchobenen Kopie müſſen die geſchichtlichen Tatſachen mit aller Vorſicht herausgefiſcht werden.

Ein Erlebnis, das dem Stadtſchreiber eine Reihe von Jahren bereicherte, iſt damit abgeſchloſſen. Doch kaum iſt's geſchehen, als bereits das andere einſetzt, das nun vollends nichts mehr mit Amt und Geſchäften zu tun hat. Noch in demſelben Jahre 1489 kommt der große fränkiſche Humaniſt und kaiſerliche „poeta laureatus" Konrad Celtes nach Krakau. Der dreißigjährige, unruhige Weltwanderer, der nachmals auf ſeinen Kreuz- und Querfahrten bis zur „ultima Thule", dem fernen Island, gelangen ſollte, war auch damals ſchon viele Wege durch Deutſchland und Italien gewandelt; und es iſt eben kein Wunder, wenn er auf einer Oſtfahrt von den Rhein- und Donauquellen her durch Böhmen und Schleſien auch die intereſſante Weichſelreſidenz mitnahm. Was er aber hier für ſich fand, war derart, daß der Unraſtige ſich zu längerer Raſt entſchloß und ſeinen Aufenthalt auf volle zwei Jahre, eine für ihn außerordentlich lange Zeit, ausdehnte. Das eine, das ihn an Krakau feſſelte, waren die Vorleſungen des trefflichen Aſtronomieprofeſſors Adalbert von Brudzewo, von dem er ſich willig neue Geſichtskreiſe eröffnen ließ. Doch bedeutender noch werden ihn die ihm geiſtesverwandten humaniſtiſchen Beſtrebungen angezogen haben, die hier in Philipp Buonaccorſi, alias Callimachus Experiens, ihren geiſtigen Mittelpunkt fanden. Im Jahre 1473 war dieſer berühmte Humaniſt, Hiſtoriker und Dichter als Erzieher der königlichen Prinzen an den Krakauer Hof gekommen, der ihn auch als Politiker und Diplomat zu hohen Ehren und Bedeutung kommen ließ; und es konnte nicht fehlen, daß eine ſolche Perſönlichkeit im Laufe der Jahre auch führende Akademie- und Hofkreiſe zu ihren Bildungsidealen zu bekehren und Gleichgeſinnte um ſich zu ſammeln wußte. Doch erſt Celtes' jugendlicher Feuergeiſt ſoll jetzt den Stein ins Rollen, die verwandten Geiſter zum fruchtbaren Bunde bringen.

Schnell ist der Kontakt hergestellt, der Dreißig- und der Dreiundfünfzigjährige (soviel zählt Callimach im Jahre 1489) verstehen sich auf den ersten Blick, alsbald finden sich auch andere Anhänger humanistischer Geistesbefreiung, vor allem Deutsche, aber auch Polen und Italiener, gesetzte Universitätsprofessoren und junge Scholaren, gebildete Ratsherren, königliche Räte und Prälaten, und die „Sodalitas litterarum Vistulana" ist beisammen. Der gesellige Deutsche hat seinen Verein, der ihm in der Fremde gleichsam ein Stück deutsche Heimat bedeutet („teutonicis qua modo meta plagis"), Polen aber seine erste gelehrte Gesellschaft, den ersten Bund freier Geister, die aus mittelalterlicher Gottesknechtschaft zum Ideale freien Menschentums streben.

Hier ist auch Heydekes Platz. Und hier wird ihm sein zweites großes Erleben zuteil. Ja, es ist schier ein zweiter Heydeke, der sich uns jetzt zu erkennen gibt: der von allem Amtlichen und Beruflichen reinlich losgelöste Privatmann, der, aus dem Rathause heimgekehrt, seine schönsten Stunden in vertrauter Zwiesprache mit Aristoteles und Plato, mit Cicero und Plinius verbringt. Die griechischen und lateinischen Klassiker-Inkunabeln, die er nachmals der Krakauer Hochschule vermacht hat, und die noch heute in deren Bibliothek aufbewahrt werden, zeugen beredt genug von dem wahren Ich des gelehrten Stadtschreibers. Daß er dabei nichts Verknöchertes an sich hatte, wissen wir ja auch schon zur Genüge und können annehmen, daß er auch in seinen alten Autoren nicht Worte und grammatische Formen, sondern als Mensch den Menschen gesucht haben wird. Ein Glas guten Malvasiers oder Ungarischen kann auch wohl daneben gestanden haben, die stille Stunde köstlicher zu machen; denn ein behagliches Leben wußte er wohl zu schätzen und hatte ja auch jetzt alles, was dazu nötig war. Von den ärmlichen 8 Subschreibergulden war sein festes Jahreseinkommen auf 24 Gulden nebst 6 Schock Groschen Kleidergeld gestiegen. Dazu kamen die gleichen Festtags-Gratifikationen, wie sie die Ratsherren erhielten, Anteile an den Gerichtsgefällen und Bürgerbriefsgebühren, Steuer- und Abgabenvergünstigungen, dann die Altarieneinkünfte von St. Marien und St. Stephan, sowie zu alledem freie Dienstwohnung. Kein Wunder denn, wenn er sich sein Stadtschreiberhaus — es lag am Ring dicht beim Rathause — so stattlich und traulich einzurichten wußte, daß es Callimach zu der poetischen Lobeshymne begeistern konnte: „Es sei so schön und so gar wohnlich, daß ein Vogel darüber des Waldes vergessen könnte und man am liebsten Philomena (Nachtigall) sein möchte, um sich vom Herrn des Hauses einfangen zu lassen." Man denkt unwillkürlich an üppigen Blumen- und Pflanzenschmuck, an Palmen und Zimmerbäume inmitten schweren, guten Hausrats, an irgendwelche „Philomenen" und andere Sänger im Käfig, die dem Poeten solche Vergleiche eingeben konnten ... Auch einen Garten hatte die Stadt ihrem Schreiber zugewiesen, „als man aws dem phorteley yn die badstube geet", und Herr Johannes müßte nicht er selber gewesen sein, wenn es nicht ein wohlgepflegter Garten war voll blühender Beete und seltener Bäume und Sträucher. Ob wohl ein besonders schöner Tamariskenstrauch darunter war? Er heißt auf lateinisch „Myrica" — und also lautete auch der Name, den Heydeke im Humanistenkreise führen sollte ...

Dieser Mann und dieses Haus — wie mußten sie den „Vistulana"-Genossen behagen! Ging es doch auch ihnen keineswegs um langweilige philologische Sitzungen, sondern um edlen, durch Gemeinschaftlichkeit erhöhten Genuß all des Schönen und Menschentumfördernden, das die wiederentdeckten Schriftsteller des Altertums wie auch die von ihnen befruchteten Neueren ihnen geben konnten, — um freien Gedankenaustausch unter Gleichgesinnten und gegenseitige Anregung zu eigenem Schaffen, wobei auch der Becher nicht vergessen ward und beim Kreisen des Ungarweins Ernst und Frohsinn, Witz und solides Philosophieren sich zwanglos verflechten konnten. Da wird den einen Tag über antike Lebensweisheit, den andern über die jüngste venezianische Geschichte diskutiert, woraus sich — es ist ja Callimachs Steckenpferd —

ein lebhaftes politisches Redegefecht um die Türkengefahr entwickelt. Dann wieder geht's von Herodot zu Okkultismus und Traumdeuterei, dazwischen trägt der eine und der andere ein eignes Gedicht oder Prosakapitel vor. Man freut sich seiner Gedankenfreiheit und seines Menschseins, um am Ende bei frohem Trunke Celtes' Devise wahrzumachen: „Wir wollen uns des Lebens freuen, da das, was ehedem nichts war, doch in nichts zurückkehrt". Fürwahr, wie grundfalsch sind doch die Begriffe, die sich der heutige Durchschnittsmensch von den alten Humanisten und überhaupt vom Wesen des Humanismus macht! Man sehe sich die „Vistulaner", die heiteren „Weichselbrüder" an: so sah der wahre Humanismus aus, der bekanntlich von „homo", der Mensch, kommt — nicht gelahrte Quälerei, sondern Freude ist sein Kern.

An der Freude dieser schönen Geistes-Symposia hat denn unser Stadtschreiber sein gerüttelt Teil und Mitverdienst. Seine Krakauer kennen ihn ja, vorzüglich Callimacho können seine humanistischen Neigungen nicht verborgen geblieben sein; und sogleich wird er in die neugegründete „Sodalitas" hineingezogen. Wie jedes Mitglied, so erhält auch er einen besonderen Namen, und gar bald zeigt sich Heydeke-Myrica als einer der Tätigsten und Interessantesten der Runde. Sein Haus aber wird zum bevorzugten Orte ihrer Zusammenkünfte. Da sehen wir sie nun alle, wie sie in den von Vogelgezwitscher erfüllten „Wäldern" des Stadtschreiberhauses sich ergehen und in Gruppen guter Gespräche pflegen, wie sie dann unter des Hausherrn anregendem Vorsitz, vor jedem ein braver Humpen Ungarisch, sich am Eichentisch niederlassen und ihr geistgewürztes Gelage feiern.

Prächtige Charakterköpfe sind's einer beim andern. Callimachs edles Profil und des jungen Celtes bezwingende Augen dominieren neben der Würde des Bischofs von Kujavien, Peter v. Bnin. Dann sind da die Herren von der Universität: ein Pole (?) nur ist unter ihnen, Celtes' Meister Brudzewski-Brutus, der Astronom, alle übrigen sind Deutsche: die Professoren Johann Sommerfeld, hier heißt er Aesticampianus, Johann Bär (Ursus), der Medicus, Stenzel Selig (Simonides), der Organist, Janus Canusius, die Schlesier Nikolaus Tauchan (Mergus) aus Neiße, Sigmund Gossinger (Fusilius) aus Breslau, Lorenz Rabe (Corvinus) aus Neumark. Die Jugend sieht man hier als keinen Fehler an; der hoffnungsvolle Scholar sitzt neben dem gereiften Professor und darf ebenso frei seine Meinung sagen, ist ja Celtes selber, obwohl Erfurter Magister, in Krakau nur Scholar; und die Studiosi Johann Salomon (Salemnius Delius), der nachmalige Freund Luthers und Melanchthons Vinzenz Lang (Longinus), August Olmütz (Moravus), zumal aber Celtes' Reisegefährte, der spätere Lehrer Ulrich v. Huttens, Johann Rack aus Sommerfeld (Aesticampianus d. Jüng.) wagen wohl manch kühnes Wort, das schon nach Reformation schmecken mag ... Auch gelehrte Vertreter der Krakauer Bürgerschaft fehlen nicht. Neben Myrica, dem Stadtschreiber, haben auch die beiden Ratsherren Georg Morsteyn (Morinus) und Dr. med. Hans Kisling, Herr des berühmten Hauses „zum Schöpsen", sowie Myricas Jugendfreund, der Westpreuße Dr. med. Nikolaus Bothka (Abstemius) aus Marienwerder ihr Bürgerrecht in der Humanistenrepublik. Um Callimach aber und Bischof Peter gruppiert sich die geistige Elite von droben aus der Königsburg, des Hofes Räte in ihrem Prälatenviolett, großenteils Männer, die dereinst zu hohen und höchsten Würden gelangen sollen: der königliche Secretarius, Domherr Dr. Andreas Boryszewski (Pegasus), der junge Mathias Drzewicki, beides nachmalige Primas-Erzbischöfe von Gnesen und Vizekönige von Polen, Bernhard Wilczek (Viliscus Roxolanus), später Erzbischof von Lemberg, der kgl. Rat und Domherr Dr. Jakob v. Boxice, und nicht zu vergessen auch einer der größten Musiker, die je in Polen gelebt haben, der deutsche Kapellmeister des Königs, Heinrich Finck.

Wieviel zukunftsvolle Gedanken mögen da wohl des Stadtschreibers sonst so stilles Heim durchschweben, wieviel Neues mag da aufblitzen, wenn sich die Meinungen all der Köpfe kreuzen, die diese beiden Großen, der Deutsche und der Italiener, aus so verschiedenen Sphären zusammenzuführen gewußt! Auch anderwärts trifft man sich, in der deutschen Burse, bei Callimach, bei Aesticampian, besonders behaglich fühlt man sich auch bei Bischof Peter, wenn er die Humanisten in seinen Krakauer Palast lädt oder gar in sein Wolberger Schloß entführt und mit einem bischöflichen Tropfen bewirtet, — am wohlsten aber ist ihnen doch bei Myrica; und in manchem Carmen und manchem Ausspruch haben's Callimach wie auch Celtes bezeugt, der letztere es auch in ein besonderes Gedicht „Das Gastmahl des Myrica" (De coena Miricae) gefaßt, wie lieb und wert ihnen just dieses Haus und dieser Mann gewesen sind. Hier war nicht nur die Keimstätte poetischer Gedanken, auch so Gewichtiges wie Callimachs Buch über „Den Versuch der Venezianer, die Perser und Tataren zum Kriege gegen die Türken zu bewegen" (De his que a Venetis tentata sunt Persis ac Tataris contra Turcos movendis) ward nach Aussage des Verfassers hier empfangen. Des Hauses Atmosphäre aber ist der Mensch. Wie bedeutend Heydekes Anteil an den Diskussionen der Vistulaner war, erhellt aus der Erzählung Callimachs, wie er eines Tages zu Bischof Peter kam, in dessen Speisesaal die Humanisten gerade das Somniarium (Traumbuch) des Philosophen Leo Tuscus besprachen. Es entfaltete sich nun eine lebhafte, scherzgewürzte Redeschlacht zwischen Callimach, Drzewicki und Myrica, in der Myrica das Wort führte und seine Anschauungen über ägyptische, persische und indische Traumdeutung so überzeugend klarlegte, daß der Italiener dann seine Vorrede zu Tuscus darauf aufbauen konnte. Erwarben so Scharfsinn und Wissen dem Stadtschreiber die Achtung seiner „Sodales", so mußten seine Gemütseigenschaften und seine Umgänglichkeit ihm auch ihre Herzen gewinnen. Drzewicki ist nur einer unter vielen, die „gern mit dem gelehrten Deutschen verkehrten und seinen Verstand wie seine Höflichkeit bewunderten". Freund Callimach aber weiß ihn vollends nicht genug zu rühmen: „Da ist keiner, dessen Verkehr liebenswerter, dessen Verstand, Gelehrsamkeit und Lebensart bewundernswürdiger und zuverlässiger wären". Und sollte auch dies herzerfreuende Leben der Vistulaner nach Celtes' Scheiden im Jahre 1491 nach und nach seinen ursprünglichen Schwung verlieren, um endlich, als der Tod 1496 auch Callimach abberief und ein Mitglied nach dem andern die Stadt verließ, völlig zu versanden, — so wirkte doch Freundschaft und Erinnerung nach. Der einsam zurückgebliebene Myrica vergißt die Genossen seiner besten Lebenszeit nicht. Doch traurig genug ist's, was ihm für sie zu tun übrig bleibt: ihre Testamente sind's, die er auszuführen hat, erst für Callimach, dann für Aesticampian und wie sie nacheinander wegsterben. Wieder schließt er sich mit seinen Büchern ein und genießt sie wie vordem in einsamer Stille. Die Trinkgeräte, silberne und goldene Zeugen lebenswerter Tage, bewahrt er auf, um sie dereinst mitsamt seiner Bibliothek der Akademie zu vermachen.

Das Beste ist nun vorbei. Doch bleibt noch Zeit und Kraft genug, um Gutes zu wirken. Das Jahr 1500 bringt eine nicht unbedeutende Veränderung in Heydekes Leben. König Johann Albrecht, der Callimach-Schüler, wohl unterrichtet über des Stadtschreibers Fähigkeiten und eingedenk manchen gerechten Dienstes, den er als Vermittler zwischen Stadt und Hofkanzlei auch der Krone geleistet, bewirkt seine Ernennung zum Archipresbyter und Propst der städtischen Hauptkirche zu St. Marien. Keine geringe Ehre ist es, die ihm damit zuteil wird, und wird man's auch gewiß keine Sinekure nennen können, so sichert ihm doch dies hohe geistliche Amt einen geruhigeren Lebensabend, — er steuert nun schon auf die Sechzig zu — als es die unruhvolle Stadtschreiberei vermöchte. Der Hochwürdige zieht nun in das stattliche Prälatenhaus an der Marienkirche, um von jetzt ab die 20 Jahre lang als Rechtswalter von ihm betreute Bürgerschaft Krakaus als ihr oberster Seelsorger zu führen.

Noch will die Stadt nicht auf die Kenntnisse des gewiegten Juristen verzichten, doch bleiben Fälle wie sein Mitwirken in einer bedeutenden Appellationssache im Jahre 1501, wo er als königlicher Kommissar auftritt, vereinzelt. Der Erzpriester nimmt, das ist einmal Heydekes Art, seinen neuen Beruf ernst und erfüllt ihn auch. Und abermals offenbart sich uns jetzt ein Neues an ihm. Wohl sahen wir ihn immer wieder, wie es in dem deutschen Krakau nicht anders sein konnte, in deutscher Gesellschaft und mit Deutschen befreundet. Doch weder als Stadtschreiber noch im Kreise der Humanisten konnte er sein Deutschtum so zum Ausdruck bringen, wie es ihm jetzt, als Propst der deutschen Kirche, möglich wird. Er läßt es sich nicht nehmen, selbst das Amt eines deutschen Predigers, des „praedicator theutonicus" zu versehen; und nachdem er ins zwölfte Jahr hinein also im Angesicht des ihm soviel bedeutenden Stoßschen Altars zu seinen Deutschen gesprochen und den Wert solcher Gottesarbeit erfühlt, beschließt er — vielleicht gewarnt durch mancherlei Anzeichen der nahenden Kämpfe um das Deutschtum der Marienkirche — eine Stiftung zu errichten, die seinem Gotteshause für ewige Zeiten die deutsche Predigt sichern soll. Ein Legat von 1000 Gulden — der erfahrene Rechtsmann weiß wohl, wie es am besten gegen widrige Zeitläufte und bösen Willen zu versichern ist — wird derart angelegt, daß es jährlich 40 Gulden trägt, und um diese nicht unbeträchtliche Jahresrente soll von nun ab ein besonderer deutscher Prediger bestallt werden, formell als Altarist an der Boner-Kapelle, doch mit der ausdrücklichen Pflicht, „dem Volke in deutscher Sprache das Wort Gottes zu künden". Die großherzige Schenkung wird am 20. Juni 1511 vom Bischof bestätigt. Damit ist Heydekes Lebenswerk mit einem Deutschtumsbekenntnis abgeschlossen, wie man es sich besser und zugleich zweckt reffender nicht denken kann.

Am 5. Februar 1512 ist Johannes Heydeke gestorben. Ein ganzer Mann, bewundernswert in seiner vielseitigen Tüchtigkeit und liebenswert als Mensch. Heydeke der Stadtschreiber, der seines Amtes ebenso pflichttreu als warmherzig gewaltet; der Humanist, der mit den Besten im Bunde freudig an der Befreiung der Geister mitgewirkt; ein Erzpriester und Prediger, der die Menschen mit Gottes Wort ebenso weise zu führen wußte wie mit Menschengesetzen; und nicht zuletzt der Deutsche, der seine Sendung im Ostlande nach bester deutscher Art erfüllt und seiner zweiten Heimat ehrlich gedient hat, ohne sein Volkstum aufzugeben. Eine Persönlichkeit, die selbst anziehend und bedeutend genug ist, um sie nicht zu vergessen, und deren Leben uns so anschaulich wie vielleicht kein zweites in die fruchtbarsten Jahre der alten deutschen Stadt Krakau, in die Zeiten Veit Stoßens und des Humanistenbundes versetzt.

„Ein mächtiger Hebel der Geistesbewegung in Polen"

Der erste Drucker Johann Haller (um 1467—1525)

Von Hans Schmidt II, Posen.

„Die Buchdruckerkunst haben wir, wie auch alle anderen europäischen Nationen, von dem Volke der Erfinder, den Deutschen, empfangen. Wir übernahmen, wie auch die anderen, nicht die Kunst selbst, sondern die Drucker. Das geschah aber bei uns vor allen Dingen später und außerdem weniger selbständig. Das zeigte sich wiederum in dem lang andauernden Zufluß von Druckern aus Deutschland." Kazimierz Piekarski in: „Kultura Staropolska", Krakau 1932. S. 359.

Ein alter Buchdruckerbrauch, der heute wieder allgemein geübt wird, ist das Gautschen. Hat der Lehrling ausgelernt, so ist er trotzdem noch nicht „zünftig". Er muß erst durch die Gesellen aufgenommen werden. Er wird dabei auf einen nassen Schwamm gesetzt, häufig auch in eine Wanne getaucht. Als „Gesellenurkunde" wird ihm der Gautschbrief unter Zeremonien vom Gautschmeister überreicht. Die hierbei gehaltene Ansprache beginnt bei den deutschen Druckern mit den Worten „Im Namen Gutenbergs . . ." Die polnischen dagegen legitimieren sich als Kunstjünger Johann Hallers. Und das sicherlich mit Recht. Unter den deutschen Kulturpionieren dieser Kunst nimmt nämlich einen besonders rühmlichen Platz der Buch- und Weinhändler Johann Haller aus Rothenburg ob der Tauber ein.

Wer wollte die Bedeutung der Buchdruckerkunst, die sie heute darstellt, völlig ermessen? Gehört sie doch zu den großen Erfindungen in der menschlichen Kulturgeschichte, die allen Lebensgebieten ihren Stempel aufdrückt, so daß man fast sagen könnte, wir stehen unter der Last des gedruckten Wortes. Welches Verdienst mußten sich diejenigen erwerben, die den Druck nach Polen brachten!

Wann die Buchdruckerkunst wirklich dorthin kam, ist unbestimmt. Doch kann wohl ein verhältnismäßig früher Zeitpunkt angenommen werden, da die Universitätsstadt Krakau, wo viele Ausländer lehrten und studierten, auch ein Anziehungspunkt für Drucker war. Es ist allerdings unbekannt, wer der erste war, wann und woher er nach Krakau gekommen ist, ob als selbständiger, fliegender Drucker oder nur als Teilhaber oder Dienstmann. In den 1490iger Jahren treffen wir in Krakau Swey-bold Beyl an, der hier zu drucken beginnt, doch nicht mit lateinischen, sondern mit slawischen Lettern, für die reußischen Lande. Aber seine Versuche wurden bald zunichte gemacht, und zwar von seiten der römisch-katholischen Kirche. Die Abschreiber,

Verzierer und Zeichner, die auf der Universität großen Einfluß hatten, mögen es auch bewirkt haben, daß sich die Buchdruckerkunst trotz vielfacher Versuche (Kaspar Hochfelder vor 1476, „Hanus Cruger aws der Marke" 1483, Hans Popelau 1483) im 15. Jahrhundert noch nicht durchzusetzen vermochte, denn ebenso, wie die Maschine im gewerblichen Leben, so machte auch die Druckerkunst ihre Arbeit zum großen Teil entbehrlich. Aber auch die Konkurrenz der Bücher aus Deutschland mag entscheidend gewesen sein.

Erst der Beginn des 16. Jahrhunderts brachte die Entfaltung dieser Kunst in Polen. Der eigentliche Vater und Begründer der Buchdruckerkunst in Polen war Johann Haller, da alle Versuche, die „schwarze Kunst" in Polen einzuführen, vor dem Auftreten Johann Hallers eben nur Versuche blieben. Er war auch der erste privilegierte Drucker in Polen.

Das Geschlecht der Haller (Haller, Hallir, Aller, Allir, Heller, Hallir) gehört zu einem der bekanntesten in ganz Mitteleuropa, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Polen, Ungarn, Böhmen usw. In Nürnberg spielte die Familie Haller schon seit dem 14. Jahrhundert eine bedeutende Rolle in der Leitung der Stadt. Die Krakauer Bücher lassen jedoch, trotz vielfacher Eintragungen, die die weitverzweigten Beziehungen der Krakauer Haller mit ausländischen Kaufleuten zeigen, keine Verwandtschaft mit den Nürnberger Haller erkennen oder gar nachweisen.

Johann Haller entstammte einer süddeutschen Familie aus Rothenburg ob der Tauber in Mittelfranken. Die erste Nachricht von der Ankunft Johann Hallers in Krakau geben die Matrikeln der Jagellonischen Universität im Jahre 1482, die als Heimat jedoch die Stadt Werdea angeben, die als Donauwörth erklärt wird. Die zweite Eintragung (Verleihung des Krakauer Bürgerrechtes) im Jahre 1491 jedoch lautet: „Johannes Hallir von Rotenbergk of der Tawber ius habet...", während die aus dem Jahre 1482 mit den Worten beginnt: „Johannes Johannis Haller de Werdea solvit . . ." Daraus ist zu folgern, daß der Vater Johann Hallers, ebenfalls Johann Haller, von Donauwörth nach Rothenburg gezogen ist und dort längere Zeit gelebt hat, so daß sich der Sohn schon „von Rothenburg" nannte.

Unbekannt ist auch Hallers Geburtsjahr. Nimmt man jedoch als durchschnittliches Alter der Eintragung auf der Universität das 15. Lebensjahr an und ziehen wir diese Jahre von 1482, d. h., als sich Haller für die Philosophische Fakultät einschrieb, ab, so erhalten wir als mögliches Geburtsjahr das Jahr 1467. Im Jahre 1492 heiratete er Barbara, die Tochter des reichen Kürschners Johann Kunosch. Dieser Ehe entsprossen 8 Kinder. Keines jedoch hat sich dem Buchhandel und der Druckerei gewidmet.

Bisher war auch das Todesjahr Johann Hallers unbekannt. Die Vogtelbücher Krakaus sowie ein Kalender der Astronomen Stoefflerin und Pflaumen, der unterm 7. Oktober 1525 die Notiz: Dominus Ioannes Haller consul Cracoviensis mortuus est . . . enthält, lassen nun aber das Datum bis auf einige Tage genau bestimmen. Zieht man von diesem Jahre das angenommene Geburtsjahr 1467 ab, so konnte Johann Haller ungefähr 58 Jahre gelebt haben.

In der Namensliste der Krakauer Ratsherren aus dem Jahre 1508 wird Johann Haller als reicher Drucker erwähnt. Andere Urkunden sagen, daß er zu großem Ruhm, Ansehen und Besitz gekommen ist. Diese allgemein gehaltenen Feststellungen über den Reichtum Johann Hallers stimmen sehr gut mit weiteren Nachrichten überein, obwohl weder sein Testament, noch irgendeine Rechnung aus seiner umfangreichen kaufmännischen Tätigkeit erhalten sind. Dank der Geschäftigkeit und Regsamkeit Johann Hallers kam der größte Teil des unbeweglichen Eigentums der Familie Kunosch, der nicht gering gewesen ist, wie man sich gelegentlich der endgültigen Teilung des Nachlasses überzeugen kann, in seinen Besitz. Als Eigentümer einiger Häuser in Krakau sowie der Papierfabrik in Prądnik, die von Friedrich Schilling angelegt

worden war und die er 1510 nach dem Tode des Papierfabrikanten Matthias Koch aus Reutlingen erworben hatte, gehörte er zu den reichsten Krakauer Bürgern.

Dieser große Besitz verschaffte ihm den Zutritt zu vielen hervorragenden Persönlichkeiten, nicht nur aus der bürgerlichen Welt, sondern auch aus Adelskreisen, die ihm wiederum die Pforten zu vielen ehrenvollen Würden in der Stadt öffneten. Die verschiedenartigen Handelsbeziehungen mit fremden Kaufleuten und Städten ließen den Besitz Hallers von Tag zu Tag anwachsen.

Wie schon erwähnt, ließ sich Johann Haller 1482 an der Krakauer Universität immatrikulieren. Wie in der damaligen Zeit vielfach üblich, scheint auch Haller, obwohl er als gewöhnlicher Student angegeben wird, aus näher unbekannten Gründen das Universitätsstudium verlassen und sich praktischen Beschäftigungen, also dem Handel, Buchhandel und dem Druckereiwesen gewidmet zu haben. Er handelte ferner nicht nur mit Wein, sondern auch mit Kupfer und Zinn. Besonders führte er aus Ungarn Wein in Krakau ein, wo er bis an sein Lebensende Weinkeller besaß. Wahrscheinlich war die Einfuhr ziemlich groß, zumal die Könige Alexander und Sigismund der Alte ihn als Belohnung für seine Verdienste auf dem Gebiete des Druckereiwesens von verschiedenen Gebühren und dem Spundgelde befreiten. Sicherlich ist es das monumentale Werk Johann de Lascos (Jan Laskis): „Commune incliti Poloniae regni privilegium", das 1506 aus Hallers Druckerei kam, gewesen, das ihn so hoch in Ansehen beim König brachte, daß dieser ihm am 26. Februar 1506 ein Privileg gab, das seine Sonderstellung unter allen anderen Druckern begründete. Mit seiner Vermittlung gelangte ungarisches Kupfer und Zinn über Krakau nach Breslau und von dort weiter nach dem Westen. Sein Handel beschränkte sich also nicht nur auf Druckereierzeugnisse und Wein, sondern umfaßte die verschiedensten Handelszweige.

Alles dies eroberte ihm in der Krakauer Bürgerschaft eine hervorragende Stellung. Schon 1501 wird er zur Schöffenbank berufen. Die Ratsakten vom Jahre 1508 nennen ihn „der ersame herr". 1512 wird er zum Präsidierenden Ratsherrn gewählt. Weiter fiel ihm die Obhut des Hospitals für arme Schüler (provisor hospitalis pauperum scolarium) zu. Diesen Posten behielt er bis zu seinem Lebensende.

Die große Bedeutung Johann Hallers für Krakau liegt jedoch nicht in seiner kaufmännisch-bürgerlichen Betätigung, sondern darin, daß er als erster größerer Verleger und Buchhändler auftrat und als erster für immer die Buchdruckerkunst nach Polen brachte. Er verfügte über alle dazu notwendigen Voraussetzungen: kaufmännische Regsamkeit, das Wohlwollen der Bürger, Wertschätzung bei den weltlichen und geistlichen Behörden, die Hochachtung in Wissenschaftlerkreisen und das sehr große Vermögen. Er begann, wie gewöhnlich, damit, daß er bei ausländischen Druckereien für seinen Verlag Bücher drucken ließ, die er dann verkaufte. Später wurde er vom Buchhändler-Verleger immer mehr zum Drucker, besonders, nachdem er eine eigene Druckerei gegründet hatte.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war Krakau eine der erstrangigen Stätten der Kultur, wo vor allen Dingen die mathematisch-astronomische Wissenschaft blühte. Man kann wohl mit Recht annehmen, daß die neue Buchdruckerkunst auch hier entscheidend auf die Steigerung des geistigen Lebens einwirkte. Besonders begann aus der neuen Kunst mit vollen Händen die Kirche Vorteile zu ziehen, indem sie sie für ihre Ziele nutzbar machte.

Durch Verordnungen hatten oft die Päpste versucht, den uneinheitlichen Gottesdienst, der durch den Gebrauch geschriebener liturgischer Bücher mit vielfachen textlichen Unterschieden hervorgerufen war, zu vereinheitlichen und so die Lockerung in der Kirche zu beheben. Jedoch erst die Buchdruckerkunst sollte entscheidend auf die Beschleunigung dieser Anordnungen wirken. Für die polnischen Diözesen ließ als

erster der Krakauer Bischof Rzeszowski im Jahre 1484 ein Meßbuch bei Peter Schöffler in Mainz drucken. Das war der Beginn einer ganzen Reihe Krakauer Meßbuchausgaben, die dann im Verlage Johann Hallers oder in seiner Druckerei erschienen.

In den Jahren 1494—95 trat der unternehmungslustige Georg Stuchs aus Sultzbach, einer der kleineren Nürnberger Drucker, mit Johann Haller, dem reichen Krakauer Kaufmann, in Verbindung, und sie beschlossen die Herausgabe von Meßbüchern für die Krakauer Diözese. Es kann wohl angenommen werden, daß Haller den Anlaß zu dem Unternehmen gab, da er die Krakauer Verhältnisse gut kannte, an der Spitze stand, die nötigen Geldmittel zur Verfügung stellte und mit seinem Vermögen die möglichen Verluste deckte. Um jedoch davor sicher zu sein, bemühte er sich mit Hilfe seiner Bekanntschaft und seines Einflusses in Krakau bei dem Krakauer Bischof und Gnesener Erzbischof um ein Privileg zum alleinigen Druck und Verkauf von Krakauer Meßbüchern; denn ebenso wie das Mittelalter kannte auch das 16. Jahrhundert nicht den Begriff des geistigen Eigentums. Solche Privilegien waren aber nicht von langer Dauer. Haller versuchte deshalb, bei jeder neuen Auflage das Privileg zu erneuern und so seine Konkurrenten von dem Druck der Bücher mit nur kleiner Verlustmöglichkeit auszuschließen und sich damit zum Hauptverleger der Krakauer Meßbücher und anderer liturgischer Bücher zu machen.

Die Herausgabe von Meßbüchern war jedoch mit großen Kosten verbunden. Deshalb begann Johann Haller mit der größten Besonnenheit. Er bemühte sich um den Schutz vor Nachdruck und ausländischer Konkurrenz auch durch ein königliches Privileg. Er erhielt es am 20. September 1505 von König Alexander, der ihm den ausschließlichen Verkauf der Werke, die er in Krakau drucken werde, garantierte. Dieses und folgende Privilegien verschafften ihm eine besondere Stellung unter den Buchhändlern und Druckern des ganzen polnischen Königreiches. Aber sein kühner Geist beschränkte sich nicht nur auf Polen. Er verlangte auch bald ein Privileg zum Druck des Meßbuches für die Diözese Breslau, was bedrohliche Folgen hätte haben können, da hier die ausländische Konkurrenz noch mehr hervortrat. Waren die ersten Auflagen der Meßbücher, da diese ein großes Kapital erforderten, eine Gesellschaftsleistung, die zwar von Haller geleitet wurde, so steckte er doch bald die übrigen Teilnehmer ein, und war schon im nächsten Jahre 1506 der alleinige Herausgeber und Drucker.

Die Meßbücher für die verschiedenen Diözesen zeugen von der sehr rührigen und weitverzweigten Tätigkeit ihres Verlegers Johann Haller, der nicht nur nahe Beziehungen mit den größeren Städten wie Breslau, Posen usw. unterhielt, sondern auch in ihnen den ersten Platz zu erringen und sein Übergewicht durch verschiedene Privilegien zu sichern verstand.

Die nächsten Jahre brachten weitere Auflagen, die alle davon Zeugnis ablegten, wie sich Haller um wirklich künstlerische Ausstattung bemühte. Die meisterhaften Anfangsbuchstaben enthalten oft ganze Szenen der Heiligen Schrift. So hat Haller bis zu seinem Lebensende im ganzen 12 Meßbuchauflagen herausgebracht, von denen 3 in Nürnberg bei Georg Stuchs und die übrigen 9 in Krakau gedruckt wurden. Er besaß Druckprivilegien in 6 Diözesen, eine Zahl, die niemand zu seiner Zeit und später erreichte. Nimmt man als Durchschnittsauflage eine Zahl von ungefähr 300 Exemplaren an, so ergäbe das eine Summe von 3600—4000 Stück.

Gleichzeitig mit der Herausgabe der Meßbücher bei Georg Stuchs im Jahre 1494 druckte Kaspar Hochfelder ein Brevier für die 3 Diözesen Krakau, Gnesen und Posen. Scheinbar müssen auch diese Bücher sich sehr gelohnt haben, denn schon im Jahre 1498 begann auch Johann Haller mit dem Druck derselben bei Georg Stuchs in Nürnberg und bald darauf bei sich in Krakau. Auch hierfür erlangte er ein Privileg, in dem der Geistlichkeit bei Strafe verboten wurde, andere Breviere als

die Hallerschen zu kaufen. Zu diesen liturgischen Büchern kamen noch Agenden, die außer dem lateinischen Text noch den deutschen und polnischen enthielten und so eins der ältesten Druckdenkmäler der polnischen Sprache darstellen.

Außer diesen Werken gab er aber auch wissenschaftliche Bücher heraus, philosophische, juristische und mathematisch-astronomische, antike Autoren, zeitgenössische Humanisten und Schulbücher. Sie nahmen neben den religiösen Schriften einen bedeutenden Platz ein. Ähnlich wie die liturgischen Bücher erschienen auch seine weltlichen anfangs im Auslande, d. h. in Leipzig bei Wolfgang Stöckel, in München und Metz bei Kaspar Hochfelder, den er sogar einige Jahre später nach Krakau zog, wo er mit ihm gemeinschaftlich druckte. Die Verfasser wissen ihn in ihren Vorworten nicht genügend zu loben. So heißt es in einer Schrift aus dem Jahre 1500: „Ad impensas providi, circumspecti, humanissimiqui viri, domini Johannis Haller, civis Cracoviensis, virorum doctorum fautoris excellentissimi".

Den Kampf der Scholastik mit der zu Beginn des 16. Jahrhunderts ständig wachsenden Renaissance entfachte Haller als Verleger und z. T. sogar als Mäzen der Gelehrten dadurch, daß er die Werke hervorragender Vertreter beider Geistesrichtungen herausgab. Dafür nannten sie ihn den vortrefflichsten Förderer gelehrter Männer und hauptsächlich der Geistlichkeit. Nicht weniger waren ihm die Vertreter der Renaissance (Johann Laurentius Corvinus, Johann Sommerfeld jun., Ursinus, Eck u. a.) zu Dank verpflichtet, da er ihre Werke verlegte. Da der Humanismus die Liebe zur Antike mit sich brachte, so erschienen seit 1500 auch in Polen die Schriften besonders Ciceros, Sallusts und anderer. Auch hierbei stand wiederum Haller an der Spitze, und nicht gering war sein Anteil an der Verbreitung Ciceros in Polen. Auch die Erlernung der griechischen Sprache hat er gefördert, indem er griechische Grammatiken aus Venedig einführte. Rühmend heißt es von ihm, daß er „nie fehlte, wenn es um irgend ein buchhändlerisch-kulturelles Unternehmen ging."

Zu diesen Werken kamen ferner die Statuten, die königlichen und die Synodalstatuten. Im Jahre 1506 erschienen in einer prachtvollen neuen Auflage bei Johann Haller in Krakau die Statuten Johann a Lascas (Jan Laski) unter dem Titel: „Commune incliti Poloniae regni privilegium constitutionum etc." Es ist ein Meisterwerk der Buchdruckerkunst von nicht geringem Umfange. 354 Karten mit herrlichen Holzschnitten umfassend, ist es zugleich das erste bebilderte Buch, das Haller herausgegeben hat. Kein Wunder, daß er bald darauf das königliche Privileg erhielt, worin der unrechtmäßige Verkauf einer ähnlichen Ausgabe bei großer Strafe verboten wird und der König ihn zu weiterer Arbeit mit folgenden Worten anspornt: „ut famosus Joannes Haller, civis noster Cracoviensis, ab arte impressoria pro decora regni nostri non cesset, ac ut vigilantius, constantius talem insistat etc." (damit der ehrwürdige Johann Haller, unser Krakauer Bürger, von der Buchdruckerkunst zur Zierde unseres Königreichs nicht weiche und daß er noch wachsamer und eifriger diese betreibe usw.).

Damit ist Hallers Tätigkeit aber noch nicht erschöpft. Als Buchhändler ist er nämlich noch rühriger gewesen als als Drucker. Den staatlichen und kirchlichen Behörden lag daran, den Buchhandel, der bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst von den Druckern in die Hände wandernder Buchhändler übergegangen war, Einzelpersonen mit festem Wohnsitz zu übertragen. In Polen war die Zahl der Buchhändler im 15. Jahrhundert noch sehr gering. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts treffen wir in Krakau 3 größere Buchhändler an: Johann Haller, Johann Klemesch aus Liegnitz und Nicolaus Schickewik aus Ohlau in Schlesien. Nach dem Tode Johann Klemeschs nahm Hallers Buchhandel einen bedeutenden Aufschwung. Die kleineren Buchhändler traten mit ihm in Beziehung oder in ein Dienstverhältnis. Diese zogen nun für ihn von Jahrmarkt zu Jahrmarkt und verkauften auch unter-

wegs in Klöstern und Städten seine Bücher. Unter diesen Leuten finden wir u. a. Sebastian Hyber, Johann Seidenrod und Johann Böthner, den späteren Verwalter und Besitzer der Buchhandlung nach Hallers Tode. Auf diesem Wege wurden ganz Polen und die Nachbarstaaten in den Bereich der buchhändlerischen Tätigkeit Hallers gezogen.

Trotz des Privilegs vom Jahre 1505 hatte Haller doch mit der Konkurrenz seiner 3 Hauptgegner Marcus Scharfenberg, Johann Bayer und Melcher Frank zu kämpfen und mußte sich 1517 sogar zu gewissen Konzessionen verstehen. Infolge der wachsenden Zahl anderer Buchhändler und Krakauer Drucker wurde seine Stellung mit der Zeit geschwächt. Hieronimus Wietor (Büttner) aus Liebenthal richtete seine Tätigkeit besonders stark gegen Haller. Da er sich in Krakau nicht niederlassen konnte, begann er von Wien aus seinen Kampf, indem er polnische Verfasser druckte, deren Werke er mit Wappen Polens, Litauens, Krakaus und dem Bildnis des polnischen Schutzheiligen St. Stanislaus schmückte, um so die Aufmerksamkeit des polnischen Königs und der hohen Geistlichkeit auf sich zu lenken. Aber trotzdem blieb Haller bis zu seinem Lebensende der führende Drucker und Verleger Krakaus. Es ist berechnet worden, daß er während seiner Druckertätigkeit 3570 Bogen hergestellt hat, während die beiden nächstfolgenden Druckereien Angler und Wietor in einem 5 Jahre längeren Zeitraume nur 640 bzw. 930 Bogen gedruckt haben. Der Niedergang in den letzten Lebensjahren Hallers ist sicherlich auf sein Alter zurückzuführen und darauf, daß er in keinem Sohne eine Stütze fand, da keines seiner 8 Kinder Interesse für die Buchdruckerkunst zeigte.

Überblicken wir noch einmal die vielseitige Arbeit Johann Hallers, des ersten Pioniers des Druckergewerbes in Polen, der durch seine Tätigkeit in so entscheidendem Maße zu dem kulturellen Fortschritt beigetragen hat, so muß man anerkennen, daß der polnische Gelehrte Ptaśnik nicht übertreibt, wenn er ihn einen „mächtigen Hebel der Geistesbewegung in Polen" nennt.

Der erste Berufsdiplomat in Polen

Johannes von Höfen, genannt Dantiscus (1485—1548)

Von D. Arthur Rhode, Posen

Als Vertreter der Hochblüte geistigen Lebens der Renaissancezeit und zugleich als vielgewandter Staatsmann im goldenen Jagellonischen Zeitalter tritt Johannes Dantiscus auf. In jener Zeit ein Stern erster Größe, ist sein Schimmer jetzt verblaßt, weil er alle seine Schriften weder in seiner Muttersprache, deutsch, noch in der Sprache seiner Wahlheimat, polnisch, abgefaßt hat. Wiederum war er nicht eine solch gewaltige Leuchte, daß er noch heute gelesen würde, und nur für den kleinen Kreis gelehrter Leser hat man sich die Mühe der Übersetzung einiger seiner Schriften gemacht. Seine ausgedehnte diplomatische Tätigkeit hat zwar mit dazu beigetragen, Polens Großmachtstellung in jener Zeit zu fördern. Immerhin waren es doch nur Ziele von vorübergehender Wichtigkeit, an deren Erreichung er seine Kraft setzte, keine großen weitausschauenden Pläne, so daß diese seine staatsmännische Wirksamkeit nur noch für den Geschichtsforscher von Bedeutung ist. Dantiscus ist ein Beispiel dafür, in welcher Weise hochbefähigte deutsche Männer ihre ganze Tatkraft in den Dienst des polnischen Staates und damit des polnischen Volkes gestellt haben, gelegentlich selbst gegen den Staat oder die Staaten des Volkstums, dem sie entstammten. Man kann sie nicht Renegaten nennen. Das hieße das Volksbewußtsein einer späteren Zeit in das Renaissance-Zeitalter hineintragen. Man muß jedem Manne von dem Standpunkt der damaligen Zeit aus gerecht werden. Die Neulateiner jener Zeit waren leider international. Sie fühlen sich wohl einem Staate und noch mehr einem Herrscher verpflichtet, nicht aber ihrem Volkstum.

Im Unterschiede von manchen anderen gewaltigeren Größen deutschen Volkstums wird Dantiscus selbst von polnischen Schriftstellern nicht als dem Polentum entstammend in Anspruch genommen. Wir wissen über seine Abkunft und auch über seine Lebensgeschichte recht genau Bescheid. Seine diplomatische Tätigkeit und seine Reisen zu diesem Zwecke können wir bis in die Einzelheiten verfolgen. Freilich können wir im Rahmen dieser Darstellung nicht auf all dieses eingehen. Er entstammte einer niederdeutschen, in Westpreußen ansässigen Familie von Höfen (später a Curlis latinisiert). Sein Großvater hatte in dem dreizehnjährigen Kriege des Deutschen Ordens gegen Polen (1454—1466) es erleben müssen, daß sein Gut so verwüstet wurde, daß er sich auf ihm nicht mehr halten konnte. Er zog nach Danzig. Dort nahm er den Namen Flachsbinder an (später in Linodesmon latinograzisiert). Wahrscheinlich hat er nicht bloß selbst das Seilerhandwerk betrieben, sondern eine Anzahl Leute damit beschäftigt. Sein Sohn Simon (andere Quellen nennen ihn Johann) erwarb sich als Bierbrauer und Kaufherr ein bedeutendes Vermögen. Auf eigenem Schiffe verfrachtete er Waren nach Königsberg. Er besaß eine Fähre auf

der Weichsel und in Danzig ein Haus und einen Speicher. Gestorben ist er vor 1532. Verheiratet war er mit Christine Schultze, der Tochter eines Putziger Ratsherrn, die 1539 gestorben ist. Mit ihr zeugte er drei Söhne und vier Töchter.

Sein ältester Sohn Johannes wurde am 1. November 1485 geboren. Von seiner Vaterstadt her nannte er sich später mit dem zweiten Nebennamen Dantiscus (der andere Name für Danzig ist Gedanum), unter welchem Namen er in Polen und im Auslande berühmt geworden ist. Den ersten Unterricht empfing er in Danzig und auf der Parochialschule in Graudenz. Bereits am 3. August 1499 wurde er als Student in Greifswald immatrikuliert. Das braucht nicht auf eine Frühreife schließen zu lassen. Der Besuch der Hochschule mußte damals vielfach unsere oberen Gymnasialklassen ersetzen. Schon im Sommersemester 1500 studierte er in Krakau und genoß dort privatim den Unterricht des Paul von Krossen, der als öffentlicher Lehrer erst von 1507 ab die klassischen Dichter auslegte, als erster Pole, wie die heutigen polnischen Schriftsteller sagen. Richtig heißt es: als erster in Polen, denn Paul Procler von Krossen am Weislok war ein Deutscher. Seinem Lehrer widmete er später ein lateinisches Lobgedicht.

Noch nicht dem Knabenalter entwachsen, kam er 1500 im Gefolge eines Magnaten an den Hof des Königs Johann Albrecht. Alle drei polnischen Könige, denen er gedient, Johann Albrecht 1492—1501, Alexander 1501—1506 und Sigismund 1506—1548, waren ebenso wie der später zu erwähnende ungarische König Ladislaus Söhne der in diesem Werke geschilderten Kaisertochter Elisabeth. 1503 finden wir ihn als Schreiber des Erzbischofs Johann Laski, des Oheims des gleichnamigen Reformators. Auch im Waffenhandwerk bildete er sich aus und nahm 1502 an dem Feldzug gegen die Tataren und Walachen teil. Doch vernachlässigte er darüber nicht seine Studien und widmete sich besonders der lateinischen Dichtkunst. 1503 wurde er Baccalaureus (damals die erste Stufe der akademischen Würden). Schon 1504 begab er sich auf die erste seiner später so zahlreichen diplomatischen Reisen. Er war königlicher Schreiber bei einer Gesandtschaft in Preußen. Der König mußte sich von dem Jüngling viel versprochen haben. Denn er verlieh ihm eine erhebliche Unterstützung zur Fortsetzung seiner Studien in Italien. Ob er wirklich nach Sitte der damaligen polnischen Adligen an einer dieser Hochschulen studiert hat, geht aus den Quellen nicht hervor. Jedenfalls kann das nur kurze Zeit gedauert haben, so daß er wesentlich als Autodidakt bezeichnet werden muß. Wahrscheinlich gab ihm auch sein Vater einen reichen Zuschuß. Denn die Reise dehnte er weit über des Königs Absichten hinaus. In 5/4 Jahren besuchte er halb Europa. Im November 1505 begab er sich nach Danzig. Von da fuhr er über Dänemark nach Frankreich. Die Aufnahme dort entsprach nicht seinen wahrscheinlich hochgespannten Erwartungen, denn von da ab hatte er bis an sein Lebensende eine tiefe Abneigung gegen dies Land. Über Deutschland fuhr er nach Venedig, von da auf einer sechsmonatigen an Gefahren reichen Seereise über Korfu, den Peloponnes, Kreta, Rhodos und Cypern nach Jaffa. Hieran schloß er eine Pilgerfahrt ins Gelobte Land und gelangte auf ihr bis an die Grenze Arabiens. Auf der Rückreise besuchte er Sizilien, Neapel, Kampanien und Rom.

Nach Polen zurückgekehrt, gelangte er wieder an den Hof des Königs. Tomicki vermittelte seine Beförderung zum Geheimschreiber. Wie als Knabe unter Johann Albrecht, als Jüngling unter Alexander, war er nicht minder beliebt unter Sigismund I. 1508—1513 entsandte ihn der König alljährlich mit verschiedenen Aufträgen teils zu den westpreußischen Städten, teils auf die westpreußischen Landtage (in der Landtagsverfassung war Westpreußen unabhängig vom polnischen Reiche). Bezeichnend für die Art der damaligen königlichen Freigebigkeit und die damaligen kirchlichen Verhältnisse ist die Weise, wie der König ihn für seine Verdienste belohnte. Er empfahl ihn zum Koadjutor des Domherrn Coppernikus von Ermland (des

Astronomen) und verlieh ihm eine Domherrnstelle im Bistum Kulm. Dantiscus besaß damals aber weder die kirchlichen Weihen, noch hatte er sich je mit der Theologie befaßt! In dieser Art gingen die Belohnungen aus fremder Tasche weiter. 1521 verlieh ihm der König auch noch die Propstei in Gollub (die er natürlich nur als Einnahmequelle betrachtete und durch einen Vikar verwalten ließ). 1523 erhielt er die Propstei an der Marienkirche in Danzig, 1529 durch seine Gönnerin, die Königin Bona (die durch ihren Einfluß auf ihren Gemahl mit den geistlichen Würden nach ihrem Belieben schaltete, sich oft auch teuer dafür bezahlen ließ) eine Domherrnstelle in Ermland, endlich gar 1530 das Bistum in Kulm. Dabei erhielt er erst im März 1533 die Priesterweihe und im September desselben Jahres die Weihe zum Bischof. Freilich widersetzten sich die Domkapitel lange Zeit diesen Verleihungen und erst von 1529 ab konnte Dantiscus in den Genuß all dieser seiner kirchlichen Pfründen treten. Dies geschah unter teuer bezahltem päpstlichen Dispens, da das kanonische Recht die Häufung der Pfründen auf eine Person verbot.

Traurig ist es, daß Dantiscus in Verfolgung eines persönlichen Vorteils zur Schmälerung der Rechte seiner Vaterstadt beigetragen hat. Danzig hatte dem polnischen Staate gegenüber rechtlich eine noch weniger abhängige Stellung als Westpreußen. So war es im Thorner Frieden 1466 ausgemacht worden. Nun fällte 1512 das Danziger Schöffengericht und in zweiter Instanz der Stadtrat in einer Erbschaftssache eine unserem „Helden" ungünstige Entscheidung. Dantiscus legte Berufung beim Könige ein. Er mußte ja wissen, daß der König kein Recht hatte, sich in die Danziger Gerichtsbarkeit einzumischen. Das führten die Danziger auch in ihrer Verteidigung an. Der König kann sich seiner Sache nicht sicher gefühlt haben, denn der Streit zog sich lange hin. Die westpreußischen Städte machten diese Sache zu ihrer eigenen. Briefe wurden gewechselt und Gesandte gingen hin und her bis zum Jahre 1521. Da benutzte der König die damals gerade für ihn sich günstig gestaltenden politischen Verhältnisse und entschied durch ein Machtwort, daß er berechtigt sei, Berufungen gegen die Urteile der westpreußischen Städte entgegenzunehmen.

Dantiscus war in seiner Jugend lebenslustig und huldigte mit seinen Hoffreunden reichlich dem Trunk und der sinnlichen Liebe. Daß er aber damit sein Leben nicht ausfüllte, ja daß er sich oft fühlte wie Herkules am Scheidewege, daß er sich sehnte nach dem stillen beschaulichen Leben eines Gelehrten, daß ihm der nur durch Mühe und Entsagung zu erlangende Dichterruhm viel höher stand als aller Freudentaumel, das erhellt bereits aus seinem Erstlingswerke, einer Mahnung an die Jugend in dem Sammelwerke „De virtutis et fortunae differentia". Hier beklagt er schon als Jüngling von 25 Jahren seine vertrödelte Jugendzeit in dem warnenden Hexameter: Tabesco! Similes hortor periturus Achates. Doch stand er schon damals den gefeierten Humanisten ebenbürtig da. 1512 führte er mit dem berühmtesten aller Neulateiner, dem Erfurter Eobanus Hesse, der Huttens engster Freund und später ein begeisteter Verkünder der Reformation wurde, einen Wettstreit in lateinischer Stegreifdichtung auf. Einen ähnlichen Wettkampf bestand er rühmlich, indem er 1512 ebenso wie sein Lehrer Paul von Krossen und der spätere Erzbischof Krzycki (auch dieser aus deutscher Familie, genannt nach dem Gute Kreutsch bei Fraustadt) die Hochzeit des Königs mit Barbara, der Tochter des Siebenbürger Woiwoden Zapolya, besang. Dieses Epithalamium genannte Werk hat ein Gewaltiger im Reiche der Geister, Nikolaus Copernikus, mit dem Dantiscus befreundet war, in lateinischen Versen empfohlen. Auch im Kriege fand der junge Hofmann Muße zu dichterischen Arbeiten. Er begleitete den König auf seinem Feldzug gegen die Russen und besang im Hauptquartier den Sieg des polnischen Heeres bei Orsza am Dnjepr.

Noch folgenreicher für ihn war es, als ihn der König in die große europäische Welt einführte. 1515 nahm er ihn mit zu den Fürstenzusammenkünften in Preßburg und Wien. Nun hieß es zum dritten Male: „Bella gerant alii, tu, felix Austria,

nube! Quae dat Mars aliis, dat tibi regna Venus!" 1477 hatte die Vermählung des Kaisersohnes Maximilian mit der Erbtochter Maria von Burgund den Erfolg gehabt, daß die Niederlande und auch das allerdings viel umstrittene Burgund an die Habsburger kamen. Schon 1496 vermählte sich der Sohn dieser beiden, Philipp, mit Johanna von Spanien. Infolge des Todes aller Geschwister seiner Gemahlin gelangte Philipp von Habsburg in den Besitz nicht nur von Spanien, sondern auch des Nebenlandes Neapel-Sizilien und bald danach auch all der Entdeckungen in der „Neuen Welt!". Welche Folgen die Tage in Preßburg und Wien haben würden, ahnte man noch nicht. An sich sollten die längst schon bestehenden verwandtschaftlichen Bande zwischen den beiden mächtigsten Herrscherhäusern Europas, den Habsburgern und den Jagellonen, noch fester geknüpft werden und dadurch ein Staatenblock von gewaltigem Umfang vor allem zum Kampf gegen die Riesenmacht der Türken geschaffen werden. Der kürzlich verwitwete König Sigismund nahm eine zweite Heirat in Aussicht mit der den Habsburgern verschwägerten Bona, Tochter der Mailänder Herzogin Isabella. Kaiser Maximilian verlobte sein Enkeltöchterchen Maria mit dem erst neunjährigen Ludwig, Sohn des Königs Ladislaus von Ungarn, während dieser ein Töchterchen Anna mit dem elfjährigen Kaiserenkel Ferdinand verlobte. Ladislaus starb bereits im nächsten Jahre. Sein jugendlicher Nachfolger erreichte nur ein Alter von 20 Jahren. Er fiel in der unglücklichen Schlacht von Mohacs gegen die Türken. Da er keine Nachkommen hinterließ, erbte seine Schwester, Ferdinands, des späteren Kaisers, Gattin, nicht nur Ungarn, sondern auch das zweite zur Zeit ihres Vaters sehr umstrittene Königreich Böhmen. Tatsächlich freilich konnten die Habsburger nur teilweise in den Besitz dieser Riesenerbschaft treten, da der größte Teil Ungarns noch auf anderthalb Jahrhunderte bis zur Zeit des siegreichen Prinzen Eugen im Besitz der Türken verblieb.

Diese weltgeschichtlichen Folgen der beiden Fürstentage konnte damals noch niemand voraussehen. Für unseren Dantiscus war es vorläufig wichtiger, daß er bei diesen glänzenden Tagungen viele vornehme Bekanntschaften machte. Er schloß Freundschaften mit manchen Gelehrten. Die Leichtigkeit seiner lateinischen Stegreifdichtung machte ihn zu einem beliebten Gesellschafter bei Hofe. So stieg er aus den Anfangsstufen des Hofdienstes empor zu glänzender und auf anderthalb Jahrzehnte ununterbrochener diplomatischer Tätigkeit. Der König wußte seine Beliebheit am Habsburger Hofe zu schätzen und auszunutzen. Er ernannte ihn zum Geheimschreiber der Gesandtschaft am Kaiserhofe. Ihre Hauptaufgabe war es, den Feldzug gegen die Türken vorzubereiten. Mit seinen westlichen Nachbarn lebte Polen bereits seit $3^1/_2$ Jahrhunderten, seit dem Heereszug Barbarossas gegen Posen, im Frieden. Nach Osten und Südosten aber hatte es ständig schwere Kämpfe zu bestehen gegen Russen, Tataren und Türken. In diesen sah Sigismund den Hauptfeind nicht nur Polens, sondern der gesamten Christenheit, und deswegen wollte er zwischen den Mächten Europas den Frieden vermitteln. Die Seele des Kampfes gegen die Türken war damals das seebeherrschende Venedig. Von seiner Macht bekommt man eine Vorstellung, wenn man hört, daß es seit der gegen diese Republik geschlossenen Liga von Cambrai 1508 Krieg führte gegen Papst und Kaiser und noch dazu gegen die Könige von Frankreich und Aragonien. Venedigs altbewährte diplomatische Kunst brachte zwar bald Uneinigkeit in die Reihen seiner Gegner, immerhin kam es erst 1517 zum Frieden mit dem Kaiser. Den polnischen Gesandten glückte es damals in Venedig noch nicht. Auch zwei weitere Besuche von Dantiscus 1516 in Venedig hatten denselben Mißerfolg. Während aber die polnischen Gesandten in die Heimat zurückkehrten, blieb Dantiscus beim Kaiser in einer Zwischenstellung, so daß man ihn teils als diplomatischen Diener Sigismunds, teils als Vertrauten des Kaisers auffassen konnte. Diesen begleitete er auf seinen vielen Reisen. Der Kaiser verlieh ihm 1516 den Adel des römischen Reiches, die Würde eines Kammerherrn und eines Doktors

beider Rechte der Wiener Hochschule. Auch krönte er ihn mit dem Dichterlorbeer als ersten Dichter aus polnischen Landen.

Trotz der 1515 auf den Fürstentagen getroffenen Abmachung knüpfte Dantiscus wegen einer neuen Eheschließung seines Königs auch noch Verhandlungen in den Niederlanden an um die Burgunder Fürstentochter Eleonore. Aber auch die Bemühungen um Bona, die Tochter der Mailänder Herzogin Isabella, dauerten weiter fort. Der Gesandte derselben versprach ihm 1000 Dukaten für das Gelingen dieses Planes. Der Plan gelang auch wirklich, ob zum Vorteil Polens? Denn die volle 27 Jahre jüngere Bona beherrschte allmählich ihren alternden Gemahl. Polen atmete erlöst auf, als sie 1556 in ihr Vaterland zurückkehrte, wo sie sich freilich nicht lange ihrer zusammengerafften Schätze erfreuen konnte, denn bereits nach 2 Jahren starb sie an Gift (eine Todesart, vor der damals in Italien alle Machthaber auf der Hut sein mußten). Erst im August 1517 kehrte Dantiscus über Danzig nach Polen zurück. Er blieb einige Monate in Westpreußen und reiste dann zum Könige nach Litauen, um dort Beschwerden des westpreußischen Landtages über angebliche Gewalttaten des Deutschen Ordens in Ermland vorzubringen. Er hatte den Mut, durch Ostpreußen zu reisen. Man wußte wohl um seinen Auftrag und setzte ihn deshalb auf einer Ordensburg gefangen. Doch wollte man den König nicht reizen und ließ seinen Gesandten bereits nach drei Tagen wieder frei. 1518 nahm er in Krakau an der Vermählung des Königs teil und besang auch diesmal in einem dichterischen Wettstreit mit anderen Lateinern diese Feier in einem Hymenaeus.

Bald winkte dem immer geldbedürftigen König die Aussicht auf eine reiche Erbschaft. Königin Johanna von Neapel starb schon im selben Jahre 1518. Sie hatte ihre Güter in Italien der Mutter der Königin Bona vermacht. Um diese Erbschaft entspann sich ein langdauerndes Ränkespiel. Denn sowohl Kaiser Maximilian als sein Enkel, der junge spanische König Karl (später Kaiser), wollten die Erbschaft nur gegen gewisse Einräumungen auf außenpolitischem Gebiete herausgeben. Hier hatte Dantiscus Gelegenheit, seine Beliebtheit bei dem Kaiser auszunutzen und seine staatsmännische Kunst zu zeigen. Doch gelang ihm das nicht, denn wichtigere Dinge standen auf dem Spiel. Um eine günstige Haltung des neuen Kaisers Karl V. in der Streitsache Polens gegen den Deutschen Orden zu erlangen, mußte Dantiscus es sich gefallen lassen, daß nach fünfjährigen Verhandlungen jede Aussicht auf die Neapeler Erbschaft dahinschwand. Mehr Erfolg hatte er in einer zweiten Erbschaftssache. 1524 starb Isabella, die Mutter der Königin Bona. Diese sollte das Fürstentum Bari und andere Neapeler Besitzungen erben. Nun hatte damals Polen ein Bündnis mit Frankreich geschlossen, das sich mit dem Kaiser im Kriege befand. Der Kaiser ließ deshalb durch den Vizekönig von Neapel Beschlag auf die Erbschaft legen. Aber im Dezember 1524 gelang es unserem Helden, den Kaiser umzustimmen. Er leistete zugleich mit dem außerordentlichen Gesandten Borek in Madrid dem Kaiser den Lehnseid und so konnten sie die Erbschaft übernehmen.

Schon 1518 war in der ersten dieser Erbschaften eine Reise nach Spanien nötig. Als Dantiscus hierbei durch die Schweiz kam, wurde er von dem Bürgermeister und Stadtrat in Freiburg als der berühmte „polnische" Dichter feierlich begrüßt, ein Zeichen für seinen steigenden Ruf. In Barcelona gelang es ihm, in einer anderen Sache durch Bestechung der kaiserlichen Kanzlei für Polen einen Erfolg zu erzielen. Der Thorner Friede von 1466 war bisher vom Papste nicht anerkannt worden, da er ja zu Ungunsten eines von der Kirche begünstigten Ordens geschlossen war. Der polnische Gesandte in Rom bemühte sich vergeblich darum. Nun aber richtete der Kaiser an Papst Leo X. einen Brief, der die Bestätigung dieses Friedens empfahl. Der Papst willfahrte dem Wunsche des jungen Kaisers, den er ja bald für wichtigere Sachen zu gewinnen hoffte.

Mit dem Deutschen Orden befand sich damals Polen im Kriege. Es könnte wundernehmen, daß der winzige Ordensstaat einen Krieg gegen das riesenhafte Königreich wagte und daß dieser Krieg sich 8 Jahre lang hinschleppte. Es lag das an der unzulänglichen Heeresverfassung Polens und an der Tatsache, daß Polen gleichzeitig in Kriege mit Rußland und mit den Tataren verwickelt war. Im September 1519 verließ Dantiscus Spanien und begab sich in das Hauptquartier des Königs, mit dem er nun eine Zeitlang den Krieg mitmachte. Eine Niederlage der Ordenstruppen (sie hatten aus dem Reiche Zuzug bekommen) gab ihm Gelegenheit zu einem Lobgedicht in exercitum Germanicum Polonos fugientem. In ihm geißelt er den Hochmut der Eindringlinge, die nun dem gerechten Gerichte Gottes verfallen seien. Trotz des Krieges gingen die diplomatischen Verhandlungen weiter. Im Mai 1522 wurde Dantiscus mit dem Auftrage betraut, bei dem Kaiser dahin zu wirken, daß die im Thorner Frieden bestimmten Schiedsrichter den Streit Polens mit dem Orden entscheiden sollten. Auch sollte er verhindern, daß sich das Reichsregiment in diese Angelegenheit mische und daß die westpreußischen Städte bei den deutschen Gerichten Berufung einlegten. Man sieht daraus, daß die Lehnshoheit Polens über Ostpreußen und selbst die eigentlich nur eine Personalunion darstellende Herrschaft Polens über Westpreußen noch einer Beaufsichtigung durch das Deutsche Reich unterstand. Seine Reise nach Valladolid dauerte bis zum 18. Dezember. Dafür sah Dantiscus auch ein schönes Stück Welt und knüpfte neue Bekanntschaften an die alten. Seine Reise führte ihn von Litauen über Krakau, Wien, Salzburg, Nürnberg, Mainz, Köln und Aachen nach Antwerpen. Der Kaiser war aber von den Niederlanden nach Spanien gegangen. Dantiscus begab sich deshalb von Calais aus dorthin, machte aber einen Abstecher nach England, wo er bei König Heinrich VIII. einen diplomatischen Kampf mit dem Gesandten des Ordens zu seinen Gunsten entschied. Im Hafen Plymouth mußte er volle vier Wochen auf einen günstigen Wind warten, wurde aber auf der Seefahrt noch an die Küste von Cornwallis verschlagen und kam endlich in Spanien an. Die Verhandlungen wegen des Schiedsgerichtes schleppten sich zwei Monate lang hin. Endlich empfahl der Kaiser den Schiedsrichtern, den Wünschen Polens zu willfahren. Einer der Schiedsrichter war Herzog Georg von Sachsen, Luthers hartnäckiger Gegner. Nun hieß es, zu diesem zu reisen. Von Coruna aus segelte er nach den Niederlanden, besuchte die dortige Regentin Margarete, des Kaisers Tante, in Mechlin und erhielt dort von dem aus Dänemark vertriebenen „Tyrann des Nordens", Christian II., Aufträge an den polnischen König. In Leipzig traf er den Herzog nicht an. Er benutzte deshalb die Gelegenheit, Wittenberg aufzusuchen. Denn Luther nicht gesehen zu haben, sei ebenso wie den Papst nicht gesehen zu haben. Zwar knüpfte er hier mit Melanchthon eine Verbindung an, aber der große Reformator machte auf ihn keinen günstigen Eindruck. Er hat ihn mehrfach mit boshaften Epigrammen bedacht: „hoc monstrum depinxi". Inwieweit er dabei von dem Wunsche beeinflußt war, seine kirchlichen Pfründen genießen zu können, bleibe dahingestellt; denn ebenso wie all die Humanisten stand er im allgemeinen sehr kühl der herrschenden Kirche gegenüber. Die im selben Jahre ihm mit Erfolg überwiesene Danziger Propstei half ihm etwas aus den Geldnöten heraus, in die er auf diesen weiten Reisen trotz seiner Gunst bei dem Könige geraten war.

Aber schon 1524 ging er auf eine neue diplomatische Reise, die ihn sieben Jahre lang von der Heimat fernhielt. Erster Anlaß war die schon erwähnte Erbschaft von Bari, wohin er über Wien, Villach, Venedig und Ferrara reiste. Von Neapel wählte er den zwar beschwerlichen, aber ihm viele neue Bekanntschaften (darunter auch die mit dem französischen König Franz I., der ihn sehr huldvoll aufnahm) gewährenden Landweg über die Schweiz und Frankreich und verblieb nun als erster ständiger polnischer Gesandter am kaiserlichen Hofe. Für seine Gewandtheit ist es bezeichnend, daß

es ihm gelungen ist, bei drei polnischen Königen und bei zwei Kaisern sich in gleicher, ja ständig wachsender Gunst zu behaupten. Viel Kummer machte ihm immer noch die Angelegenheit von Bari. Der Vizekönig befolgte einfach nicht die Befehle des Kaisers. Bei der damaligen Diplomatie ist es auch möglich, daß ihm der Kaiser anders lautende Geheimbefehle erteilt hatte. Erst 1526 kam die Königin Bona endgültig in den Besitz ihrer Herrschaft. Neue Schwierigkeiten ergaben sich später wegen der Kriegssteuern, die der Vizekönig mit größter Rücksichtslosigkeit von der Herrschaft Bari eintrieb. Doch gelang es unserem Gesandten, daß der Königin wenigstens 1200 Dukaten von dieser Abgabe zurückerstattet wurden.

Weit wichtiger waren die Verhandlungen wegen Preußen. Hier fühlte sich Dantiscus trotz seiner deutschen Abkunft gänzlich als Vertreter Polens, wobei es dahingestellt bleibt, ob ihn dazu Dankbarkeit gegen den König bewog oder ob er die Macht Polens zu befördern als seine Pflicht ansah. Der Krieg mit dem Orden ging endlich 1525 zu Ende. Der Hochmeister leistete nun doch den bereits seit seiner Übernahme der Herrschaft, seit 14 Jahren fälligen Lehnseid. Ein Ereignis, das noch in letzter Zeit auf polnischen Briefmarken verherrlicht wurde. Er war selbst Sohn einer Schwester des Königs und blieb fortan mit beiden Königen, Sigmund I. und Sigmund August, in freundschaftlichen Beziehungen. Der König willigte auch trotz des Widerspruches des Papstes in die Umwandlung Ostpreußens in ein weltliches Herzogtum und sah der Einführung der Reformation dort ohne Widerspruch zu. Dantiscus freilich hatte schärfer gesehen. Er mochte vorausschauen, daß das Herzogtum durch die verwandtschaftlichen Beziehungen seiner Herrscher zu den Brandenburger Hohenzollern Polen gefährlicher werden könne als früher der Ordensstaat durch seine kirchlichen Beziehungen zum Reiche. Er riet deshalb dem Könige, die günstige Gelegenheit auszunutzen, wo Ostpreußen infolge seiner Einführung der Reformation weder auf die Unterstützung des Papstes noch des Kaisers noch des im alten Reiche verbliebenen Teiles des Ordens rechnen konnte. Auch stand ja das Haupt der Hohenzollern, Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, der Reformation feindlich gegenüber. Der König solle einen Gewaltstreich unternehmen und Ostpreußen unmittelbar seinem Reiche einverleiben. Also Dantiscus ein Vorläufer von Dmowski und Rydz-Smigly!

Im Dezember 1528 verließ er Spanien, blieb aber weiter im Gefolge des Kaisers. Viel Mühe hatte er, das Verhalten Polens bei der Belagerung von Wien durch die Türken 1529 zu rechtfertigen. Es stand im Widerspruch zu den Absichten, die Sigismund $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnte früher hatte durchführen wollen, die gesamte abendländische Christenheit zum Kampf wider die Türken zusammenzufassen. Im Unterschied zu König Johann Sobieski anderthalb Jahrhunderte später tat Sigmund der Alte nichts, um der bedrängten Christenheit zu Hilfe zu kommen.

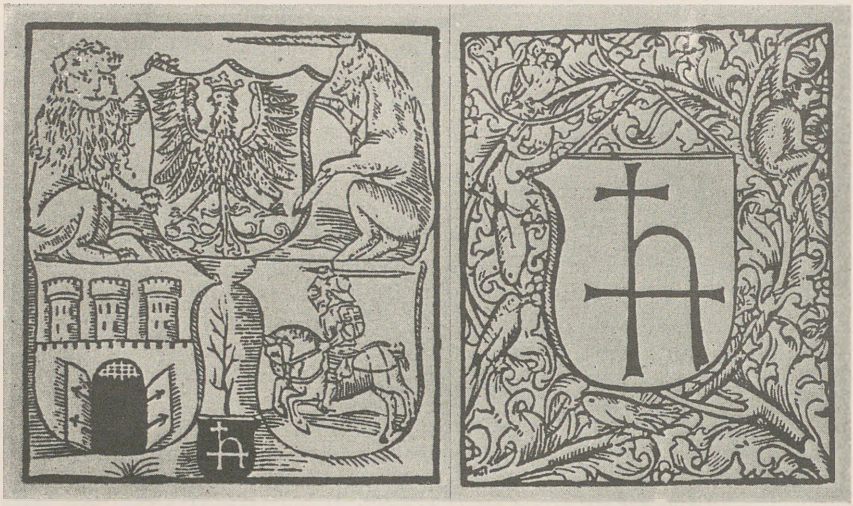
Im Gegenteil hielt er den Waffenstillstand mit der Türkei weiter aufrecht, wobei ihn freilich entschuldigen mag, daß die Tataren für Polen die näheren und weit bedrohlicheren Feinde waren und daß er sich diese durch den Bund mit den Türken vom Leibe halten wollte. Wie üblich bei solchen Gelegenheiten rechtfertigte Dantiscus auch diesmal Polens Haltung nicht durch ein Aktenstück, sondern durch ein Gedicht „De nostrorum temporum calamitatibus", womit er auf den Kaiser wahrscheinlich mehr Eindruck machte als durch Beweisführung in Prosa. In Bologna hielt er sich 5 Monate lang auf und war dort Zeuge der Versöhnung des Kaisers mit dem Papste, der ihm wegen der Plünderung Roms grollte, die 1527 durch die unter kaiserlichem Befehl stehenden Truppen verübt worden war. Auch die Kaiserkrönung, die letzte, die ein Papst vorgenommen hat, machte er mit. Bei dem Papste verstand er sich ebenso in Gunst zu setzen. Dieser ließ ihn mehrmals an einer Beratung der Kardinäle teilnehmen, in der es sich um einen neuen Kreuzzug handelte, bei dem die Teilnahme Polens wichtig war.



Deutsche Gesandtschaftsbücherei
Zweigstelle Wien

Johannes von Hősen-Dantiscus (1485—1548)
Der erste Berufsdiplomat in Polen

(Nach einem alten Holzschnitt von Al. Lesser)



Zwei Zeichen der Druckerei von Johann Haller in Krakau (16. Jahrh.)

So kam das Jahr 1530 heran, der Reichstag zu Augsburg, die weltgeschichtlich bedeutsamste Gelegenheit für Dantiscus. Die kirchlichen Fragen scheinen ihm gleichgültig gewesen zu sein, denn er unterhielt gleichermaßen freundschaftliche Beziehungen mit den Vertretern beider Lager, mit Melanchthon und Dr. Eck. Desto wichtiger war ihm die preußische Frage. Ähnlich wie die Vertreter Polens in Versailles 1919 suchte auch er, hier durch unrichtige Angaben Polens angebliche Rechte auf Preußen zu verfechten, dieses sei jederzeit Polen untertan gewesen! Auch daß die Ostseestädte der Hansa sich civitates Vandalorum nennen, war für ihr ein Beweisgrund, denn die Vandalen haben ehemals polnisch gesprochen! Das sei noch zu erkennen aus der polnischen Sprache der Kaschuben und der polnischen Dörfer. Dantiscus drang aber mit seinen Beweisführungen nicht durch, weder gegenüber dem Administrator des Hochmeisteramtes Kronberg, noch gegenüber dem Kaiser, der den Herzog Albrecht von Hohenzollern trotz der Lehnshoheit Polens vor den Reichsgerichtshof vorlud.

Von Augsburg ging er über Speyer nach Köln, wo er der Wahl Ferdinands zum römischen König beiwohnte, von da nach Aachen, wo er bei dessen Krönung anwesend war. Ende Januar 1531 begab er sich mit dem Kaiser nach den Niederlanden, wo er über ein Jahr verblieb, meist in Gent und Brüssel, gelegentlich auch in Antwerpen und Löwen. Die Niederlande waren damals ein Hauptort der Wissenschaften. So knüpfte er auch hier wieder Freundschaften mit vielen Gelehrten und Dichtern. Er war auch selbst eifrig in eigenen Dichtungen. Namentlich wurden seine Gelegenheitsgedichte gerühmt, die meist verlorengegangen sind, ebenso wie ein größeres Dichtungswerk jener Zeit, die viel gefeierte Lucretia. Wir wissen deshalb nicht, wen er darin mehr behandelt hat, die berühmte keusche Römerin aus der Königszeit oder die berüchtigte Tochter des Papstes Alexander VI. aus dem Hause Borgia. Auch mit den Entdeckungen in Amerika beschäftigte er sich viel. Mit dem Eroberer Mexikos, Cortez, hatte er seinerzeit in Spanien Freundschaft geschlossen. Nun bestürmten ihn die Gelehrten um Nachrichten über Westindien und erbaten seine Hilfe bei der Anfertigung eines neuen Globus.

Trotz königlicher und kaiserlicher Gunst und trotz kirchlicher Pfründen waren die Schulden unseres Diplomaten wieder auf 2000 Dukaten aufgelaufen. Hierzu mögen auch einige Liebschaften beigetragen haben, in die er sich in Spanien, in Augsburg und in den Niederlanden eingelassen hatte. In Antwerpen muß es ihm auf irgend eine Weise gelungen sein, sich dieser drückenden Schulden zu entledigen. Im Januar 1532 verließ der Kaiser Brüssel. Dantiscus blieb nicht mehr bei ihm, sondern begab sich nach Deutschland, wo er am Reichstag von Regensburg teilnahm. Hier befreundete er sich mit dem englischen Gesandten, dem Erzbischof Cranmer von Canterbury, dem Anhänger der Reformation in England, der später unter der blutigen Maria den Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen gestorben ist. Mit seiner Hilfe versuchte Dantiscus, eine neue Stärkung Polens herbeizuführen durch den Plan eines Ehebündnisses zwischen den Jagellonen und den Tudors, doch dazu ist es freilich nicht gekommen.

Dantiscus hatte das Diplomatenleben und das ständige Umherwandern im Ausland anscheinend gründlich satt und bat den König immer dringender um seine Abberufung, die endlich 1532 erfolgte. Am 28. Juli dieses Jahres traf er in Krakau ein, und nun begann ein neuer Abschnitt seines Lebens. Der Staatsmann wandelte sich zum Bischof, der Lebensgenießer zum sittenstrengen Mahner, der Nachahmer des Epikuräers Horaz zum Nachahmer des Kirchenliederdichters Prudentius, der ruhelose Wanderer zum seßhaften Bürger. Nun endlich übernahm er das ihm längst verheißene Bistum Kulm. Bald geriet er hier in einen heftigen Streit mit dem Schatzmeister Kostka wegen rücksichtsloser Steuereinziehung. Auch der Erzbischof Drzewicki von Gnesen wurde in diesen Streit verwickelt. Er trat auf Kostkas Seite und zweifelte das brave Polentum des seiner Meinung nach ihm unterstellten Bischofs an. Der

westpreußische Senat dagegen trat auf die Seite des Angegriffenen und brachte die Sache vor den König. Dieser bestimmte den Posener Woiwoden zum Schiedsrichter. Der Streit zog sich bis 1536 hin. Dantiscus ging aus ihm gerechtfertigt hervor. Solchen Wert legte der Abkömmling einer deutschen Familie darauf, als untadeliger Bürger Polens angesehen zu werden. Gewissermaßen zur Rechtfertigung seiner Zuneigung zu Polen und zur Ehrung seiner Gönnerin, der Königin Bona, verfaßte er eines seiner vortrefflichsten Werke, das Epithalamium der Bona. In 679 Hexametern verherrlichte er das damalige Polen und besonders die Waffentaten seiner Heerführer.

Als Bischof war er entschiedener Gegner der Reformation und suchte sie besonders in Thorn und Graudenz, selbst auch in Danzig, das gar nicht ihm, sondern dem Bischof von Leslau (Wloclawek) unterstand, zu verhindern. Für seine Vaterstadt schrieb er deshalb 1536 die warnende Dichtung: „Jonas de interitu civitatis Gedanensis". Unter der Gestalt des Bußpredigers tadelt er die Gottlosigkeit und Üppigkeit seiner Mitbürger und ermahnt sie zur Treue, weniger gegenüber der Kirche als vielmehr gegenüber Polen. Schon damals bahnt sich also die Gleichsetzung von polnisch und katholisch an. Auch um die Hebung des Schulwesens machte er sich verdient. Doch war er mit dem Kulmer Bischofsstuhl nicht zufrieden, sondern trachtete nach dem viel einträglicheren von Ermland, wofür er ja schon längst zum Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge ernannt worden war. Nach dem Tode des dortigen Bischofs Ferber machte das Domkapitel große Schwierigkeiten, und erst nach 5/4 Jahren konnte Dantiscus die neue Würde antreten. Am 18. Dezember 1537 hielt er seinen feierlichen Einzug in Heilsberg.

Eine neue Heiratsangelegenheit rief ihn zum letzten Male ins Ausland. Der erst 18jährige Königssohn sollte wieder mit einer Habsburgerin, mit der Erzherzogin Elisabeth, verlobt werden. Deshalb fuhr der Bischof im Juni 1538 nach Breslau zum König Ferdinand. Die Heirat kam auch zustande, freilich erst nach 5 Jahren. Auch an diesen Feierlichkeiten nahm Dantiscus in Krakau teil. Übrigens war auch die dritte Gemahlin des Königs Sigismund August eine Habsburgerin, während seine zweite die vielbesungene, unglückliche Barbara Radziwill war.

Auch als Bischof mußte er staatsmännische Eigenschaften bestätigen. Er war Vorsitzender des westpreußischen Senates. Hierbei sah er die polnischen Angelegenheiten doch von anderem Standpunkt an als vorher, wo er als Diplomat die Beziehungen zu all den auswärtigen Mächten im Auge gehabt hatte. Zwar kann man auch diesmal keine Betätigung eines deutsch-völkischen Gedankens erwarten. Wohl findet man aber bei ihm einen westpreußischen Lokalpatriotismus. Diesen hatte er zum Teil schon in Kulm zu betätigen Gelegenheit gefunden, als er die Obergewalt des Gnesener Erzbischofs über ihn in Zweifel zog. Die von dem Deutschen Orden gegründeten Bistümer waren nämlich dem Erzbischof von Riga untertan und wollten dies Verhältnis auch nach der Besitznahme durch Polen 1466 aufrechterhalten. Reichsgrenzen sind keine Kirchengrenzen! Dieser Grundsatz wurde also schon damals verfochten. Für Ermland lag der Fall noch klarer. Hier war 1512 die sowieso lose Unterstellung unter Riga aufgehoben worden und das Bistum war unmittelbar dem Papste unterstellt, stand also trotz seines geringen Umfanges rechtlich dem Erzbischof von Gnesen, der fast ganz Polen kirchlich beherrschte, als Gleicher dem Gleichen gegenüber. Außerdem waren die Einkünfte in Ermland weit höher als die in Kulm. Die Folge davon war, daß Kulm öfter nur als Durchgangsbistum und Vorstufe zur Erlangung einer einträglicheren und höheren Würde betrachtet wurde. Nicht nur Dantiscus, sondern auch seine beiden Kulmer Nachfolger sind von dort aus Bischöfe von Ermland geworden. Auch hatte der Bischof von Ermland in der Zeit der Ordensherrschaft über sein Gebiet nicht nur die geistliche Herrschaft, sondern auch einen großen Teil der weltlichen Befugnisse ausgeübt. Reste dieser Berechtigungen

hatten sich auch in polnischer Zeit erhalten. Zwar war Dantiscus viel zu lange Vertrauter des Königs gewesen, als daß er die separatistischen Bestrebungen Westpreußens hätte fördern können. Ebensowenig aber trat er für den Unionismus ein, nahm somit eine vermittelnde Stellung zwischen beiden Parteien ein und wahrte die westpreußischen im Thorner Frieden verbürgten Vorrechte.

Als Gegner der Reformation arbeitete er nicht bloß in bekämpfendem Sinne. Ebenso wollte er auch die in den Schäden der Kirche liegenden Ursachen der Reformation ausmerzen. Einen Schaden erblickte er in der mangelnden Bildung der Geistlichkeit, in der lässigen Aufsicht über sie und ihrer infolgedessen anstößigen Lebensführung. Wenn der zweite Nachfolger des Dantiscus, der welt- und kirchengeschichtlich berühmte, übrigens auch aus deutscher Familie stammende Stanislaus Hosius, das Haupt der Gegenreformation in Polen und eines der einflußreichsten Mitglieder der Kirchenversammlung von Trient, immer noch über den geistlichen und sittlichen Tiefstand seiner Priester klagt, um wie viel schlimmer muß es Dantiscus beim Antritt seines Amtes vorgefunden haben, wo doch von ihm gerühmt wird, daß er sich viel um die intellektuelle und moralische Hebung seiner Priester gemüht habe! 1540 erließ er eine Verordnung, daß keiner Domherr werden könne, der nicht wenigstens einen dreijährigen Hochschulbesuch aufweisen könne. Er selbst mag trotz seiner Berühmtheit als Humanist die Lücken seiner theologischen und kirchlichen Bildung schmerzlich genug gefühlt haben. Seine Residenz Heilsberg wandelte er zu einem Mittelpunkt der Künste und Wissenschaften um. Er legte eine Büchersammlung an, auch eine Bildergalerie, eine Sammlung von Münzen, schaffte Globen und astronomische Instrumente an, kunstvolle Uhren und auch eine Karte von dem damals noch Indien genannten Amerika. Er unterhielt an seinem Hofe Maler und Medailleure, die auch Bestellungen für den Hof des Königs ausführten.

Seine Ergebenheit gegenüber der herrschenden Kirche zeigte er auch durch scharfe Bekämpfung der Reformation. Besonders war er ein Gegner der Gestattung der Priesterehe und des Laienkelches. Das Verbot beider wurde nämlich erst in den Schlußbestimmungen der Kirchenversammlung von Trient 1563 festgesetzt. Bis dahin war das immer noch Gegenstand von Verhandlungen. Die Nachgiebigen hofften, durch Entgegenkommen in diesen beiden Punkten die Protestanten bei der herrschenden Kirche zu erhalten und eine Spaltung zu vermeiden. Seine Kulmer Tätigkeit in dieser Bekämpfung setzte er auch in Heilsberg fort. Freilich gelang ihm noch nichts Entscheidendes auf dem Gebiete der Gegenformation. Der Erfolg war erst seinem größeren Nachfolger Hosius vorbehalten, der nicht nur aus Opportunitätsgründen, sondern mit glühendem Überzeugungseifer für die römische Kirche eintrat und kraft seiner gewaltigen Persönlichkeit die zum Teil lässigen, zum Teil zaghaften Bischöfe Polens mit sich fortriß.

Staunenswert ist seine Arbeitsfähigkeit. Das bischöfliche Archiv von Frauenburg (dort war später der Sitz des Bischofs) weist allein aus dem politischen Briefwechsel des Bischofs mit den preußischen Ständen und dem Herzog Albrecht 4000 Briefe auf. Andere seiner Briefe sind über viele Bibliotheken Europas zerstreut. Nur wenige von ihnen sind veröffentlicht worden. Sein reich bewegtes Leben hatte ihn mit einer Menge großer Geister in Beziehung gebracht, auch mit ihnen unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel. Seiner Gönnerin Bona übersandte er von Zeit zu Zeit Nachrichten aus der weiten Welt. In Schweden war die Einführung der Reformation zwar allgemein durchgedrungen, Widerstand hatte es aber doch gegeben. Mit einigen der des Landes verwiesenen Bischöfe stand Dantiscus in enger Verbindung, die auch viele Briefe hervorrief.

Von solch einem Gegner der Reformation sollte man es nicht meinen, daß er auch mit den zum Luthertum übergetretenen Ostpreußen freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Er tat das nicht nur mit Herzog Albrecht trotz Gegnerschaft in der

Außenpolitik, auch mit dem pomesanischen Bischof Polenz und dem Königsberger Universitätsrektor Sabinus und anderen. Hierbei mag teils politische Rücksichtnahme, teils schöngeistige Bestrebung vorgewaltet haben, denn neben den Briefen wurden auch lateinische Verse ausgetauscht. Herzliche Freundschaft aber verband ihn mit Stanislaus Hosius, der freilich nur ein Jahr lang unter ihm Domherr in Ermland war (übrigens noch ohne Priesterweihe), dann nach Krakau ging und erst nach dem Tode von Dantiscus das Bistum in Kulm übernahm. Hosius bewunderte die tiefe Veränderung, die in der Seele des einstigen Höflings und Lebemannes vor sich gegangen sei, und schrieb diese Gnadenwirkung der Priesterweihe zu. Er verglich ihn mit dem Apostel Paulus vor Damaskus. Hosius hat sich um seinen Freund ein großes literarisches Verdienst erworben. Die Leichtigkeit der jahrzehntelang betriebenen Stegreifdichtung und das schnelle Hinwerfen von Gelegenheitsgedichten führte dazu, daß Dantiscus sich gar nicht darum sorgte, daß seine Dichtungen für die Nachwelt aufbewahrt werden. So sind nicht nur Augenblicksschöpfungen, sondern auch wertvollere Leistungen verlorengegangen. Hosius ersetzte diesen Mangel durch Fürsorge für die Sammlung der Dichtungen seines Gönners.

Den Vergleich mit Saulus-Paulus hatte Hosius ganz mit Recht gezogen. Früher war Dantiscus bekannt wegen seiner Lebenslust und seiner zahlreichen Beziehungen zu schönen Frauen, deren wir eine Anzahl aus seinen Dichtungen mit Namen kennen und das sind nicht bloß Fiktionen wie die unzähligen Frauennamen bei Horaz. Um die aus diesen Verbindungen hervorgegangenen Sprößlinge sorgte er sich nicht, doch kümmerten sich seine ausländischen Freunde um ihren Unterhalt und ihre Erziehung. Als Bischof aber brach er mit dieser Lebensweise völlig. Ihm lag daran, die Jugend vor den Irrwegen zu bewahren, die er selbst gewandelt war. Auf ein panegyrisches Lobgedicht bei Übernahme seines Bischofsamtes antwortete er in einem Carmen paraeneticum von nicht weniger als 600 Distichen mit erbaulichen und moralischen Lehren. Auch Kirchenlieder dichtete er zur Erbauung seiner Gläubigen nach dem Muster des Hymnendichters Prudentius. Sie schließen sich denen im römischen Brevier an. Viele von ihnen erheben sich auf die Stufe tiefempfundener Dichtkunst. Hosius hat sie ohne Nennung des Verfassers 1548 in Krakau drucken lassen. Auch seine eigene Lebensbeschreibung verfaßte der Unermüdliche in lateinischen Versen, sogar auch zwei Grabschriften für sich!

Einige Jünglinge ließ er auf seine Kosten ausbilden, z. B. den Sohn des Bürgermeisters von Heilsberg, Eustachius Knobelsdorf, und zwei Neffen. Sie studierten in Deutschland, Frankreich, Rom und den Niederlanden.

Dantiscus starb in Heilsberg am 27. Oktober 1548, ein halbes Jahr nach dem Tode seines großen Gönners, Sigmund des Alten. Die männliche Nachkommenschaft der Familie von Höfen starb mit den Söhnen seiner Brüder aus.

Dantiscus ist eine der am meisten kennzeichnenden Gestalten sowohl des Jagellonischen Zeitalters als des allgemeinen Humanismus. Seinem Volkstum nach kann man ihn, den Deutschstämmigen, nur den internationalen Gelehrten und Dichtern jener Zeit zuzählen. Für die Macht des Staates Polen trat er mit allem Nachdruck ein, wußte aber wenn nötig auch die Sonderrechte seiner engeren Heimat an der Ostsee kraftvoll zu verfechten. Es fehlt aber jeder Hinweis darauf, daß er sich auch völkisch als Pole gefühlt habe. Auch seine gelegentliche Selbstbezeichnung als echter Sarmate hat nur geographische Bedeutung. Politisch war er wie alle Humanisten Pazifist und erhoffte sich für seinen Staat von Verträgen und Fürstenheiraten mehr als von der Gewalt des Schwertes. In religiöser Hinsicht war er nicht gerade ein erbitterter Feind der Reformation, sah es aber als seine bischöfliche Pflicht an, sie zu bekämpfen und zurückzudrängen. In der Diplomatie kann man ihn als Polens ersten Vertreter dieser Kunst bezeichnen, denn vor ihm hat es nur gelegentliche Gesandtschaften gegeben, er war der erste ständige.

Der erste Organisator der polnischen Staatsfinanzen

Hans Boner († 1517)

Von Kurt Lück, Posen

„Was Jakob Fugger für Karl V. und ganz Europa gewesen ist, das war Boner für Sigismund I. und für Polen. Ja, die Bedeutung Boners war noch größer, da er sogar unmittelbar das polnische Finanzwesen leitete" (Ptaśnik). Dieses Urteil eines der bedeutendsten polnischen Historiker weist treffend auf die phantastische Rolle hin, die Hans Boner und, so fügen wir hinzu, nach ihm sein Neffe Severin Boner gespielt haben und die wir schildern wollen.

Wollten wir ihn mit heutigen Maßstäben messen, dann müßten wir ihn in einer Hinsicht in Acht und Bann tun. Seine riesigen Geldmittel und sein Können nutzte nämlich der polnische König u. a. im Kampfe gegen Preußen, das deutsche Bollwerk im Osten, aus. Der westdeutsche Einwanderer Boner, erfüllt vom Gefühl der Treue zu seinem neuen Herrn, sah nicht die Tragik der damaligen Entwicklung, die darin bestand, daß die Polen den deutschen Teufel mit dem deutschen Beelzebub austrieben. Er war darin ganz ein Kind seiner Zeit, in der auch im Reiche ein Stamm gegen den andern auftrat. Wir können heute nur bedauern, daß es so war, dürfen aber diejenigen nicht verurteilen, die damals in fremdem Lande erst recht keine großen politischen Richtlinien kannten und daher mitunter unbewußt zu Handlangern einer deutschfeindlichen Politik wurden. Boner war bei alledem ein Pfeiler der deutschen Bürgerschaft Krakaus, ein Förderer ihrer völkischen Belange und zeitlebens ein treuer Sohn seiner fernen Heimatstadt Landau in der Rheinpfalz, der er noch kurz vor seinem Tode etwas stiftete. Aus einem Handschreiben des Bürgermeisters dieses Ortes vom Jahre 1514 wissen wir, daß im Auftrage Hans Boners und auf seine Kosten sein dort wohnender Schwager Anton „einen Weg und Platz nit alleyn zu Nutz unserer gemeynen Bürgerschaft und aller anderen Furleute, sondern auch unser Stadt zu eyner loblichen Zierung mit Steynen hat besetzen lassen". An seinem Grabe in der Krakauer Marienkirche, dem Grabe Boners, „des größten Feindes der Polen", wie es wörtlich heißt, standen 1537 die deutschen Ratsherren der Stadt, um das Gotteshaus dem Deutschtum zu erhalten und gegen die Verpolung der Predigtsprache zu protestieren.

So billigen wir diesem Gestalter und Ordner größten Formates trotz allem einen würdigen Platz in der Geschichte der deutschen Aufbaukräfte des Ostens zu, und stellen es den Lesern anheim, uns Recht oder Unrecht zu geben.*)

Hans Boner wanderte aus dem Städtchen Landau in der Rheinpfalz zunächst nach Breslau weiter. Nachdem er dort den Grundstock zu einem großen Vermögen erworben hatte, folgte er dem Rufe Betmans, eines seiner in Polens damaliger

*) Ich wiederhole hier z. T. Ausführungen, die ich in Beyer-Lohr „Große Deutsche im Auslande" Stuttgart 1939 (Union Deutsche Verlagsgesellschaft) im Aufsatz „Hans Boner" machte.

Hauptstadt wohnenden rheinischen Bekannten, sich in Krakau niederzulassen, und erwarb dort 1483 das Bürgerrecht. Er muß den Ruf eines ebenso geschickten wie ehrenhaften Kauf- und Finanzmannes besessen haben, denn Severin Betman und seine Angehörigen gründeten bald darauf eine Handelsgesellschaft „Boner und Genossen", deren Leitung Hans Boner übernahm und bis zu seinem Tode (1523) behielt. Die Firma, welche in größeren Städten Polens, Reußens, Ungarns und Deutschlands ihre Vertreter und Kontore hatte, handelte mit allem, was Gewinn abwarf, mit Gewürzen, Tuchen, Wachs, Holz, Metallen. Sie führte auf Grund von Verträgen mit den Gruben in Olkusz, Trzebinia und Chęciny Zink nach den Nachbarländern aus, Zinn und Silber aus dem Ausland ein. Ob die Handwerker oder königlichen Münzereien Silber, die Geschützgießer Kupfer, die Baumeister zur Errichtung von Schlössern und Kirchen Marmor brauchten, alles lieferte Boner. Zu den größeren Viehmärkten in Breslau und anderen Städten Deutschlands trieben seine Faktoren und Arbeiter riesige Ochsenherden. Aus Deutschland, vor allem aus Nürnberg, bezog er sowohl für den königlichen Hof, als auch für Kirchen und Schlösser kostbare Silbersachen und anderen Schmuck, aus Venedig Pomaden, Seifen, Glas- und Goldkelche, Fensterglas und so weiter. Welchen Umfang diese Lieferungen oft besaßen, mögen einige Beispiele andeuten. 1510 besorgte er für den königlichen Hof 10 054 Stück Fensterglas und 4090 gläserne Küchengefäße. 1517 ließ er für das Heer 41 schwere und leichte Geschütze gießen und lieferte dazu auch gleich, teils mittelbar, teils unmittelbar, das nötige Metall. Den größten Teil des Tuchbedarfes am Hofe und im Heere deckte kein anderer als Boner. Seine Handelsgesellschaft begann auch bald, Finanztransaktionen großen Ausmaßes durchzuführen. Sie pachtete Zölle, Salz- und Metallgruben, gewährte dem König, zahlreichen Magnaten und Kaufleuten Anleihen, die sorgfältig auf dem Grund und Boden der Schuldner sichergestellt wurden. Konnten diese nicht zurückzahlen, dann gingen ihre Besitzungen an Boner über. Kein Wunder, daß im Laufe der Jahrzehnte dank ihrer geschickten Wirtschaftspolitik die Bonersche Handelsgesellschaft und ihr Bankhaus derart wuchsen, das ihr Leiter in Polen „der" Mann wurde, der auch in den schwierigsten Fällen alles möglich machte, ohne den schließlich im Königreich der Jagellonen keine wichtige wirtschaftliche und sogar militärische Aktion unternommen werden konnte. Seine Geldgewinne verstand er sicher anzulegen. Aus den Krakauer Stadtbüchern geht hervor, daß er im Laufe manchen Jahres nicht ein, sondern mehrere Dutzend verschiedener Liegenschaften kaufte, die vor allem in Krakau, aber auch in den Städten wie Lemberg, Posen, Lublin, Olkusz, Koszyce, Breslau, Nürnberg usw. lagen. Am einträglichsten war in dieser Hinsicht der Geldverkehr mit dem Adel. Gegen einen formellen Kaufvertrag lieh Boner größere Summen, wobei der Jahreszins 5 Prozent nie überstieg. Der betreffende Edelmann durfte auf Grund eines Pachtvertrages weiter auf seinem Besitz wirtschaften, um die Möglichkeit zu haben, die Schuld abzutragen. Gelang ihm das nicht, dann machte Boner sein Eigentumsrecht erst faktisch geltend. Auf diese Weise gelangte er in den Besitz zahlreicher Dörfer und Güter, zum Beispiel des Adelssitzes Kamieniec (Odrzykon) im Sanoker Lande, des Städtchens und der Burg Ogrodzieniec, Balice, um nur die wichtigsten zu nennen. So stieg der bürgerliche Finanzmann allmählich zum Salzgrafen, zum Burggrafen von Krakau, zum adligen Magnaten auf. Nach 1515 nennen ihn die Krakauer Quellen nicht mehr „famatus", sondern „nobilis", „generosus" und schließlich sogar „magnificus".

Es war selbstverständlich, daß die Krakauer Bürgerschaft es in ihrem eigenen Interesse nicht unterließ, dem einflußreichen Finanzmann städtische Ämter und Würden anzutragen. Durch seine Heirat mit Felicia, der Tochter des deutschgesinnten Ratsherrn Stanislaus Morrensteyn, stand ihm der Weg in den Rat offen, dem er von 1498 bis zum Tode (1523) angehörte. Neben dem Patrizier Kaspar Ber (Bär)

betreute Boner als sogenannter Provisor die Klöster und Kirchen Krakaus, vor allem St. Marien. Als Mitglied der Schatzkommission, die sich aus sechs Bürgern zusammensetzte, überwachte er die Finanzen der Stadt, deren Bücher ihn ehrfurchtsvoll „reipublicae nostre promotor precipuus" nennen. Da niemand an seiner Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit zweifelte, vertraute man seiner Bank die eigenen Ersparnisse, Waisengelder usw. an. Voller Staunen ersieht man aus den Stadtbüchern, daß dieser vielbeschäftigte Mann noch Zeit fand, sich jahrelang um das Schicksal zahlreicher Waisenkinder zu kümmern.

War der geniale deutsche Organisator als Leiter der größten Handelsgesellschaft zugleich der bedeutendste Wirtschaftsführer Polens geworden, so baute er gleichzeitig seine politische Machtstellung dadurch aus, daß er zum Bankier und Schatzverwalter der Könige aufrückte. Ob er schon mit Kasimir dem Jagellonen (1447—1492) finanzielle Beziehungen unterhielt, wissen wir nicht genau. Aus der Zeit seines Nachfolgers Johann Albrecht (1492—1501) wiederum fehlen die Quellen, aus denen sich ein klarer Überblick ergäbe. Doch weisen einzelne Tatsachen darauf hin, daß Boner das Vertrauen des Königs genoß. Als Johann Albrecht zwecks Finanzierung seines wallachischen Feldzuges für eine von Krakau erhaltene Anleihe sein ganzes Silber in Pfand gab, überreichte er es nicht der Stadt, sondern Boner. Und als das Hilfsheer der Ordensritter, das den polnischen König auf seinem Zuge nach der Moldau begleiten sollte, nach dem plötzlichen Tode des Hochmeisters von Tieffen umkehren wollte, war es Boner, der sie durch eine wohlgesetzte deutsche Ansprache davon zurückhielt. Konnte sich schon Johann Albrecht bei keiner größeren politischen oder militärischen Unternehmung ohne Boners Hilfe begehen, so geriet sein leichtsinniger Nachfolger Alexander (1501—1506) in noch größere Abhängigkeit von ihm. Der Deutsche konnte allerdings nicht verhindern, daß der Monarch ein Krongut nach dem anderen leichtfertig verpfändete und die Finanzen Polens beinahe ganz ruinierte. Man empfand es als Wohltat, als Alexander bald starb.

Auf den Thron kam Sigismund I., der schon als Prinz häufig Boners Hilfe in Anspruch genommen hatte. Polens Lage war damals in vieler Hinsicht schwierig. Im Osten tobte der Krieg mit Moskau, ruinierte der Tatare durch seine unablässigen Einfälle die Marken. Das sich zum Teil aus deutschen und tschechischen Söldnern zusammensetzende Heer rebellierte, da es seit Jahren keinen ordentlichen Sold mehr empfangen hatte. Es gab kaum eine staatliche Einnahmequelle, die nicht verpfändet, kaum eine Starostei, die nicht durch Geldschuld belastet war. Der neue König erkannte bald, daß nur ein einziger Mann den Ausweg aus diesem Wirrwarr finden konnte: das Finanzgenie Boner. Und er hatte sich nicht getäuscht. Vor große Aufgaben gestellt, und, wenn auch nicht nominell, so doch faktisch zum Finanzdiktator der Adelsrepublik bestellt, brachte er nicht nur seine wirtschaftlichen, sondern auch seine staatsmännischen Fähigkeiten zur höchsten Entfaltung. Er machte in kurzer Zeit 200 000 Florins zur Rettung der militärischen Lage in den Ostmarken flüssig, tilgte 100 000 Florins Schulden der Krone und entriß deren Gläubigern die verpfändeten Starosteien und Bergwerke. Auf diese Weise wurde Boner durch riesige Darlehen der alleinige Gläubiger des Königs, der froh war, es nunmehr nur mit einem zu tun zu haben. Im Zuge der Finanzierung der polnischen militärischen Abwehr im Osten übernahm der neue Finanzdiktator unter anderem die Verwaltung der wichtigsten Festung, Podolisch-Kamentz, „die keinem andern als ihm ihre Fortifikationen verdankte". Er sandte zu diesem Zweck den deutschen Festungsbaumeister Hanus dorthin, der die Errichtung der Verteidigungsmauern leitete und eine Maurerinnung gründete.

Die Ausrüstung der Truppen mit Kleidung, Waffen und Pulver, die Befestigung verschiedener Städte, all das gehörte ebenfalls zu seinem Aufgabenbereich. Die Krakauer Akten berichten wiederholt, daß Boner Geschütze und andere Feuer-

waffen in größeren Mengen herzustellen befahl. Klassisch war seine Rolle während des Kriegszuges Sigismunds I. gegen Albrecht von Preußen (1519—1520), der mit Hilfe des Kaisers und der Moskowiter das an Polen verlorene Pommerellen wiederzugewinnen hoffte und den der König deshalb zu zähmen gedachte. Boner und seine Handelsgesellschaft finanzieren zum größten Teile den ganzen Kriegszug. Zwar bewährten sich die polnischen Truppen in offenen, siegreichen Feldschlachten, doch rannten sie sich an einigen befestigten preußischen Städten wochenlang ergebnislos die Köpfe ein. Nun war guter Rat teuer, denn schwere Geschütze hatte man nicht mitgenommen. Sigismund sagte also einen Eilboten nach dem andern mit Briefen an Boner nach Krakau, er möchte schwere Geschütze besorgen und so schnell wie möglich nach Preußen transportieren. Trotz aller Schwierigkeiten beschaffte der Alleskönner das Gewünschte, so daß der König Preußisch-Holland und Marienwerder ohne große Schwierigkeiten einzunehmen vermochte. „Jene Kriegserfolge in den ersten Jahren der Regierung Sigismunds I. waren zum größten Teil das Verdienst Boners oder vielmehr seines Geldes" (Ptaśnik).

Zwar waren dem Namen nach die Polen Kościelecki und nach ihm Szydłowiecki die Schatzmeister des Königs. In Wirklichkeit spielten sie aber neben dem Deutschen eine untergeordnete Rolle. Wenn auch der König zögerte, ihm angesichts der bei der Schlachta nicht beliebten bürgerlichen, deutschen Herkunft des Fremdländers die seiner tatsächlichen Rolle entsprechenden höchsten Würden zu verleihen, so sparte er doch nicht mit der Verleihung solcher Titel und Ämter, die der Schlachta gegenüber vertretbar waren. Er machte ihn zum Burggrafen von Krakau, zum Verwalter der Gruben in Olkusz und Trzebinia, zum Starosten von Ościów und Rabsztyn und so weiter. Der polnische Gelehrte Ptaśnik hat eine Monographie über Boner verfaßt, die mit Anerkennungen nicht spart: „Das Maß seiner Bedeutung lassen uns nur die Finanzrechnungen jener Zeit erkennen, die erweisen, daß die gesamten polnischen Staatsfinanzen zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Boners Händen waren, daß dieser Krakauer Bürger über politische Ereignisse in Polen entschied. Von ihm hing die Beschleunigung oder Verzögerung der militärischen Maßnahmen ab, und da er damals beinahe an der Spitze des Finanzwesens stand, mag er es wohl bewirkt haben, daß Polen endlich von der mittelalterlichen Anschauung über das staatliche Finanzwesen abkam, der königliche Schatz sei zugleich der Staatsschatz. In seinen dem König 1512 vorgelegten Abrechnungen begegnet uns zum erstenmal die Einteilung des Schatzes in den privaten königlichen und den öffentlichen." Er war faktisch Pfeiler und Haupt des polnischen Finanzwesens in jener Zeit und „der eigentliche Verwalter aller Krongüter". Der König konnte dank der Bonerschen Bank schlagfertig große Aktionen ins Werk setzen. Vorher war das unmöglich. Die Gelder zum Beispiel zu den Kriegszügen mußten zusammengeborgt, die Krongüter zu diesen Zwecken oft verpfändet werden. Der Deutsche darf also in mehrfacher Hinsicht als Reformator des polnischen Finanzwesens gelten.

Der polnische Historiker Wl. Budka zollt im „Polnischen Biographischen Wörterbuch" dem Wirtschaftspionier Boner uneingeschränkte Anerkennung: „Als Bankier spielte er eine Rolle bei der Belebung des Geld- und Handelsverkehrs in der Entwicklung der glänzenden Wirtschaftskonjunktur des goldenen Zeitalters. In den außerhalb seiner Geldwirtschaft liegenden Dingen mißbrauchte er seinen Einfluß nicht, nur ab und zu befürwortete er für den königlichen Dienst außer Angehörigen seiner eigenen Familie fähige und nützliche Leute wie Decius. In jeder Hinsicht ein guter Kaufmann, erstrebte er die Vergrößerung seines eigenen Vermögens, ruinierte aber nicht diejenigen, an denen er verdiente."

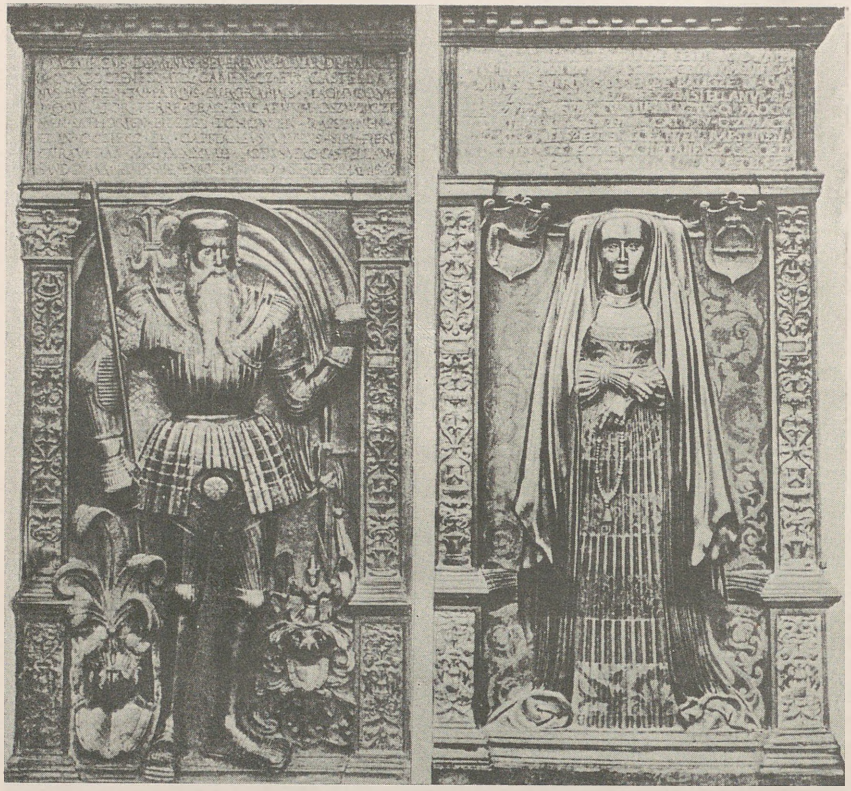
Ein eigenartiger Nimbus umwob seine Gestalt. Nicht nur der König, sondern auch die Edelleute und Bürger vertrauten ihm blindlings. Sigismund übertrug ihm 1517 die Generalleitung des Wawel-Neubaues. Boner berief die Künstler, beauf-



Deutsche Forschungsgemeinschaft
Zweigstelle Wien

In der Sigismundkapelle auf dem Wawel in Krakau der Kopf Königs Davids, der in Wirklichkeit Hans Boner darstellt

Ein Werk des Italieners Giovanni Cini



Das Grabmal der Boner in der Krakauer Marienkirche
Severin Boner und seine Frau Sophie geb. Betman

sichtigte und finanzierte ihr Werk, so daß schon Zeitgenossen ihm den Löwenanteil an diesem gewaltigen Bau zuschrieben. Da der König wünschte, daß seine Hochzeit mit der Italienerin Bona (1517) in Glanz und Ordnung vonstatten ging, übertrug er auch hierbei die Generalleitung keinem anderen als Boner, der dann auch die Organisation des Massenschauspiels erfolgreich durchführte. Und als die Königin ein Kind erwartete, empfahl ihr Gemahl während seiner Abwesenheit seinem Finanzdiktator die Fürsorge und die Beschaffung einer geeigneten Amme. Da ferner der polnische Herrscher nie versäumte, seinen Geldgeber an dessen Namenstag zu besuchen und ihm Glück zu wünschen, darf man annehmen, daß beide Männer sich auch menschlich nahestanden.

Boners Einfluß reichte sogar bis nach Rom. Er war nämlich auch päpstlicher Kommissar für die Einsammlung des Ablaßgroschens zugunsten der Basilika des Hl. Petrus. Als er in den Besitz einer der schönsten Kapellen der Krakauer Marienkirche gelangte, erreichte er 1515 eine besondere päpstliche Bulle. Wer von den Gläubigen sie an zwei Festtagen aufsuchte und zu ihrer Wiederherstellung eine Gabe beisteuerte, dem sollte für zwanzig Jahre Sündenablaß gewährt sein. Wenige Jahre später verlängerte eine zweite Bulle diese Frist sogar auf hundert Jahre. Durch seine engen Beziehungen zu den Fugger und dank deren Einfluß in Rom konnte Boner zusammen mit ihnen bei der Kurie Dinge durchsetzen, die zu wiederholten Malen polnische Bischöfe an ihn herantrugen. So wandte sich der im Frühjahr 1520 zum Bischof von Posen ernannte Tomicki an ihn mit der Bitte, doch die Bestätigung dieser Ernennung in Rom noch vor der Ernte durchzusetzen. Sofort ging ein Eilbote mit einem Brief an die Fugger in Rom ab, die die Angelegenheit schnellstens regelten. Schwieriger war die Bestätigung des bei der Kurie schlecht angeschriebenen Poeten und Schriftstellers Andreas Cricius (Krzycki), eines Neffen Tomickis, auf dem Bischofssitz in Premissel. Tomicki, der in den an seinen deutschen Freund gerichteten Briefen die Anrede „dne amice et fautor mi honorande" gebrauchte, empfahl Boner, die Unlust der Kurie mit Geldgeschenken zu besänftigen, was auch wohl geschah, denn Krzycki wurde trotz aller ursprünglichen Widerstände doch bestätigt.

Das Lebenswerk dieses einzigartigen Mannes kann hier nur flüchtig umrissen werden. In Wieliczka zeigt man dem Besucher noch heute den alten Bonerschacht, der ihm seine Entstehung verdankt. Im Sanoker Lande, wo er das Tuch- und Leinengewerbe gefördert haben soll, erinnert der Dorfname Bonarowka an ihn. Durch die Einführung ausländischer Sträucher und Bäume gab er dem Gartenbau neue Anregungen. Durch die Gründung mehrerer Papierfabriken in Krakau, Balice und Bonarka spielte er auch in diesem neuentstandenen Gewerbe eine pionierhafte Rolle.

Er war aber keineswegs nur Wirtschaftler und Politiker. Seiner Gunst erfreuten sich auch die ersten nach Krakau gekommenen deutschen Humanisten, italienische und deutsche Künstler und Gelehrte. Den Posten seines Sekretärs bekleidete lange Jahre hindurch (1506—20) kein geringerer als Jost Ludwig Dietz (Decius), der bekannte Geschichtsschreiber, den er 1521 dem König als Sekretär abtrat.

Sein Erbe trat Severin Boner, der Sohn seines Bruders Jakob Andreas B., an. Diesen Bruder hatte er aus Nürnberg geholt, wo er lange Jahre Faktor der Krakauer Gesellschaft gewesen war. Jakob Andreas führte dort den Prozeß mit Veit Stoß, der so tragisch für den großen Schnitzer endete. Vielleicht hatte ihn das mit bewogen, nach Polens Hauptstadt zu seinem berühmt gewordenen Bruder zu ziehen und dort Teilhaber des Handelsunternehmens zu werden. 1512 erhielt er das Bürgerrecht, 1514 besaß er schon ein Haus gegenüber der Adalbertskirche, aber schon 1517 trat er aus der Gesellschaft aus und siedelte nach Breslau über. In Polen blieben von seinen sechs Kindern drei, darunter Severin, der Haupterbe seines kinderlos verstorbenen Onkels.

Severin vereinigte in seinen Händen zwei von ihm dann noch vergrößerte Riesenvermögen, denn er beerbte noch seinen schwerreichen Schwiegervater Severin Betman. Der König schuldete ihm 29174 Florin. Er war Edelherr auf Ogrodzieniec, vom Onkel geerbt. Noch heute sieht man dort die Ruinen des gewaltigen Bonerschen Schlosses. Dann war er Herr von Balice und Kamieniec, das letztere im Sanoker Lande, Eigentümer von mindestens 47 Dörfern in den verschiedensten Gegenden Kleinpolens, von ungefähr 15 Häusern in Krakau, vor allem des Bonerschen Stammhauses, das an Pracht der Ausstattung keinem Magnatenpalast nachstand.

Noch zu Lebzeiten seines Onkels begann seine politische Rolle. 1520 lieh er dem polnischen König für dessen Feldzug gegen Preußen die Mitgift seiner Frau Sophie Betman. Dafür erhielt er die Burgstarostei in Biecz und die Erlaubnis, das Burggrafenamt in Krakau zu erwerben. Vom Onkel erbte er die Würde des Salzgrafen von Krakau, die Starosteien Rabsztyn und Ojców. Von M. Szydłowiecki erwarb er die Starosteien Auschwitz und Sator, später auch Czchów. Am 9. 4. 1532 wurde er zum Kastellan von Zarnowiec ernannt, am 25. 9. 1535 zum Kastellan von Biecz, endlich 1547 zum Kastellan von Sandez.

Wie Hans so war auch Severin Hofbankier des Königs. Durch seine Hände gingen die Einkünfte des polnischen Reiches, so daß er häufig wichtigere Funktionen hatte als der Schatzkanzler. Kein Wunder, daß ein so mächtiger Mann ein eifriger Förderer der Gelehrten war. Im Bonerschen Hause trafen sich oft die deutschen Humanisten, die nach Krakau kamen, vor allem die Schlesier Georg Libanus aus Liegnitz, Wenzel Koler aus Hirschberg, Anselm Ephorinus, Franz Mimer aus Löwenberg und andere.

Über seine Rolle als Förderer der Künste wissen wir genau Bescheid, da er über diese Dinge erhalten gebliebene Abrechnungsbücher geführt hat. Als Krakauer Burggraf leitete er, wie vorher sein Onkel, den Bau des Wawelschlosses, holte als solcher auch die Künstler, vorwiegend Deutsche aus Nürnberg, heran. Für sich und seine Frau ließ er die noch heute in der Marienkirche vorhandenen Grabplatten aus Bronze herstellen, vermutlich von Hans Vischer. Er war ein Anhänger der Habsburger, deren Abgesandten er die Werbung in Polen erleichterte und die er oft in seiner Residenz Balice beherbergte. Angesichts der deutschfeindlichen Stimmung im Lande, riefen seine offensichtlich deutschen Sympathien, u. a. auch seine wohlwollende Einstellung zu Albrecht von Preußen, den heftigen Unwillen der Schlachta hervor, die ihn auf den Landtagen scharf angriff, was den pan senator aber wohl wenig störte. Während der letzten zehn Regierungsjahre Sigismunds befand er sich ständig in dessen engster Umgebung, nahm an allen wichtigen Beratungen und am Empfang der ausländischen Gesandtschaften teil, was ihm einen starken Einfluß auf den Gang der Staatsgeschäfte sicherte.

Aus seiner ganzen Haltung kann geschlossen werden, daß er sich noch als Deutscher fühlte, wenn er sich auch nach dem Tode Sophie Betmans zum zweiten Male mit der polnischen Magnatentochter Jadwiga Kościelecka verheiratete. Sein Sohn aus erster Ehe, Hans, von deutschen Lehrern erzogen, an deutschen Hochschulen gebildet, wandte sich Luther, später aber Kalvin zu und wurde der Anführer der Kalvinisten in Kleinpolen. Die weiteren Geschicke der Kinder Boners wollen wir hier nicht mehr aufzeigen. Ihr Blut mündete ein in die Magnatenfamilien Polens und ging dem Deutschtum verloren.

Hans und Severin Boner übertrafen alle Deutschen, die damals in Polen wirkten, um mehrere Haupteslängen. Ihre Rolle, die sie spielten, war so phantastisch, daß sich einmal einer unserer Dichter für sie interessieren sollte, denn was nützen unsere wissenschaftlichen Forschungen der kulturpolitischen Aufklärung, wenn nicht der Dichter jene gewaltigen Leistungen des deutschen Blutes im Osten einmal deutet und in der Hochsprache der Kunst unserem ganzen Volke werbekräftig und überzeugend kündet.

Wirtschaftspionier, Sekretär des Königs und Geschichtsschreiber

Jost Ludwig Dietz (1485—1545)

Von Mgr. Ernst Klock, Posen

Das aufstrebende Doppelreich Polen-Litauen war im 16. Jahrhundert für zahlreiche Einwanderer aus Westdeutschland das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, in dem sie zu Reichtum und Ehren gelangen konnten, wenn sie Wissen, Können und den Fortschritt mitbrachten. Man untersuche nur einmal das Fundament jenes „goldenen Zeitalters"! Überall wird man Bausteine ihres Wirkens entdecken. Welch gewaltige Spannkraft steckt z. B. in dem Lebenswerk des 1503 aus Pforzheim in Baden eingewanderten Ulrich Hose! Von 1509—1529 verwaltete er die Wilnaer Münze und leitete außerdem ein eigenes Bauunternehmen. Zum Burggraf und Schwertträger von Wilna ernannt, errichtete er die sog. „untere Burg" (1513), ferner einige riesige Mühlen, mit eigenen Geldmitteln: die erste Brücke über die Wilja (1530), ein Spital und das Dominikanerkloster. Niesiecki lobt ihn, er habe „Wilna ausgebaut und es geschmückt". Als er 1535 starb, hinterließ er seinen Kindern Gelder, Häuser, Mühlen und Dörfer. In seinen mit beiden deutschen Ehefrauen gezeugten Nachkommen pflanzte sich die Dynamik seines Lebens fort, z. B. in dem berühmten, gänzlich deutschblütigen Kardinal Stanislaus Hosius, dem Pfeiler der Gegenreformation.

Zu den Leuten, die wie die Hose, Bauer, Glaker usw. ihre mächtigen Vermögen nicht zuletzt der Verwaltung königlicher Münzen verdankten, gehört auch Jost Ludwig Dietz (Decius), den Wotschke einmal als den „interessantesten aller deutschen Bürger Polens" bezeichnet hat. Neben der im Krakauer Archiv überlieferten Form Dietz und dem latinisierten Decius hat sein Name bei älteren polnischen Forschern zu den verschiedensten Auslegungen wie: Diecz, Dyecz oder Diesecz geführt, die allerdings längst als Phantastereien abgetan sind.

Jost Ludwig wurde 1485 als Sohn des Jakob Dietz, Bürgermeisters in Weißenburg im deutschen Elsaß, geboren. Über seine Ausbildung ist nicht viel zu sagen. Nach anfänglichem Unterricht in seinem Heimatort scheint er die Stadtschule in Schlettstadt besucht zu haben, der er seine humanistische Bildung verdankt, falls diese nicht seinem darauffolgenden, unbeendeten Universitätsstudium in Heidelberg zuzuschreiben ist. Wir wissen nämlich nicht, ob er sich als Student ausschließlich den damals neu erwachenden Geisteswissenschaften widmete, oder ob er auf ein begrenztes praktisches Ziel zusteuerte. Auf jeden Fall brachte er aus seiner Schul- und Studienzeit gediegene Rechts- und Geschichtskenntnisse mit, die er später immer mehr vervollkommnete. Außerdem erlangte er in der lateinischen, italienischen und später auch

in der polnischen Sprache eine Geläufigkeit, die die Vorbedingung für seinen Aufenthalt in Krakau und seine späteren diplomatischen Reisen ins Ausland war. Schon im 15. Lebensjahr begann sein abwechslungsreiches Wanderleben. In Mähren bildete er sich zu einem tüchtigen Kaufmann und zu einem guten Kenner des Bergwerks- und Münzwesens aus. Dann war er in Tirol, Ungarn und wohl auch in Schlesien, da man ihn später mitunter den „Schlesier" nannte. Um 1505 gelangte der zwanzigjährige Dietz mit seinem Bruder Jakob nach Krakau, das schon eine stattliche Zahl deutscher Einwanderer aus seiner Vaterstadt beherbergte. Wahrscheinlich hatte er schon vorher Beziehungen zu Krakau angeknüpft, denn der aus Landau stammende Großkaufmann Hans Boner nahm ihn sofort in seine Dienste, in denen er vierzehn Jahre blieb. Jost Ludwig Dietz wurde nicht nur Boners Hausbewohner, sondern auch sein Buchhalter, Korrespondent und Stellvertreter. Daraus geht hervor, daß Dietz sich sehr bald das Vertrauen des finanzkräftigsten und am königlichen Hofe am meisten geachteten Krakauer Bürgers erwarb. Dietz wurde allmählich die rechte Hand Boners, vertrat ihn in der Verwaltung der beiden Salzbergwerke von Wieliczka und Bochnia und unternahm in seinem Auftrage zahlreiche Handelsreisen ins Ausland, so zum ersten Male im Jahre 1511 nach Frankfurt am Main. Wer das Vertrauen Boners besaß, der hatte es nicht mehr weit zum königlichen Hofe und zur höchsteigenen Person Sigismunds des Alten. Es wäre allerdings ein Irrtum, wollte man annehmen, daß Dietz das Vertrauen Boners nur dazu benutzte, um sich so schnell wie möglich in die Gunst des Königs zu bringen. Das hatte er nicht nötig, denn früher oder später mußte Sigismund ohnehin auf ihn aufmerksam werden. Wenn auch dem König die Arbeit Dietzens wahrscheinlich nicht entgangen ist, als Boner alle Hände voll zu tun hatte, um dem Polenkönig während seines ersten Krieges mit Moskau mit Geld unter die Arme zu greifen, so lernte er sie bestimmt genauer kennen, als er den Aufbau des königlichen Schlosses in Krakau befahl, bei dem Dietz behilflich war.

Nach und nach begann Boners Sekretär im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen. Als der König im April des Jahres 1512 den Erzbischof Johann Laski und den Kastellan von Kalisch, Stanislaus Ostroróg, nach Rom sandte, um auf dem Laterankonzil die Belange Polens gegen den Ritterorden vertreten zu lassen, war auch Dietz in Venedig, wo er zusammen mit der polnischen Gesandtschaft an einer Senatssitzung teilnahm. Es ist also anzunehmen, daß er nicht nur in geschäftlichen Angelegenheiten in Italien weilte, sondern sich in höherem Auftrage für gewisse Fragen der Tagespolitik interessierte. Eine politische Rolle spielte er auch, nachdem zwei Jahre später der Krieg mit Rußland neu entbrannt war. Als nämlich der König im Bewußtsein des mit deutschen Söldnern erfochtenen polnischen Sieges an der Orscha (1514) den Papst durch Übersendung der in der Schlacht gefangenen vornehmsten Bojaren seine Reverenz erweisen wollte, zog auch Dietz als Begleiter des mit der Erledigung dieser Liebesgabe beauftragten Nikolaus Wolski nach Rom. Daß diese Mission nicht überall freundlich beurteilt wurde, beweist der Umstand, daß in der Nähe des Tiroler Städtchens Hall der Gesandtschaft die Gefangenen abgenommen und im Auftrage Kaiser Maximilians über Lübeck dem Zaren zurückgeschickt wurden. Während der Pole Wolski nach Freilassung aus einer mehrmonatigen Haft dem Papst sein Leid klagte, zog es Dietz vor, auf Umwegen nach Krakau zurückzukehren, wo Sigismund sich gerade anschickte, zu den in Wien stattfindenden hochpolitischen Verhandlungen mit dem Kaiser aufzubrechen. Von welch geschichtlicher Bedeutung der doppelte Heiratsvertrag zwischen den Habsburgern und den Jagellonen im Jahre 1515 gewesen ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Das war Politik von europäischem Ausmaß. Daß Sigismund schließlich doch den kürzeren zog, ist eine andere Sache. Uns interessiert vielmehr, daß Dietz auch hier anwesend war, wenn auch nur als Privatmann. Sein polnischer Biograph Alexander Hirschberg bestreitet das zwar,

aber die Ausführlichkeit, mit der er in einem seiner Werke alle Vorgänge bis ins einzelne wiedergibt, deutet auf seine Anwesenheit hin. So hat er sich das unbestreitbare Verdienst erworben, die historischen Tage von Wien der Nachwelt schwarz auf weiß überliefert zu haben.

Noch dasselbe Jahr warf einen Schatten auf das Leben des Königs. Seine Gemahlin Barbara Zapolya wurde nach der Geburt ihrer Tochter Anna zu Grabe getragen. Dazu kam später der wieder aufflackernde Krieg mit Rußland, der die Anwesenheit des Königs in Wilna notwendig machte. Kein Wunder also, daß Sigismund, zumal er schon auf Drängen Maximilians den Plan gefaßt hatte, eine neue Ehe mit der italienischen Fürstin Bona Sforza einzugehen, die Vorbereitungen zu den Hochzeitsfeierlichkeiten den beiden Deutschen Boner und Dietz anvertraute, wie das schon bei der ersten Hochzeit der Fall war, denn der König hatte auch Dietz als einen „in der Kaufmannschaft Erfahrenen" schätzen gelernt. (qui ... practicas mercatorum callet). Mit der ihm eigenen kaufmännischen Gewandtheit ging Dietz ans Werk. Zuerst hieß es, einen goldenen Ring mit einem des polnischen Königs würdigen Brillanten für die ausersehene Braut zu besorgen. Da ein solcher in Polen nicht aufzutreiben war, begab sich Dietz 1517 nach Venedig, nachdem er vorher persönlich dem Kaiser in Wien die Ankunft der Gesandten des polnischen Königs angekündigt hatte. Dietz traf sich erst wieder mit der Gesandtschaft in Neapel, wo er den Ring Ostroróg zwecks Weiterleitung an die königliche Braut überreichte. Nachdem Dietz dem König diesen Herzenswunsch erfüllt hatte, eilte er nach Krakau zurück, wo pomphafte und kostspielige Hochzeitsvorbereitungen seiner harrten, denn eine Hochzeit, die nicht weniger als vom 13. April bis Anfang Mai 1518 dauerte, wollte sorgfältig vorbereitet sein. Dietz scheint sich mit aller Aufopferung in diese Arbeit gestürzt zu haben, um es ja allen recht zu tun und um nicht zuletzt den ausländischen Gästen gegenüber die Macht und Pracht des polnischen Königtums zur Schau zu stellen. Diesem Gedanken entsprang auch die Schrift, die Dietz zwecks Verewigung dieses Festes verfaßte: „Diarii et eorum, quae memoratu digna in splendidissimis Potentissimi Sigismundi Poloniae Regis et Serenissimae Dominae Bonae, Mediolani Barique Ducis, Principis Rossani, nuptiis gesta. Per Jodocum Ludovicum Decium Wissenburgensem".

Aber nach dem frohen Feste wurde der König bald wieder von Sorgen heimgesucht, die ihm auch die Ehe mit der mit Weitblick begabten Bona nicht zu verscheuchen vermochte. Die politische Lage war unklar, denn Preußens Hochmeister Albrecht war, wie sein Vorgänger, vorläufig zu einem Kniefall vor dem polnischen König nicht zu bewegen. Nachdem es nun auch Maximilian mit dem Orden zu halten vorzog, begann das Wettrennen zwischen Sigismund und Albrecht um die Gunst des Papstes. Wer sollte also die Belange des polnischen Königs schneller und gewissenhafter vertreten, wenn nicht der zum Vertrauensmann erkorene Jost Ludwig Dietz. Gegen Ende des Jahres 1519 wurde er also mit einem königlichen Schreiben an den Gesandten beim päpstlichen Stuhl, Erasmus Ciołek, Bischof von Płozk, gesandt. Mit welchem Eifer Dietz die Sache seines Herrn vertrat, beweist der Umstand, daß er sofort nach der Ankunft in der Pause einer Theatervorstellung dem polnischen Bischof das Schreiben überreichte. Anschließend wurde er vom Papst Leo X. in Audienz empfangen, um ihm Näheres über das Verhältnis zwischen Polen und dem Orden mitzuteilen. Dietz soll durch seinen Bericht die „lebhafte Freude des Papstes und aller wahren Freunde Polens" hervorgerufen haben.

Nach Polen zurückgekehrt, sollte ihm sein Lohn werden. Im Mai 1520 erstattete Dietz dem bei Thorn weilenden König Bericht über seine diplomatische Reise, worauf er wieder mit Briefen von Boner nach Krakau zurückgeschickt wurde. Der König muß mit seinen Diensten höchst zufrieden gewesen sein, denn auf Vorschlag des Unterkanzlers Tomicki ernannte er ihn 1520 zum königlichen Sekretär. Diese

Würde gehört zu den ersten Lorbeeren, die sich der Weißenburger am polnischen Königshofe holte. Sie war die beste Anerkennung für seine bisherige Tätigkeit. Königlicher Sekretär sein war in der ersten Hälfte des 16. Jahrhundert mehr als einen Titel tragen, vielmehr vor allem eine Vertrauensstellung. Es war ja schließlich nicht nur papierene Kanzleiarbeit zu bewältigen, sondern die königlichen Sekretäre nahmen oft an den Sitzungen des Senats und des Sejms teil, hatten Zutritt zum Staatsrat und waren dem König einen Rechenschaftsbericht schuldig. Außerdem fertigten sie nicht selten ausländische Gesandte ab oder gingen selbst als Gesandte ins Ausland.

Unmittelbar nach seiner Ernennung zum königlichen Sekretär fiel Dietz die unangenehme Pflicht zu, dem in Italien weilenden polnischen Bischof Ciołek ein Kronsiegel abzunehmen, das dieser vom Monarchen zwecks Teilnahme an der deutschen Kaiserwahl erhalten hatte und nun nicht wieder ausliefern wollte. Dietz sollte den widerspenstigen Kirchenfürsten vor einem Mißbrauch des königlichen Siegels bewahren.

Heikel war auch die Aufgabe, dem König zu der für den polnischen Staatsschatz nicht unwesentlichen Mitgift seiner italienischen Gattin zu verhelfen. Doch das war leichter gesagt, als getan, denn in diesem Falle hatte außer dem polnischen König noch der deutsche Kaiser ein Wort mitzureden. Es lohnt nicht, die gegenseitigen Ansprüche aufzuzählen. Es genügt zu wissen, daß Dietz nur zum Teil dem Wunsche Sigismunds gerecht geworden zu sein scheint, andernfalls würden in der polnischen Geschichtsschreibung nicht so oft diese sogenannten „neapolitanischen Summen" erwähnt worden sein, um die sich Polen geprellt glaubte und die lange böses Blut gemacht haben.

Mit seiner Standeserhöhung im Jahre 1520 schien der Bann gebrochen, der seine sowieso schon glänzende Laufbahn noch hemmen konnte. In der Folgezeit jagen sich die Rechte mit den Pflichten, und es will schier kein Ende nehmen, wenn wir die Leistungen des deutschen Bürgers von Krakau und die Danksagungen aneinanderreihen, die ihm der polnische König zollte. Seit dem November 1521 nannten ihn die öffentlichen Akten „edel" (nobilis), vorher nur „ehrbar" (famatus). Die Adelsverleihung hat nach Ansicht einiger Forscher im Jahre 1520 stattgefunden, als Dietz im Gefolge Laskis der Krönung Karls V. in Aachen beiwohnte und von wo er als „des hl. Lateranensischen und Kaiserlichen Palastes Graf" (Sacri Lateranensis et Imperialis Palatii Comes) nach Polen zurückkehrte. Auf daß die dem Krakauer Bürger vom Kaiser verliehene Pfalzgrafenwürde auch in Polen gelte, wurde Dietz durch Adoption in den polnischen Adel aufgenommen. Seit dieser Zeit prangte das Wappen des Weißenburgers, ein Winzermesser, in dem von ihm angenommenen Wappen der polnischen Adelsfamilie Tęczyński, der er wiederum dank seinen guten Beziehungen in Wien die Verleihung des Grafentitels erwirkte.

König Sigismund gab seiner Dankbarkeit Dietz gegenüber noch weiter Ausdruck. Am 26. November 1521 bestimmte er: „... In Anbetracht der zahlreichen Dienste des Edlen Jost Ludwig Dietz, Unseres Sekretärs, die er Uns seit vielen Jahren in Unseren Angelegenheiten erwiesen hat, mit großer Mühe, Eifer und Treue sowohl in Unserem Königreich als in fremden Königreichen und Herrschaften und des Willens, ihm für diese Dienste Unsere Gnade zu erweisen und ihn zu künftigen anzuspornen, geben und schenken Wir hiermit als lebenslängliche jährliche Einnahme hundert Gulden zu je 36 Groschen in Unseren Salzbergwerken zu Krakau oder Bochnia und Wieliczka, so daß ihm vom folgenden Jahre ab, alle Vierteljahre von Unserem Salzgrafen (Hans Boner!) 25 Gulden seine ganze Lebenszeit gezahlt werden sollen." Außerdem erhöhte ihm der König die Einkünfte, indem er ihn zum Salzsiedemeister von Wieliczka ernannte. Da Dietz aber nicht starker Natur war, und er, wie der König meinte, „seine Kräfte in Unseren Diensten verloren hat, die er Uns und dem Staate mit Würde und ungewöhnlichem Nutzen gewidmet hat", befreite er ihn von den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Salzsiedemeister.

Inzwischen war es wieder einmal Zeit, jenseits der Alpen nach dem Rechten zu sehen. Als wenn Sigismund den nahen Tod seiner Schwiegermutter vorausgeahnt hätte, schickte er 1524 seinen Sekretär nach Italien. In der Tat starb Königin Elisabeth während seiner Anwesenheit und ließ ein verwaistes Fürstentum zurück. Dietz hätte Grund genug gehabt, sich bis zur Ankunft der königlichen Bevollmächtigten als kleiner König in dem Sforzaschen Erbe zu fühlen, wenn er nicht alle Hände voll zu tun gehabt hätte, die laufenden Geschäfte im Sinne seines Königs zu erledigen. Mit seiner noch im selben Jahre erfolgten Rückkehr nach Polen beschloß er seine diplomatische Laufbahn und hielt sich nach Möglichkeit von der äußeren Politik fern, es sei denn, daß man seine Anwesenheit bei der Huldigung Albrechts von Preußen vor Sigismund auf dem Markt in Krakau im Jahre 1525 noch dazurechnet. Dietz scheint den Herzog Albrecht damals persönlich kennengelernt zu haben. Diese Bekanntschaft war wohl nicht zufällig und blieb auch nicht vorübergehend, vor allem schon deswegen nicht, weil 1525 die Reformation auch in Polen bereits in vollem Gange war und die Einstellung des Herzogs bekannt war. Dietz selbst wandte sich nämlich insgeheim ebenfalls der neuen Lehre zu.

Er war geistig viel zu aufgeschlossen, als daß die große Bewegung, die schon unter seinen polnischen und deutschen Mitbürgern so zahlreiche Anhänger geworben hatte, an ihm spurlos hätte vorübergehen können. Andererseits hatte sein Landesherr durch verschiedene Edikte gegen die Reformation in Polen gleich zu Anfang zu verstehen gegeben, was die augenblickliche Lage von ihm kirchenpolitisch zu tun erheischte. Deshalb wagte es Dietz nicht, mit dem König zu brechen. Aber in seinem Innern war er der Reformation zugetan. Schon 1521 wurde er von dem Bischof Miedzylewski wegen Begünstigung der Lutheraner angeprangert. Noch mehr besagen allerdings seine Beziehungen zu Erasmus von Rotterdam, der ihn in seinen Briefen als seinen „treuesten Freund, teuersten Jost" bezeichnet. Darüber hinaus war Dietz der Vermittler zwischen dem Straßburger Reformator Kaspar Hedio und Herzog Albrecht, dessen Berichterstatter Dietz wiederum war. In einem Brief an den Herzog vom 14. X. 1540 klagte er über die gewalttätige Herrschaft des für seine zahlreiche Nachkommenschaft sorgenden Papstes Pauls III. und über das versteckte Spiel, mit dem dieser das Wormser Religionsgespräch zu hindern suche. Auf Veranlassung Herzog Albrechts verbreitete Dietz eine protestantische Flugschrift Johann Friedrichs von Sachsen und Philipps von Hessen gegen Heinrich von Braunschweig in deutschen und polnischen Exemplaren. Der König sah das nicht oder wollte es nicht sehen, denn von einem Zerwürfnis hören wir nichts. Im Gegenteil! Nach seiner letzten Italienreise 1524 hatte Dietz mehr Zeit, sich wirtschaftlichen Aufgaben zu widmen. Neben aller selbstlosen Kleinarbeit, wie sie nur ein Deutscher zu leisten vermag, muß besonders ein Gebiet hervorgehoben werden, auf dem er sich ebenfalls einen Namen gemacht hat: das polnische Münzwesen.

Es war noch nicht allzu lange her, seit der Deutsche Nikolaus Coppernikus das Seine zur polnischen Münzreform getan hatte, und nun sollte es wieder ein Deutscher sein, der den durchgreifenden Plänen Sigismunds auf dem Gebiet des Münzwesens Gestalt verlieh. Etwa seit 1517 wurde Polen von minderwertigen oder falschen Münzen überschwemmt, die aus dem benachbarten Schweidnitz und Münsterberg kamen. Der König hatte vergeblich versucht, durch Teillösungen dieser Plage zu steuern, bis endlich auf dem Reichstag zu Petrikau 1526 die Eröffnung einer Münze in Krakau genehmigt wurde, an deren Spitze der Unterschatzmeister von Polen, Nikolaus Szydłowiecki, mit dem deutschen Bürgermeister von Krakau, Kaspar Bär, stehen sollte. Als dieselbe Falschgeldplage auch in Westpreußen auftauchte, wurde 1528 eine zweite Münze in Thorn errichtet und gleichzeitig das gesamte polnische Münzwesen Szydłowiecki und Dietz unterstellt. Aus Dietzens 1526 veröffentlicher Broschüre „De monete cussione ratio" geht hervor, daß er sich

auch auf diesem Gebiet glänzend auskannte. Das alte Geld zog er ein und führte ein neues Münzsystem ein. Er ließ auch die ersten Dukaten in Polen schlagen. Gleich von Anfang an ließ der König ihm volle Freiheit im Handeln, wie aus einer Verordnung von 1528 zu ersehen ist: „... Wir wollen, daß er sich selbst seine Beamten aussuche nach seinem Gutdünken und solche, von denen er sich überzeugt hat, daß sie fleißig sind, mit ihrer Kunst bekannt und Uns und dem Staate treu ..., daß er selbst Kupfer und Silber, alle Geräte, die künftig notwendigen Gebäude kauft" usw. Mit einem Wort, alle Vollmacht legte der König in die Hand des Deutschen, denn auf ihn konnte er sich verlassen. Dietz zog fast ausschließlich deutsche Meister und Fachleute zu Mitarbeitern heran, wie seinen Bruder Jakob, Mathias Schilling und andere. Schließlich wurde der König Dietzens Forderung nach Angleichung des preußischen und litauischen Münzfußes an den polnischen gerecht. Ab 1530 beaufsichtigte Dietz also noch die Münze in Königsberg.

Sigismund wußte seinem Helfer immer wieder Mühe und Erfolge zu danken. Einerseits gestattete er Dietz, neben dem Monogramm des Unterschatzmeisters Szydłowiecki auf den Geldstücken sein traditionelles Winzermesser anzubringen, andererseits sorgte er dafür, daß der Deutsche auch auf seine Rechnung kam. Zählt man alle Einkünfte aus seinen Ämtern zusammen, so mußte er über ein Kapital verfügen, das sich sehen lassen konnte. Er verlieh es nicht gegen Zinsen, sondern nahm dafür Ländereien, meistens Dörfer, zur Nutzung in Pfand. Zum Beispiel lieh er 1532 dem Adligen Tęczyński 2000 Gulden gegen vier Dörfer und der Frau des Wojwoden Hieronymus Laski 1740 Gulden gegen drei Dörfer. 1541 liehen Dietz und Franz Boner dem Severin Boner zehntausend Gulden gegen nicht weniger als zwölf Dörfer. So wurde der königliche Sekretär zum Gutsbesitzer. Außerdem befaßte er sich noch mit dem Bergbau, kaufte in Schlesien die Gruben in Kupferberg mit drei anliegenden Gütern und in Olkusz eine Bleigrube, um Silber zu schmelzen. So wurde der Vielbeschäftigte noch Industriepionier und förderte auf seine Art den Bergbau in Polen und Schlesien.

Sein vielseitiges Können und sein Geld verschafften ihm bei den Zeitgenossen die nötige Achtung. Man wählte ihn 1528 in den Rat der Stadt Krakau, machte ihn zum Provisor des Rochus-Krankenhauses, 1538 zum Aedil der Marienkirche, deren höchsten Turm er 1545 wiederherstellen ließ. 1528 übernahm er die Vogtei von Petrikau, der Stadt, in der damals wiederholt der Sejm tagte. Es hatte sich bis zu den respektlosen Räuberbanden an der polnisch-schlesischen Grenze herumgesprochen, daß Dietz ein fetter Bissen wäre. Also mußte es ihm eines Tages passieren, daß ihn Räuber auf einer Reise nach seinem Besitztum Kupferberg zwecks Erpressung von Lösegeld hinter Schloß und Riegel setzten. Diese Episode zeugt von seinem Ansehen und davon, wie sehr man ihn brauchte, denn sowohl Sigismund wie auch Herzog Albrecht setzten Himmel und Hölle, den polnischen Reichstag und schließlich König Ferdinand in Bewegung, um Dietz zu befreien. Alles vergeblich. Dietz kaufte sich schließlich mit seinem eigenen Gelde frei.

Trotz Überlastung mit vielerlei Arbeit scheint Dietz ein gutes Familienleben gepflegt zu haben. Etwa 1519 heiratete er Anna, die Tochter des deutschgesinnten Ratsherrn Johannes Krupka. Aus dieser Ehe hinterließ er acht Kinder: Jost Ludwig, Johann, Ludwig, Anna, Agnes, Justina, Elisabeth und Susanna. Im Jahre 1545 beendete er sein arbeitsames Leben, das ganz im Dienste des polnischen Königs stand. Wie weit es der Bürgerssohn aus Weißenburg durch seinen Fleiß gebracht hatte, geht aus einer seiner letzten Unterschriften hervor: „Ich, Jost Ludwig Dietz, des heiligen kaiserlichen Palastes Pfalzgraf, der heiligen Königlichen Majestät Sigismund I. Sekretär, Erbe zu Wola Chełmska, Siedemeister von Wieliczka, Vogt von Petrikau, Ratsherr von Krakau, Aedil und Vorstand der Münze des Königs und des Königreichs Polen ... habe dies unterschrieben."

Noch heute erinnert im Krakauer Gebiet der Ortsname Wola Justowska (nach Jost!) an den einstigen Eigentümer. Der Durchschnittspole, der in den Handbüchern den Namen „Decjusz" erwähnt findet, hat nicht die geringste Ahnung, daß er einen Deutschen bezeichnet. Dagegen finden wir im polnischen wissenschaftlichen Schrifttum durchweg sachliche Würdigungen.

Sein Biograph im „Polski Słownik Biograficzny" (Polnisches Biogr. Wörterbuch) anerkennt, Dietz „habe bei seiner politischen Tätigkeit Maß zu halten gewußt und niemals zum Schaden seiner Wahlheimat gewirkt".

Wie Hans Boner, sein großer Lehrmeister, so war auch Dietz alles andere denn eine Krämernatur. Dies beweist seine umfassende kulturelle Wirksamkeit, über die das erwähnte Wörterbuch folgendes berichtet:

„Dank seinen Auslandsreisen sowie seinen wissenschaftlichen Neigungen und hervorragenden Fähigkeiten erlangte Dietz eine achtunggebietende Stellung in den Kreisen der Gelehrten und Humanisten, die mit ihm literarische und gesellschaftliche Beziehungen unterhielten, wie J. Watt, J. Silvio Amato, K. Ursinus, J. und W. Eck, F. Gundelius, W. Korvinus, K. Hedio, H. Balbo, L. Cox sowie eine ganze Reihe polnischer Dichter, Gelehrten, Politiker, darunter B. A. Trzecieski, K. Janicki, Dr. Antonin, der Kanzler Szydłowiecki, Bischof Drzewiecki, die Laski, Tęczyński usw. Er gehörte zu den engsten Freunden des Erasmus von Rotterdam, der ihm im Jahre 1523 eine Paraphrase der „Precatio Dominica" (Vaterunser) widmete. Dies war anscheinend Dietzens Lieblingsthema, denn auf seine Bitte hin behandelten es auch K. Ursinus und der schlesische Humanist J. Loge in dichterischer Form bei der Krakauer Ausgabe des Werkchens von Erasmus aus dem Jahre 1525. Dietz interessierte sich auch für das Buch als Verleger, Verfasser, Bücherfreund und Förderer der Gelehrten. Zusammen mit Haller und allein gab er Breviere für die Diözesen Krakau und Gnesen (1516, 1519), W. Ecks „Threni ..." (1518), zweimal die Chronik des Miechowita (1519, 1521), G. Camers „Apophtegmata" (1522) heraus. An ihn wandten sich die Drucker M. Scharffenberg und H. Vietor als an einen Förderer der humanistischen Studien in Polen (bei der Herausgabe des Werkes von Erasmus „De conscribendis epistolis", Krakau 1523).

Seine literarische Tätigkeit begann Dietz mit der schon erwähnten Beschreibung der Hochzeit Sigismunds I. Im Jahre 1521 gelegentlich der zweiten Ausgabe des Miechowita veröffentlichte er sein historisches Werk, das drei Bücher bilden: „De vetustatibus Polonorum", „De Jagellonum familia", „De Sigismundi regis temporibus". Das erste ist eine Zusammenstellung aus den Werken vieler Verfasser (Prokopius, F. Blond, P. Orosius, L. Bruni, J. Naucler und anderen), das zweite ein Auszug aus Miechowita, das dritte eine Originalarbeit und eine wichtige Quelle für die ersten Regierungsjahre Sigismunds I. (bis zum Jahre 1516). Es ist besonders schön verziert, und zwar mit den Wappen von Polen, Litauen, des Königs und der polnischen Provinzen; außerdem mit einem Bild des Königs, der Königin Bona sowie anderer Mitglieder der Jagellonenfamilie. Inhaltlich stützt sich der Verfasser nur auf das, was er selbst sah, miterlebte oder von seinen engsten Freunden erfuhr. Da nun Wahrheitsliebe und Genauigkeit seit jeher zu den Tugenden der Deutschen gehören, ist dieses Werk fast zur alleinigen Hauptquelle für das Studium jener Zeit geworden. Wenn es nach Dietz gegangen wäre, dann hätte er wahrscheinlich seine Berichterstattung über die Regierungszeit Sigismunds I. bis zu seinem Tode im Jahre 1545 fortgeführt. Doch scheint er irgendwelche Meinungsverschiedenheiten mit Zeitgenossen gehabt zu haben, die ihn veranlaßten, sein Werk abzubrechen. Er selbst gibt folgende Gründe dafür an: „Erstens, weil die Geschichte noch lebender Personen nicht sicher genug veröffentlicht wird, denn wenn man rühmt, so gilt es als Schmeichelei, tadelt man, so liegt darin auch eine ungeheure Gefahr; im allgemeinen wird der Drang nach Wahrheit, besonders in dieser

Zeit, überall und von allen (den wahrhaft Schlechten) angegriffen." Dietz war allerdings nicht der Mann, der sich wiederum soweit hätte einschüchtern lassen, die Feder ganz aus der Hand zu legen. Außer dem schon erwähnten Bericht über die Hochzeit Sigismunds mit Bona im Jahre 1518, stammt aus demselben Jahre seine Broschüre: „Ad Sigismundum, invictissimum Regem Poloniae, Rusiae, Prusiae etc." Im Jahre 1527 beschreibt Dietz in deutscher Sprache den Sieg des Fürstin Constantin von Ostróg über die Tataren bei Kaniow: „Sendbrief von der großen Schlacht und sigg so kü. Ma von Poln. Volk in Litten am 27. tag Januarii des 1527 Jars mit den ungläubigen Tataren gehabt hat." Rechnet man zu diesen Geschichtsthemen noch alle wirtschaftlichen und kulturgeschichtlichen Abhandlungen und Briefe an hohe Persönlichkeiten des In- und Auslands hinzu, dann wird man ohne Vorbehalt zugeben müssen, daß das von Dietz hinterlassene Schrifttum in erheblichem Maße dazu beiträgt, auf manchem Gebiete den Schleier zu lüften, der über jener Zeit liegt. Dies Verdienst wird Dietz vor allem als Geschichtsschreiber von seinem polnischen Biographen eingeräumt, wenn er sagt: „Die Chronik des Dietz wird immer trotz einiger Mängel eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte des ersten Jahrzehnts der Regierungszeit Sigismunds I. bleiben; unter den zeitgenössischen Chroniken nimmt diese zweifellos die erste Stelle ein".

In dem ersten Buch seiner Trilogie, „De vetustatibus Polonorum", erhebt Dietz mutig seine mahnende Stimme gegen die Deutschfeindlichkeit in Polen. Früher hätten die Könige gerecht über ihr Volk sowie über die eingewanderten Deutschen regiert, „bis sich jener Sämann allen Übels erhob, der den bisherigen Frieden zerstören will, indem er das eine große Gefahr bedeutende Samenkorn der Uneinigkeit ausstreue". Die Mahnung fruchtete allerdings nichts. Als Bücherfreund besaß Dietz eine wertvolle Hausbücherei (von A. Trzecieski besungen), die sich aus Werken über die Architektur, klassische Literatur, Reformation und die katholische Liturgie zusammensetzte. Für die Gelehrten hatte er immer eine offene Tasche und bedachte sie auch mit stilvollen Geschenken. So übersandte er Erasmus von Rotterdam einen künstlerisch ausgeführten Silberpokal. Er benutzte auch eine sich ihm bietende Gelegenheit, um Martin Luther einen Besuch abzustatten. Allerdings brachen erst seine Söhne Jost L. und Ludwig offen mit dem Katholizismus.

Da polnische Publizisten es uns zu Unrecht oft verargen, daß wir Rühmliches über die Leistung deutscher Einwanderer in Polen berichten, wollen wir als unverdächtiges Zeugnis die Sätze wiederholen, die ein polnischer Verfasser im „Polnischen Biographischen Wörterbuch" am Schlusse seines Aufsatzes schreibt: „Dietz ist als derjenige, der neben Copernikus als erster volkswirtschaftliche Arbeiten verfaßt hat, die eine glänzende Einführung in unser Wirtschaftsschrifttum bilden, für immer in die Geschichte der polnischen Kultur eingegangen. Dank ihm hatte das Polen des goldenen Zeitalters sein eigenes Goldgeld als Symbol von Macht und Ruhm, im Sinne des von ihm verkündeten Grundsatzes, daß erst dann ein Staat sein Glück erreicht, wenn es auch den Untertanen eines gerechten Herrschers gut zu gehen beginnt".

Der größte Musiker im goldenen Zeitalter Polens

Valentin Greff-Bekfark (1507—76)

Von Mgr. Reinhard Nitz, Posen

Ungemein interessant gestaltete sich das Leben eines deutschen Musikers, der im Polen des sog. goldenen Zeitalters lebte: Valentin Greff-Bekfark. Hatte z. B. der in diesem Buche auch dargestellte Elsner zu einer Zeit gewirkt, in der die Musikkultur von dem Bürgertum, von den reichen Adligen in den Städten getragen wurde, so muß man bei Greff-Bekfark noch von einer höfischen Musikkultur sprechen. Elsner war der brave biedere Musiker, der sich in dem gesellschaftlichen Leben der Stadt Warschau wohlfühlte. Greff-Bekfark jedoch, der größte Lautenspieler seiner Zeit, hielt sich an Königshöfen auf, spielte vor dem Papst und vor Fürsten, war der galante Hofmann, der die Gunst eines Fürsten gegen die des anderen ausspielte. Ihn hielt es nicht an einem Ort, sein unsteter Geist trieb ihn hin und her. Bald war er in Padua, bald in Krakau; doch kaum am polnischen Hofe bekanntgeworden, trieb es ihn schon wieder für einige Jahre fort. Über Deutschland fuhr er nach Frankreich. Nach Polen zurückgekehrt, unternahm er Reisen nach Danzig und Königsberg, erwarb später ein Haus in Wilna, und man müßte annehmen, daß er in Polen sein Leben beschlossen hätte. Doch — er mußte Polen plötzlich verlassen und landete nach einigen Jahren dank seiner guten Beziehungen für kurze Zeit am Wiener Kaiserhof. Selbst die letzten Jahre seines Lebens hielt er es nicht in seiner alten Heimat Siebenbürgen aus. Er begab sich noch einmal auf eine Konzertreise, doch die Pest bereitete seinem Leben ein plötzliches Ende. In Padua, dort, wo er einst seine Künstlerlaufbahn begonnen hatte, sollte er auch sein Schwanenlied singen.

Dieser Künstler, der in seinem Leben soviel gesehen und kennengelernt hatte, der so viele hohe und höchste Persönlichkeiten zu seinen Bekannten, ja Freunden, zählen durfte, war naturgemäß in nationalen und religiösen Anschauungen auch oft recht großzügig und ungehemmt.

Aus rein protestantischer Familie stammend, die einem alten siebenbürgisch-sächsischen Geschlechte angehörte, fand er dennoch den Weg zu dem Erzkatholiken, dem Kardinal von Lyon. Später wiederum, als er bei dem toleranten katholischen Könige von Polen, Siegmund August, als Hoflautenist tätig war, unterhielt er einen sehr offenen und herzlichen Briefwechsel mit dem reformierten Preußen, Albrecht von Hohenzollern.

Wir erkennen schon jetzt, daß Greff-Bekfark eine ungemein markante Persönlichkeit gewesen sein muß. Er war schon, bevor er nach Polen kam, ein weit und breit bekannter und anerkannter Künstler, der in den Jahren, die er in Polen verbrachte, zu höchster schöpferischer Entfaltung kommen sollte.

Doch er war nicht nur in Musikerkreisen bekannt. Er muß allgemein und überall geschätzt und geachtet worden sein. Ja fast legendär erscheint uns manchmal seine Gestalt, wenn wir von vielen Sprichwörtern hören, die um seine Person kreisten und noch kreisen. So sagt ein polnisches Sprichwort: „Nicht jeder spielt nach Bekfark die Laute." Oder bei einem polnischen Schriftsteller jener Zeit lesen wir: „Nach Wolski, dem heute berühmten polnischen Prediger, waren die Krakauer Kanzeln so verwaist, wie die Laute nach Bekfark, die in anderen Händen ihre Melodie und den früheren Klang vermissen läßt."

Selbst die polnische Literatur der damaligen Zeit hat sich mit ihm befaßt. Der größte polnische Dichter des Humanismus, Jan Kochanowski, schreibt folgendes Epigramm (übersetzt):

Wenn die Laute reden könnte, würde sie uns laut verkünden:
Ihr alle mögt den Dudelsack spielen, mich aber laßt dem Bekfark.

Und es bleibt das größte Geheimnis, daß Greff-Bekfark nach 18 Jahren höchster Achtung und höchster Gunst beim polnischen Könige dieses Land fast fluchtartig verlassen mußte. Er, der bis dahin sein Deutschtum nie herausgestrichen hatte, der vielmehr oft als Landsmann aus Ungarn gelten wollte, bekannte sich nun ganz offen zum Deutschtum.

Und so wurde auch seine Beisetzung von der deutschen Landsmannschaft von Padua durchgeführt, die ihn als einen ihrer Größten mit allen Ehren zu Grabe trug.

Greff-Bekfark stammte aus Siebenbürgen, und zwar lebte sein Geschlecht dort schon seit mehreren Jahrhunderten. Der Name Gräff — später erst Greff geschrieben — taucht oft in den Chroniken der siebenbürgischen Hauptstadt Kronstadt auf. Wir erfahren da, daß die Vorfahren unseres Musikers Stadtrichter und Stadtkämmerer, jedenfalls angesehene Bürger waren.

1519 stirbt ein gewisser Jakob Greff. Es ist möglich, daß dieser mit unserem Valentin Greff verwandt, ja vielleicht sogar sein Vater ist. Auffallend ist jedenfalls die gleiche Schreibweise des Namens.

Der junge Valentin Greff — 1507 in Kronstadt geboren — hat wahrscheinlich seine musikalische Ausbildung in Padua an der damals berühmten Universität genossen, und zwar bei dem Meister Anton Roth, der gleich ihm selber ein Siebenbürger Sachse war. Jedoch sind das nur Vermutungen, da aus den vorhandenen Dokumenten fast nichts über seine Jugendjahre zu ersehen ist.

Fest steht aber, daß er, bevor er an den polnischen Königshof gerufen wurde, Hofmusiker beim Woiwoden von Siebenbürgen, Jan Zapolya, war. Dieser Fürst, der nach dem Tode Ludwigs des Ungarn (Schlacht bei Mohacz 1526) König von Ungarn wurde, blieb zeitlebens ein Freund und Gönner von Valentin Greff. Ihm verdankte er auch seine Erhebung in den Adelsstand. Erst seit jener Zeit legte sich Greff den Namen Bekfark (oft auch Bakfark) zu. Dieser Beiname, der Bockschwanz (oder Backwerk?) bedeutet, ist später bekannter geworden als sein eigentlicher Name Greff, und hat mit dazu beigetragen, daß die verschiedensten Nationen sich um den deutschen Musiker Greff streiten. Außer den Ungarn und Polen sollen sogar die Engländer auf Grund dieses Beinamens zeitweilig Anspruch auf Greff erhoben haben.

Das nächste feststehende Datum im Leben Greffs ist der 12. Juni 1549. Nachdem er einen Monat vorher in Petrikau vor dem Könige Siegmund August gespielt hatte, wurde er nun als Hoforganist angestellt: „Valentinus Bekwark Hungarus Citaredus wurde in Krakau in den Dienst des polnischen Königs aufgenommen. Als Besoldung soll er soviel erhalten, wie die königlichen Oboisten (Fistulatores)."

„Hungarus" heißt in der Sprache jener Zeit „aus Ungarn kommend", bedeutet also Land-, nicht aber die Volkstumszugehörigkeit.

Wieso Greff, der doch damals schon ein weit herumgekommener Künstler war, der in Italien sicher viele berühmte Musiker und Fürsten kennengelernt hatte, der wahrscheinlich auch schon in Deutschland und Frankreich konzertiert hatte, wieso dieser Künstler dem Ruf an den polnischen Königshof folgte, ist noch nicht ganz geklärt. Vielleicht hat die Gattin seines königlichen Gönners Zapolya, Isabella aus dem Stamme der Jagellonen, ihn beeinflußt und auch späterhin am polnischen Königshof unterstützt. Oder sollte schon damals sein freundschaftliches Verhältnis zu dem Hohenzollern Albrecht von Preußen ausschlaggebend gewesen sein, der ihn als seinen Vertrauten am polnischen Hofe haben wollte? Jedenfalls dürfte ihn wohl nicht die finanzielle Lage eines Hoflautenspielers am polnischen Hofe angezogen haben, im Gegenteil, aus seinen Briefen an Albrecht von Preußen ersehen wir, daß er mit seinem Gehalt kaum auskam, ja vielmehr den preußischen Fürsten bat, doch beim polnischen Könige ein gutes Wort für ihn einzulegen. Sein Gehalt ist dann auch sehr bald gestiegen, und es muß ihm später immer besser gegangen sein.

Im Jahre 1549 also begann seine Tätigkeit in Polen. Seine Hauptaufgabe bestand wohl darin, dem polnischen Könige in ruhigen Stunden vorzuspielen und ihn durch die Musik zu zerstreuen. Auch sollte seine Kunst der kranken polnischen Königin Barbara helfen, ihr schweres Leid leichter zu ertragen. Auffallend ist jedoch, daß bei den Begräbnisfeierlichkeiten der polnischen Königin — Barbara starb schon einige Jahre später — nicht ein einziges Mal der Name Bekfark genannt wird. Wahrscheinlich hat er Polen — wie schon erwähnt — kurz nach seiner Ankunft wieder verlassen.

Wir treffen ihn nämlich schon 1552 in Lyon, wo der erste Band seiner Kompositionen erschien.

Greff wollte erst sein Werk in Augsburg verlegen, denn dort lebten die reichen und kunstliebenden Fugger. Er hatte von dem deutschen Großkaufmann Boner in Krakau ein Empfehlungsschreiben an Melanchthon, der Greff bei den Fugger einführen sollte. Greff zog dann aber doch noch weiter zu seinem alten Freund und Gönner, der unterdessen Erzbischof von Lyon geworden war, zu dem Kardinal Graf von Tournon.

Der erste Band, der 1552 unter folgendem Titel bei Jakob Moderne erschienen ist: „Intabulatura Valentini Bacfarc Transilvani Coronensis", enthält außer 4 Originalkompositionen von Greff, sogenannten „Recercate", 16 Transkriptionen von Motetten und weltlichen Liedern niederländischer Meister wie Gombert, Richafort, Crequillon, Janequin, Archadelt usw.

Nach seiner Rückkehr nach Polen muß es ihm, wie schon erwähnt, immer besser gegangen sein. Sein Gehalt wurde verschiedentlich erhöht. Er stieg in der Gunst des Königs und wurde sein Vertrauter und Berater. Er heiratete ein vornehmes Mädchen aus dem litauischen Geschlecht der Narbutt. Schließlich kaufte er sich um 1559 ein Haus in Wilna und führte dort ein sorgenfreies Leben.

Einige Jahre später, 1565, erschien in Krakau bei Andrysowicz der zweite Band seiner Kompositionen mit folgendem Titel: „Valentini Greffi Bekfarci Pannonii, Harmoniarum Musicarum in usum Testudinis factarum." In einem langen Vorwort voller überschwenglicher Dankesworte widmete er dieses Werk dem polnischen Könige Siegmund August. Auch dieser Band enthält außer 3 Originalphantasien Transkriptionen von Motetten niederländischer Komponisten.

Und dann hören wir plötzlich ein Jahr nach der Herausgabe seines zweiten Werkes, daß Greff sich in Geldnöten befände — er, der doch in den letzten Jahren vom polnischen König ständig begünstigt und großartig beschenkt wurde, — daß polnische

Soldaten in sein Haus in Wilna eindringen. Es scheint, daß er fluchtartig Wilna verlassen mußte, ja daß er sogar ganz plötzlich und still die polnische Grenze überschreiten mußte. Auf seiner Flucht hielt er sich in Posen bei dem deutschen Arzt und Naturforscher Lindner auf, — um für immer dieses Land, in dem er 18 Jahre lang gewirkt und unter höchsten Ehren gelebt hatte, zu verlassen. Den letzten und wirklichen Grund für diesen plötzlichen Schritt können wir nicht angeben. Wir können nur annehmen, daß er in irgendwelche Intrigen, sei es mit den Angehörigen des Königshauses oder gar mit dem Könige selbst geraten ist. Wo der Grund zu dieser Entzweiung liegt? — Vielleicht sind die Vermutungen zutreffend, daß der Briefwechsel zwischen Greff und dem Hohenzollern Albrecht eben doch nicht nur freundschaftlicher Natur, sondern stark politisch gefärbt war, daß Greff vieles über das Leben und Treiben am polnischen Hofe berichtet hat, was ihm in übelwollender Weise als Landesverrat ausgelegt wurde und schließlich auch zu seiner Flucht aus Polen geführt haben mag.

Ehe er sich 1570 am Wiener Hof niederließ, waren drei Jahre vergangen, die er wahrscheinlich auf Reisen zubrachte. So gab er 1569 noch einmal den zweiten Band seiner Kompositionen in Antwerpen heraus, diesmal um vieles stattlicher als vor einigen Jahren in Krakau.

Doch auch in Wien sollte er nicht lange bleiben. Es trieb ihn weiter nach Padua, jener Stadt, in der damals ein sehr reges gesellschaftliches und künstlerisches Leben herrschte. Wahrscheinlich hat Greff hier endlich Ruhe gefunden und als ausgereifter und abgeklärter Künstler Werke geschaffen, die alle seine bisherigen Kompositionen übertreffen sollten. Doch sind sie uns leider nicht erhalten geblieben. Eine Chronik der „Künstler deutscher Abstammung" schreibt: „Kurz vor seinem Tode, nachdem er sein Testament gemacht hatte, hat er, von plötzlicher Eifersucht getrieben, alle seine besten und am genauesten durchgearbeiteten Kompositionen ins Feuer geworfen."

Wir müssen daher annehmen, daß Greff eine wirkliche innere Ruhe wohl doch nicht mehr gefunden hat. Er ist auch bald danach gestorben. Die Pest hat ihn im Jahre 1576 dahingerafft. Eine Legende beschreibt uns seine letzte Stunde:

„Es war an einem heißen Tage um die Mittagszeit. Greff spielte in seiner Kammer auf der Laute und sang dazu. Plötzlich verstummte seine Stimme, er beendete nicht mehr das begonnene Lied und seine Laute, die zum ersten Mal in einem Mißklang ertönte, entglitt den leblosen Händen."

So endete das Leben dieses großen Künstlers, des größten Lautenschlägers seiner Zeit. Als Mensch erscheint uns Greff nicht immer sympathisch, doch als Künstler hat er unbestritten Großes geleistet. Seine Kompositionen lassen eine klare Thematik erkennen und zeichnen sich durch gute kontrapunktische Arbeit aus. Er hat damit auch schöpferisch auf die gesamte damalige polnische Musik eingewirkt. Durch seine Transkriptionen vieler bedeutender niederländischer Motetten und Liedsätze hat er sehr stark zur Verbreitung dieser genialen Meister des polyphonen Stiles in Polen beigetragen.

Von dem Menschen Greff-Bekfark ist es schwer, sich ein klares Bild zu machen. Er war in erster Linie Künstler und somit in vielen Anschauungen, nach bürgerlichen Maßen gemessen, sehr frei.

Wir erwähnten schon kurz seine nationale Haltung. Unbestritten entstammt er einem deutschen Geschlecht. Daß er auf seinen Werken Bekwark mit dem Beinamen „Pannonius" geschrieben hat, bedeutet nichts weiter als einen Hinweis auf sein Geburtsland. Er galt auch gegenüber Albrecht von Preußen sicher als echter Deutscher.

Er hat dann nach seiner Flucht aus Polen auch seine deutsche Gesinnung oft betont. Als eindeutigster Beweis seines Deutschtums möge hier die Inschrift auf seiner Grabplatte folgen, die die deutsche Landsmannschaft in Padua an seiner letzten Ruhestätte anbrachte:

D. O. M. A.

Nobili Vito Valentino Grevio alias Bakfark e Transilvania Saxonium Germanorum Colonia oriundo, quem fidibus novo plane et inusitato artifico vanentum auditus aetas nostra, ut alterum Orphea admirato abstupuit.

Amphion Orpheus, et Arion psallere docti
Creduntur merito te genuisse Grevi
Aut illos positus docili testudine quodam
Effinxit genii via Minerva tui.
Quid rear in te uno plus quam genialis Arion
Orpheus Amphion nempe videndus erat.

Obiit Anno D-ni MDLXXVI. Idibus August.

Vixit Annos LXIX. Natio Germanicum unamine et Testamenti executores p (ublici).

So gehört auch Greff-Bekfark zu den vielen deutschen Musikern, die die besten und schöpferischsten Jahre ihres Lebens in Polen verbrachten und die durch ihre Arbeit und ihr Können wesentlich zur Hebung der polnischen Musikkultur beitrugen.

Ein Warschauer „Minister im Weiberrock"

Die Hofmeisterin Ursula Meierin (um 1560—1635)

Von Mgr. Christa Werner, Posen

Wer kennt den Namen Ursula Meierin? — Sicher niemand! Vergessen ist diese Gestalt einer deutschen Hofmeisterin, unbekannt — ihr Leben und Wirken am Hofe des Schwedenkönigs Sigismund III. Wasa in Warschau, unbeachtet — ihre hervorragende Stellung in der königlichen Familie und ihr ungewöhnlicher Einfluß auf das politische Leben im damaligen Polen. Aber vier Jahrzehnte erfüllte sie bis zu ihrem Tode treu den Dienst als Hofmeisterin, Erzieherin und Betreuerin der Prinzen, als Freundin und Vertraute der Königinnen, Beraterin und Stütze des Königs am Warschauer Hof, wohin sie das Schicksal als Begleiterin und Beschützerin der österreichischen Herzogin Anna von Steiermark, der zukünftigen Königin Polens, im Jahre 1592 rief. Um die außergewöhnliche Erscheinung dieser deutschen Hofdame am polnischen Königshofe würdigen zu können, ist es notwendig, einen Blick in das politische Zeitgeschehen des 16. und 17. Jahrhunderts zu werfen.

Der Höhepunkt der Reformationsbewegung war mit dem Ableben des letzten Jagellonenkönigs, Sigismund II., im Jahre 1572 überschritten, das religiöse Interesse begann gegenüber der aktuellen Thronfolge und dem ungewissen Schicksal des Doppelreiches zu erlahmen. Der Kampf der Gegenreformation, das Eingreifen und Wirken der Jesuiten, sollten die erschütterte Macht der katholischen Kirche wiederherstellen. So griffen nun religiöse Spaltungen, politische Gegensätze, nationale Unterschiede ineinander. Die Grundpfeiler des verwaisten jagellonischen Königreichs begannen zu wanken. Landfremde Könige sollten von jetzt ab das Wahlkönigtum Polen beherrschen. Während der „königslosen Zeit" stand nun der polnische Thron im Brennpunkt individueller, konfessioneller und nationaler Interessen des Adels einerseits — und der egoistischen Machtziele fremder Herrscher andererseits. Im ersten Wettstreit um die polnische Krone siegte zwar die geschickte französische Machtpolitik. Doch der Wahlkönig Heinrich von Valois floh bekanntlich schon nach 4 Monaten aus dem Lande, um sich lieber die französische Krone zu sichern. Den Wahlkampf während des zweiten Interregnums entschied schließlich die politische Heirat der letzten zwar schon etwas ältlichen Jagellonenprinzessin Anna mit dem jungen türkischen Vasallenfürsten, dem Woiwoden von Siebenbürgen, Stefan Batory, um damit die Wahl eines deutschen Königs, des Habsburgers Maximilian II., des Kandidaten der Magnatenpartei, zu verhindern. Als der König nach 10jähriger erfolgreicher Regierung plötzlich starb, stand Polen erneut vor der Frage: „Wer soll unser König sein?"

Die Königinwitwe schlug die Wahl ihres Neffen, des 20jährigen schwedischen Kronprinzen Sigismund Wasa, des letzten Nachkommen des jagellonischen Herrscherhauses, vor. Im Jahre 1587 trat der 21jährige Monarch, ein Kind des Nordens,

weltfremd und lebensunerfahren seine Regierung in Polen an, ein Fremder in der Fremde, der er auch während seiner langen 35jährigen Regierungszeit in seiner Wahlheimat blieb.

Eine deutliche Abneigung trug er gegen das Land, das er regieren sollte, und seine Untertanen zur Schau. Das Wesen des polnischen Volkes blieb ihm fremd. Denn das Ziel seiner ganzen Regierung war ja stets die Wiedererlangung des ihm verlorengegangenen schwedischen Erbthrones. Dieser dynastischen Politik allein sollte Polen dienen und seine Bündnispläne mit den katholischen Machtstaaten. Persönliche dynastische Erbansprüche bewegten ihn auch zu der Heirat mit der Herzogin Anna von Steiermark, um dadurch ein enges Schutz- und Trutzbündnis zwischen Habsburg und Wasa herzustellen, im geeigneten Augenblick den polnischen Thron Österreich zu überlassen und in seine Heimat zurückzukehren. Diese Pläne unterstützten vor allem seine engsten Berater, die Jesuiten, für deren Machtpolitik ein Bund mit Österreich sehr günstig schien. Dank ihrem Einfluß kam die Heirat mit der streng katholischen Österreicherin zustande. Doch die Mißstimmung unter dem Volke wuchs ständig. Die Empörung der habsburgfeindlichen, also antideutschen Adelsparteien und der Haß gegen die religiöse Unduldsamkeit und konfessionelle Politik des Königs steigerten sich zur offenen Feindschaft der andersgläubigen Gegenparteien.

Trotz der feindseligen Stimmung bereitete Krakau der jungen Königlichen Braut einen glänzenden Empfang. Am 1. Juni 1592 fand im Beisein des zahlreichen und prächtigen Gefolges, vieler Fürsten und hoher Würdenträger ihrer Heimat Trauung und Krönung in Krakau statt. Acht Tage dauerten die Festlichkeiten der Königlichen Hochzeit.

Sendboten deutscher Kultur am Warschauer Hofe

Mit der Thronbesteigung der jungen deutschen Königin setzte im Zeitalter der Gegenreformation eine neue deutsche Kulturströmung nach Polen ein, die das Leben am Königlichen Hofe wesentlich beeinflußte. Warschau, zum ersten Male zur Königlichen Residenzstadt erhoben, bildete mit dem Mittelpunkt, dem Königlichen Hofe, eine neue Kulturstätte deutschen Wesens, deutscher Bildung und deutscher Kunst. Zum Hofstaat und zur Hofgesellschaft gehörten vorwiegend Deutsche — Hofdamen, Kammerherren, Diener und Zofen. In der Königlichen Leibgarde waren die Österreicher vertreten, Hofprediger und Beichtväter, Jesuitenordensbrüder stammten aus der Heimat der Königin. Deutsche Künstler und Schauspieler weilten vorübergehend am polnischen Königshofe. Das Hofleben spielte sich in seinen äußeren Formen und Erscheinungen nach dem Vorbild der westeuropäischen Fürstenhöfe ab.

Im Alltags- und Privatleben dagegen fiel die fast puritanisch einfache Lebensweise am Hofe auf. Der stillen, verschlossenen, zurückhaltenden Art des Königs, der schlichten Königin lag der prunkvolle, verschwenderische Lebensstil anderer Höfe nicht. So bildete der Hof eine stille Welt für sich, eine unüberbrückbare Kluft zwischen Herrscher und Untertanen. Von Ferne blickte der einheimische Adel auf den Hof wie auf eine „verwunschene Insel fremdländischen Wesens", zu der nur eine kleine auserlesene Schar bevorzugter Ausländer Zutritt hatte. Das Vorherrschen des deutschen Elements am Hofe verärgerte die nationalen, deutschfeindlichen Adelskreise, deren Mißstimmung und Unzufriedenheit in der zeitgenössischen Geschichtsschreibung und Gelegenheitsdichtung offen zum Ausdruck kam: „Mit der Thronbesteigung des Königlichen Paares ist nicht nur das Königliche Herrschertum, sondern auch die alte polnische Hofsitte und die majestätische Würde erloschen. Denn unter den deutschen Herren hat sich das dem Volke so unsympathische deutsche Wesen eingeschlichen, und die im Volke gärende Verbitterung gegen den König nimmt ständig zu." Ähnlich lautet das Urteil eines anderen Chronisten: „Tatsache ist, daß Sigismund der deut-

schen Kultur vor der polnischen den Vorzug gab, und auch seine Frauen — besonders die zweite — sich auf dem polnischen Throne stets als Deutsche gefühlt und auch nur deutsche Hofdamen in ihrer Umgebung geduldet haben."

Die deutsche Kultur am Hofe und ihre Sendboten, an der Spitze das Königspaar, und die führende Rolle der deutschen Hofdame Ursula Meierin erregten die antideutschen Gemüter bis in die jüngste Vergangenheit. Die ausgesprochene Vorliebe des Königs für alles Ausländische und gerade für das Deutsche konnte man ihm nie verzeihen: „Schon in der Jugend wirkte deutsches Wesen auf ihn ein und durchdrang ihn (ein Symbol dafür ist allein schon sein deutscher Vorname!). Auch auf dem polnischen Thron machte er sich nicht davon frei, sondern ganz bewußt wollte er in allem als Deutscher gelten. Schon rein äußerlich trug er deutsches Wesen zur Schau, denn der König kleidete sich nie anders als in deutsche oder spanische Tracht und bevorzugte die spanische oder habsburgische Hofetiquette. Nur ein einziges Mal hat er es während des Feldzuges gegen die Russen fertiggebracht, seine Kleidung gegen den Kontusch zu vertauschen. Sogar seinen ältesten Sohn ließ er für das Ablegen der deutschen Pluderhosen bestrafen. Im persönlichen Leben suchte der König stets den Verkehr mit Ausländern — Italienern und Deutschen. Polen duldete er nur dann, wenn sie die deutsche Sprache beherrschten. Der König unterhielt sich am liebsten in der deutschen Sprache, die ja überhaupt als Umgangssprache am Hofe galt und besonders geachtet war."

Auch die Königin Anna hat sich in Polen nie heimisch gefühlt, Land und Leute blieben ihr fremd. Stets hing ihr ganzes Herz an ihrer alten Heimat und ihren Eltern. Mit der Wahlheimat fühlte sie sich nur durch ihren Mann und ihre Kinder, Ursula Meierin und die deutschen Hofleute verbunden. Die Öffentlichkeit und Politik interessierten sie wenig. Das Leben dieser tief religiös veranlagten Frauennatur füllte Gebet und Gottesdienst, häusliches Glück und soziale Liebestätigkeit aus, als ob sie ihren frühzeitigen Tod nach vierjähriger, glücklicher Ehe geahnt hätte. Der ganze Lebensstil am Hofe war Ausdruck ihres ernsten, frommen, bescheidenen Wesens. Nach ihrem Vorbild lebte die ganze Umgebung. Ihre Wohltätigkeit und Nächstenliebe ließ sie in reichlichem Maße auch den Untertanen zuteil werden, die bald mit tiefer Verehrung und Dankbarkeit an der mildtätigen, warmherzigen Königin hingen und deren früher Tod sie mit der tiefsten Trauer erfüllte.

Als im Jahre 1605, acht Jahre nach ihrem Tode, ihre jüngste Schwester, die erst 17jährige Konstanze, das Erbe der Königin Anna antrat, änderte sich nichts in der bisherigen strengen Lebenshaltung des Hofes. Der häusliche Herd war ihr Königreich, das harmonische Familienleben ihr Lebensglück und die deutsche Umgebung der Lichtstrahl in der Fremde. Den beiden Königinnen blieb die polnische Volkspsyche wesensfremd. Die Landessprache verstanden und beherrschten sie nie, obgleich der große Kanzelredner, Peter Skarga, als glühender Patriot den deutschen Königinnen in den Widmungen seiner Werke die polnische Sprache zu erlernen besonders ans Herz gelegt hatte, denn nur so könnten sie die Herzen der Untertanen für sich gewinnen. Die Prinzen und Prinzessinnen erhielten eine rein deutsche Erziehung und Bildung. Dafür sorgte schon Ursula Meierin, die bei der Schlachta als „Sendbotin deutschen Wesens" besonders verhaßt war. Eine bevorzugte Stellung nahmen in der streng katholischen Königsfamilie die kirchlichen Würdenträger ein. Die Hofgeistlichen waren ja aus der Heimat mit den Königinnen hierher gekommen und standen ihnen deshalb besonders nahe.

Es würde uns allzulange von unserem eigentlichen Thema abhalten, wollten wir noch über das Wirken deutscher Künstler, Maler, Musiker und Schauspieler berichten.

Der exklusive Charakter des Kgl. Hofes, die bewußte Erhaltung deutschen Wesens, Brauchtums und Geisteslebens, die deutschen Menschen in ihrer führenden Stellung am Hofe — die deutlich in Erscheinung tretende Abneigung gegen alles Polnische

entfachte unter den nationalpolnischen Elementen einen fanatischen Haß und eine grenzenlose Wut gegen die deutsche Kulturpflege am Hofe überhaupt, richtete sich aber vor allem gegen die führende „Sendbotin deutschen Wesens", die deutsche Hofmeisterin.

Die treue Dienerin der Königlichen Familie.

In dieser erregten Stimmung entstanden in den Hirnen zeitgenössischer patriotischer Gelegenheitsdichter und chauvinistisch beeinflußter Skribenten der Nachwelt krankhafte Phantasiegespinste, dunkle Märchen, unglaubliche Legenden aller Art, mit denen sie das Leben der deutschen Hofdame umspannen. Geradezu widerlich ist die schmutzige Phantasie und die gemeine Verlogenheit dieser Hofhistorienerfinder, die diese deutsche Frau als ein Frauenzimmer schlimmster Sorte darstellen. Die schlechtesten menschlichen Eigenschaften sollte sie angeblich in sich vereinigen. Die „deutsche Dienerin" bringt es als kokette Hofdame bis zur angesehenen Favoritin und schließlich zur mächtigen Maitresse. Als „minister w spódnicy" („Minister im Weiberrock") strebt sie nach der Kanzlerschaft, ja sogar nach der Königskrone. Oder als verbrecherische Intrigantin und berechnende „Ordensmagd" der Jesuiten erscheint sie in der polnischen Schmähliteratur. Alle diese Lügen und Verleumdungen, schundromanhaft ausgeschmückt, sollten den Leser von der moralischen Minderwertigkeit des deutschen Frauentyps überzeugen. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fand sich ein objektiver polnischer Kritiker, — schon vor ihm hatten vereinzelte Stimmen in der Öffentlichkeit erfolglos gegen diese historischen Fälschungen Protest erhoben — der diesen „Schandfleck polnischen Geistes" auszumerzen suchte und die Wahrheit aussprach: „Wir haben es hier mit einer der infamsten historischen Lügen unserer Geschichte zu tun". An Hand zeitgenössischer geschichtlicher Quellen enthüllte er die polnische Phantasiegestalt als Lügengespinst und freie Erfindung naiver, kläglicher Schundliteraten und zeigte das wahre Gesicht der deutschen Hofdame in ihrer ganzen historischen Echtheit und Größe.

Ursula Meierin — mag als Name einer Hofdame im ersten Augenblick etwas seltsam klingen. Er hängt nämlich mit ihrem Amt als Hofmeisterin oder, wie man früher sagte, Hofmeierin zusammen. Daraus entstand bei Hofe ihr Rufname, die „Meierin", und bald kannte man sie auch in der Öffentlichkeit nur noch unter dem Namen „Fräulein Meierin" oder „Fräulein Ursula". Keine Memoiren hat sie der Nachwelt hinterlassen, aus denen wir etwas über ihre Herkunft, Kindheit und früheste Jugend erfahren könnten. Selbst ihr nahestehende bedeutende Zeitgenossen haben nie etwas darüber erfahren, und was sie in ihren Aufzeichnungen zu berichten wußten, waren auch nur eigene Vermutungen. Nach übereinstimmenden biographischen Angaben stammte die Meierin aus Bayern, womöglich aus einem bayrischen Adelsgeschlecht, mit dem man ihr Wappen, einen Schwan, in Zusammenhang brachte. Unbekannt ist auch ihr eigentlicher Familienname. Möglicherweise Gienger oder Gänger, der wiederum auf eine bürgerliche Herkunft schließen läßt. Sie selbst unterzeichnete sich in ihren Briefen stets — Ursula Meierin. Vielleicht stammte sie aus einem verarmten Adelsgeschlecht, vielleicht war sie auch das illegale Kind eines regierenden Fürsten. Ihre Herkunft bleibt für uns ein Geheimnis.

Am herzoglichen Hofe in Graz fand Ursula liebevolle Aufnahme, erhielt eine standesgemäße Erziehung und Bildung, beherrschte die lateinische Sprache, die ja damals noch in den gelehrten und gebildeten Schichten in hohem Ansehen stand — also mußte sie aus ebenbürtigen Kreisen stammen. Die Zeit am Grazer Hofe, wo sie wohl als Kammerzofe oder Gesellschafterin der fast gleichaltrigen Herzogin Anna sehr beliebt war, muß eine recht glückliche gewesen sein, denn mit der herzoglichen Familie blieb sie seitdem ihr Leben lang treu verbunden. Daß auch das Herzogspaar Ursulas bescheidene, zuverlässige, aufrichtige Art im persönlichen Umgang mit

ihrer Lieblingstochter „Anndl" sehr schätzen gelernt hat, geht daraus hervor, daß gerade sie die neunzehnjährige Braut in das unbekannte ferne Polenland begleiten sollte, wo sie die Vertrauensstellung als erste Hofdame der jungen Königin einnahm, der sie über den ersten Trennungsschmerz und die Sehnsucht nach der geliebten Heimat hinweghalf. Als treue Dienerin und nächste Vertraute der Königin, nahm Ursula Anteil an ihrem nur so kurzen Frauen- und Mutterglück, erlebte Freude und Leid in der Kgl. Familie, betreute und hegte die Prinzen und Prinzessinnen, von denen nur der Älteste, Ladislaus, der Thronerbe, am Leben blieb. Seine drei Geschwister starben in früher Kindheit. Mit welcher Liebe hing die Meierin an ihrer Herrin, für die sie alles tat, für die ihr kein Opfer zu groß war — doch nur kurz sollte ihr gemeinsamer Schicksalsweg in der Wahlheimat sein. Als die Königin Anna im blühenden Alter von 25 Jahren nach kurzer schwerer Krankheit starb, trauerte Ursula ihr wie einer Mutter nach und legte das Treuegelöbnis ab, die verwaiste Kgl. Familie nie mehr zu verlassen. Ausdruck ihrer Liebe und Verehrung, Verzagtheit und Trauer, Einsamkeit und Verlassenheit ist der verzweifelte Brief an die Königinmutter, in dem sie ihr von dem qualvollen Ende ihrer Lieblingstochter, über deren Leben sie bis zum letzten Atemzuge treue Wacht gehalten, ausführlich erzählt. Unter dem Eindruck des ihr immer noch unbegreiflichen Geschehens rafft sie sich in ihrem unsagbaren Leid und seelischer Niedergeschlagenheit zu dem traurigen Bericht auf und schreibt am 15. Februar 1598, 14 Tage nach dem Tode der Königin, an die Herzogin:

„ . . . Zuvor gnädigste Frau, Eure Fürstliche Durchlaucht werden ohne Zweifel den leidigen unverhofften tödlichen Abgang Ihrer Kgl. Majestät, meiner allergnädigsten Frauen hochseligster Gedächtnis, von derselben Kammerdiener, dem Engel, mit Schmerzen vernommen haben. Und bin ich leider wohl zu einer unglückseligen Stund' geboren, daß ich von solchem leidigen Fall E. Fl. Dl. untertänigst schreiben muß, in was für Trübsal, Kümmernis, Angst und Not wir arme verlassene Waisen jetzt sind, werden E. Fl. Dl. gnädigst wohl erachten können. Dieweil es aber also der Wille des Allerhöchsten gewesen ist, müssen wir es alles seiner göttlichen Allmacht befehlen und seinen allerheiligsten Namen in allem loben und preisen . . ."

Weiter berichtet sie die genauen Einzelheiten des Verlaufs der Krankheit der schwangeren, todkranken Königin, die noch vor dem Empfang des Hl. Abendmahls sich mit gebrochener Stimme an ihren geliebten Gemahl mit ihren letzten Wünschen wendet.

„ . . . Mein Schatz, ich befehle mich Euch in Euer Gebet und befehle Euch meine Kinder und alle meine Leute, bitt' Euch durch Gottes Willen, denn sie sind ja arm und in einem fremden Lande. Aber eine Weil' sagt sie, in Sonderheit aber die Ursl, die ist gar arm und hat gar niemand, und hat mir mit einem treuen Herzen treulich gedient. Sieht wieder auf gen Himmel und sagt, mein Gott, gib mir nur Geduld . . ."

Tief bekümmert und ernstlich besorgt ist Ursula um das Befinden des untröstlichen Königs, der vor Gram und Schmerz selbst nicht schreiben kann und deshalb sie darum gebeten habe. Sie bittet die Fürstin, öfter an den König zu schreiben, ihn zu trösten und zu zerstreuen, „damit ihm dadurch die Mucken vergingen." Mit dem Könige trauere der ganze Hof, wenigstens seien die Kinder munter und merkten von der gedrückten Stimmung noch nichts. Sie selbst aber sei kaum imstande zu schreiben.

„ . . . Bitt' E. Fl. Dl. zum untertänigsten, wollen mir dies mein ungereimtes Schreiben gnädigst verzeihen und nicht in Ungnaden aufnehmen, denn ich, Gott weiß, bin so betrübt, daß ich nicht weiß, was ich tue. . . . Bitt' auch, E. Fl. Dl. wollen dies mein Schreiben niemand lesen lassen, es wäre mir sonst eine Schande, daß ich so ungereimt und unverständig schreibe. Ich weiß ja nicht, was ich tue oder tun soll, wiewohl ich an der Gnade meines gnädigsten Königs und Herrn gar nicht zweifle . . ."

Mit dem Versprechen, der Fürstin stets ausführlich über das Ergehen des Königs und der Kinder zu berichten, schließt sie, „denn Gott weiß und Ihre Kgl. Majestät

haben gnädigst erkannt, wie mit treuem Herzen ich S. Kgl. M. gedient habe und jetzt noch meiner jungen Herrschaft dienen will, solange es J. Kgl. M. und E. Fl. Dl. gefällt . . . Allein ich tue mich E. Fl. Dl. zum alleruntertänigsten und gehorsamsten befehlen, bitt' untertänigst E. Fl. Dl. wollen noch wie alle Zeit, meine gnädigste Frau und Mutter sein und bleiben . . . Datum Warschau, den 15. Februar a. 1598. E. Fl. Dl. untertänigste und gehorsame Dienerin Ursula Meirin."

Die erschütternde Todesnachricht erfüllte das Mutterherz mit großer Sorge um die verwaisten Enkel, der Prinzessin Anna, die zwei Jahre nach dem Tode der Königin starb, und des Prinzen Ladislaus. In ihrem ersten schmerzerfüllten Briefe an ihren Schwiegersohn, bittet sie ihn, die Kinder ihrer mütterlichen Herkunft entsprechend, nicht in einer ausschließlich polnischen, sondern deutschen Umgebung erziehen zu lassen. Er selbst möchte doch in entscheidenden Fragen über die Zukunft seiner eigenen Person und der Kinder, die doch mit dem Hause Österreich stammverwandt seien, stets ihren treuen mütterlichen Rat hören und um der Kinder willen stets mit der Familie im besten Einvernehmen bleiben. Alle deutschen Hofdamen ihrer Tochter empfiehlt sie seiner besonderen Obhut und Fürsorge, bittet ihn, diejenigen, die er nicht behalten wolle, so auszustatten, daß sie keinen Grund zur Klage hätten. Durch den schnellen Tod habe ihre Tochter sie nicht mehr so bedenken können, wie sie es verdient hätten.

Um die deutsche Erziehung und das Wohlergehen der mutterlosen Prinzen und Prinzessinnen brauchte sich die Fürstin nicht zu sorgen. Sie waren in Ursulas Händen geborgen, die mit mütterlicher Liebe und Sorgfalt die ihr anvertrauten Waisen wie eine Mutter hegte und betreute. In Vertretung der Königin schaltete und waltete sie am Hofe, leitete als Hofmeisterin den ganzen Hofstaat, stand dem Könige, der ihr restloses Vertrauen schenkte, mit Rat und Tat zur Seite. Ihr Verdienst war es, daß die Beziehungen zwischen dem Könige und der herzoglichen Familie während seiner siebenjährigen Witwerschaft keinerlei Trübung erfahren haben, stets hat sie in ihrer Anhänglichkeit und Treue dafür gesorgt, daß nie eine Entfremdung zwischen den Familien eintrat. Im Gegenteil, gerade sie begünstigte und begrüßte die Heirat des Königs mit der erst siebzehnjährigen Herzogin Konstanze, der jüngsten Schwester ihrer geliebten Königin, ganz besonders. Ganz entgegengesetzter Meinung waren allerdings die Oppositionsparteien der polnischen Adelskreise, denen die zweite Heirat mit der Schwester seiner ersten Frau, wieder einer verhaßten Österreicherin, gefundenes Fressen war, um ihre Wut in den unanständigsten Pasquillen an ihrem persönlichen Feinde auszulassen und in der perfidesten Weise über das angeblich sittenlose, ausschweifende Leben des Königs vor seiner Verheiratung herzuziehen. „Die Angriffe der aufsässigen Adelsvertreter gegen die zweite Heirat Sigismunds waren aus einem Grunde berechtigt", meinte der Verfasser einer kulturhistorischen Studie. „Denn die neue Königin, eine majestätische Erscheinung voll erhabenen Stolzes, fühlte sich als Deutsche, dachte gar nicht daran, nun in Polen ihre Nationalität aufzugeben. Im Gegenteil, sie modelte den ganzen Hof auf ihre Weise um, d. h. sie verdeutschte ihn." Der Haß richtete sich nicht nur gegen die deutsche Königin, sondern ganz besonders gegen ihre Hofdame, deren Stellung als Hofmeisterin unter der neuen Herrin immer bedeutender und einflußreicher wurde. Denn die junge, unerfahrene Königin überließ ihr die unbeschränkte Weiterführung des Hofhalts, fragte in allem „ihre intimste Vertraute" um Rat, auf deren maßgebendes Urteil die Kgl. Familie baute. Über diese Vertrauensstellung der Meierin in der Kgl. Familie und am Kgl. Hofe berichtet ihr Zeitgenosse, der päpstliche Nuntius Visconti, in seinem Schreiben an den Papst Urban VIII.:

„Ursula Meierin ist gleichsam die Seele des ganzen Hofes. Nicht nur im engsten Familienkreise, sondern auch in wichtigen Staatsgeschäften und persönlichen Entscheidungen zieht der König sie zu Rate. Stets nimmt sie mit der Kgl. Familie

zusammen die Mahlzeiten ein, was man nur ganz selten der bayrischen Herzogin, die am Hofe miterzogen wurde, gestattete. Bei Ausfahrten des Kgl. Herrscherpaares sitzt sie stets als ihre Begleiterin in der Kgl. Karosse. Ihrer Obhut vertraut man die Prinzen und Prinzessinnen an, die an ihr wie an der eignen Mutter hängen, trotzdem sie auch manches Mal ihre Rute zu spüren bekommen. In allem verläßt man sich auf sie. Sämtliche Schätze, Kleinodien und Kostbarkeiten des Königshauses hat sie in Verwahrung. Bei ihrem ausgezeichneten Gedächtnis, ihrer peinlichen Sorgfalt und Ordnungsliebe weiß sie bei den unübersehbar vielen Sachen selbst über die kleinste Kleinigkeit Bescheid."

Ohne sie war der Familienkreis einfach nicht vollzählig, sie gehörte eben zur Familie. Natürlich erboßten sich bestimmte Adelscliquen über das seltene Vertrauen und den persönlichen Einfluß der Meierin innerhalb der Kgl. Familie und am Hofe, über die deutsche Erziehung und Umgebung der Kgl. Prinzen, insbesondere des zukünftigen Thronfolgers Ladislaus, der ganz unter dem deutschen Einfluß seiner Erzieherin stand. Sie bedauerten die unglückliche Jugend des armen Ladislaus, der statt der mütterlichen Liebe, „die rohe Hand der deutschen Dienerin" so oft zu spüren bekäme. Auch unter den Launen seiner Stiefmutter hätte er furchtbar zu leiden. Sie mißhandle ihn, weil er angeblich die polnische Tracht und Sprache mehr schätze als die deutsche und überall beliebt und gern gesehen war. Aus politischem Ehrgeiz hasse sie diesen Stiefsohn, dem sie die polnische Krone nicht gönne und lieber ihren verzogenen Prinzen Johann Kasimir auf dem Thron gesehen hätte. Alles Lug und Trug!

Wie sehr gerade der Kronprinz Ladislaus an seiner deutschen Erzieherin und als polnischer König an seiner mütterlichen Freundin gehangen hat, war auch dem päpstlichen Nuntius nicht entgangen:

„Ein Beweis ihrer Klugheit ist, daß der Neid der anderen ihrer hohen angesehenen Stellung nicht im geringsten geschadet hat, oder daß irgendeiner es gewagt hätte, zu Lebzeiten ihrer Wohltäter, des Königs und der Königin, ihr entgegenzutreten. Sogar nach deren Tode war sie dem König Ladislaus IV. unentbehrlich, nahm dieselbe Stellung ein wie früher, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht mehr an der Politik teilnahm. Unverändert blieb ihre bisherige Vertrauensstellung als Hofmeisterin und Betreuerin der Familie. Aus Anhänglichkeit schickte ihr der König, wenn er verreist war, mindestens einmal in der Woche eigenhändig geschriebene Briefe, nicht etwa wegen eines besonderen Anliegens, sondern nur um ihr eine Freude zu bereiten. Aus Dankbarkeit und Verehrung ließ er sie noch einige Monate vor ihrem Tode inmitten der Kgl. Kinderschar malen, um ein persönliches Andenken an die Lehrmeisterin und Lenkerin seiner Jugend zu haben. Mit einem Worte, diese Frau vereinigte alle hohen Eigenschaften in sich, die sonst nur in geringem Maße bei ihrem Geschlecht vertreten sind, wie die Philosophen allgemein behaupten. Aber vor allem stand sie dem Königshause so nahe, daß man fast meinen konnte, sie sei zum zweiten Male auf die Welt gekommen und mit dem Herrscherhause blutsverwandt."

Auch auf andere Persönlichkeiten der nächsten Umgebung übte die Meierin die ihr eigene autoritäre Wirkung aus und verbreitete eine Atmosphäre geheimnisvoller Ehrfurcht, ja fast religiöser Verehrung um sich. Die hohen menschlichen Werte dieser Frau würdigt ein anderer Zeitgenosse, der Großkanzler von Litauen, Albrecht Radziwiłł, der als Politiker und Diplomat dem Könige große Dienste geleistet und ihm persönlich auch sehr nahe gestanden hat. In seinen „Erinnerungen" zeichnet er Ursula Meierin als zeitloses Frauenbild, als große Frau von erhabener Seelengröße und edelster Gesinnung, von ungewöhnlicher Willensstärke und unermüdlicher Tatkraft, von unerschütterlicher Treue und selbstloser Nächstenliebe, von starkem Glauben und tiefer Frömmigkeit:

„Wenn jemand ein Bild der Treue entwerfen wollte, dann sollte ihm das Leben dieser Frau als Vorbild dienen. Ihre vortreffliche Erziehung und feinen Sitten, ihre

innige Frömmigkeit und grenzenlose Freigebigkeit, ihre große Schaffensfreude und schlichte Einfachheit machte sie nicht nur beim Königspaar so beliebt, sondern auch bei allen anderen, denen sie stets mit der gleichen Freundlichkeit entgegenkam. Ihre ganze Lebensweise zeichnete sich durch ungewöhnliche Mäßigkeit aus. In allem hielt sie Maß, ob es Essen, Trinken oder Schlafen war. Mit hervorragenden Geistesgaben gesegnet, von Natur aus verschlossen, gab sie nie ihr innerstes Seelenleben zu erkennen. Die lateinische und deutsche Sprache beherrschte sie fließend. Nie kam ein unbedachtes Wort über ihre Lippen, stets sagte sie die Wahrheit, immer aufrichtig, ausgeglichen und arbeitsfreudig. Eifrigst besorgt um die Erziehung der königlichen Nachkommen, erzog sie die Kinder zu tugendhaften, wertvollen Menschen. Schicksalsschläge ertrug sie gefaßt in ihrer starken Glaubenszuversicht. Die Kranken pflegte und betreute sie, jeder fragte sie nach ihrem weisen Rat, bei allen war sie beliebt, nie jemandem lästig, immer geduldig, im Urteil stets vorsichtig, in der Unterhaltung anregend und offen. Sie führte ein vorbildliches Leben in tugendsamer Jungfräulichkeit, Böses strafte sie mit Mutterliebe, der armen Waisen nahm sie sich an und beschenkte die Ordensbrüder mit Liebesgaben. Die Hofleute leitete sie, die bei dem Königspaar Angeklagten verteidigte sie, keinen Menschen verletzte sie durch ein böses Wort, für menschliche Schwächen hatte sie Verständnis, kurz, die Vollkommenheit ihres tugendreichen Lebens ist unvergleichlich." Mit diesen Worten verherrlicht ein bedeutender Zeitgenosse die deutsche Hofmeisterin, die er persönlich gekannt hat, und ein Dichter ihrer Zeit besingt sie als „die wunderbare Ursula".

Mitten in einer Welt voll Glanz, Macht und Reichtum lebte sie wie eine Einsiedlerin, als Fremde im fremden Lande unter wesensfremden Menschen. „Obgleich viele polnische Edelleute um ihre Hand warben, hat sie sich nie zu dem Schritt entschließen können, ihre Kgl. Gönner zu verlassen", schreibt der päpstliche Nuntius. „Es war fast so, als ob sie mit ihrem persönlichen Leben abgeschlossen und ihr Ich ausgeschaltet hätte. Selbst die Beziehungen zu ihrer eigenen Familie hat sie aufgegeben, nie war einer ihrer Angehörigen in ihrer Nähe." Ursula Meierin lebte in einer Weltabgeschlossenheit, in die sie sich den Freuden des Lebens gegenüber zurückgezogen hatte, und doch war sie die machtvolle den Hof regierende Hofmeisterin, die treue Dienerin der Königlichen Familie und zugleich eine Autorität am Warschauer Hofe.

Fräulein Ursula, die Favoritin des Königs.

Als nächste Vertraute des Königspaares stand die Meierin auch beim König in hoher Gunst, dem ihr zielbewußtes Auftreten, ihr energisches Handeln, ihre große Intelligenz imponierte, der ihr politisches Interesse, ihr richtiges Urteil und ihren erstaunlichen Weitblick sehr schätzte. Als „die Favoritin des Königs und der Königin" charakterisiert sie der päpstliche Nuntius Diotavelli, und auch recht objektiv beurteilt ein polnischer Kritiker der späteren Zeit dieses persönliche Vertrauensverhältnis zwischen dem Könige und der Hofmeisterin:

„Ursula Meierin war zweifellos eine königliche Favoritin, aber eigener Art. Unter keinen Umständen kann sie mit jenen verglichen werden, die zur Zeit Ludwigs XIV. und XV. am französischen Hofe oder zur Zeit Augusts II. am polnischen Hofe regierten. Einwandfrei steht fest, daß nicht das geringste in ihrem Lebenswandel etwa an eine Marquise de Pompadour erinnern könnte. Ihr frommes, arbeitsreiches, uneigennütziges Leben beschmutzten die gehässigen Zeitgenossen aus Mißgunst — und die undankbare Nachwelt lohnte ihr Leben zwei Jahrhunderte nach ihrem Tode mit Verleumdung. Ihr ganzes Lebensglück war einzig und allein das glückliche Leben der Königlichen Familie."

Die angesehene und einflußreiche Stellung der Meierin als königliche Favoritin war im Urteil der Zeitgenossen und in der Phantasie der Nachwelt gleichbedeutend

mit der Machtstellung einer königlichen Maitresse. Aus Haß, Mißgunst und Neid machte man sich in Spottversen über ihr angeblich ausschweifendes Leben, ihr intimes Verhältnis zum Könige, ihren luxuriösen Lebensstil lustig, suchte dadurch die feindliche Stimmung gegen den willensschwachen König und seine „Maitresse" zu schüren, um den König um seinen Thron und die Hofmeisterin um ihre Macht zu bringen. Wie konnte diese deutsche Hofdame auf ehrliche Art und Weise zu dieser Gunststellung beim König gelangt sein? „Zur Zeit der Jagellonen wählte man die Hofmeisterinnen stets aus dem Senatorenstande, und König Sigismund hatte es gewagt, einer Ausländerin und dazu noch einer armen Adligen, die erst am Hofe zu Brot kam, das Hofmeisterinnenamt zu übergeben." Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, da stimmte doch etwas nicht. Als Hofmeisterin, in der nächsten Umgebung des Königs, verstand sie sich die höchste Gunst des Königs zu verschaffen und wußte durch raffinierte Methoden auch bald den einbringlichen Posten als seine Maitresse zu ergattern. Ihre verführerische Schönheit, Anmut und Leidenschaft betörte den König, der den Frauen sowieso nie abgeneigt war. Sie verstand es, sich ins Herz des Königs einzuschleichen, der ihren Reizen willenlos unterlegen war, machte ihn zum Spielball ihrer Launen und übernahm das Regiment. Zwar um den äußeren Schein zu wahren, heuchelte er innige Frömmigkeit und betete in tiefster Demut, aber nebenbei amüsierte er sich mit Ursula Meierin und anderen Frauen. Unauffällig trieb auch sie ihr Spiel. Nach außen hin fromm und gesittet, traute ihr keiner was Schlechtes zu, aber im geheimen hinterging sie den König, wo sie nur konnte. Der König war nicht der einzige, den sie in ihrem königlichen Palast empfing. Die höchsten Würdenträger, auch fremdländische Kaufleute gingen bei ihr ein und aus. Die Bewunderer ihrer Schönheit huldigten ihr, drängten sich in ihre Nähe, um durch sie, die in des Königs Gunst stand, Vorteile für sich zu gewinnen, überhäuften sie mit den kostbarsten Geschenken und unterhielten ihren verschwenderischen Lebensaufwand. Ihr raffinierter Luxus, ihr großzügiger Lebensstil kostete Unsummen, doch dem verliebten Könige war nichts zu viel, alle die geheimsten Wünsche seiner Geliebten erfüllte er. Woher aber nahm der König das viele Geld? Darüber zerbrachen sich die Dichterlinge ihre Köpfe und reimten sich was zusammen:

„Für Steuern nahm der König unsere Golddukaten,
Den letzten, den wir noch im Beutel hatten.
Fräulein Ursula drückt er den zweiten in die Hand,
Weil sie in treuen Diensten ihm zur Seite stand.
Der Königin den dritten, der noch übrig war,
Zum Lohn — für ihre Kinderschar."

Was die Phantasie polnischer Dichterlinge später aus dieser vortrefflichen, in ihrer Anständigkeit und Treue beispielhaften Frau gemacht hat, zeigt u. a. eine 1838 erschienene Erzählung von D. Magnuszewski „Zemsta panny Urszuli" („Die Rache des Fräuleins Ursula"). Alle niedrigen Instinkte, die ihnen einfielen, haben deutschfeindliche Schreiberlinge ihr in sturer Verblendung angedichtet.

Der „Minister im Weiberrock".

Über die einflußreiche deutsche Hofmeisterin konnten sich gewisse polnische Adelskreise nicht beruhigen, da ihnen die bescheidene Rolle der polnischen Frau, die nie im öffentlichen oder gar politischen Leben hervortrat, bei weitem sympathischer war als diejenige dieser deutschen Frau. Als einzige, wenig rühmliche Vertreterin des XVI. Jahrhunderts wäre die Königin Bona zu nennen, unter deren Weiberregiment bekanntlich das Intrigantentum und die Favoritenwirtschaft blühten, die schließlich zu einem Putsch gegen die Willkür der Königin führten.

Eine ähnliche Mißstimmung herrschte zur Regierungszeit Sigismunds Wasa, der als schweigsamer, unentschlossener wankelmütiger Herrscher verschrien war und den man wegen seiner verderbenbringenden Unterrockpolitik in Flug- und Schmähschriften heftig angriff. Die drohende Haltung der Feinde richtete sich aber im wesentlichen gegen seine Hofdame, der sie boshafterweise die Würde eines „Ministers im Weiberrock" verliehen, da sie ja hinter den Kulissen in das politische Leben mitbestimmend eingriff und sich in die Staatsgeschäfte mischte. Auf jeden Fall suchte man den verhaßten, wesensfremden Königlichen „Minister" zu Fall zu bringen. Bei einer Zusammenkunft der regierungsfeindlichen Parteien im Jahre 1606 putschte der Wortführer seine Anhänger gegen die eigenmächtigen, ohne Wissen der Nation vollzogenen Handlungen des Königs auf. Um die einflußreichen Elemente aus der nächsten Umgebung des Königs zu entfernen, erließen sie eine Bestimmung gegen die in Königlichen Diensten stehenden Ausländer und erwähnten ausdrücklich den Namen der Ursula Meierin. Verächtlich und abfällig schimpften sie über das „Weiberregiment am Kgl. Hofe". „Unwürdig ist es, daß der König nach dem Vorbild des Sardanapalus (des letzten weibischen Königs von Assyrien) Frauen regieren und sich selbst, das Königshaus und Königliche Besitztum von einer Frau beherrschen läßt."

Diese öffentlichen Anklagen sollten den Sturz des „Ministers im Weiberrock" beschleunigen, aber erreichten das gerade Gegenteil. Denn der König hatte seinen „Minister" viel zu hoch schätzen gelernt, als daß dieses Mißtrauensvotum einzelner unzufriedener Elemente das Vertrauensverhältnis auch nur im geringsten hätte beeinträchtigen können. Zweifellos besaß die Meierin eine politische Ader und ein reges Interesse an den Zeitgeschehnissen, so daß sie sich öfters mit dem Könige über aktuelle politische Ereignisse unterhielt. „Der König schenkte ihr auch das größte Vertrauen, weihte sie sogar in Staatsgeheimnisse ein und räumte ihr im Laufe der Zeit manche Privilegien im Dienst der Kgl. Kanzlei und seiner eigenen Person ein. Mit ihr zusammen beriet er wichtige Entscheidungen, bevor er sie der Regierung vortrug. Bei Neubesetzungen Kgl. Ämter schlug sie die geeigneten Persönlichkeiten vor, sogar bei Audienzen pflegte sie in späteren Jahren anwesend zu sein." „Sie galt als Autorität, wie eine Jagellonin, Bourbonin oder Habsburgerin wurde sie behandelt", fügt ein Literat dem zeitgenössischen Zeugnis hinzu. „Aber noch viel mehr. Ihre Schönheit und Klugheit erregten Verehrung und Bewunderung; für ein ganzes Volk, für dessen Leben und Zukunft trug beinahe sie allein die Verantwortung. Bisher waltete sie im engen Rahmen der Kgl. Familie, jetzt aber lenkte sie das Schicksal der ganzen Republik. Der ganze polnische Hof verneigte sich in tiefer Ehrfurcht vor der geistreichen deutschen Frau; Würdenträger und hohe Beamte beugten sich vor ihrer Macht, denn durch die Hände des Fräulein Ursula gingen alle Staatsgeschäfte. Die hohe Stellung dieser ehrenwerten Frau wurde in den weitesten Adelskreisen verherrlicht, und sie selbst erstrahlte in solch ungewöhnlicher Farbenpracht, daß diese deutsche Frau wie ein erträumtes Dichterideal erscheint."

In ihrer bedeutenden Stellung, die sie neben dem Könige einnahm, versuchte manch einer durch Ursula Meierin die Gunst des Königs zu erwerben, um persönliche Vorteile zu erlangen. War für die einen der „Minister im Weiberrock" ein Dorn im Auge und als „Symbol fremdländischen Wesens" ein Greuel, so machte es beispielsweise dem Nationalstolz eines Kanzlers, des Magnaten Leo Sapieha, gar nichts aus, „der hochwürdigen Ursula Meierin ehrerbietigst seine Aufwartung zu machen, um eine Starostei zu erlangen!"

Ehrlicher meinten es ihre aufrichtigen Freunde, die auf ihre nähere Bekanntschaft großen Wert legten, ihre angenehme Gesellschaft suchten, ihre geistvolle Unterhaltung so schätzten, daß sie die gegenseitigen freundschaftlichen Beziehungen in einem regen Briefverkehr weiter pflegten. Der Bischof von Krakau, Andreas Lipski, hatte von dem reichen Erbe, das er hinterließ, eigens für Ursula Meierin als Zeichen seiner

Verehrung und Würdigung ihrer persönlichen Verdienste 2000 Golddukaten, eine Atlasdecke aus Rom, wertvolle gestickte Heiligenbilder und das Bildnis des Königs bestimmt. Zwischen dem Bischof von Plozk, Stanislaus Lubieński und der Meierin bestand ein jahrelanger Briefwechsel. Leider ist diese Korrespondenz, wie ja überhaupt der größte Teil ihrer Briefe an berühmte Persönlichkeiten, bisher unveröffentlicht geblieben. Neben ihrer persönlichen Korrespondenz erledigte sie in Vertretung des Königs nicht nur den privaten Schriftwechsel mit dem Fürstenhof in Graz, sondern führte auch die offizielle Korrespondenz mit dem Kaiser Ferdinand von Österreich, dem sie stets eingehend über die augenblickliche inner- und außenpolitische Lage und über das Leben am Hofe berichtete. Auch der diplomatische Briefverkehr der Kgl. Kanzlei mit dem Auslande stand gewissermaßen unter ihrer Kontrolle. In Abwesenheit des Kgl. Sekretärs vertrat sie ihn und erledigte sämtliche wichtige Angelegenheiten selbst. Vertraulichen und ganz privaten Charakter tragen ihre Briefe an den Kgl. Sekretär und Regenten der Kgl. Kanzlei, den späteren Krakauer Bischof, Peter Gębicki, der sich bei dem König und seiner Familie besonderer Beliebtheit und Achtung erfreute. Während des Schwedeneinfalls unter Gustav Adolf in Westpreußen im Jahre 1627 eilte Sigismund in Begleitung seines treuen Kanzlers zu seinen Truppen in die Nähe von Dirschau. Auch die Königliche Familie hatte die Hauptstadt verlassen und sich in die Königliche Sommerresidenz nach Ujasdow begeben. Aus dieser Zeit vom 28. Juli bis zum 15. September sind nur 11 kurze in polnischer und teilweise in lateinischer Sprache abgefaßte Briefe erhalten, die sämtlich ihre eigenhändige Unterschrift, Ursula Meierin, tragen und mit dem Schwanenwappen und den darin eingelassenen Initialen U. M. gesiegelt sind. Der männliche Charakter der Schriftzüge gab zu der Vermutung Anlaß, sie habe diese Briefe nur ihrem Kammerdiener und gleichzeitigen Sekretär diktiert, da ihre Kenntnisse der polnischen Sprache in Wort und Schrift angezweifelt wurden. Zur Klärung dieser umstrittenen Frage wäre ein eingehendes graphologisches und sprachliches Studium erforderlich. Es können wohl kaum Zweifel darüber bestehen, daß Ursula Meierin während ihres langjährigen Aufenthaltes in Polen die Landessprache zum mindestens verstehen gelernt, wenn nicht sogar beherrscht hat. In diesen Briefen dankt sie dem Kanzler im Namen der Königin für die guten und umgehenden Nachrichten über das Ergehen des Königs und den Verlauf der politischen Ereignisse. Sie bittet ihn auch weiterhin um genaue und wahrheitsgetreue Berichte, da im Volke stets Gerüchte auftauchten, die sie in Angst und Sorge versetzen. Seine Berichte liest sie immer mit dem größten Interesse, erzählt der Königin ausführlich aus dem Inhalt seiner Briefe, die sie auf Bitten der Königin immer umgehend beantwortet. Diese Briefe bringen so recht die mütterliche Besorgtheit der Meierin um den nicht mehr jungen König, ihre treue Verbundenheit mit dem Königspaar, ihre innerste Anteilnahme und hoffnungsvolle Zuversicht zum Ausdruck.

Besonders in den letzten Regierungsjahren des alternden und leidenden Königs nahmen ihre verantwortungsvollen Aufgaben zu. In seinem Auftrage erledigte sie wichtige politische Angelegenheiten. Nicht als „Minister", sondern als Vertrauensperson, frei von jeglichem politischen Ehrgeiz oder machtgierigen Hintergedanken, ohne Aufsehen und Ärger erregen zu wollen, erfüllte sie treu und still die ihr anvertrauten Aufgaben. Neue schwere Pflichten stürmten auf sie ein, als im Jahre 1631 die Königin Konstanze plötzlich starb, an der der König so sehr gehangen hatte. Er nahm sich ihren Tod so sehr zu Herzen, daß er selbst schwer erkrankte und im folgenden Jahre der Krankheit erlag. Der einzige Trost in seiner tiefen Trauer war für ihn die alte treue Seele des Hauses, die Meierin, die in rührender Aufopferung für das Wohl des Königs sorgte. „Keiner erregte größeres Mitleid, als Fräulein Ursula", schreibt Radziwill, der die schweren Tage miterlebte. „Sie hat in der ganzen Zeit während der Krankheit des Königs eine bewunderungswerte Haltung

bewahrt und Opfer gebracht, die weit über ihre Körperkräfte gingen. Sie nahm sich keine Zeit zum Essen, Trinken oder Schlafen, wich nicht einen Augenblick von dem Krankenbett. Obgleich sie innerlich an dem tiefen Leid fast zerbrach, ließ sie sich äußerlich nichts merken und vergoß nicht eine Träne". Wie wenig objektiv und gereizt das Urteil späterer Historienschreiber über die letzten Regierungsjahre Sigismunds III. lautet, ersehen wir aus der folgenden Beschreibung. „Der König vom Schmerz überwältigt und in Tränen aufgelöst ließ sich nur ganz selten sehen. Noch viel mehr erschwert als früher war der Zutritt zu ihm, da die ihn umhegenden Frauen angeblich aus Rücksicht auf seinen gefährdeten Zustand niemanden zu ihm ließen. Nur ganz vertraute Diener und Beamte durften das königliche Gemach betreten. Alles ging durch die Hände der Ursula Meierin, die in die intimsten Geheimnisse eingeweiht war. Brauchte man für ein diplomatisches Schreiben die Unterschrift des Königs, der nur noch mit Mühe und Not die Feder halten konnte, brachte man das Schreiben in sein Schlafgemach, wo er es nach dem Willen und der Zustimmung der ihn umgebenden intimsten Hausgenossen unterschrieb."

Über die letzten Tage des todkranken Königs berichtet der anhängliche Freund der Kgl. Familie, Radziwill, in seinen „Erinnerungen" unter dem 27. April 1632: „Am frühen Morgen schickt Piotrowski, der Kammerdiener der Ursula Meierin, einen Boten mit der Nachricht zu mir, der König läge im Sterben. Schnellstens eile ich ins Schloß und finde bereits die Senatoren versammelt, die warten, bis der König die letzte Ölung empfangen hat, um ihn dann noch einmal zu sehen. Dem ältesten Sohne, dem Kronprinzen Ladislaus, der gerade auf der Jagd, neun Meilen von Warschau entfernt ist, hat man einen Boten nachgeschickt. Gegen 2 Uhr werden wir beim Könige vorgelassen. Ein erschütternder Anblick bietet sich uns. Stumm und bewegungslos liegt der König in seinem Bett, der Mund infolge des Schlaganfalls verzogen, das Auge fast gebrochen. In diesem Augenblick richtet Ursula Meierin einige Worte an uns und bittet, die Kgl. Nachkommen nun in unsere Obhut zu nehmen, erinnert an die empfangenen Wohltaten während der 44jährigen Regierungszeit des Königs, der die Dankbarkeit der Republik verdiene und dessen Namen durch uns in der Nachwelt in Ehren erhalten bleiben möge. Bei diesen Worten nimmt der König mit ungelenker Handbewegung die seidene Mütze vom Kopf oder vielmehr reißt sie herunter. Obgleich Fräulein Ursula immer wieder versucht, sie ihm zurechtzuschieben, wehrt er ab. Erst als sie ihre Rede beendet hat, setzt er sie mit ihrer Hilfe wieder auf. Auch in der Todesstunde läßt sein Gehör nicht nach. Er versteht genau, was man in einiger Entfernung von ihm spricht und gibt durch Zeichen seinem Willen Ausdruck. Als sich mehr Senatoren eingefunden haben, trägt Fräulein Ursula die letzten Wünsche des Königs vor und übergibt das Kgl. Schatzkanzleramt dem Johann Daniłłowicz. Als der Kanzler ihn nach seiner Zustimmung fragt, hebt der König die Hand und will in polnischer Sprache antworten. Doch nur ein Lallen kommt aus seinem Munde. Weiter bestimmt sie nach seinem Willen Jerzy Ossoliński zum Hofkanzler, auf Fragen des Kanzlers nach des Königs Einwilligung, gibt der König ein Zeichen und sagt undeutlich auf polnisch, „ich gebe sie". Sogleich legen beide auf Wunsch des Königs den Eid ab, den er aufmerksam vernimmt. Diese feierliche Handlung und der Anblick unseres so frommen und gnädigen Herrn rührt uns fast alle zu Tränen".

Der todkranke König hatte seine getreue Dienerin noch in seiner Todesstunde um ihren Dienst gebeten, der Regierung seinen letzten Willen kundzutun, und sie, überwältigt von der Stimmung des erhabenen und zugleich schicksalsschweren Augenblicks, dankte dem König noch einmal im Namen aller in kurzen Abschiedsworten für seine Taten und würdigte seine Verdienste. Diese Begebenheit benutzten später die Dichterlinge als neues Motiv in ihrer Legenden- und Lügenliteratur. Ihre unbezähmbare Phantasie stattete den „Minister im Weiberrock" mit noch viel höheren

Würden und Machtbefugnissen aus. Der „Minister" avancierte zum Kanzler! Nicht als Vollstreckerin des letzten Willens des Königs sei sie aufgetreten, ganz andere Machtziele hätten ihr vorgeschwebt. Sie hätte sich angemaßt, angesichts des im Sterben liegenden Königs als Kanzler aufzutreten, den Senat einzuberufen und ihm eine Art Thronrede über des Königs Testament zu halten. In der Rolle einer Komödiantin sehen wir sie in der Todesstunde des Königs, sie spielt mit den ihr zur Verfügung stehenden Rechten, verleiht Würden und Ämter an ihre persönlichen Jesuitengünstlinge. Der Wille des Königs ist für sie ganz nebensächlich. Ihre egoistischen Ziele, ihr mächtiger Wille sollen von jetzt ab alle beherrschen — sie fühlt sich als Alleinherrscherin und Regentin.

Diese Märchen polnischer Lügenmacher sind unerschöpflich. Immer wieder spukten in ihrem Geiste neue Phantome um die Gestalt der Ursula Meierin, die u. a. als „Heldin" in einem „historischen Drama" auftritt, als stolze, mächtige, hinterlistige, rachsüchtige Favoritin mit allen Mitteln nach der Königskrone strebt und die Gemahlin des jungen Thronfolgers zu werden hofft. Eins jedenfalls beweisen diese Dichtungen — wir nennen sie im Quellennachweis — nämlich, daß die geschichtliche Ursula Meierin tatsächlich eine erstaunlich wichtige politische Rolle gespielt haben muß, wenn man ihr überhaupt alles das andichten konnte.

„Die Wohltäterin des Ordens" mit der „goldenen Rose".

Die verlogenen Skribenten ließen sich durch öffentliche Kritik in ihren historischen Fälschungen nicht stören und erfanden neue Lügen. In der schamlosesten Weise versuchten sie, Ursula Meierin, die Wohltäterin der Ordensbrüder, und ihr tief religiöses Empfinden zu profanieren. Während die Zeitgenossen ihren strengen Lebenswandel, ihren starken Glauben, ihr musterhaftes Leben, ihre großmütige Freigebigkeit, ihre fürsorgliche Nächstenliebe und ihre großen Wohltaten an den Ordensbrüdern verherrlichen, schieben die Dichterlinge ihrem angeblichen Opfergeist das Streben nach persönlichen Vorteilen und ehrgeizigen Zielen unter.

Der Königliche Hof stand, wie wir wissen, unter dem besonderen Einfluß der Jesuiten, denen die Königsfamilie das größte Vertrauen schenkte. Als König Sigismund im Jahre 1609 am Feldzuge gegen Rußland teilnahm, überließ er seine Familie dem Schutz der Jesuiten in Wilna, dem Hauptsitz des Ordens, wohin sich der Hof begeben hatte. Zur engsten Umgebung gehörten fast ausschließlich deutsche Geistliche, Friedrich Bartsch, der Kgl. Beichtvater, Georg Fiedler, der Hofprediger, und auch Peter Skarga, der größte polnische Kanzelredner des XVI. Jahrhunderts und glühende Patriot, fehlte in der deutschen Gesellschaft nicht, obgleich ihm die deutsche Sprache und das deutsche Wesen äußerst unsympathisch waren. Auch Ursula Meierin konnte er nicht ausstehen, stand ihr als der einflußreichen deutschen Hofdame als getarnter Feind gegenüber. Die Königin und Ursula Meierin begünstigten die engen gesellschaftlichen Beziehungen zum Orden aus dem Grunde, da ja die Ordensbrüder, größtenteils ihre Landsleute, die einzigen waren, mit denen sie sich ungezwungen und aufrichtig unterhalten konnten, denn außer ihnen kannten sie ja niemanden in der fremden Umgebung. Den Aufenthalt in Wilna, die freundliche Aufnahme der deutschen Ordensbrüder, ihre anregende Unterhaltung und die gegenseitigen Besuche hat Ursula Meierin nie vergessen und dachte stets gern an die schöne Zeit zurück. Natürlich blieben die Gründe der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Hof und Orden den deutschfeindlichen Schlachtschitzen nicht verborgen, und sie schürten den Haß gegen diese ausländischen Kosmopoliten, die in Polen die höchsten Stellen einnahmen. Als diese auch das politische Leben zu ihren Gunsten zu beeinflussen begannen und durch ihre radikalen Kampfmethoden und bewußte Intoleranz die Selbständigkeit der Dissidenten zu vernichten drohten, protestierten die Jesuitenfeinde in zahlreichen

Kampf- und Spottversen gegen den unheilbringenden Einfluß des Ordens und seinen Königlichen Protektor.

„Nicht mehr das Kloster ist der Jesuiten Hort,
Der Hof wird zu ihrem Versammlungsort.
Dort erteilen sie klugen, doch schädlichen Rat,
Der König merkt nicht, was das auf sich hat.
Die Ratschläge, die Jesuiten ihm geben,
Bedeuten Verrat an des Königs Leben.

Infolgedessen blieb auch Ursula Meierin vor den Angriffen ihrer Gegner nicht verschont, da sie ja als „Devotin der Jesuiten" offensichtlich deren konfessionelle Politik billigte. Ihre Wohltätigkeit gegenüber dem Orden ärgerte sie, dabei vergaßen sie ganz, daß Ursula als „Wohltäterin der Ordensbrüder" nicht nur der „Societas Jesu", sondern auch anderen Orden, wie dem neugegründeten Karmeliterinnenorden in Warschau, große Unterstützungen und Liebesgaben stiftete. Wenn zeitgenössische Zeugnisse immer wieder das gute Einvernehmen zwischen der Meierin und dem Jesuitenorden hervorheben, so hat das seine bestimmten Gründe, denn die Ordensbrüder des Jesuitenklosters waren fast ausschließlich Deutsche. Ursula Meierin als überzeugte Anhängerin der Jesuiten fühlte sich eben auch als Deutsche zu den deutschen Ordensbrüdern besonders hingezogen.

Die Legende aber machte aus der großzügigen Wohltäterin des Ordens dessen ergebene Dienerin, die als Mittlerin zwischen Orden und König den Jesuiten große Wohltaten erwies. „Geschickt verstanden es die Jesuiten, sie als ihr Sprachrohr am Hofe auszunutzen, um sich durch sie Einfluß und Geltung am Hofe zu verschaffen." Ihr Dienst an den Jesuiten sollte ja nicht vergeblich sein. Ein hoher Lohn war ihr versprochen, die „goldene Rose" des Papstes. All ihr Tun und Handeln — war Geschäft, ihr Beten und Geben — Heuchelei, alles nur Mittel zum Zweck. „Nicht umsonst nennt die lange Litanei („Die Erinnerungen" Radziwiłłs sind damit gemeint) sie „Wohltäterin der Ordensbrüder". Denn mit ihrer Hilfe sollte nun bald der Ruf ihres Namens über die Warschauer Schloßmauern hinaus bis in den Vatikan dringen. Von dem herrlichen Glanze Roms, dem Zentrum der ganzen Welt, würde nun auch ein kleiner Lichtstrahl auf Fräulein Ursula fallen und sie erstrahlen lassen, wie kein Licht der Erde. Was für ein unsagbares Glück mußte ihr Herz erfüllen, als der Papst ihr das Geschenk der „goldenen Rose" mit dem päpstlichen Segen überreichen ließ. Bisher war nur den höchsten Würdenträgern im königlichen Purpur dieses hohe Gnadengeschenk zuteil geworden. Jetzt soll eine arme Dienerin diese ungewöhnlich hohe Ehre empfangen! Was für ein seltenes Wunder! — berichtet ein polnischer Kritiker in seinen „Historischen Skizzen".

Die „goldene Rose", ein Geschenk des Papstes an eine heuchlerische Frömmlerin, als Dank der Jesuiten für ihre treuen Dienste um die Gunst des Königs! Die Erfindung hat der jesuitenfeindliche Historienschreiber Siarczyński, ein Geistlicher, auf dem Gewissen, der in seinem an Unwahrheiten und Übertreibungen strotzenden mehrbändigen Werke über die Regierungszeit Sigismunds III. auch diese historische Lüge verbreitete. Keine einzige zeitgenössische glaubwürdige Quelle weiß etwas von dieser hohen Auszeichnung der Meierin zu berichten. Höchstens die Königin Konstanze, die selbst die „goldene Rose" des Papstes besaß, konnte sie ihrer treuen Dienerin vor ihrem Tode geschenkt haben, ein Dank für ihre Treue. Nur die Nachwelt schuf diese Legende, um Ursula Meierin als egoistische Dienerin und berechnete Wohltäterin des Jesuitenordens hinzustellen, die sich den Besitz der „goldenen Rose" zu erheucheln verstand.

Ihren Lebensgrundsätzen treu, dachte Ursula Meierin auch in ihrem Vermächtnis zuerst an ihre geliebten Königskinder, denen sie ein reiches Erbe hinterließ und bestimmte auch für die Ordensklöster eine letzte großzügige Stiftung. Alles, was sie an irdischen Reichtümern besaß, hat sie in ihrem Leben stets ihren Nächsten zugute kommen lassen. „Niemals wird jemand behaupten können, daß das Wirken der Ursula Meierin zum Schaden unseres Landes beigetragen oder ihren eigenen materiellen Vorteilen gedient hat", gibt ein wahrheitsliebender polnischer Historiker zu, der sich um die Rehabilitierung der geschichtlichen Ursula Meierin verdient gemacht hat. „Im Gegenteil, ihre edle Gesinnung zeigte sich darin, daß sie nicht wie die Königin Bona Reichtümer und Schätze aus dem Lande geschafft hat, sondern alles ihren Mitmenschen schenkte und auch in ihrem Testamente alles, was sie besaß, an die Kgl. Familie und die Klöster verteilte."

Auf ein reiches Leben zurückblickend war ihr an der Seite ihres ältesten Zöglings, des jungen Königs Ladislaus, nur noch ein kurzer Lebensabend beschieden. Die einzige Lebensfreude, die ihr nach dem Tode des Königspaares noch blieb und ihr Alter verklärte, war die anhängliche Liebe und die tiefe Dankbarkeit der verwaisten, inzwischen herangewachsenen Königskinder, die an ihr wie an ihrer Mutter hingen. Doch auf ihr letztes Lebensglück fiel bald ein dunkler Schatten tiefsten Leids. Im Jahre 1634 starb der jüngste Prinz Alexander im Alter von erst 20 Jahren, und ein Monat später ereilte sie die Nachricht vom Tode des älteren Bruders, Johann Albrecht, des Krakauer Bischofs. Wenige Monate später folgte sie ihren Zöglingen nach.

Ihr letzter Wille war, in der Jesuitenkirche beigesetzt zu werden, wo sie auch ihre Ruhestätte fand. Schwer traf der Heimgang der getreuen, liebevollen Pflegemutter die hinterbliebenen Waisen. Mit ihnen trauerte der ganze Hof um ihre langjährige treue Hofmeisterin. Mit den höchsten Ehren und dem königlichen Hofzeremoniell fanden die Trauerfeierlichkeiten statt, berichtet der päpstliche Nuntius: „Ihr Sarg war in einem Saale des Kgl. Schlosses aufgebahrt, mit derselben königlichen Pracht ausgestattet, die ich bei der Beisetzung der Prinzen erlebt habe. Die Überführung fand im Beisein der Prinzessin und des Bischofs von Breslau statt. Nur der Thronfolger Johann Kasimir fehlte. Auf dessen Bitten wurde die Beerdigung verlegt, weil er, der in besonders herzlichen Beziehungen zu ihr gestanden, sie auf ihrem letzten Wege begleiten wollte." Am 11. Mai 1635 schreibt Radziwiłł in sein Tagebuch: „Ursula Meierin wurde mit königlichem Ehrenpomp in der Kirche der Ordensbrüder der „Societas Jesu" in Anwesenheit der Prinzessin aufgebahrt. In ihrem Namen — der erst 16jährigen Prinzessin — hielt der Lubliner Kastellan eine Rede, in der er die tiefe Dankbarkeit der Infantin an ihre Erzieherin zum Ausdruck brachte. An seine Rede schloß sich meine Danksagung an."

Das ist der Ausklang des Lebens der deutschen Hofmeisterin, die wie eine Königin ohne Zepter und Diadem von ihren Getreuen zu Grabe getragen wurde, und über deren Leben stand „Treue um Treue". Die historische Wahrheit tritt als die gerechte Richterin der polnischen Legende gegenüber.

Von allen deutschen Frauen, die in Polen gelebt und gewirkt haben, ist Ursula Meierin, „der Minister im Weiberrock", zweifellos eine der interessantesten Gestalten.

Der letzte Rektor von Format im alten Krakau

Andreas Schoneus (1552—1615)

Von Mgr. Werner Rössel, Samter

In dem Werke des polnischen Gelehrten Alexander Brückner über „die Geschichte der polnischen Kultur" (I, 604) lesen wir wörtlich: „In den Städten überwog immer noch das deutsche Element, besonders in der reichsten und größten, Krakau. In einer an den polnischen König gerichteten Begrüßungsansprache vom Jahre 1444 zählte sogar ein Pole, Jan von Ludzisko, Krakau zu den deutschen Städten". Welche beherrschende Rolle die Deutschen in der Professoren- und Studentenschaft der mittelalterlichen Krakauer Universität gespielt haben, ist ja bekannt. Unter ihnen waren besonders Schlesier stark vertreten, bei den Studenten noch im 16. Jahrh. mit 10 Prozent. Hand in Hand mit dem Niedergang des deutschen Bürgertums ging auch das Absinken der berühmten Universität, die vereinzelte deutsche Lehrkräfte vergeblich auf der Höhe zu halten versuchten.

Im 16. Jahrh. lehrten Kaspar Ursinus Velius, der nachher Dozent der griechischen Sprache in Leipzig war, dann Valentin Krautwald aus Neisse, Förderer des Griechischen und Reformator Schlesiens. Der Chronist von Breslau, Franz Faber, und der Dichter der schlesischen Renaissance, Georg Logus, waren Studenten in Krakau. Ebenso wirkten dort der spätere Gesandte Ferdinands I. in Krakau, Johannes Lang, der Geograph Bartholomäus Sthen aus Brieg, der Autor der ersten Beschreibung Schlesiens, Georg Werner, der Ethnograph Ungarns, und der Kartograph Martin Hellwig, der die erste Karte Schlesiens herausgab und nicht zuletzt der Mathematiker, Arzt und fünffache Rektor der Universität, Valentin Fontane aus Trachenberg. In der Gegenreformation fanden dann den Weg nach Krakau nur noch die katholischen Studenten, die von ihren geistlichen Behörden dorthin gewiesen wurden. Unter ihnen treten als anerkannte Wissenschaftler hervor Adam Schroeter, Dichter und Naturforscher, der sich durch seine Studien über die Werke des berühmten Paracelsus einen Namen machte, und als letzter in dieser Reihe Andreas Schoneus aus Glogau. Schoneus oder Schön, ein Mann universellen Geistes, Dichter (poeta laureatus) Philosoph, Theologe, Jurist, Arzt, Mathematiker; glänzender Redner und mehrfacher rector generalis der Alma mater cracoviensis ist Humanist in vollem Sinne des Wortes, wenn ihm auch die Unbeschwertheit in religiösen Dingen, wie sie den Prototypen des Humanismus eigen war, fehlt. Seine Person wird umstrahlt von dem Abendrot des Glanzes der Hochschule, die nachher über die Bedeutung einer Provinzakademie nicht mehr hinauskommen sollte.

In Glogau in Schlesien im April 1552 geboren, empfängt er hier eine sorgfältige Erziehung, die seine geistigen Gaben zur Entfaltung bringt. Im Jahre 1580 kommt er nach Krakau. Hier scheint er sich zuerst mit Dichtungen und Vorberei-

tungen für das Studium befaßt zu haben, denn erst 3 Jahre später erfolgt seine Immatrikulation. Mit Eifer widmet er sich jetzt den humanistischen Studien, deren Vortrag seit 1579 durch eine Reform allen Professoren zur Pflicht gemacht worden war, um den sich bemerkbar machenden Verfallserscheinungen (Rückfall in die Scholastik) Kraft und Auswirkung zu nehmen. Er belegt zuerst Rhetorik und Poesie. Hier macht der kleine von der Wissenschaft begeisterte Mann mit dem offenen, ehrlichen Gesichtsausdruck und dem klugen Blick auf den verwachsenen, mürrisch blickenden, aber mit empfindsamem Herzen begabten Professor und Hofprediger des Königs Bathory, Stanislaus Socolovius, einen solchen Eindruck, daß dieser ihn fortan zu sich nimmt und für seine weitere Ausbildung sorgt. Im Hause dieses erfahrenen und einflußreichen Mannes, dessen Begabung als Prediger sogar den päpstlichen Legaten Bolognetti in Erstaunen setzt, so daß er über den „göttlichen Kanzelredner" als drittes in Polen geschautes Wunder an Papst Gregor XIII. berichtet, wird in die Seele des jungen hochbegabten Schoneus der Wunsch gepflanzt, Priester zu werden.

Kein Wunder, daß er hier auch Eindrücke empfängt, die für seine Einstellung gegenüber der Reformation von Entscheidung werden, und die ihn in seinem alten Glauben bekräftigen. Auch knüpft er in diesem Hause Beziehungen mit einflußreichen Männern der Krone Polens an, die er dann als Professor und Rektor für die Belange der Universität erfolgreich zu interessieren versteht. Zwischen ihm und seinem Lehrer und väterlichen Freund, Socolovius, entsteht ein Verhältnis, das erfüllt ist von tiefer Dankbarkeit für die Pflege und Sorge um seine Ausbildung. Socolovius anderseits liebt ihn seines Fleißes, seines ungewöhnlichen Scharfsinnes und seines alle Disziplinen der Wissenschaft umfassenden Gedächtnisses wegen und erkennt und fördert seine Rednergabe. In seinem Werke Partitiones ecclesiasticae, in dem er die Grundlagen und Eigentümlichkeiten der Kanzelrede entwickelt, läßt Socolovius mit berechtigtem Stolz Schön als antwortenden Schüler auftreten. Unter seiner Leitung entwickelt sich Schön zu einem hervorragenden Redner („orator excellentissimus"), der durch sein glänzendes Latein und seinen ciceronischen Stil auch im Auslande Aufsehen erregt. Jetzt wird aus dem Schüler der Mitarbeiter, der eine Inhaltsangabe über das Werk des Lehrers schreibt. Er behandelt den „Justus Joseph" des Socolovius in 22 Distichen unter dem Titel Periocha, gibt ferner eine Inhaltsangabe von sieben seiner Reden und fügt am Ende des Werkes „Nuntius Salutis" ein Gedicht an die Mutter Gottes für Sarmatien an. Hier teilt er seine Sorge um Socolovius mit, der schon seit langer Zeit von einem ständigen Kopfschmerz geplagt werde, gegen den kein Mittel zu finden sei, und bittet die Leser, für die Gesundheit seines Lehrers zu beten. Der tiefen Trauer über den Tod seines „Vaters" (1593) gibt er Ausdruck in den Odae tres funebres, worin er nochmals dankbar aller empfangenen Wohltaten gedenkt und gleichzeitig den Verlust eines großen Gelehrten der Hochschule beklagt, der dem Lande und der Akademie viele gelehrte Schüler geschenkt habe. Schoneus ist der einzige unter den Schülern des berühmten Kanzelredners, der ihn auf solche Weise ehrt. Der polnische Dichter Simon Simonides (Szymon Szymonowicz), dem Socolovius in ähnlicher Freundschaft zugetan war und den er aufs entschiedenste protegierte, hat seinem Lehrer keinen Nachruf geschrieben.

Das Streben der Humanisten nach enzyklopädischem Wissen hat Schoneus zu verwirklichen getrachtet. 1584 erlangt er das Bakkalaureat der Philosophie, zwei Jahre später unter dem Dekanat Valentin Fontanes die Würde eines Magister artium und des Doktors der Philosophie. Dann fährt er zusammen mit anderen Studenten, anscheinend auf Kosten des Socolovius, nach Italien, um sich in Padua medizinischen Studien zu widmen. Er erkennt aber bald seine Begabung für die Rechte und die Theologie, die er mit Erfolg studiert, trotzdem er auch als Mediziner Leistungen zeigen kann. Ein zweites Mal begibt er sich um das Jahr 1598 als Lehrer

der Söhne des Krakauer Woiwoden Tenczynski nach Italien, wobei er auch, wie das erste Mal, Rom besucht. In Italien promoviert er zum Doktor beider Rechte und der Theologie.

Nach Krakau zurückgekehrt, stellt er sein ganzes Wirken in den Dienst der Universität, die seiner Tätigkeit bald neues Ansehen im Auslande verdankt. Durch seine Übersetzung der Naturphilosophie des Albertus Magnus erkämpft er sich einen besonderen Platz unter den dortigen Gelehrten, knüpft Beziehungen u. a. zu Justus Lipsius in Brabant an, der in seinen Briefen Schöns Gelehrsamkeit beispielhaft hervorhebt und ihn seinen Freund nennt.

Die Universität hat jetzt gegen Erscheinungen anzukämpfen, die für sie zur Gefahr zu werden drohen. Der Jesuitenorden hat in Polen an vielen Stellen Fuß gefaßt und es vor allem verstanden, bei den Königen ein offenes Ohr und Wohlwollen für seine Tätigkeit zu finden. Auch nach Krakau ist er mit Unterstützung Stefan Bathorys gelangt, hat dort ein Professorenhaus und ein Novizíat beim Heiligen Stefan geschaffen und strebt nun die Eröffnung eines Schulkollegiums an. Hinzu kommt, daß sich in Krakau eine immer mehr anwachsende Zahl von privaten Studenten befindet, die sich systematischen Studien nicht widmen wollen oder nicht die entsprechende Vorbereitung besitzen. Um diese Scholaren nicht den Jesuiten zu überlassen, wird schon 1586 beschlossen, ein akademisches Pädagogium — also eine Vorbereitungsanstalt — zu schaffen. Der Beschluß wird jedoch erst im Juni 1588 ausgeführt. Eine große Anzahl von Schülern meldet sich. Das liegt zum Teil daran, daß man diese Aufgabe den tüchtigsten Magistern anvertraut. Schoneus wird der Unterricht der Logik übertragen, Valentin Fontane erhält die Rhetorik.

Schoneus ist im selben Jahre Professor der Philosophie und Dialektik geworden. Die Anerkennung der Universität äußerte sich auch in dem erwähnten Auftrag an dem neu geschaffenen Pädagogium. Bald gibt man ihm Gelegenheit, die Hochschule gegen einen Angriff der Jesuiten zu verteidigen.

Dem Orden der Gesellschaft Jesu war es in seinen gegenreformatorischen Kämpfen gelungen, im polnischen Volke einen Umbruch zugunsten des katholischen Glaubens zu erzielen und durch die Sodalitas Mariana (Marienbrüderschaft) die Gunst und Unterstützung des Königs und zahlreicher geistlicher und weltlicher Würdenträger zu gewinnen. Diese Tatsache benutzen die Jesuiten als Grundlage, um auch das letzte, aber wichtigste Zentrum des geistigen Lebens, die Hochschule von Krakau, ihrem Einfluß zu öffnen. Der Erfolg erscheint ihnen um so sicherer, als sich in der Reihe ihrer Hintermänner auch der Primas von Polen, Stanislaus Karnkowski, befindet. Auf der Petrikauer Synode vom 2. Oktober 1589 stellt daher der Jesuit Arthur den Antrag, seinem Orden einen Teil der Lehrstühle in der philosophischen und theologischen Fakultät abzutreten. Dieses Ansinnen wird zwar von fast der ganzen Synode verworfen, erscheint aber durch irgendwelche Machenschaften im Synodalbeschluß mit der Begründung, daß es an anderen Akademien auch so wäre. Das Bekanntwerden dieses Beschlussus löst in der Akademie berechtigte Empörung aus. Gleichzeitig versuchen die Jesuiten, in ihrem Hause in der St. Annenstraße ein Schulkollegium zu errichten, und wenden sich mit der Bitte um Erlaubnis an den König Sigismund III. Dieser gibt seine grundsätzliche Einwilligung, beauftragt aber einen Senator, die Meinung der Universität einzuholen. Die Antwort erteilt Schoneus. Sie ist ablehnend und fordert Immatrikulation der Jesuiten, volles Studium und Ablegung der Prüfungen. Der darin weiter enthaltenen Auslegung der Privilegien der Hochschule kann sich auch der Bischof Karnkowski nicht verschließen, so daß die Akademie das Feld behauptet. Auch der Papst Sixtus V., an den der Synodalbeschluß zur Bestätigung abgegangen war, bestätigt die ihm von der Universität vorgelegten Privilegien, in denen das alleinige Recht auf Unterhaltung von Schulen verbrieft war, und weist

die Forderung der Jesuiten ab. Das sind die ersten Sporen, die sich Andreas Schoneus im Kampfe für seine Alma mater verdient.

Durch seine Vorträge hatte er sich schon lange innerhalb der Universität einen Namen von Klang verschafft. Zu seinen Kollegs strömen die Studenten. Viele sind aus seiner Schule hervorgegangen, die später dem Lande und der Wissenschaft große Dienste leisteten. Das Promotionsbuch (liber promotionum) der Universität gibt darüber Auskunft. Aus der Reihe seiner Schüler treten besonders zwei hervor: der Redner Lorenz Smieszkowski und Simon Halicki. Halicki übernimmt später den von dem Krakauer Bischof Peter Tylicki gestifteten Lehrstuhl für die Reden Ciceros und hat sich als Interpret dieses Mannes ausgezeichnet. Schoneus selbst erhält dann im Jahre 1593 zum ersten Mal das Dekanat der philosophischen Fakultät.

Kein Wunder also, daß der Kanzler Johann Zamojski es versucht, sein Talent und wissenschaftliches Ansehen für seine neugegründete Akademie Zamość zu gewinnen. Dies soll eine Art Ritterakademie sein, die neben der griechischen und lateinischen Sprache auch polnisches Recht pflegt. Anfangs steht Krakau diesem Beginnen freundlich gegenüber und unterstützt sogar die Bemühungen, Lehrkräfte für die neue Anstalt zu finden. Auch Schoneus erhält einen solchen Antrag, den er aber ablehnt. Doch als der Kanzler daran geht, die Akademie weiter auszubauen, bittet Krakau um Beschränkung auf die freien Künste (artes liberales), jedoch erfolglos. Auch eine Intervention beim König verspätet sich, da inzwischen schon die Bestätigung des Gründungsprivilegs vom Papst eingetroffen war. Allein, um das gute Verhältnis mit der Krakauer Hochschule wieder herzustellen, spricht Zamojski ihr anläßlich der Eröffnung seiner eigenen Anstalt öffentlich seine Anerkennung als Stütze der Kirche und des Staates aus, deren Verfall mit dem Zusammenbruch der Rechte und Freiheiten gleichbedeutend wäre. Schoneus, der durch Socolovius mit Zamojski bekannt war, unternimmt es, dieser Anerkennung unter den Prälaten des Domkapitels und durch Bursius an der Universität geneigte Aufnahme zu verschaffen. Die Universität belohnt Schoneus' Treue durch die Berufung zur Leitung als rector generalis in Zeiten, in denen es nicht leicht fällt, die Akademie vor drohenden Fährnissen zu bewahren.

Vorerst wird er auf Grund seiner erfolgreichen lateinischen Dichtungen zum poeta laureatus gekrönt. Da die Universität den im Auslande promovierten Theologen nicht gestattet, ihren „Platz unter den Doktoren einzunehmen", nostrifiziert Schoneus im September 1602 seinen schon in Italien erlangten theologischen Doktor mit der Schrift Quaestio de angelis (Über die Engel). Diese Arbeit widmet er dem Kardinal und Bischof von Krakau, Bernhard Maciejowski, der ihn und seinen eifrigen selbstlosen Einsatz für die Universität ebenso unterstützte wie der Breslauer Bischof Gerinus, der Bischof von Olmütz, Dittrichstein, der spätere Bischof von Krakau Peter Tylicki, Peter Kostka und andere. Dem chronischen Mangel an Doktoren der Theologie ist es zuzuschreiben, daß die Auslegung der Sentenzen des Peter Lombard, die, wie Schön in seiner Widmung schreibt, von jedem angehenden theologischen Doktor gefordert wurde, ihm erlassen bleibt. Weiter bedankt er sich für die Gunstbeweise des Bischofs, deren er nicht würdig wäre, die er aber deswegen genieße, weil er „Deutscher und Hausgenosse des Socolovius" war. Etwas später wird er durch die Verleihung des Pallium eines Professors und der Mitra des Theologen verdientermaßen („meritissimo") geehrt. Sein unbestechlicher Scharfblick, sein juristisches Können, wie auch sein Ruf als Gelehrter, vor allem aber die Verantwortungsfreudigkeit und die Entschlußkraft, gegen vorhandene Mißstände vorzugehen, sind es auch, die den Bischof von Krakau (erst Maciejowski, dann Peter Tylicki) veranlassen, ihn zum Vizekanzler der Universität (31. 12. 1603) zu ernennen. Dieses Amt bekleidet er bis zu seinem Tode. Die Universität fesselt seine Schaffenskraft

ständig, indem sie ihn neun- bzw. zehnmal zum rector generalis wählte (1605—08, 1612—14).

Der Verfall der Universität tritt schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts klar zutage. Nach dem Tode des großen Förderers, des Bischofs Tomicki, verlassen die Universität die letzten wandernden Humanisten. Anhänger der alten scholastischen Methode bekommen die Oberhand und reformieren in diesem Sinne die philosophische Fakultät. Spätere Bemühungen, der Universität ausländische Humanisten zuzuführen, schlagen fehl, ebenso Versuche einer Reform im humanistischen Geiste. Hinzu kommt der zahlenmäßige Rückgang der Hörerschaft, der die Akademie im Vergleich zu andern Hochschulen nichts mehr zu bieten vermag. Die Universität verarmt infolge einer wachsenden Entwertung des Geldes und schlechter Anlage ihrer Kapitalien, so daß Professoren und Dozenten sich durch Erteilung von Privatunterricht ernähren müssen, da sie aus ihren Einkünften kaum ihren Lebensunterhalt bestreiten können. Daß auch aus diesem Grunde der Andrang zu den akademischen Stellen in Krakau nicht groß sein kann, ist ersichtlich. Erst gegen Ende des Jahrhunderts beschließt der polnische Episkopat auf den Synode von Petrikau 1577, die Universität durch eine Umlage zu unterstützen. Das Versprechen wird dann zwei Jahrzehnte später auf wiederholtes Ansuchen des Rektors teilweise erfüllt. Durch die auf scholastischer Grundlage betriebene Lehrtätigkeit fühlt sich der Adel abgestoßen. Er wünscht, seine Söhne für spätere Staatsstellungen vorbereitet zu sehen, aber für sie keine Ausbildung um der Wissenschaft willen für die Wissenschaft, wie auch nicht die Belastung mit toten philosophischen Formeln und nutzlosen dialektischen Spitzfindigkeiten. Trotz der zahlreichen Verbote finden daher immer mehr Söhne des polnischen Adels den Weg nach den deutschen Universitäten. Die humanistische Reform von 1579 bringt nur einen geringen zahlenmäßigen Zuwachs und kann auch allen vorhandenen Mängeln nicht abhelfen. Das Verhalten der akademischen Jugend, die sich durch kriminelle Taten während der durch die Gegenreformation hervorgerufenen Glaubenskämpfe auszeichnete, trägt zu einer Hebung des Ansehens der Hochschule nicht bei. Man kümmert sich nur noch um sie im engeren Umkreis des Krakauer Bistums. Für den Rest des Landes ist sie eine „tote Angelegenheit" geworden.

Diese Lage findet Schoneus vor, als er mit seinen Studien in Krakau beginnt. Schon als Professor hat er es dann verstanden, wie auch durch seine Dichtungen, den Wirkungskreis der Universität auszuweiten und das Interesse im In- und Auslande wieder für sie zu wecken. Seine Beziehungen zu Justus Lipsius, den Bischöfen von Olmütz und Breslau wie auch sein erster (erwähnter) Erfolg gegen die Jesuiten legen davon Zeugnis ab.

Als Rektor liegt ihm vor allem daran, der Universität ihr verlorengegangenes politisches Ansehen wieder zu verschaffen. Die Grundlage dazu ist die Wiederherstellung der Ordnung und Disziplin innerhalb der Mauern der Akademie. Es ist bezeichnend, daß während seines Rektorats keine größeren Ausschreitungen der Scholaren gegen Nichtkatholiken vorkommen. Seine Gerechtigkeit bei der Schlichtung von Streitigkeiten ist bei Akademikern und Bürgern bekannt, ebenso seine Sorge geschätzt und geachtet, mit der er eifersüchtig über die Rechte der Hochschule wacht. Seinem juristischen Können gelingt es, eine verwickelte Erbschaftsangelegenheit, wie auch viele andere Rechtsstreitigkeiten mit günstigem Ausgang für die Akademie durchzukämpfen, Streitsachen z. B. zwischen der königlichen Wache und den Studenten, wie auch zwischen Scholaren und Außenstehenden, beizulegen, ohne daß eine Verletzung oder Schmälerung der Rechte beider Parteien vorkommt. Ferner bemüht er sich, die Einkünfte der Universität und den Stipendienfonds zu vermehren. Fallen doch in jene Zeit die Stiftungen des Johann Muscenius von 1000 polnischen Gulden als Stipendienfonds, die des Lemberger Bischofs, Johann Zamojski, mit einem jährlichen Zinsertrag von 208 Gulden zur Unterstützung von sechs Studenten und die

Stiftungen des Johann Rozdrażewski in Höhe von 25 000 Gulden für das der Universität gehörende Collegium Lubranscianum in Posen und von 10 000 Gulden für die Krakauer Akademie selbst. Die letzten beiden sind zum Ausbau der Lehrstühle, zur Besoldung der Professoren und ein Teil der Zinserträge zur Unterstützung der Scholaren bestimmt. Außerdem stiftet R. noch dem Lubranscianum 2500 Gulden zu Umbauzwecken. Schön selbst trägt ebenfalls zur finanziellen Gesundung der Akademie und Unterstützung der Studentenschaft bei. Hierbei liegen ihm die aus seiner Heimat stammenden Hörer am Herzen, denen er das Studium ermöglichen möchte. So stiftet er vor seinem Tode die beträchtliche Summe von 2200 polnischen Gulden, deren Zinsertrag zur Unterstützung armer Glogauer Studenten und eines Historiographen verwendet werden soll, und schon vorher (1607) 250 Gulden zur Rettung seiner Seele und zur Pflege der Arbeiten der Professoren des Collegium Minus. Ferner 1612 ein Stipendium mit einem Grundkapital von 100 Gulden für arme deutsche und polnische Studenten („pro studiosis pauperibus... quam Germanis tam Polonis"). Vor allem aber liegt ihm die Hebung der humanistischen Studien am Herzen. Der griechischen Sprache, die er selbst mit Eifer pflegt und deren Lehrer er ist, nennt er sich doch in einigen seiner Schriften Eumorphus, d. i. Schön, schafft er eine Pflegestätte durch Errichtung eines besonderen Lehrstuhls mit einer jährlichen Besoldung von 30 Gulden aus eigenen Mitteln (1611). Fast ein Jahrhundert hatte es gedauert von der Berufung des Schlesiers Georg Liban aus Liegnitz, der die ersten Vorträge über griechische Sprache hielt, wobei ihm von seiten der übrigen Professoren, die diese Sprache als schädlich für die katholische Religion ansahen, Schwierigkeiten über Schwierigkeiten gemacht wurden, bis zur endgültigen Stabilisierung des Griechischen durch Schoneus.

Es ist interessant, daß es gerade ihm, der Geistlicher und hoher kirchlicher Würdenträger geworden ist — seit 1604 Domherr und Dekan des Hl. Florian, dann Custos des Hl. Georg, Präpositus der Allerheiligen-Kirche und endlich Propst von Korczyn — vorbehalten bleibt, die Universität gegen die dauernden Angriffe der Jesuiten auf ihren Bestand zu verteidigen. Erfüllt von katholisch-kirchlicher Gesinnung stellt Schoneus, der im Lager der Gegenreformation steht und das Streben und die Erfolge dieses Ordens anerkennt, doch das Wohl der Akademie höher als alle persönlichen Ansichten, reinigt die Universität von allen Anwürfen und schlägt die Jesuiten als Konkurrenten in der Lehrtätigkeit aus dem Felde. Daß dabei das politische Ansehen der Universität gehoben wurde, fand hier schon Erwähnung.

Auf dem Reichstag (Sejm) vom Jahre 1606 wird bei der Besprechung der Frage des falschen Demetrius von einem Senator auf Grund von Einflüsterungen der Jesuiten, die anscheinend eine Gelegenheit zur Herabsetzung der Universität nach dem erlittenen Mißerfolg des Lehrstuhlantrages suchen, der Vorwurf gegen die Universität erhoben, daß ihre Astrologen den falschen Demetrius seinerzeit durch irgendwelche Prophezeiungen zu nicht näher bezeichneten Unternehmungen gegen Polen ermutigt und aufgehetzt hätten. Demetrius soll zwar während seines Aufenthalts in Polen von der Universität für den Grad eines Bakkalaureus vorgesehen worden sein, jedoch war von irgendwelcher Beeinflussung von seiten der Universität schon aus dem Grunde nicht die Rede, weil die Akademie keine Gelegenheit, ihre Königs- und Landestreue zu offenbaren, vorübergehen ließ. Dagegen ist Demetrius von Jesuiten zum Katholizismus bekehrt worden, und Jesuiten begleiteten ihn auf seinem Zuge nach Moskau zur Wiedererlangung der Zarenkrone. Aus jesuitischem Munde werden auch gegen Polen und den König Sigismund gerichtete Aussprüche, die Demetrius kurz vor seinem Tode unter vier Augen gemacht haben soll, überliefert. Gegen die böswillige Herabsetzung des akademischen Ansehens von Krakau richtet Schoneus unter Beibringung von Gegenbeweisen und Anführung von Zeugen, die die Haltlosigkeit des Verdachtes klarlegen, Schreiben an seinen auf dem Reichstag anwesenden

Kanzler der Universität, den Kardinal Maciejowski, wie auch an den damaligen Vizekanzler des Staates, Peter Tylicki. Diese unterstützen dann die Ausführungen des Universitätsrektors, der den Reichstag von der Unwahrheit der frei erfundenen jesuitischen Vorwürfe überzeugt und dadurch die Stellung der Universität im Lande festigt.

Dieses Ereignis erscheint wie das Präludium zu dem einige Jahre später stattfindenden Kampf zwischen Hochschule und Jesuiten um die Errichtung einer jesuitischen Akademie in Posen. Seit dem Jahre 1519 bestand hier das Collegium Lubranscianum als „Kolonie" der Universität Krakau. Daneben eröffneten die Jesuiten 1573 als zweite „bedeutende wissenschaftliche Anstalt" ihr Kollegium. Das Lubranscianum wurde, wie erwähnt, in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts durch den Suffraganbischof von Kujawien, Johann Rozdrazewski, gefördert. Einem Verwandten von ihm, dem aus einer anderen Linie derselben Familie stammenden Bischof von Kujawien, Hieronymus Rozdrazewski (bzw. Rozrazewski) hatte Schoneus die zu Ehren des verstorbenen Socolovius geschriebenen Oden gewidmet. Dieser Bischof hatte ebenfalls die Universität durch Stiftungen unterstützt. Es ist anzunehmen, daß die sich dadurch eröffnenden Beziehungen zu Johann R. bei dem Konflikt mit den Jesuiten der Universität von Nutzen gewesen sind. Das Jesuiten-Kolleg beeinträchtigte die Krakauer Zweiganstalt noch stark durch direkte bzw. indirekte Wegnahme von Schülern, die wegen der ihnen dort zugebilligten größeren Freiheiten lieber die Jesuitenanstalt besuchten. Durch Erhöhung dieses Kollegiums zu einer Universität gedachten nun die Jesuiten ihren politischen und schulischen Einfluß im Lande zu stärken. Sie stützten sich dabei auf das ihnen vom Papst Paul III. verliehene und durch Pius V. 1571 bestätigte Privileg, das ihnen das Recht zusprach, an allen Orten, auch an solchen, an denen schon Schulen oder Akademien bestünden, Kollegien zu errichten und die freien Künste, die humanistischen oder theologischen Fächer ungehindert dort lehren zu dürfen. Tatsächlich gelang es ihnen auch, auf dem Warschauer Sejm 1611 die Erhebung des Posener Kollegiums zur Universität durchzusetzen und die Unterschrift des einstigen Jesuitenzöglings, des Königs Sigismund III., zu erlangen, dem der Papst Paul V. schon 1607 (19. 5.) die Förderung und Schutz des Ordens warm empfohlen hatte. Es fehlte also faktisch nur noch die Bestätigung des Papstes. Um diese zu verhindern und sich auch den nötigen Hinterhalt im Lande zu sichern, wendet Schoneus seinen und der Universität ganzen Einfluß auf. Der zum Krakauer Bischof (1607) und damit auch zum Kanzler der Universität ernannte Peter Tylicki, den Schoneus in seiner Begrüßungsrede um tatkräftiges Interesse für die Hochschule gebeten hatte und der ihm auch kein Fremder mehr war, setzt sich nochmals mit Erfolg für die Belange Krakaus ein. Nach dem königlichen Privileg durfte die neugeschaffene Akademie, der sämtliche akademischen Rechte verliehen waren, wie sie im besonderen „der Jagellonischen Universität Krakau zustehen", in allen Wissenschaften, mit Ausnahme der juristischen und medizinischen, sämtliche akademischen Grade verleihen, die volle Gleichberechtigung mit den anderswo erworbenen besitzen sollten. Die Jesuiten hatten zwar vorerst nur die Absicht, eine philosophische und theologische Fakultät einzurichten, aber auch gleichzeitig die Promotionen kostenlos zu verleihen. Dieses Vorhaben hätte, ausgeführt, einen großen Verlust an Hörern für die Universität bedeutet. Schoneus sieht nun den Bestand des Lubranscianum, für dessen Wiederbelebung er soviel getan hatte, wie auch die Akademie in Krakau selbst gefährdet und läßt zwei Professoren, einen Theologen und Juristen, nach Posen gehen, um dort die Belange der Universität zu vertreten. Vorerst gelingt es doch noch, die Gegenzeichnung des Privilegs durch den Kanzler auf einige Zeit hinauszuschieben. In Posen legen die Akademiker ihre Privilegien vor, daß der Krakauer Akademie auf Grund erworbener Rechte wie auch der Gewohnheiten die alleinige Verleihung von akademischen Graden zustehe und daß ferner in einer Entfernung

unter 36 Meilen von der Akademie keine andere Lehranstalt errichtet werden dürfe. Dieses Recht dehnt sich auch auf die Posener Zweiganstalt aus. Die Jesuiten bestritten die Rechte der Hochschule an dem Lubranscianum, wiesen auf die ihnen gehörende Universität in Wilna hin und führten Gegenbeispiele für das Vorhandensein mehrerer Universitäten in anderen Ländern hin, womit sie sagen wollten, daß durch die Existenz mehrerer Hochschulen nebeneinander die Privilegien der einzelnen auch nicht gefährdet seien. Die Angelegenheit ging nun weiter an den Papst Paul V., nachdem der König die ihm vom persönlichen Vertreter der Akademie, Janidlowski, vorgelegten Privilegien als nicht stichhaltig und erschöpfend sowie die Zurückziehung seiner Unterschrift abgewiesen hatte. Jakob Janidlowski, mit dem Schön einst auf Studienfahrt in Italien war, wird von ihm nach Rom geschickt, um dort beim Papst die Angelegenheit der Universität zu vertreten. Am 2. März 1612 sendet nun Schoneus mit der ganzen Universität je ein Schreiben an den Papst und den die Belange der Republik in Rom vertretenden Kardinal Borgheſe, in denen das Vorhaben der Jesuiten klargelegt und an die Leistungen der Universität im Kampfe gegen Ketzer und Reformation, wie auch daran erinnert wird, daß vor hundert Jahren Julius II. auf Grund der Privilegien die Errichtung einer Universität zu Breslau abgelehnt habe. Borgheſe wird von der Universität wie auch von Tylicki in späteren Schreiben vom 20. September 1612 und 31. Mai 1613 um seinen Einsatz für die Sache der Akademie gebeten, wobei die Hochschule in ihrem Schreiben vom 2. März 1612 die Jesuiten gewisser Heimlichkeiten bei der Erlangung des königlichen Privilegs bezichtigt. Der Papst verspricht, die Ausführungen Janidlowskis wohlwollend aufzunehmen, und schickt noch einen Nuntius, den Bischof Laelius Ruini, zur Prüfung der Angelegenheit nach Polen, den Jesuiten aber empfiehlt er, ihre Ansichten und Forderungen durch den Bischof Opalinski von Posen vertreten zu lassen. Tylicki teilt den Jesuiten mündlich mit, daß er ihre Pläne vereiteln werde und daß er, falls sie doch ihre Absichten durchsetzen sollten, den von ihnen Graduierten die Aufnahme in den Klerus seines Bistums verweigere. Janidlowski bittet inzwischen den Papst um nochmalige Bestätigung der Privilegien der Universität, die ja, wie Schoneus in seinem Schreiben an Paul V. hervorhob, vor mehr als zweihundert Jahren begründet und auch damals vom apostolischen Stuhl bestätigt wurde. Außerdem gelingt es den Vertretern der Akademie, den Reichstag für sich zu gewinnen, der die Aufhebung des Privilegs beim König anträgt. Jedoch erfolglos. Er legt daraufhin beim Warschauer Gericht Protest ein mit der Begründung der Gesetzwidrigkeit der königlichen Handlung. Paul V. waren aber die Jesuiten bereits unsympathisch geworden. Das Kardinalskollegium spricht nun in einem Urteil vom 21. Oktober 1613 die Aufhebung der Posener Jesuitenakademie aus und bestätigt die Rechte der Krakauer Universität. Eine päpstliche Bulle vom 14. November d. J. bestätigt Urteil und Privilegien. Damit ist der Kampf zu einem für Krakau und Schoneus günstigen Ergebnis gelangt. Erst gegen Ende des Jahrhunderts errichtet Johann III. Sobieski eine neue Akademie in Posen. Die Hochschule in Krakau, gegen die Machenschaften der Jesuiten mißtrauisch geworden, fordert im Jahre 1614 von den neueintretenden Hörern innerhalb des Eides die Erklärung, nie andere Professoren zu hören als „diejenigen, welche dem Rektor der Universität unterstehen". Wie recht sie damit behalten sollte, beweist die schon nach Schoneus Tode eingetretene Tatsache, daß die Jesuiten 1623 eine Schule in Krakau eröffneten, die erst nach langen Kämpfen dreizehn Jahre später wieder geschlossen werden sollte.

Wenn die Energie des Rektors Schoneus bei der Verteidigung der akademischen Privilegien bemerkenswert war, so wird es nicht verwundern, ihn auch bei den Versuchen einer Reformierung der Universität tätig zu finden. Hierbei ist ihm ein Erfolg nicht vergönnt.

Was er selbst zur Hebung der Wirtschaft und des wissenschaftlichen Standes zu tun vermochte, hat er getan. Der Verfall der Universität hatte, wie dargetan, zur Ursache die Auseinandersetzung zwischen Humanismus und der alten Scholastik. In der Reformbewegung lag kein System. Man schwankte zwischen beiden Einstellungen, und versuchte vor allem das Erbübel, die wirtschaftliche Lage, zu verbessern. Hinzu kam, daß von seiten des Königtums nicht das genügende Verständnis für die Akademie aufgebracht wurde. Stefan Bathory trug sich ernstlich mit dem Gedanken, eine neue königliche Akademie nach französischem Muster zu schaffen. Dieser Plan scheiterte nur daran, daß er dafür, ebenso wie schon einmal für die alte alma mater, nicht die entsprechenden ausländischen Wissenschaftler gewinnen konnte. Die unsichere politische Lage, vor allem die Einrichtung des Wahlkönigtums, und mit ihr die Ungewißheit über die Einstellung des jeweiligen neuen Herrschers mag nicht wenig dazu beigetragen haben, unter den Professoren eine gewisse Abneigung gegen Reformen heranzubilden, wobei auch die herrschende Intoleranz in Glaubensfragen nicht zu unterschätzen ist. Nach den oben geschilderten Reformversuchen unternahmen noch vor allem zwei Männer Schritte zu einer Verbesserung. Der eine, Johann Zamojski, schlug eine Verminderung der schlecht bezahlten Professorenstellen und genaue Unterrichtsrichtlinien vor, scheiterte aber an der Undurchführbarkeit und dem Widerstand der Professorenschaft. Der zweite, der Bischof Tylicki, versuchte die von Dobrociejski getroffene scholastische Reform (1603) umzustoßen oder zu verbessern. Nach dem mißglückten Unternehmen des Bischofs Radziwill, der sogar durch päpstliche Bulle zur Visitation ermächtigt war, wagte Tylicki nochmals auf Grund eines Synodalbeschlusses von 1607 und eines päpstlichen Breve von 1608 einen Vorstoß in dieser Richtung. Im August 1609 berief Tylicki in seinen Visitationsstab außer einigen Domherren und dem damaligen Rektor, Adam Falęcki, auch Schoneus. Jedoch auch jetzt rief die angekündigte Reform den stärksten Widerstand der Universität hervor, dem sich Schoneus anscheinend gegen seine Meinung anschließen mußte. Bei der Ankunft des Bischofs sprach ihm die Universität das Recht zur Reformierung ab, da es gegen ihre eigenen Vorrechte verstoße. Auch könne keine Umbildung nach dem Muster ausländischer Anstalten stattfinden, weil diese von außerhalb liegenden Faktoren wirtschaftlich abhängig seien, während die Krakauer Akademie „eine in sich geschlossene Einheit" darstelle. Eine Verbesserung sei von innen heraus schon möglich, wenn der polnische Episkopat seinen geldlichen Verpflichtungen der Universität gegenüber nur nachkommen und ihr die begabte Jugend seiner Diözesen senden wolle. Sie selbst sei zu einer Reformierung entschlossen, bedürfe dazu nur eines Programms. Nach einem wortreichen Disput, in dem Tylicki die gegen seine nichtakademischen Begleiter gerichteten Angriffe abwehrte, verließ er das Gebäude. Beide Parteien setzten alles daran, im Lande sowohl wie auch in Rom, wo die Universität ausführte, daß sie nur dem König und den Ständen unmittelbar unterstellt sei, für ihre Sache zu werben. Auf dem Sejm errang der akademische Standpunkt Erfolge und auch der Papst empfahl dem Bischof, zur Visitation nur Akademiker hinzuzuziehen. Doch dieser verzichtete auf eine Erneuerung seines Planes. In den nächsten Jahren, als Schoneus wieder Rektor war, hatte sich das Verhältnis zu Tylicki wieder so gebessert, daß der Bischof die Universität im Streit mit den Jesuiten kräftig unterstützte. Doch zum Nachteil der Akademie beschlossen einige Diözesen, ihre Unterstützung bis zur Durchführung der Reform einzustellen. Die von dem Rektor Dobrociejski durchgeführte Reorganisation war nun für nahezu anderthalb Jahrhunderte die maßgebliche Grundlage für den Lehrbetrieb und hat die humanistischen Errungenschaften dieser Zeit ausgelöscht. Entsprechend dieser Tatsache sind die späteren Bestrebungen von Schoneus zur Hebung des Standes der Akademie zu werten. Eine grundlegende Umbildung der alma mater hat er zwar noch gegen Ende seines Lebens versucht, aber nicht durchführen können.

Als Rektor hatte er natürlich auch den Repräsentationspflichten, die mit seinem Amte verbunden waren, nachzukommen. So finden wir ihn schon als Rektor 1604 beim Empfang des Kronprinzen Ladislaus erwähnt, trotzdem alle anderen Angaben sein erstes Rektorat in das Winterhalbjahr 1605/6 verlegen. Ein Jahr später fuhr ihm die Braut Sigismunds III., die Erzherzogin Konstanze, vor der Florianskirche in dem Augenblick davon, als er seine Begrüßungsansprache halten wollte, so daß diese dann erst auf dem Schloß erfolgen konnte. Kaum in Krakau angelangt, trat er, dem frühzeitig Anerkennung seiner Dichtungen vergönnt war, bei ähnlichen Gelegenheiten hervor, so z. B. durch sein „votum nuptiale" zur Vermählung Bathorys mit Anna von Österreich 1582. Freundschaftliche Beziehungen zu weltlichen und kirchlichen Machthabern seiner Zeit gestatteten ihm Einblick in die politische Lage. Seine Ansichten sprach er oft — meistens in Form von Allegorien — in Schriften und Dichtungen, die an diese Persönlichkeiten gerichtet waren, aus. Dabei ist es nicht verwunderlich, daß ihm, der vor allem an dem Aufblühen und der Entwicklung der Universität Interesse hatte, an dem Frieden des Landes gelegen war. Denn nur, wenn Frieden und Ordnung herrschen, können Bestand und Gedeihen jeglicher Arbeit gesichert sein. Wie so viele Deutsche, die damals dem Aufbau in diesem Staate ihre Kräfte gewidmet hatten, war auch Schoneus um das Wohlergehen der Krone Polens besorgt. Alle den Stempel der Zucht und Ordnung tragenden Unternehmungen begrüßte er, alle Verfallserscheinungen waren ihm verächtlich. Und mit offenem, unbestechlichem Blick betrachtete er das Zeitgeschehen. So verehrte er Gestalten wie Stefan Bathory und den Kanzler Johann Zamoyski. Diesen als großen um das Wohl des Landes bedachten Staatsmann, jenen als mächtigen und kühn denkenden Herrscher. In den beiden gewidmeten Oden gibt er dieser seiner Verehrung und auch der Befürchtung vor dem immer mehr zutage tretenden Verfall des Volkes und Staates Ausdruck. Nach dem Tode Bathorys, der seinen „undankbaren und aufrührerischen Untertanen" von Gott genommen sei, gehe der Wohlstand des Landes immer mehr zurück. Das Interregnum bedeute ein Unglück, da sich der Adel über den neuzuwählenden König nicht einig werde, trotzdem dem Lande von außen her Gefahr drohe. Im Gegenteil, der Parteihader nehme zu. Doch, so stellt er fest, eher „verbrüdere sich der Wolf mit dem Lamm", ehe „die polnischen Herren sich einigen". Daraus geht seine Einstellung zum System der „freien Königswahl" klar hervor, die ja nicht dem tüchtigsten, sondern dem einflußreichsten und finanzkräftigsten Fürsten die Krone zusprach. Der neue König, Sigismund III., den Schön seiner kirchlichen Einstellung wegen verehrte, solle, so sagt der anscheinend mißtrauisch gewordene Gelehrte, dem Verstorbenen nacheifern. Streng katholisch denkend, sieht er in einem Zusammenschluß von Österreich und Polen ein starkes Bollwerk gegen die heidnischen Türken und die Ketzer. In Kenntnis der Lage der durch die Thronkämpfe zwischen Maximilian von Österreich und Sigismund III. Wasa entstandenen Verwüstungen der Städte und Dörfer, ist er erfreut über die Erfolge Zamoyskis gegen die Tataren und den vom Sultan entsandten Pascha von Rumelien, Beglerbeg, die Zamoyski aus dem Lande jagte. Ebenso gibt er Ausdruck seiner Zufriedenheit über den durch den Kanzler abgeschlossenen Frieden im Norden mit den Schweden und Russen und die dabei erfolgreiche Vermittlung des päpstlichen Nuntius, Aldobrandini, des späteren Papstes Klemens VIII., sind dadurch doch Streitigkeiten zwischen christlichen Staaten beigelegt worden. Eine Einigung aller christlichen Länder sei im Hinblick auf die Türkengefahr anzustreben. Man möge nur an das Schicksal Ungarns denken. Schoneus versicht hier den Gedankengang seines Helden Bathory. Seine Dichtungen und Reden eröffnen ebenfalls eine aufklärende Schau auf die im Lande herrschenden Zustände. Die Lage des Bauern ist schlecht. Dieser wird von dem Grundherrn, der tyrannisch seine Rechte ausübt, erbarmungslos ausgebeutet. Eine allgemeine Demoralisation des Adels und Volkes setzt ein. Empö-



Heinrich Stroband (1548—1609)
Ein Deutschtumsführer im alten Thorn

(Original des Gemäldes im Thorner Stadtmuseum)



Das mittelalterliche Rathaus in Thorn
Hier waltete der Bürgermeister Heinrich Stroband

rungen, Parteiungen, zur Erfüllung egoistischer Ziele einzelner aufgezogen, lösen einander in bunter Reihenfolge ab. Der Bischof von Kulm betreibt einen schwunghaften Getreidehandel mit Danzig. Eine allgemeine Mißachtung des Rechtes und der Beamten hat sich verbreitet. Daß deren Ursachen letzten Endes in der Variabilität der Rechtsprechung und der persönlichen Haltung der Beamtenschaft zu suchen sind, wird allerdings nicht gesagt oder auch nicht zugegeben. Vielmehr glaubt Schön, die Gründe dafür in den religiösen Wirren zu finden. Er wünscht Polen eine starke Hand, um den Staat einer segensreichen Zukunft zuzuführen. Mit seiner schlesischen Heimat und den dortigen kirchlichen Ereignissen fühlt er sich eng verbunden und beglückwünscht den aus Schwaben stammenden Gerinus zu seiner Wahl zum Bischof von Breslau. An anderer Stelle bittet er ihn, die Akademie, ähnlich wie es die Vorgänger auf dem Bischofsstuhl getan haben, zu fördern und ihr Wohlwollen zu bewahren, da sie ja so viele Kleriker der dortigen Diözese gegeben habe.

Als Dichter hat Schön unter seinen Zeitgenossen großen Anklang gefunden, wovon schon seine Dichterkrönung Zeugnis ablegt. Seine Werke tragen alle mehr oder weniger das Merkmal eines ungewöhnlichen Talents, wenn auch einzelne ihm dichterische Begabung abzusprechen versuchen. Die Sprache — er schrieb nur lateinisch — in Dichtung und Prosa ist immer vorbildlich und zeichnet sich durch Flüssigkeit aus. Besonders glücklich fielen unter den Versmaßen der Hexameter und das elegische Distichon aus. Aus Italien kommt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Wendung zu Vergil, Theokrit und Horaz. Schoneus ist die Einführung von zeitgemäßen Umarbeitungen bzw. Nachdichtungen der Bukolika und der Eklogen Vergils zu danken. Er entnimmt diesen Dichtungen die allegorische Seite in seinen Umarbeitungen. Drei Werke fallen hierbei besonders auf. Es sind dies der Adonis, gewidmet Georg Radziwill 1581, nach der 3. Bukolika, Daphnis (über den Tod Stefan Bathorys) nach dem Vorbild der neunten Ekloge 1588 und Palaemon seu Promnicum Crasianum in tumulto belli conservatum aus dem Jahre 1589. Diese und noch andere Dichtungen — er schrieb bis zum Jahre 1607 ungefähr 20 Werke — haben, da sie zum größten Teil „Gelegenheitsarbeiten" und hohen Persönlichkeiten gewidmet sind, stark panegyrischen Einschlag. Jedoch dachte Schoneus in seiner Bescheidenheit nie an irgendwelche damit verbundenen persönlichen Ziele, wie ihm vorgeworfen wird, sondern immer an den Ruhm der Akademie, den zu vergrößern er jederzeit bestrebt war. Er selbst rechnet sich nicht zu den großen Poeten, sondern spricht von seiner „dörflichen Muse" und erkennt an anderer Stelle die Überlegenheit des polnischen Dichters Simon Simonides an, mit dem er durch Socolovius bekannt geworden war, und mit welchem ihn ein reger Gedankenaustausch verband. Er soll mit ihm sogar befreundet gewesen sein. Diese Verbindung blieb nicht ohne Einfluß auf Simonides, der von Schoneus die bukolische Dichtung übernahm. Ja, Zamojski stellte einst Schön dem Simonides als nachahmenswertes Beispiel vor Augen. Anderseits blieben die Versformen dieses Dichters auch auf ihn nicht ohne Einfluß. Simonides war es auch, der ihn im Auftrag von Zamojski für dessen Akademie in Zamość gewinnen sollte.

Auch in der Prosa leistete Schoneus Hervorragendes. Hier war ihm Cicero Vorbild, bei dessen Nachahmung allerdings manchmal die übergroße Fülle des Ausdrucks auffällt, die vielleicht seiner Freude an der glänzenden Beherrschung der Sprache entspringt. Seine Reden bzw. Gratulationen an Würdenträger sind auch panegyrischen Inhalts, beweisen aber, daß Schoneus in der Reihe der besten Stilisten seiner Zeit steht. Ihm ist auch die Herstellung „einer unzerreißbaren Verbindung zwischen der lateinischen und polnischen Literatur" zu danken. Seine Schüler widmeten in den von Schön herausgegebenen Epigrammata ihrem Lehrer einen Vers, worin sie ihren Dank für die Ermunterung zum Dichten und die Anleitungen aussprechen. Aus seiner Dichterschule sind u. a. zwei Männer hervorgegangen, die ebenfalls zu den

letzten Humanisten in Krakau zählen, Martin Szlachcinski und Basilius Golinus, der mit Schoneus zusammen das Professorenpallium erhielt. Mit dem Jahre 1607 war die fruchtbare Zeit für Schoneus vorüber. Er widmete sich jetzt ausschließlich seinen weltlichen und geistlichen Ämtern und arbeitete an einem großen enzyklopädischen Werk unter dem Titel: „Alles und Nichts" (Nihil et omnia). Das Buch ist nicht herausgegeben worden. Er starb vor dessen Abschluß. Nach zeitgenössischen Berichten soll Schoneus noch viele unvollendete oder nicht herausgegebene Werke hinterlassen haben. Es wird darunter noch ein Lebenslauf des polnischen Chronisten Kadłubek erwähnt, der 1614 erschienen sein soll. Über die Fragmente sowohl wie auch über die nicht erschienenen Ausgaben sind Aufzeichnungen nicht bekannt.

Er starb 63 Jahre alt an der Melancholie in Krakau am 18. Mai 1615 und wurde in der Kirche des Hl. Florian beigesetzt. In seiner Grabinschrift wird hervorgehoben, daß er in Wort und Schrift das Lob der Akademie verkündet habe. Die Grabinschrift von Schoneus lautet nach Starowolski, Hecatontas Nr. 88, S. 102/3: „Deo Max. Immortaliq. Nomine Magno M. Andreae Schoneo Glogoviens. S. Th. Prof. I. U. D. Procancellario Universitatis Atque Huius Ecclesiae Decano Donatoriq. Dum Stabit Inclyta Academia, Eius Tum Dicendi, Tum Scribendi Laude Illustrata Eius Copiolis, Qua in Alumnos Studiosos Collatis, Aucta et Adiuta. Deus Opt. Benefecentiss. Q., Quem Vir Innocens Caste Sancteq. Coluit, Iubeas esse Beatum MDCXV. XVIII. Maii."

Er war einer der letzten Humanisten, die die Fahne ihrer Anschauung hochhielten. Seine Werke erfreuten sich allgemeiner Wertschätzung. Sein lauterer Charakter, sein Geist und sein Talent brachten ihm die Anerkennung der Gelehrten des In- und Auslandes, denen er Freund und Förderer war, wie auch die Achtung der Männer des Staates und der Kirche. Die Akademie, deren drohenden geistigen Zusammenbruch er hinauszuzögern verstand, verdankt ihm ihre letzte Blüte. Ihr galt seine Liebe und Anhänglichkeit. Sein ganzes Leben war dem Kampf um die Erhöhung ihres Ansehens gewidmet. Diese Zuneigung des Mannes zu seinem Werk, das der Maßstab seiner Schaffenskraft ist, aber ist so typisch deutsch, daß schon daraus, auch ohne daß die polnische Forschung es hätte zuzugeben brauchen, deutsches Wesen und deutsche Art des Rektors Schoneus zu erkennen sind. So arbeitete nur ein Deutscher.

Ein Deutschtumsführer im alten Thorn

Heinrich Stroband (1548—1609)

Von Studienrat Georg Schulz, Posen

Der zweite Thorner Frieden (1466) hatte den Ordensstaat seiner politisch-militärischen Selbständigkeit beraubt und Westpreußen in die Hände der Polen gegeben. Aber der sich damals mächtig aufblähende Staat der Jagellonen wäre nicht fähig gewesen, dieses einst blühende deutsche Land, das in einem 13jährigen Kriege entsetzlich gelitten hatte, aus eigenen Kräften wieder aufzubauen. Es kam zu keiner unmittelbaren Einverleibung, sondern zu einer Art Personalunion mit der Krone Polen. Westpreußen erhielt eine weitgehende Selbstverwaltung, die Städte blieben bei ihrem alten Kulmischen Recht, man bestätigte ihnen ihre bisherigen Privilegien, die ihnen eine eigene Entwicklung gewährleisteten, gab ihnen Freiheit des Handels und behielt sich nur die Ernennung eines Statthalters, jedoch mit Zustimmung der preußischen Stände, vor.

Die deutsche Besonderheit der Städte erfuhr einige Jahrzehnte später eine wesentliche Stärkung durch die reformatorische Bewegung Luthers. Sein deutsch empfundenes Christentum, das gleich zu Anfang gerade in Preußen den stärksten Widerhall fand und hier politische Wirkungen von größter Tragweite auslöste, bewährte sich wie ein Schutzwall gegen fremde Einflüsse.

Der letzte Jagellonenherrscher brachte, um das Reich nach dem Aussterben seines Hauses nicht wieder in seine Bestandteile aufbrechen zu lassen, noch kurz vor seinem Ende auf dem Lubliner Reichstage (1569) eine Union zwischen Polen und Litauen zustande. Im Interesse der Reichseinheit dekretierte er hier auch die Vereinigung Westpreußens mit Polen. Das Land sollte zwar im Genusse seiner bisherigen Ordnungen bleiben, aber die preußischen Landtagsabgeordneten wurden jetzt angehalten, an den Sitzungen der Reichstage teilzunehmen und sich den allgemeinen Landesgesetzen zu unterwerfen. Damit verlor Westpreußen seine bisherige Sonderstellung. Seine deutsch-protestantischen Abgeordneten standen einer erdrückenden polnisch-katholischen Mehrheit gegenüber, und dem polnischen Einfluß in Westpreußen war fortan auf allen Gebieten des Lebens Tür und Tor geöffnet.

Dieser durch die Lubliner Union gewaltsam herbeigeführte Anschluß und der in den Städten fest verankerte Geist der deutschen Reformation waren die Voraussetzungen für einen religiösen und völkischen Kampf, der, an Wechselfällen reich, sich über Jahrhunderte hindurch ausdehnen sollte. Er bildet einen Ausschnitt aus der großen weltgeschichtlichen Auseinandersetzung, die unter dem Namen der Gegenreformation bekannt ist.

Gleich nach dem Tode Sigismund Augusts, des letzten Jagellonen (1572), liefen die Thorner auf dem Marienburger Landtage gegen die Union Sturm. Durch den

Mund ihres Bürgermeisters Johann Stroband protestierten sie auf das heftigste gegen die Vereinigung mit Polen und erklärten mit aller Entschiedenheit, daß die Preußen von der Steuerexekution, von den Einladungen zu den Reichstagen, von den daselbst beschlossenen Kontributionen, vom Sitzen im Senate nichts wissen, die Senatoren nicht als ihre Herren anerkennen, keine Auslegung ihrer Privilegien annehmen, sondern bei dem alten Kulmischen Recht und bei allen Freiheiten des Landes unverändert verharren wollten. Welche Wirkung dieser Antrag hatte, ist unbekannt. Aber in der Folge wurde noch oft über diese Sache verhandelt, so z. B. im Jahre 1589 bei Gelegenheit des Warschauer Reichstages, wo Danzig und Elbing der Union heftigen Widerstand leisteten und von allen Neuerungen nichts hören wollten, während die Thorner ihren Standpunkt inzwischen geändert hatten und geltend machten, daß sich die Städte bei fortgesetzter Absonderung allen Einflusses im Reichstage begeben würden, und daß an ihre Stelle dann vielleicht ein Starost träte, der sich ihrer Interessen gewiß nicht annehmen würde. Der Adel würde eine solche Entwicklung sicher willkommen heißen, da er ja immer schon die Städte in den Hintergrund gedrängt habe.

Fortan blieb das Verhältnis der großen Städte Thorn, Danzig, Elbing zum Reichstag in der Schwebe. Wenn wichtige Dinge beraten wurden und der Stadtsäckel es erlaubte, beschickten sie den Reichstag und brachten dort ihre ständigen Beschwerden über allerhand Bedrückungen und Beschränkungen vor. Ihre Klagen verhallten jedoch, wie die Chronisten melden, meist im Winde. Waren aber neue schwere Auflagen zu erwarten, dann suchten sie den Reichstag zu meiden, protestierten unter Berufung auf ihre alten Gerechtsame und ihre schwierige Lage, oder schlugen dem König, um ihren guten Willen zu erweisen, als Beihilfe etwa den zweijährigen Ertrag der Bierakzise vor, wobei sie es verstanden, sich alte Privilegien wieder bestätigen zu lassen oder neue auszuhandeln.

Nicht minder hartnäckig kämpften die Städte um ihr autonomes Gerichtswesen. Thorn hatte das Recht, adlige Güter unter jedem Namen zu erwerben, und beschickte deshalb das Kulmische Adlige Landgericht, das jährlich drei Sitzungen abhielt, mit zwei aus der Bürgerschaft gewählten Landschöppen. Jetzt (1585) versuchte der Adel, die städtischen Beisitzer aus dem Landgericht zu verdrängen, indem er vorgab, daß nur Grundbesitzer Sitz und Stimme im Gericht haben könnten, und griff dabei die Städte überhaupt an, wegen ihrer Autonomie, ihren Verfassungen, ihrer Münze — Thorn hatte eigenes Münzrecht — ihren eigenen Maßen und Gewichten und dergleichen mehr. Man erkennt hieraus, wie weit sich der Adel schon von den Städten entfernt und wie stark er sich bereits mit dem polnischen Adel identifiziert hatte. Um nun seine Stellung im Landgericht aufrechtzuerhalten, gab Thorn seinen Landschöppen fiktive Güter. Der Woiwode erkannte das aber nicht an und sprach im Laufe des Streites sogar zweimal die Acht über die Stadt aus, und es dauerte lange, bis diese Sache zugunsten Thorns beigelegt war. Desgleichen versuchte der Adel, die Stadt *seiner* Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, insbesondere sie zur Anerkennung der Jurisdiktion des Petrikauer Tribunals zu zwingen. Aber Thorn erhob im Verein mit Danzig und Elbing feierlich dagegen Einspruch. Ihre Bemühungen jedoch, ein eigenes Obergericht in Preußen einzurichten, blieben ohne Ergebnis.

Den Widerstand der Städte gegen die immer stärker in Erscheinung tretende polnisch-staatliche Macht sah der Adel von seinem Standpunkte als eine böswillige Quertreiberei an. Weil er selbst Handel, namentlich mit Getreide, trieb, betrachtete er die freien Städte als Fremdkörper im polnischen Gemeinwesen und suchte deshalb mit ihnen auf jede Weise fertig zu werden. Er schreckte sogar vor Verleumdungen und Verdächtigungen nicht zurück und bezichtigte die Städte geheimer Verbindungen mit dem Auslande zum Schaden des Staates. Die Städte verteidigten sich

dagegen, so gut sie es vermochten. Und um ihrer Bürgerschaft sicher zu sein, und so wenig wie möglich Aufpasser und Späher zu haben, wehrten sie sich auch im Innern gegen das vordrängende Polentum. Daher gab man nur unter den größten Schwierigkeiten Polen und Katholiken das Bürgerrecht. Thorn lehnte Eingaben ab, wenn die Stadt als „in Polen" statt „in Preußen" liegend bezeichnet wurde; man verbot, privatim Polnisch zu lernen, um die Verpolung zu erschweren. Und daß dieser Kampf von der gesamten Bürgerschaft getragen und nicht bloß von den Magistraten geführt wurde, beweist die Tatsache, daß in Thorn 1478 die Böttcher und 1611 die Hutmacher nur deutsche Lehrlinge annahmen, und daß für die Schneider, die Röcke nach polnischem Schnitt nähten, ein numerus clausus eingeführt wurde.

Die allergrößte Gefahr jedoch drohte den Städten von seiten der Jesuiten. Diesen streitbaren Orden hatte der aus einer badischen Familie stammende Bischof von Ermland, Stanislaus Hosius, 1564 in seine Diözese eingeführt und ihm in Braunsberg ein Seminar eingerichtet, um den „Generalsturm gegen die ketzerischen Schanzen in Polen" eröffnen zu können. Durch Entfaltung äußeren blendenden Prunkes, durch feurige Straßenpredigten, durch Schriften und Schulen, in denen der Jugend unentgeltlich Unterricht erteilt wurde, suchten sie die dafür empfänglichen polnischen Massen einzufangen und zu betören, und durch ihre geistlichen Exercitien trieben sie die Seelen in Ängste, Verzweiflung und in eine Selbstverleugnung, die es ihnen erlaubte, sie ad majorem dei gloriam, d. h. für ihren Machtgedanken, mit allen nur möglichen Mitteln ausnützen zu können.

Der Wucht dieses jesuitischen Angriffs konnte der Protestantismus in Polen keine geschlossene Macht entgegensetzen, weil er in Gruppen und Grüppchen aufgespalten war. Zwar hatten die größten protestantischen Religionsparteien — Lutheraner, Calvinisten und böhmische Brüder — im Jahre 1570 zu Sendomir eine Einigung zustande gebracht, in der sie unter gegenseitiger Anerkennung ihrer konfessionellen Verschiedenheiten ihre Übereinstimmung in den Hauptartikeln des Glaubens betonten und sich als Brüder zu lieben und gegenseitig zu unterstützen versprachen, aber dieser Consensus bestand praktisch nur kurze Zeit und lockerte sich bald vollständig auf.

All diese politischen wie religiösen Gefahren in ihrer ganzen Bedeutung und ihrem Zusammenhang nicht bloß richtig erkannt, sondern auch schöpferisch wirksame Mittel ausfindig gemacht zu haben, um ihnen zu begegnen, war das Verdienst eines Mannes, der, von wärmster Heimatliebe getragen, von umfassendem Wissen und tiefer religiöser Bildung geleitet und von einer unbändigen Willenskraft beseelt, ohne Zweifel als der führende Kopf im protestantischen Westpreußen betrachtet werden kann. Es war Heinrich Stroband, Bürgermeister von Thorn.

Er entstammte einer Familie, die 1521 aus der Mark Brandenburg nach Preußen eingewandert war. Sein Großvater Christian kämpfte in dem Ordensheere des Hochmeisters Albrecht, nachmaligen ersten Herzogs in Preußen. Nachdem er vom polnischen König Amnestie erhalten hatte, ließ er sich in Thorn nieder, wo er 1527 Ratsherr wurde, das Erbgut Niederbriesen kaufte und im Jahre 1531 starb. Dessen Sohn Johann, Heinrichs Vater, Erbherr auf Niederbriesen und Preußisch-Lonka, nahm 1551 von den Thorner Benektinerinnen eine Papiermühle in Pfandbesitz und erhielt die Erlaubnis, auf dem dort hergestellten Papier ein Wasserzeichen mit dem Wappen der Provinz anzubringen. Er war Kulmischer Landschöppe, Königlicher Burggraf und Bürgermeister, und mit ihm beginnend, sollte das Wohl der Stadt Thorn vier Generationen hindurch den Händen der Strobands anvertraut sein. Seine Verdienste ehrte der König auf dem Lubliner Reichstag 1569, indem er ihm und seinen Nachkommen das polnische Indigenat, d. h. Anerkennung des Adels, und das Recht verlieh, Ämter und Würden in Polen zu erwerben und zu bekleiden. Im Jahre 1585 ist er gestorben.

Sein Sohn Heinrich, geboren am 15. November 1548, wuchs unter den denkbar besten Verhältnissen heran. Der amtliche und gesellige Verkehr in seinem reichen Vaterhause, namentlich die Beziehungen seines Vaters zum Adel, vermittelten ihm früh eine Gewandtheit im Umgang mit Personen verschiedenen Schlages und eine Menschenkenntnis, die ihm später sehr zugute kommen sollte. Und der geistige Umbruch der Zeit, der sich so herrlich in der Reformation und im Humanismus offenbarte, erfüllte auch ihn von Jugend an mit gläubiger und siegesfroher Zuversicht.

Nach dem vorbereitenden Unterricht in seiner Vaterstadt erhielt er seine erste wissenschaftliche Bildung auf der damals berühmten Schule zu Schweidnitz, worauf er im 18. Lebensjahr die Universität in Frankfurt a. O. bezog. Aber die ersten Wochen des Universitätslebens brachten ihm bittere Enttäuschungen. Zu tief nämlich empfand er den Unterschied zwischen seiner bisherigen Vorbildung und den Anforderungen der Wissenschaft. Er stand an einem Scheidewege. Sollte er das schwierige Studium aufgeben und Zeit und Geld, wie viele seinesgleichen, einer ungebundenen Jugendlust opfern, um nachher doch unter Vermittlung seines einflußreichen Vaters einen hohen Posten zu erlangen oder ein bequemes Leben auf seinen Erbgütern zu verbringen? Oder sollte er sich mit eiserner Energie bemühen, die Lücken in seinen Kenntnissen auszugleichen, um die ganze große Fülle der Bildung seiner Zeit in sich aufzunehmen? Die Entscheidung fiel ihm nicht schwer. Er widmete sich mit allem Fleiß der Philosophie und Rechtswissenschaft, siedelte zwei Jahre später nach Tübingen über, wo er seine Studien fortsetzte, und begab sich dann auf Reisen, die ihn in die wichtigsten Orte Deutschlands führten. Neben Wittenberg besuchte er auch Straßburg, wo er einen entscheidenden Eindruck empfing. Hier hatte Johannes Sturm ein Gymnasium gegründet, das unter seiner Leitung bald die berühmteste Lateinschule seiner Zeit wurde. Im Jahre 1566 hatte er seinem zehnklassigen Gymnasium noch eine Akademie mit einem zweijährigen Lehrgang angegliedert, aus der sich dann später die Straßburger Universität entwickelte. Sein Lehrziel war das Ziel des protestantischen Humanismus, die „sapiens et eloquens pietas", d. h. er wollte seine Schüler durch das gründlichste Studium der Antike dahin bringen, daß sie die lateinische Sprache mit geradezu ciceronianischer Virtuosität handhaben und im Kampfe für den rechten Glauben einsetzen könnten. Eine solche Lehranstalt auch in seiner Vaterstadt aufzubauen, war fortan Strobands sehnlichster Wunsch.

Mit den höchsten Bildungswerten seiner Zeit ausgestattet und mit Energien geladen, kehrte er nach Thorn zurück. Da man hier bald seinen Wert erkannte, wählte man ihn 1578 zum altstädtischen Schöppen, d. h. in das Richterkollegium der Stadt, das aus 12 Mitgliedern bestand. Im Jahre 1586 wurde er Ratsherr und ein Jahr später folgte er seinem Vater als Bürgermeister und Königlicher Burggraf (oberster Richter in Kriminal- und Zivilsachen) nach. Außerdem übertrug ihm die Stadt das Amt eines Kulmischen Landschöppen.

Als Jurist entfaltete er neben seiner praktischen eine äußerst wichtige, literarische Tätigkeit. Da die autonome Stadt, wie erwähnt, vielen Anfechtungen von seiten des polnischen Adels ausgesetzt war, gab er 1584 auf Grund einer alten Handschrift „Das alte Kölmische Recht" heraus, die erste wissenschaftliche Bearbeitung und Revision dieses Rechtes. Das war um so nötiger, als der Thorner Rat Berufungsinstanz für alle Orte mit Kulmischem Recht war und Appellationsdekrete von den polnischen Städten häufig an ihn als den höchsten Schöppenstuhl iuris Teutonici gelangten. Im Jahre 1590 übertrug ihm der preußische Landtag als dem anerkannt gelehrtesten Juristen die Korrektur des Preußischen Adligen Landrechtes, wobei der ihm beigeordnete Starost von Schönsee, Achatius Plemiński, die ausdrückliche Weisung erhielt, dem Bürgermeister als einem rechtskundigen Manne zu folgen. Nach 9 Jahren war die Arbeit vollendet und wurde von Stroband selbst dem Druck übergeben.

Als Bürgermeister — Thorn hatte übrigens seit 1523 deren vier — mußte er die Stadt häufig auf den preußischen Landtagen und den polnischen Reichstagen vertreten. Die städtischen Abgeordneten hatten hier keinen leichten Stand. Sie befanden sich stets dem Adel gegenüber in der Minderzahl und waren dessen Angriffen auf das empfindlichste ausgesetzt. Ihre Beschwerden über Zollbeschränkungen, Steuerauflagen, Verletzung der Privilegien und dergleichen blieben in den meisten Fällen unerledigt, und gewöhnlich fuhren die Abgeordneten mit leeren Vertröstungen wieder nach Hause. Nur einmal im Jahre 1598, als Sigismund III. sich anschickte, sein Erbreich Schweden in Besitz zu nehmen und dazu eine Steuer bewilligt erhielt, bekam Stroband für die Stadt das sog. Privilegium Jurisdictionis, wonach bei Verbrechen sowohl als bei neugeschlossenen Kontrakten die Täter bezw. die Vertragspartner an dem Orte, wo das Verbrechen begangen oder der Kontrakt geschlossen worden war, dingfest gemacht, verurteilt und gerichtet werden sollten. Es ist anzunehmen, daß die Verleihung dieses Privilegs zugleich eine Ehrung Strobands als eines hervorragenden Juristen und Staatsmannes war.

Seine größte Arbeit aber galt der Reform der Thorner Schule. Sie war eine sog. Partikularschule mit 6 Klassen, 3 niederen bei der Kirche St. Johann und 3 höheren bei der Marienkirche. Sie war unter dem Einfluß der reformatorischen Bewegung mit einem reichen humanistischen Programm ausgestattet worden. Latein, Griechisch und Religion waren die Lehrgegenstände. Dazu kamen viele Gottesdienste, Deklamationen, Disputationen und theatralische Vorstellungen. Die Disziplin war äußerst streng. Kurz, es war ein Gymnasium nach dem Muster der kursächsischen Schulen, wie sie Melanchthon seit 1528 eingerichtet hatte. Eine Ordination erhielt die Schule im Jahre 1568. Aber nach einiger Zeit geriet sie wegen schlechter Bezahlung der Lehrer und infolge von dogmatischen Streitigkeiten zwischen der Geistlichkeit und Lehrerschaft in Verfall.

Da setzte Strobands Arbeit ein. Die Schule zu retten und sie auf den höchstmöglichen Stand zu bringen, war fortan seine vornehmste Aufgabe. Neben den Erfahrungen seiner Jünglingsjahre waren es vor allem die Fortschritte der Jesuiten, die ihn dazu trieben. Schon versuchten sie, sich in der protestantischen Stadt Thorn einzunisten. Denn die Äbtissin der Benediktinerinnen, Magdalena Mortenska, war aufs eifrigste bemüht, Grundstücke zu erwerben, um den Vätern ein Heim und ein Kollegium sicherzustellen. Sollte die Saat des konfessionellen Hasses auch in seiner Vaterstadt ausgesät werden, damit sie dadurch zugrunde ginge? Es ist, als ob er in seinem prophetischen Geiste schon die grauenvollen Tage des Thorner Blutgerichts vom Jahre 1724 geahnt hätte. Nein, das sollte nicht geschehen! Die beste Schutzwehr gegen jesuitische Verführung erschien ihm der alles umfassende, sich keinem äußeren oder inneren Zwange beugende, freie Geist des Humanismus, dessen Mittelpunkt seine Schule werden sollte. Schritt für Schritt kam er seinem Ziele näher.

Eines Tages — es war im Anfang der achziger Jahre sprach bei ihm auf Empfehlung Dritter ein armer Schlucker vor und bat um Hilfe. Es war der Buchdrucker Melchior Nehring. Er war unverschuldet in Not geraten, stak tief in Schulden und hatte seinen ganzen Bücherbestand verpfänden müssen. Hier sah Stroband einen guten Anfang für die Reform der Schule. Er bezahlte dem Manne seine Schulden, kaufte ihm die verpfändeten Bücher los und bestellte obendrein bei Jakob Appel, einem bekannten Leipziger Buchhändler, einen ganzen Posten Neuheiten für 535,25 Gulden. Sein Hinterhaus stellte er ohne Entgelt dem Nehring zur Verfügung, damit er dort seine Offizin einrichten könne, und verhalf ihm zu einer zweiten Presse und neuen Lettern in Kursiv, Antigua, Schwabacher, Griechisch, sowie Lettern für Noten, ja er lieh ihm bis zum 29. November 1586 eine Summe von 1 108,20 Gulden, um den Betrieb wieder völlig in Schwung zu bringen.

Am gleichen Tage schloß Stroband mit dem Drucker einen Vertrag ab, wonach er die von ihm bestellten Drucke nur zu einem Drittel bezahlte, während der Rest zur Deckung der Schulden verrechnet wurde. Bei Bestellungen Dritter mußte Nehring zwei Drittel der erhaltenen Summe bar abzahlen. Außerdem durfte ohne Wissen Strobands kein Druck aus seiner Presse hervorgehen, besonders keine Flugschriften oder Pasquille, — Stroband behielt sich also eine Art Zensur vor —, auch mußte er sich verpflichten, die Offizin mit guten Setzern und Korrektoren zu versehen, und durfte die Druckerei nicht verpachten oder verkaufen, ehe alle Schulden getilgt waren.

Durch diese edelmütige Tat, die seinem sozialen Empfinden alle Ehre macht, brachte Stroband nicht nur einen ehrlichen Kerl wieder zu Arbeit und Brot, er gewann vielmehr mit der schwarzen Kunst Nehrings ein Mittel, das er ganz in den Dienst der Schulreform, der Aufklärung und Propaganda stellen konnte.

Bald erschienen auch die ersten Drucke, Aesops Fabeln, Ciceros Reden, Sturms „Poeticum volumen" in 6 Bänden, neben Predigten, Flugblättern und polemischen Schriften gegen die Jesuiten. Im Jahre 1585 folgte ein Nachdruck des neuen Testaments der Sozinianer. Strobands größte Ausgabe aber war die „Institutio literata", die er auf eigene Kosten 1586—88 in drei Quartbänden drucken ließ. Sie enthielten die verschiedensten Schulschriften der damaligen Zeit, besonders die Arbeiten Sturms im ersten Bande, ferner Schulordnungen, Dissertationen und Predigten. Dieses Werk sollte die Thorner, preußischen und polnischen Schulmänner in den Geist der neuesten humanistisch-reformatorischen Pädagogik Deutschlands einführen und sie veranlassen, die besten und passendsten Gedanken auszuwählen, um sie der beabsichtigten Schulreform dienstbar zu machen. In den Vorreden, deren Verfasser die Thorner Gymnasialprofessoren waren, kam der Wunsch zum Ausdruck, die Schüler nicht bloß für die Kirche, sondern auch für das praktische Leben und ihre späteren staatsbürgerlichen Pflichten reif zu machen.

Stroband selbst hatte bereits im Jahre 1584 am Peter-Pauls-Tage zwei Predigten über christliche Schulen herausgegeben und sie mit einem Vorwort versehen, in dem er nach den Ideen Sturms sein pädagogisches Programm entwickelte.

Im folgenden Jahre ergänzte er das Kollegium auf 9 Lehrer, darunter einen Vertreter der Coppernikanischen Weltanschauung, und ebenso viele Klassen und berief außerdem den jungen 26jährigen Schlesier und Zögling der Leipziger Hochschule, Ulrich Schober, zum Konrektor. Dieser begabte, als lateinischer Dichter hervorragende Lehrer war fortan sein Berater und engster Mitarbeiter in allen Schulsachen, an Stelle des nicht allzu energischen und umsichtigen Rektors, des Thorners Kaspar Friese.

Im Jahre 1592 erwirkte Stroband einen wichtigen Ratsbeschluß: Wie künftiger Zeit zur Wohlfahrt dieser Stadt gelehrte Leute sollen auferzogen werden. U. a. werden darin mehrere Stipendien für begabte Schüler mit der Verpflichtung ausgesetzt, nach beendetem Universitätsstudium sich in Thorn niederzulassen oder die erhaltene Summe zurückzuzahlen. Nach 10 Jahren fleißigster Arbeit war die Schule nach Sturmschen Grundsätzen eingerichtet. Einen Abschluß erfuhr Strobands Werk im Jahre 1594 durch die Gründung einer classis suprema, und damit gab er seiner Schule den Charakter eines akademischen Gymnasiums. In einer bisher ungedruckten Schrift: „Descriptio bibliothecae scholae Thornensis" verlieh er seiner Freude darüber Ausdruck und begründete die Notwendigkeit dieser obersten Klasse, indem er auf den gefährlichen Eifer der Jesuiten hinwies, in Thorn ein Kollegium zu schaffen. In der gleichen Schrift entwickelte er auch das genaue Programm der Klasse. In einem zweijährigen Kursus sollten die Elemente aller akademischen Fächer vorgetragen werden. In der Abteilung Theologie sollten neben hebräischen Studien das Examen Philippi, in der Abteilung Rechtswissenschaft die römischen Institutionen und die Politik des Justus Lipsius behandelt werden. Für das Fach Rhetorik waren die

Schriften Ciceros vorgesehen und in der Kunstanschauung und in der Philosophie sollte Aristoteles maßgebend sein. Selbst für die Medizinkunde wurde Vorsorge getroffen.

Mit der Eröffnung dieser Klasse hatte Stroband auch gleichzeitig die Raumfrage der Schule gelöst. Das Franziskanerkloster war im Laufe der letzten Jahre gründlich umgebaut worden und wurde jetzt der Schule als Heimstätte feierlich übergeben.

In diesem Gebäude fand auch die Bibliothek ihren würdigen Platz. Ihren Grundstock bildete die alte Klosterbücherei, die nun durch zahlreiche Gaben des Rates und der Professoren sowie durch Aufkäufe von Privatbibliotheken ständig vermehrt wurde. So erwarb z. B. die Thorner Bibliothek die reichhaltige Bücherei des groß-polnischen Superintendenten und fruchtbaren theologischen Schriftstellers Erasmus Gliczner nach dessen Tode.

Die Schulbibliothek enthielt auch eine Sammlung von Bildern, Porträts, Karten und sonstigen wissenschaftlichen Hilfsmitteln und war nach dem Muster der damals vorbildlichen Bibliothek in Leyden eingerichtet. Stroband hatte die Absicht, die Schulbibliothek zu einer großen öffentlichen Bücherei auszugestalten und dieselbe in einem besonderen Gebäude unterzubringen. Ein wissenschaftlich vorgebildeter Bibliothekar sollte sie verwalten, aber dieser Gedanke kam vielleicht wegen finanzieller Schwierigkeiten nicht zur Ausführung.

Stroband selbst besaß eine sehr reichhaltige Bücherei, die fast ganz in der städtischen Coppernikus-Bibliothek aufbewahrt wird. Eine Rekonstruktion würde ergeben, in welche Wissensgebiete das Interesse dieses humanistisch gebildeten Politikers reichte.

Mit der Schule und der Bücherei wurde auch die oben erwähnte Druckerei aufs engste verbunden. Nach Nehrings Tode (1587) hatte sie der sächsische Setzer Andreas Cotenius als städtischen Betrieb übernommen. Sie war der Zensur des Rektors unterstellt und diente nach wie vor in erster Linie den Bedürfnissen der Schule. Wissenschaftliche Untersuchungen, Schülerabschiedsreden, Dichtungen in barocker Sprache, hebräische, griechische, lateinische, deutsche, polnische, ja auch magyarische Texte gingen neben Predigten und Gelegenheitsdichtungen von ihr aus. Man erfährt aus diesen Drucken vieles über das innere Leben der Schule und über die Beziehungen, die Thorn zu anderen Städten Polens, Schlesiens, der Zips und Siebenbürgens pflegte.

Aber Strobands ehrgeizige Schulpläne gingen noch höher, und zu deren Verwirklichung sollte ihm die Thorner protestantische Synode dienen. Sie war infolge der fortgesetzten Bedrückungen und Gewalttaten, denen die Protestanten in Polen ausgesetzt waren, sehr notwendig geworden. So führte z. B. Thorn schon jahrelang einen kostspieligen Prozeß um die Johanniskirche, die der Kulmer Bischof für die Jesuiten beanspruchte. Nach vielen Intrigen war es gelungen, ein königliches Dekret zur Ansiedlung der Väter in Thorn zu erwirken. Aber der Rat sträubte sich unter Berufung auf das Religionsprivileg sehr entschieden, die Jesuiten in die Stadt zu lassen. Zuletzt kam diese Angelegenheit auf dem Krakauer Reichstag 1595 zur Sprache. Aber der König war durch diese und andere Beschwerden und Klagen der Dissidenten so unwillig geworden, daß er den Reichstag aufhob. Daraufhin beriefen die evangelischen Reichsstände für den August 1595 eine Synode nach Thorn.

Da mit Sicherheit zu erwarten war, daß auf dieser Versammlung auch die Frage der seit langem schon geforderten protestantischen Generalschule besprochen werden würde, war für Thorn eine gründliche Vorbereitung notwendig, damit die Sache in einem für die Stadt günstigen Sinne gelöst würde.

Zu diesem Zwecke nahm Stroband auf dem Marienburger Landtage im Juni d. J. vertrauliche Verhandlungen mit den preußischen Städten wegen Gründung einer solchen Generalschule auf und legte ihnen einen Sermon unter dem Titel:

„Herrn Heinrich Strobands Diskours von Anstellung einer gemeinen Schule in Preußen Ao 1595" vor, worin er mit Feuereifer für die Einrichtung einer solchen Lehranstalt eintrat. „Die Schulen dieser Länder" heißt es darin, „entsprechen wegen mangelnden Wohlwollens und Opfersinns der Bürger keineswegs unseren Wünschen, während uns die Andersgläubigen mit Hilfe ihrer Gönner den Vorrang streitig machen wollen. Deshalb gilt es, die uns drohende Gefahr abzuwenden, vor allem durch Einmütigkeit des Geistes, durch Wohltun und Einstehen für einander, auf daß uns niemand durch Freigebigkeit, Sorgfalt und Eifer übertreffe. Es ist unziemlich, sich durch Gefahren abschrecken zu lassen. Denn wenn es um die Sache Gottes und der Kirche geht, darf man vor Gefahren nicht fliehen, sondern, je größer sie sind, um so mehr muß man das Werk Christi ins Auge fassen". Am Schluß bat Stroband die Abgesandten der Städte, ihren Magistraten diese wichtige Angelegenheit zu empfehlen und auf dem Landtag Stillschweigen darüber zu bewahren, oder, falls es doch zur Debatte darüber käme, caute et prudenter zu verfahren.

Stroband begnügte sich nicht bloß mit diesem Aufruf. Er fügte ihm noch einen Abriß seines Schulprogramms in neun Abschnitten hinzu, in denen er zunächst das allgemeine Ziel und die Aufgaben des Unterrichts klarstellte, dann zu dem Unterricht selbst, der Lektüre, den Übungen und Deklamationen überging, von den Rechten des Patronats und der Jurisdiktion der Schule, von den Lehrergehältern und anderen Ausgaben, von der Unterhaltung armer Schüler, von dem Ort, an dem die Schule zu gründen sei, und über die Disziplin und die Rechte der Schule handelte, um zuletzt von den Kirchenpatronen zu reden, die auf ihre Kosten ein Haus für Kandidaten der Theologie stiften müßten. Denn Stroband sah voraus, daß sich die Synode mit der Gründung eines geistlichen Seminars beschäftigen würde, das den theologischen Nachwuchs heranzubilden hätte, damit die Studenten nicht genötigt seien, ihrer Studien wegen ins Ausland zu gehen. Er glaubte annehmen zu dürfen, daß ein solches Seminar auch von Theologen aus Ostpreußen, Schweden und anderen Ländern besucht werden würde.

Dieses Material gab Stroband zum Zwecke weiterer Beratungen den Abgeordneten in die Hand. Man ging mit dem Vorsatz auseinander, sich nach der Synode im Dezember zum Abschluß der Verhandlungen in Danzig aufs neue zu treffen.

Die Thorner Synode, an deren Zustandekommen Stroband eine gewiß nicht unbedeutende Rolle gespielt haben mag, war zahlreicher und glänzender, als jede der bisherigen. Es erschienen gegen 60 weltliche Herren aus allen Ständen und 44 Geistliche. Von Seiten Thorns wohnten ihr Bürgermeister Stroband und der Ratsherr Stenzel Schulff bei. Auch die anderen preußischen Städte waren eingeladen worden, doch nahmen ihre Vertreter an den Verhandlungen offiziell nicht teil, aus Angst, den König zu verärgern. Sie verständigten sich aber mit der Synode durch einen Parlamentär, wobei sie sich ausbedangen, daß nichts von ihnen gefordert werden dürfe, was gegen Gott, ihr Gewissen oder den der Königlichen Majestät schuldigen Gehorsam gerichtet sei. Auch die Thorner Bürgerschaft war mit der Wahl ihrer Stadt als Tagungsort wenig einverstanden. Man fürchtete allerhand Verwicklungen, weil der jesuitisch geleitete König Sigismund III. die Synode als eine gegen die Sicherheit des Staates und der Kirche gerichtete Versammlung ansehen könnte. Stroband zerstreute jedoch alle diese Bedenken, zumal sehr einflußreiche polnisch-evangelische Magnaten im Falle einer Gefahr der Stadt Schutz und Hilfe zugesichert hatten.

Die Synode rechtfertigte nicht die Erwartungen, die man auf sie gesetzt hatte. Ihre Verhandlungen waren lebhaft, hitzig, ja bisweilen stürmisch; und wenn man auch den Sandomirer Consens von 1570 einhellig erneuerte, so zeigte doch das allgemeine Bild, daß sich die Konfessionen schon stark auseinander gelebt hatten. Nur in der Schulsache war man einig. Man verlangte, wenn auch in allgemeinen Wen-

dungen, die Gründung einer protestantischen Akademie an einem geeigneten Orte „in meditullio regni". Dieser Beschluß gab Stroband natürlich einen neuen Antrieb, seine Pläne weiter zu verfolgen.

Im Dezember erschien er mit Rektor Friese und Konrektor Schober zu den im Juni vereinbarten Verhandlungen in Danzig. Neben Danzig selbst waren nur noch Marienburg und Elbing vertreten. Stroband legte den Abordnungen wieder eine umfangreiche Denkschrift über die zu gründende Akademie vor. Danach sollte das Gymnasium mit zehn Klassen von drei Scholarchen, drei Visitatoren, elf Lehrern, dem Kalligraphen und dem polnischen Lehrer, und die beiden akademischen Klassen von acht Professoren betreut werden. Die Unterhaltungskosten sollten aus einem Grundfonds von 4000.— Gulden von den preußischen Städten und den Polen getragen werden, die ihre Kinder zur Schule schicken würden. Das Schulgeld sollte wöchentlich für den einheimischen 10, für den auswärtigen 20 Groschen betragen.

Die Danziger brachten allerhand Einwände gegen das zehnklassige Gymnasium vor. Sie waren keine Anhänger Sturms und hätten sich mit einer sieben- bis achtklassigen Schule begnügt. Ebenso gab die Frage der Lektüre in den einzelnen Klassen zu mancherlei Gegenvorstellungen Anlaß. Die Haltung der Elbinger war unbestimmt. Wenn trotz der Meinungsverschiedenheiten eine Einigung zustande kam, so war das nur dem überragenden Geiste Strobands und dem temperamentvollen Einsatz des Konrektors Schober zu verdanken. Man beschloß, das akademische Gymnasium in Thorn zu errichten, ohne Zweifel eine besondere Ehrung für Stroband persönlich, obwohl er weder in den Denkschriften, noch in den Verhandlungen seine Vaterstadt als Sitz der Schule genannt hatte. Die anderen stimmten um so lieber zu, als er sich im Namen der Stadt bereit erklärte, die Hälfte der Unterhaltungskosten zu übernehmen, wobei man annehmen darf, daß er selber mit seinem eigenen Vermögen dabei nicht kargen würde. Schließlich erörterte man noch Fragen über das Scholarchat, ob es von Vertretern der Magistrate der einzelnen preußischen Städte gebildet werden sollte, Fragen über Zahl und Eignung der Akademieprofessoren, über gemeinsame Sitzungen und die Einrichtung der Visitationen.

Man erkennt selbst aus diesen kurzen Angaben, daß hier Pläne entwickelt wurden, die tief durchdacht und bis ins einzelne ausgearbeitet waren, daß sie nicht der phantastischen Laune eines ehrgeizigen Mannes entsprangen, sondern wirklichen Wünschen und Bedürfnissen entgegenkamen, wie sie mehrfach auf den Synoden ausgesprochen worden waren.

Stroband konnte mit dem Ergebnis sehr zufrieden sein. Er hatte erreicht, woran er seit Jahren gedacht und gearbeitet hatte. Nun begab er sich nach Deutschland, um die Einrichtungen der namhaftesten Hochschulen zu studieren und Professoren für seine Akademie zu werben. Voll der schönsten Hoffnungen kehrte er nach Thorn zurück — aber hier fand er zu seinem Erstaunen eine veränderte Stimmung vor. Die Thorner Synode hatte dem Protestantismus in Polen nicht das gegeben, was man von ihr erwartet hatte. Statt die Eintracht zu fördern, hatte sie die Gegensätze nur vertieft, und das machte sich auch in Thorn bemerkbar. Das Patriziat huldigte mehr den Anschauungen Calvins, während die Masse mit der Geistlichkeit an der Spitze am starren Luthertum festhielt. Diese Gegensätze führten zu allerhand Verdächtigungen, Beleidigungen und Klagen, in die auch die Lehrerschaft des Gymnasiums hineingezogen wurde, so daß es zu einem Konflikt zwischen dem Rat und dem Kollegium kam. Stroband hatte diesen Widerwärtigkeiten gegenüber einen schweren Stand. Er war ein aufrechter und überzeugter Protestant, aber seine tiefe humanistische Bildung bewahrte ihn vor der subtilen, theologischen Haarspalterei seiner Zeit. Die dogmatischen Formeln betrachtete er von seinem Standpunkt als ein hilfloses menschliches, allzu menschliches Unterfangen, das Ewig-Unbegreifliche des göttlichen Geheimnisses dem menschlichen Begreifen näherzubringen. Aus praktischen

Gründen hielt er am Sandomirer Consens fest, der ihm eine gewisse Stellung über den Religionsparteien sicherte, und den er deshalb auch mannhaft während seiner Anwesenheit in Deutschland verteidigt hatte, wo man ihn heftig verurteilte. Er lehnte den von deutscher theologischer Seite beabsichtigten Einspruch gegen den Consens aufs schärfste ab, weil nach seiner Meinung die deutschen Theologen die andersgearteten Verhältnisse in Polen überhaupt nicht verstünden und sich deshalb in dieselben auch nicht einzumischen hätten.

Auch die preußischen Städte enttäuschten ihn. Die Begeisterung, zu der er sie durch sein Feuer emporgerissen hatte, war allmählich verflogen. Kleinliche Bedenken wegen der Finanzierung, gegenseitige Mißgunst und Eifersüchteleien machten sich geltend, und dazu kam die Angst, der König könne ihnen das Privileg zur Gründung der protestantischen Akademie vorenthalten. Genug, die preußischen Städte rührten sich nicht mehr.

Sollte nun alle Mühe vergebens sein? Stroband wäre nicht er selber gewesen, wenn er das zugegeben hätte. Wenn nicht *mit* den preußischen Städten, dann erst recht *ohne* sie, dachte er.

Eine drohende Gefahr von außen drängte die Bürgerschaft wieder zu geschlossener Einheit zusammen: Die Jesuiten. Die Appellation des Rates in Sachen der Rückgabe der Johanniskirche war durch das Krakauer Oberste Gericht verworfen worden. Unter Androhung schwerster Strafen und militärischer Exekution mußten die Thorner am Johannistage 1596 die Johanniskirche nebst Pfarrei und Schule abgeben, wenn sie auch die Verwaltung des Pfarrvermögens behielten. Bald darauf zogen die Jesuiten ein und begannen eine eifrige missionarische Tätigkeit, besonders in Spitälern und Gefängnissen, wagten es aber zunächst noch nicht, ein Kollegium zu eröffnen.

Das konnte indessen jeden Augenblick geschehen, und darum galt es für Stroband, die Angelegenheit seiner Schule so schnell wie möglich ins reine zu bringen. Zwar mußte er angesichts der Haltung der preußischen Städte den Gedanken einer Universität aufgeben oder mindestens zurückstellen. Vielleicht gelang es auf einem anderen Wege, seinem Ziele näher zu kommen. Er versuchte daher zunächst, der Schule eine möglichst breite Grundlage zu verschaffen, indem er ihr 1598 die sog. Ökonomie angliederte, ein Alumnat, das zur Aufnahme auswärtiger Schüler bestimmt war. Das Interesse des Rates und reiche Stiftungen gestatteten Stroband, ein ansehnliches Gebäude für diesen Zweck auf der Bäckerstraße einzurichten. Auch unbemittelte Schüler konnten darin Aufnahme finden.

So formte sich Strobands Werk zu einem großen Zusammenklang: Schule, Bibliothek, Druckerei und Ökonomie standen als städtische Unternehmungen in engster Beziehung zueinander, indem sie sich gegenseitig stützten und ergänzten.

Es mag Stroband nicht immer leicht gefallen sein, sich der Zustimmung des Rates zu all diesen Plänen zu versichern. Vielmehr ging es manchmal hart auf hart. Aber sein stählerner Wille verstand es, Widerstände, wenn nötig, auch gewaltsam zu brechen. Bezeichnend dafür ist eine heftige Auseinandersetzung, die er mit dem Ratsherrn Christian Schulff im Jahre 1597 hatte. Es wird berichtet, daß Schulff infolge dieser Auseinandersetzung in Trübsinn verfiel und einige Tage später Selbstmord verübte. Die näheren Zusammenhänge dieses Zwischenfalles sind nicht bekannt, aber handgreiflich tritt uns hier der Geist des Barock entgegen, jenes unerhört männlichen Zeitalters, das in leidenschaftlichem Höherwollen alle Rücksichten beiseite stellte und im Rausche seiner überschwenglichen Kraft unverrückt sein Ziel verfolgte.

Im Jahre 1598 starb an den Folgen einer Seuche sein Mitarbeiter, der begabte Konrektor Schober. Dieser Todesfall riß eine fühlbare Lücke in das Kollegium und unterbrach zeitweilig die Arbeit an der Organisation der Schule, so daß erst am 19. Juni 1600 die Verfassung der Schule endgültig fertiggestellt und vom Magistrat

bestätigt werden konnte. Auf Grund dieser Ordination umfaßte die Thorner Schule alle Schulgrade: Volks-, Mittel- und Hochschule. Ihren Kern bildete das zehnklassige Gymnasium, das nach den Grundsätzen Sturms aufgebaut war. Die unterste Klasse war in eine inferior und superior geteilt wie die oberste, die Prima auch, so daß für den gesamten Lehrgang der Schule zwölf Jahre nötig waren. Dem Gymnasium war eine classis suprema mit einem zweijährigen Kursus angegliedert, der die Schüler zum Universitätsstudium vorbereiten sollte.

Die oberste Schulbehörde war das Scholarchat, das aus dem Bürgermeister, einem Ratsherrn und einem altstädtischen Schöppen gebildet wurde. Diese Behörde übernahm die verwaltungstechnische Aufsicht und hatte die Disziplinargewalt. Die Geistlichkeit war im Scholarchat nicht vertreten. Ihr Einfluß beschränkte sich nur auf wohlwollende Empfehlungen und eine gewisse moralische Aufsicht über die Schuljugend.

An der Spitze des Gymnasiums stand der Rektor, ihm zur Seite die drei Visitatoren, der Prorektor, ein Professor der akademischen Klasse und ein Lehrer der Prima, unter ihnen arbeiteten die Inspektoren, d. h. die Lehrer der einzelnen Klassen. Mit den Scholarchen zusammen bildeten alle den sog. Schulrat.

Um den Unterricht in der Stadt einheitlich zu gestalten, waren auch die anderen Schulen der Aufsicht des Rektors unterstellt, die deutsche unter Leitung eines Kalligraphen oder Rechenmeisters, die polnische und die neustädtische Schule, die alle im Monat einmal visitiert werden mußten. Daneben gab es noch Winkelschulen, die aber nur ungern gestattet wurden.

Da die Thorner Schule nach den Grundsätzen Sturms „Litterae et Pietas" aufgebaut war, teilt sie auch alle Vorzüge und Nachteile mit der Straßburger Lehranstalt: sorgfältige Auslese bei der Aufnahme der Schüler, Sichtung durch jährliche Prüfungen, Belohnung des Fleißes durch Prämien, strengste Disziplin, die durch geheime Beobachter oder Angeber innerhalb der Schülerschaft noch verstärkt wurde. Ein Übermaß von Gottesdiensten und die Überspannung des lateinischen Sprachunterrichtes, der die Schüler fähig machen sollte, sich in lateinischer Rede so zu bewegen, wie es nur einem geborenen Römer zur Zeit Ciceros möglich war. Sollten die Schüler doch schon nach 6 Jahren ungefähr 20.000 Wörter, Redensarten und Sprüche zum freien Gebrauch erlernt haben. Die Geschichte der Pädagogik zeigt manchmal, daß an und für sich gesunde Gedanken in der Praxis der Schule so einseitig gesteigert und überspitzt werden, daß sie ihren eigentlichen Wert und ihre Bildungskraft verlieren. Stroband übrigens beherrschte so gewandt die lateinische Sprache, daß er einst auf einem der preußischen Landtage, wo man gewöhnlich deutsch verhandelte, sofort in die lateinische Rede überging, als er festgestellt hatte, daß ihn der anwesende polnische Bischof nicht verstand. Daß man deutsche Jungen hauptsächlich durch die deutsche Sprache und die deutsche Geschichte erziehen müsse, lag jener Zeit gänzlich fern. Ihr Ideal war ein anderes als heute, und da alle Schulen dieser Zeit, besonders auch die Kollegien der Jesuiten, ähnliche Lehrziele hatten, so wird man keiner einen Vorwurf daraus machen dürfen. —

Die Thorner Schule hatte kaum ihre Ordnung erhalten, als der unermüdlich tätige Bürgermeister ein völlig neues Werk in Angriff nahm. Er wünschte seiner Heimatstadt durch edle Kunst ein erhöhtes Ansehen zu geben, und deshalb berief er den Danziger Stadtarchitekten, Anton van Obbergen, im Jahre 1602 nach Thorn, um das Rathaus umbauen zu lassen. Stroband war schon 1591 mit ihm in Verbindung getreten, als es sich um eine stärkere Befestigung der Stadt handelte. Der Künstler hatte sich inzwischen als Erbauer der Schlösser Kronborg und Frederiksborg bei Kopenhagen und des Danziger Zeughauses einen Namen gemacht und löste auch jetzt seine Aufgabe in meisterhafter Weise. Es galt, dem bis dahin zweistöckigen gotischen Bau einen dritten Stock aufzusetzen, um Platz für „allerhand

Kriegsmunition von kleineren Sachen" zu gewinnen. Er verwendete dazu dieselben Formsteine wie beim alten Bau, führte die Blenden entsprechend höher hinauf und schloß sie mit dem für die damalige Zeit charakteristischen Tudorbogen. Er milderte ferner den allzu rohen Block des Rathauses, indem er größere Fenster mit Steinfassungen und Gliederungen nach holländischem Muster einsetzte und an den Ecken kunstvolle, zierliche Türmchen mit Steinhelmen anbrachte. Die eintönigen Linien der Dächer wurden in der Mitte der Markt- und Hofwände durch Renaissancegiebel unterbrochen, die er mit kanellierten Pilastern, Voluten und anderen Schmuckformen versah. Das ursprünglich burg- oder festungsartige Rathaus gewann durch diesen Umbau viel an Frische und Leichtigkeit, ohne jedoch seinen mittelalterlichen Grundcharakter zu verlieren. So bildete dieser Umbau ein Beispiel musterhafter, konservativer Arbeit von solcher Einheitlichkeit, daß selbst ein hervorragender moderner Sachkenner an die damals vorgenommene Erhöhung nicht recht hat glauben wollen. Auch das Innere erhielt durch Holztäfelung, durch Decken- und Wandgemälde des Danziger Malers Anton Möller einen kostbaren Schmuck.

Es ist als sicher anzunehmen, daß Stroband durch sein feinsinniges künstlerisches Urteil, das er sich auf Reisen und durch Studium erworben hatte, alle diese Arbeiten wesentlich unterstützte und förderte. Für die malerischen Kompositionen, die alttestamentliche, historische und symbolische Themen behandelten, hat er selbst zusammen mit seinem Kämmerer Aegidius Lichtfuß die Motive angegeben oder die Bilder ausgesucht.

Der Bau kostete 56.111 Floren. Es zeugt von der Tatkraft Strobands, daß die Stadt trotz der damaligen Kriegsnöte und der damit verbundenen Lasten diese Summe hat aufbringen können.

Bei der Einweihung des Rathauses 1604 hielt Stroband eine „ausbündig schöne" Rede. Es war vielleicht der Höhepunkt seines Lebens. Nun konnte er Rückschau und Ausblick halten. Als Politiker hatte er die autonomen Rechte seiner deutsch-protestantischen Vaterstadt kraftvoll zu wahren verstanden, hatte ihr durch die Thorner Synode ein Ansehen verschafft, das weit über die Grenzen Preußens hinausging. Dieser Ruhm fand seinen Ausdruck in dem künstlerischen Auf- und Ausbau des Rathauses, das für alle Zeiten mit seinem Namen verknüpft sein wird. Seine Lieblingsschöpfung, die Schule, stand in schönster Blüte. Sie hatte Zuzug aus den entferntesten Teilen des Landes. Bürgerliche wie Adlige aus dem In- und Auslande zählte sie zu ihren Zöglingen, darunter Andreas und Rafael Leszczynski, die Söhne des Belzer Woiwoden, von denen Rafael später eifrig für die Sache des Protestantismus in Polen eintrat und Tausende deutscher Einwanderer während des Dreißigjährigen Krieges auf seine Güter und in seine Stadt Lissa aufnahm. Wenn dies nur der einzige praktische Erfolg der Arbeit Strobands gewesen wäre, so ist er allein schon groß genug, um all seine Mühe zu rechtfertigen und zu belohnen.

In seinen letzten Lebensjahren galt seine Sorge der stetig wachsenden sozialen und wirtschaftlichen Not der Stadt. Innere Wirren in Polen, der Krieg mit Schweden, die russische Unternehmung des Königs mit dem falschen Demetrius zehrten am Mark der Stadt. Armut und Arbeitslosigkeit breiteten sich allmählich aus. Die Gefahr der Seuchen stieg. Schon im Jahre 1584 hatte Stroband eine sozialpolitische Schrift unter dem Titel: „De publica erga pauperes beneficentia" drucken lassen. Jetzt zog er die Nutzanwendung daraus. Er gab der Stadt eine neue Waisenordnung, baute oder erweiterte Hospitäler und Armenhäuser und gründete zum Besten des heruntergekommenen Tuchmachergewerks 1607 eine Handelsaktiengesellschaft.

Mit der größten Unruhe aber verfolgte er die Tätigkeit der Jesuiten. Im Jahre 1605 war es ihnen trotz des heftigsten Widerstandes der Thorner endlich gelungen, eine Schule — zunächst nur mit den unteren Klassen — zu eröffnen. Und damit

beginnt ein hundertjähriger, wechselvoller Kampf gegen die fremden Eindringlinge, der sein grauenvolles Ende 1724 in dem Thorner Blutgericht mit der Hinrichtung des Bürgermeisters Roesner und von 9 Bürgern finden sollte.

Zwar gelang es 1606 den Thornern, bei der ersten, die Protestanten herausfordernden Fronleichnamsprozession die Schule der Jesuiten zu stürmen und die Väter aus der Stadt zu vertreiben — es war dies ein Widerhall des Zebrzydowskischen Aufstandes gegen die jesuitische Politik des Königs — aber durch den Bischof Gembicki und 400 Kulmische Edelleute wurden sie wieder zurückgebracht.

Demgegenüber konnte nur ein fester organischer Zusammenschluß der Protestanten helfen. Bisher hatte man sich in Thorn mit Vorschriften über die kirchliche Disziplin, über Feiertage und Festlichkeiten, mit Dekreten gegen Mißbräuche, wechselseitigen Hader, Unsittlichkeit usw. begnügt. Jetzt berief Stroband eine Synode, auf der eine für die Stadt geltende kirchliche Verfassung beraten und festgelegt werden sollte, um nach außen und innen für den kommenden Kampf gerüstet zu sein. Es wurde als höchste Instanz ein Kirchenamt geschaffen, dessen Vorsitzender der Bürgermeister, dessen Mitglieder alle Pastoren und zwei Stadträte sein sollten. Diese Behörde war zugleich die vermittelnde Instanz zwischen der Geistlichkeit und der protestantischen Bevölkerung. Die rein kirchlichen Fragen erledigte der sog. Konvent oder das Ministerium mit dem Senior an der Spitze.

Das katholisch-geistliche Gericht der Kulmer Diözese machte aber dieser Verfassung gegenüber sofort seine Rechtsansprüche geltend, besonders in der Frage der Mischehen und der aus solchen Ehen stammenden Kinder.

Unter solchen Sorgen und Kämpfen um das Wohl seiner Vaterstadt ist Stroband am 20. November 1609 gestorben, reich an Alter, Ehren und Verdiensten. Kurz vor seinem Ende hatte ihn der Kurfürst von Brandenburg nach Königsberg geladen, um sich seines Rates zu bedienen, und hatte ihn dabei zu seinem Geheimen Rate ernannt. Strobands letztes Werk war vielleicht die Berufung des Thorners Konrad Graser zum Rektor der Schule, eines begabten Mannes, der schon Professor am Gymnasium gewesen war und dann vom Rate zu weiteren Studien nach Deutschland geschickt wurde. Im Jahre 1611 trat er sein Amt an. Unter seinem Rektorat erreichte die Schule ihre höchste Blüte, ein Ergebnis der reformatorischen Tätigkeit Strobands und seiner Mitarbeiter.

Es dürfte schwer sein, in dem damaligen protestantischen Deutschland einen ähnlichen Mann wie Stroband zu finden. Das Luthertum war zu seiner Zeit politisch in einen Ruhezustand versunken. Es duckte sich vor den geschwinden Läuften der Zeit und lebte in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit dahin, weil es nur auf „das Wort" und die papiernen Abmachungen und Zusagen des Augsburger Religionsfriedens vertraute. Es kümmerte sich nicht viel darum, daß der alt böse Feind schon mit groß Macht und viel List zum vernichtenden Schlage gegen den gesamten Protestantismus ausgeholt hatte. Besser erfaßte der deutsche Calvinismus, besonders die Männer am Kurpfälzischen Hofe zu Heidelberg, die gefahrdrohende Lage. Aber zu einer durchgreifenden Aktion ist es bis 1600 auch bei ihm nicht gekommen.

Nur der außerdeutsche Protestantismus stritt heldenhaft um sein Dasein und seine Geltung: die Hugenotten unter Coligny in Frankreich, Wilhelmus von Nassauen in den Niederlanden, die Männer am Hofe der Königin Elisabeth von England und die Schweden unter dem Prinzen Karl von Wasa. In die Front dieser Kämpfer ist auch der tapfere Bürgermeister Heinrich Stroband einzureihen, wenn er auch nicht mit dem Schwerte in der Faust wie jene, Glaube, Heimat und damit in jener Zeit auch das deutsche Volktum verteidigte.

Erbe seines Ruhmes, seines Vermögens und seines bürgermeisterlichen Amtes wurde sein Sohn Heinrich und nach dessen Tode 1626 sein gleichnamiger Enkel. Beide setzten den Kampf gegen die Jesuiten fort, die infolge der Unterstützung durch

den katholisch-polnischen Staat immer mehr Boden in der Stadt gewannen. Durch königliches Dekret eröffneten sie 1611 ihre Schule aufs neue und konnten 1618 sogar ihr Seminar von Posen nach Thorn verlegen. Angesichts der politischen Lage mußte sich die Stadt mit Protesten begnügen, zumal Johann Sigismund von Brandenburg, als Protektor der preußischen Lutheraner, zu dem die Stadt 1611 einen ihrer Bürgermeister und einen Ratsherrn sandte, einen offenen Widerstand für zwecklos erachtete. Aber man verbot den Thorner Bürgern, Jesuitenschüler wegen deren Zügellosigkeit in Pension zu nehmen, setzte dem Orden durch Vorschriften, Prozesse, Verhaftungen von Schülern aufs heftigste zu und erhob auf jedem preußischen Landtag gegen das Bestehen des jesuitischen Kollegiums, das ja zugleich nationalpolnische Interessen vertrat, Einspruch.

Im Jahre 1614 wollte die Fronleichnamsprozession über den Ring zur Nikolai-Kirche ziehen, fand aber den Markt durch Ketten abgesperrt und mußte unter Protest umkehren. Der Streit darüber zog sich jahrelang hin, bis er 1643 so beigelegt wurde, daß man für die Prozession einen ganz bestimmten Weg festsetzte, wobei sich die Stadt für die Sicherheit verbürgen mußte. Dafür zog der Bischof sämtliche Klagen und Prozesse gegen die Stadt zurück.

Als aber ein Jahr vor dem Tode des Bürgermeisters Heinrich Stroband III die Schweden Thorn eroberten (1656), war einer der wichtigsten Kapitulationspunkte die Entfernung der „polnischen" Jesuiten aus dieser deutsch-protestantischen Stadt.

Ein Deutscher König auf Polens Thron

August der Starke (1670—1733)

Von Dr. Gotthold Rhode, Posen (z. Z. Breslau)

Deutsche aus allen Ständen haben an der Geschichte des polnischen Staates Anteil gehabt und seine Geschicke mitgestaltet, Bauern und Bürger, Ritter und Mönche. Auch auf dem Königsthron der „Republik Polen" saßen zwei Deutsche, freilich erst zu einer Zeit, als der von der schrankenlosen Freiheit des Adels und der Willkür der Magnaten innerlich zerrissene Staat schon seinem unabwendbaren Ende entgegentrieb. Beide Könige, August II., der Starke und August III. waren zugleich Kurfürsten von Sachsen, entstammten einem der angesehensten Fürstengeschlechter des Reiches, dem Haus Wettin, das zu Beginn des 12. Jahrhunderts mit der Mark Meißen auch den Schutz des Deutschtums im mitteldeutschen Raum übernommen hatte und ein mächtiger Förderer der friedlichen Wiedereroberung alten germanischen Siedelbodens war. Diese große Tradition war zwar am Dresdener Hofe gegen Ende des 17. Jahrhunderts längst vergessen, trotzdem wurde hier, wenn auch aus dynastischen Gründen, wieder eine Ostpolitik getrieben: Der junge Kurfürst Friedrich August wurde König von Polen. Gewiß, ohne sich dessen bewußt zu sein, unternahm hier ein Deutscher den Versuch, den machtpolitisch leeren Raum des polnischen Staates von innen her zu einer lebensfähigen und organischen Gestalt umzuschaffen. Aber dieser Versuch scheiterte an den Widerständen von außen, am schon zu weit fortgeschrittenen Verfall des polnischen Staatswesens, und — das wollen wir offen zugeben — nicht zuletzt auch an der Unzulänglichkeit des Königs selbst, der es nicht verstand, seine Pläne und seinen Willen durchzusetzen.

Von allen bedeutenden Deutschen im Leben des polnischen Staates ist sicher kaum einer im deutschen Volke so bekannt wie August der Starke. Aber man kennt ihn vorwiegend aus Romanen und Anekdoten als lebenslustigen Fürsten mit einer großen Zahl von galanten Abenteuern und Mätressen, schätzt und bewundert auch seine Dresdener Bauten, und weiß kaum, daß er ja auch die polnische Königskrone trug, einen großen Teil seines Lebens in Polen verbracht hat und dort gestorben ist. Um so nötiger scheint eine Würdigung dieses schillernden, ebenso reich mit Vorzügen ausgestatteten wie mit Fehlern behafteten Mannes gerade von diesem Standpunkt aus.

Dem jungen Prinzen Friedrich August von Sachsen schien zunächst keine bedeutende Laufbahn bevorzustehen. Zwar war er 1670 als Sohn des Kurprinzen von Sachsen, des späteren Johann Georg III. geboren, aber vor ihm stand sein um anderthalb Jahre älterer Bruder Johann Georg, der Land und Kurwürde erben sollte. Prinz Friedrich August hatte nur die Aussicht, ebenso wie die jüngeren Brüder seines Vaters ein kleines vom Kurfürstentum Sachsen abgetrenntes Herzogtum zu erhalten,

oder sich im Reich, beim Aussterben einer verwandten Linie, ein Fürstentum zu erwerben. Dem ehrgeizigen Prinzen hat diese Benachteiligung durch das Schicksal viel zu schaffen gemacht, und schon als Knabe stand er zu seinem Bruder in so scharfem Gegensatz, daß sie schließlich nicht mehr gemeinsam erzogen werden konnten, sondern Friedrich August 1685 einen eigenen Hofmeister erhielt. Die Brüder waren allerdings außerordentlich verschieden. Johann Georg war schwächlich und zart, Friedrich August zeigte schon sehr bald die ungewöhnlichen Körperkräfte, die ihm seinen Beinamen eintrugen. Der Kurprinz zeigte wenig Interesse für Soldaten und Kriegswesen, um so mehr aber für Mathematik und andere Wissenschaften, während Friedrich August sich in erster Linie als Soldat fühlte und ein ausgezeichneter Reiter, Fechter und Schütze war. Zum Lernen konnten ihn seine Lehrer nur mit Mühe anhalten, und nur Mathematik und Festungsbauwesen fesselten ihn stärker, später auch mehr und mehr die Baukunst, sein Lehrer war hier der Dresdener Festungskommandant von Klengel. War Johann Georg ein Melancholiker mit häufigen Zornausbrüchen, so war Augusts Temperament ausgesprochen sanguinisch; rasch begeistert und entflammt, konnte er sich ebenso rasch auch Neuem zuwenden und die Durchführung des eben noch gefaßten Plans fallen lassen.

Der Vater, Johann Georg III., selbst eine unbekümmerte Kraftnatur, der auch an der Befreiung Wiens Anteil hatte, liebte seinen jüngeren Sohn ganz besonders, und auch beim Hofe erwarb er sich überall Zuneigung, was den Neid des älteren Bruders erweckte. Dafür „misgonte der ingere dem Codrus, das die Natur ihm Gegenteil ihm zum eltern gemacht" — wie uns August in diesen Jahren in einer romanhaften Lebensbeschreibung selbst erzählt. Gemäß seinen Neigungen und Aussichten bereitete er sich auf ein soldatisches Leben vor, sein Ideal war es, ein Kriegsheld zu werden, und daneben auch ein Kavalier, der alle anderen ausstach. Auf der üblichen „Großen Tour", die ihn von 1687 bis 1689 durch das Reich, die Niederlande, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien führte, wurde seine Vorliebe für Prunk und großartiges Auftreten, für prachtvolle Bauten und Militärisches noch bestärkt, zugleich streifte er auch alle moralischen und ethischen Bindungen, die ihm seine lutherische Erziehung und seine fromme Mutter Anna Sophie auferlegt hatten, ab. Er wurde der lebensbejahende, genußfreudige, kraftschäumende Mensch des Barock, der bei seinen Plänen und Unternehmungen keinerlei hemmende sittliche Bedenken kennt, dem Verpflichtungen gegen seine Umwelt und Rücksichtnahme tieferer Art auf sie fremd sind. Vor dem ehrgeizigen Streben, nach außen zu wirken und zu glänzen, zu „repräsentieren", wie wir heute sagen würden, mußte alles andere zurücktreten.

Nach seiner Rückkehr von der „Großen Tour" lag er dreimal mit seinem Vater am Rhein gegen die Franzosen im Felde und zeigte dort seine Unerschrockenheit. Als nach seines Vaters Tode im Jahre 1691 sein Bruder als Johann Georg IV. Kurfürst geworden war, war er mit ihm an dem befreundeten Berliner Hofe und heiratete bald darauf eine Hohenzollernprinzessin Christiane Eberhardine von Bayreuth, eine sehr ernste und fromme Frau. Wie bei der Verschiedenheit der Ehegatten und Augusts schon damals häufigen Liebesabenteuern zu erwarten war, wurde es eine unglückliche, nur an immer neuen Enttäuschungen reiche Ehe.

Bald darauf tat er seinen ersten selbständigen politischen Schritt mit dem Versuch, sich des Herzogtums Lauenburg an der unteren Elbe zu bemächtigen, auf das sein Haus infolge eines Erbvertrages Ansprüche erhob. Doch der Plan mißlang, und nach einem neuen Feldzug gegen die Franzosen begab sich der Herzog — wie sein Titel nun lautete — auf eine neue Italienreise. Auf ihr ist zweifellos der tiefe Eindruck des italienischen Barock auf ihn entstanden, der sich später in seinen Bauten in Dresden und Warschau widerspiegelt, ebenso lernte er aber auch in Wien und Prag die Blüten seiner Barockkultur eingehender kennen.

Er war kaum wieder in Dresden, als sein Bruder, erst 25 Jahre alt, im April 1694 an den Blattern kinderlos starb. August folgte ihm auf dem Thron und hatte nun Gelegenheit, seinen ehrgeizigen Plänen und Gedanken Gestalt zu geben. Aber das war nicht so einfach. Im Kampf gegen die eigenwilligen Stände waren des Kurfürsten Friedrich Augusts I. Vorgänger noch nicht so weit gekommen wie die Hohenzollern im benachbarten Brandenburg, und so mußte sich der junge Kurfürst weidlich mit dem Landtag streiten, daß er ihm wenigstens einen Teil der geplanten neuen und höheren Steuern besonders für die Heeresvermehrung bewilligte. Mit großem Eifer machte sich Friedrich August an eine Bestandsaufnahme seines Landes, erwog Pläne zur besseren Nutzung der Steuerkraft und begann die straffere Organisation seines Heeres; ebenso eifrig stürzte er sich aber auch in eine Reihe kostspieliger rauschender Feste. Im Krieg gegen die Türken befehligte er in zwei Feldzügen die kaiserliche Armee in Ungarn als Oberbefehlshaber, ohne aber viel Ruhm dabei zu erwerben. Hier, wie überall, fehlte es ihm an dem energischen Willen zur Durchführung seiner stets neuen Gedanken, schöne Frauen und Vergnügen konnten ihn nur zu leicht ablenken. Plötzlich taten sich aber ganz neue Wege, zu Ruhm und Macht zu gelangen, vor ihm auf.

Im Juni 1696 war König Johann Sobieski gestorben, der große Türkensieger, der aber als König geizig und kleinlich geworden war, so daß Polens Adel seinen Tod herbeisehnte. Alsbald begann das große politische Spiel um die Wahl eines Nachfolgers. Seit dem Aussterben der Jagellonen vor mehr als 100 Jahren war ja Polen ein freies Wahlkönigreich, auf dessen Thron Franzosen, Ungarn, Schweden und Polen einander abgewechselt hatten. Die Wahl war schon lange nicht mehr eine innere Angelegenheit des polnischen Adels, sondern ebenso eine Auseinandersetzung der auswärtigen Mächte, denen es natürlich nicht gleichgültig war, wer nun die Krone eines der größten damaligen Staaten tragen sollte. Die auswärtigen Gesandten konnten zwar nicht wählen, konnten ihren Kandidaten aber offiziell „empfehlen" und weniger offiziell, aber um so erfolgreicher, mit Geldgeschenken für ihn werben. Frankreich und Habsburg waren die beiden großen feindlichen Lager, die hier immer wieder zum Kampf antraten. So war es auch während dieses Interregnums. Von der Kandidatur eines Polen, eines „Piasten", wollte der Adel diesmal nichts wissen, nur Ausländer bewarben sich um die Krone, von habsburgischer Seite der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg, der Prinz von Lothringen und Markgraf Ludwig von Baden, von französischer die Prinzen Conti und Condé. Daß ein Deutscher als Kandidat auftrat, war gar nichts Ungewöhnliches. Bei fast jeder Wahl war es geschehen, bald war es ein österreichischer Erzherzog, bald der Pfalzgraf von Neuburg. Auch der Große Kurfürst hatte eine Zeitlang, um 1661, daran gedacht, die polnische Krone zu erwerben, wofür besonders der großpolnische Adel begeistert eingetreten war. Freilich hatte der Gedanke an den notwendigen Konfessionswechsel den Plan bald wieder verschwinden lassen. Während nun im Winter 1696/97 in Warschau eifrig die Werbetrommel gerührt wurde, der polnische Adel Bestechungsgelder von möglichst vielen Seiten nahm, und ein Aufruhr der entlassenen Soldaten das morsche Staatsgefüge erschütterte, faßte Friedrich August den Plan, selbst König von Polen zu werden. Irgendwelche idealen Beweggründe dürfen wir bei ihm, wie überhaupt bei den Fürsten seiner Zeit, nicht suchen. Der Gedanke, ein großes Land, mit seinen rund 1 000 000 Quadratkilometern größer als das Deutsche Reich, zu regieren, es in neuen Kämpfen gegen die Türken noch zu erweitern, mochte ihn vor allem beherrschen, ebenso das Verlangen, durch die Personalunion von Sachsen und Polen zu einer Machtfülle aufzusteigen, wie sie kein anderer deutscher Reichsfürst besaß. Dann konnte er vielleicht auch nach der Kaiserkrone greifen. Zwar bestand ein bedeutendes Hindernis: das lutherische Bekenntnis. Der König von Polen brauchte zwar nicht polnisch zu sprechen — Latein genügte für den Verkehr mit dem Adel

vollauf —, aber er mußte unbedingt Katholik sein. Für den gläubigen Großen Kurfürsten war dies Hindernis entscheidend gewesen. Friedrich August aber setzte sich ohne große Bedenken darüber hinweg und erklärte sich zum Glaubenswechsel bereit. Die großen Schwierigkeiten, die jedem König von Polen aus der Freiheit des Adels, der Willkür der Magnaten, der bunten nationalen und konfessionellen Zusammensetzung des Staates und schließlich auch aus den Wünschen und Interessen der Nachbarmächte erwachsen mußten, scheint er kaum erwogen zu haben. Von seinem Wunsch beseelt, betrieb er seine Wahl mit der ihm eigenen Begeisterung. In ihr mag ihn, den Geheimwissenschaften besonders fesselten, vor allem die Prophezeiung eines Wilhelm Petersen bestärkt haben, die ihm 1670 verkündete, 1696 werde ein Sproß aus Sachsenstamm halb dänischen Geblütes (Augusts Mutter war eine dänische Prinzessin) mit Namen Augustus König von Polen werden, werde Ungarn, das türkische Reich und halb Asien erobern, römischer Kaiser werden und als letzter großer Kaiser bis zum Jüngsten Gericht glücklich herrschen.

Erst spät, im April 1697, trat er mit seiner Kandidatur auf den Plan. Inzwischen hatte der Franzose Conti seine Mitbewerber schon ausgestochen und die besten Aussichten, gewählt zu werden. Die Habsburger sahen in Friedrich August den einzigen noch aussichtsreichen Gegenkandidaten für den Franzosen und unterstützten ihn. Der Kurfürst selbst ließ durch seine Gesandten eifrig Wähler werben und sicherte sich die Hilfe der anderen Mächte. Die Wahl vom 27. Juni brachte aber keine Entscheidung. Während der Primas von Polen mit einem Teil der Wähler Conti für einstimmig gewählt erklärte, tat der Bischof von Kujawien mit dem andern Teil das Gleiche mit Friedrich August. Den Sieg trug der Schnellere davon, und das war Friedrich August. Schon vier Wochen nach der Wahl traf er mit seinen Truppen an der schlesisch-polnischen Grenze ein — den Übertritt zum Katholizismus hatte er schon Anfang Juni in aller Stille vollzogen —, und war bereits feierlich in Krakau gekrönt worden, als sein Rivale erst im Hafen von Danzig einlief, aus dem ihn die Danziger und Augusts Soldaten bald wieder vertrieben.

Einfach war aber die Stellung des Königs, der sich nun auf Wunsch der Polen August II. nannte, damit durchaus noch nicht. Ein Großteil der Polen betrachtete ihn und seine sächsischen Truppen mit stärkstem Mißtrauen. Die Wähler seines Rivalen weigerten sich, ihn als König anzuerkennen, und erst auf eine Reihe von feierlichen Versprechungen, z. B. seine Truppen aus eigener Tasche zu unterhalten, den polnischen Truppen große Summen zu zahlen, Ämter nur Einheimischen zu geben, fanden sie sich allmählich zur Anerkennung bereit. August mußte bald merken, daß es nicht zu den Annehmlichkeiten gehörte, König von Polen zu sein. Der Adel verlangte von seinem Herrscher in den „Pacta Conventa", die jeder König beschwören mußte, unermüdlichen Einsatz für den Staat. Der König sollte eine Flotte aufbauen, die verlorenen Gebiete wiedererobern, Truppen zum Schutz der Grenzen selbst stellen, durfte aber ohne Wissen und Willen des Adels und der Senatoren nichts tun, weder Steuern auferlegen, noch das allgemeine Aufgebot einberufen oder den Krieg erklären. Der Adel konnte ihm aber, wenn er es für richtig hielt, kurzerhand den Gehorsam verweigern.

Trotzdem knüpfte August an sein Königtum und die Union Sachsens mit Polen große Pläne. Aus der Verbindung der deutschen schon damals in Sachsen blühenden Industrie und der polnischen Rohstoffe, deutscher Verwaltungstechnik und der polnischen Getreideüberschüsse sollte ein starkes Staatswesen mit einer gesunden Wirtschaft entstehen, das sich nach Möglichkeit selbst versorgen sollte. Ein vom König selbst entworfener Plan zeigt, daß er sein Land nicht nur wirtschaftlich, sondern auch militärisch durchorganisieren wollte. An der langen Ostgrenze sollten starke Festungen mit ständigen Besatzungen entstehen, die polnischen Truppen vermehrt und nach deutschem Muster durchgebildet werden. Es kennzeichnet August als Deutschen, daß

er sogleich diese Pläne faßte, Ordnung in das polnische Chaos zu bringen. Es schien, als böte sich nun eine Gelegenheit, die vielen deutschen Kräfte, die durch Jahrhunderte in den polnischen Raum geströmt waren und dort in vielfachen Einzelleistungen ihr Bestes gegeben hatten, zu einer einheitlichen großen Leistung zusammenzufassen. Aber — König August II. war nicht der Mann, der eine solche Aufgabe mit der erforderlichen Geduld und Energie durchführen konnte. Sein schweifender, beweglicher Geist ließ sich immer wieder ablenken; hatte er sich eben noch mit großen Aufbauaufgaben beschäftigt, so dachte er bald darauf nur noch an den Karneval und eine recht glanzvolle Ausgestaltung seiner Feste.

In seinem Streben nach kriegerischem Ruhm und Beliebtheit bei seinen neuen Untertanen wandte er sich außenpolitischen Aufgaben zu, ohne daß eine innere Gleichrichtung auch nur in Angriff genommen war. Ein schwieriges Hindernis für Augusts Absichten in Polen war es, daß sich die Österreich gehörigen schlesischen Herzogtümer zwischen Sachsen und Polen schoben, und seine Truppen stets durch fremdes Gebiet marschieren mußten. Um sich eine Landbrücke zu schaffen, schlug er in Wien vor, ihm die Herzogtümer Krossen und Sagan zu verkaufen oder gegen ein anderes Gebiet einzutauschen. Am kaiserlichen Hof aber war man mißtrauisch, denn man wünschte durchaus nicht, daß August in Polen zu mächtig würde. Es ist August auch nie gelungen, diese direkte Verbindung zwischen Sachsen und Polen herzustellen.

Bald nach seinem Regierungsantritt wurde August ein außenpolitischer Erfolg beschieden. Der Türkenkrieg wurde trotz des nicht sehr ruhmreichen Feldzuges vom Jahre 1698 glücklich beendet, im Frieden von Karlowitz erhielt Polen den Dniestr zur Grenze und gewann damit das verlorene Podolien und einen Teil der Ukraine wieder. Auch die große Festung Podolisch-Kamentz, deren Wiedergewinnung August vor der Wahl versprochen hatte, kam wieder in polnische Hand.

An diesen Erfolg wollte er gleich einen weiteren anschließen, ehe er seine großen Pläne, die Eroberung des Balkans und die Gewinnung der Kaiserkrone, in Angriff nahm.

Zu den Polen in den letzten Jahren verlorengegangenen Gebieten gehörte auch Livland, über das es 100 Jahre eine lose Oberhoheit ausgeübt hatte, bis es sie 1660 an Schweden abtreten mußte. Zu einer Wiedergewinnung schien der rechte Zeitpunkt gekommen, als in Schweden Karl XII., ein halber Knabe, auf den Thron kam. Die Anregung dazu kam von dem landflüchtigen Führer des livländischen Adels, Reinhold von Patkul, einer der interessantesten und gleichzeitig tragischsten Gestalten des Deutschtums in Osteuropa. Über den sächsischen Generalmajor Flemming gelangte Patkul zum König und trug ihm seine Pläne, mit Hilfe der Russen und Dänen die Schweden vom Südufer der Ostsee zu vertreiben, am Neujahrstage 1699 in Grodno vor. Da auch der Zar Peter bei einer Zusammenkunft in dem Städtchen Rawa Ruska im Herbst 1698 August seine Angriffspläne auf Schweden eröffnet und für Augusts Beistand Hilfe bei der Niederwerfung aufsässigen Adels zugesagt hatte, fing August Feuer. Obwohl in Litauen noch die mächtige Magnatenfamilie der Sapiehas revoltierte, traf er umfangreiche Vorbereitungen und schloß feste Bündnisse mit Dänemark und Moskau. In Polen aber, für das der Krieg ja geführt werden sollte, herrschte darüber keine Begeisterung; im Gegenteil, man machte dem König Schwierigkeiten, weil er die Stadt Elbing an Brandenburg geben wollte, die diesem auf Grund der Verträge von Wehlau und Bromberg zustand. Bezeichnend war, daß polnische Truppen gar nicht am Krieg teilnahmen, und die sächsischen Truppen von der Bevölkerung feindselig behandelt wurden. Der polnische Starost von Schaulen weigerte sich, sie für Neujahr 1700 zu verpflegen, und verursachte damit vorzeitiges Losschlagen.

Wie der Anfang, so ging auch die Fortsetzung des geplanten „militärischen Spazierganges" nicht nach Wunsch. Die Besetzung Rigas wurde vereitelt, Augusts

Truppen unterlagen den Schweden an der Düna. Aus der kleinen Aktion entwickelte sich der große Nordische Krieg, der nicht nur für August verhängnisvoll werden sollte. Karl XII. wandte sich nun gegen Polen, obwohl der Adel sich immer noch weigerte, ihm den Krieg zu erklären, und besetzte es, ohne daß ihm nennenswerter Widerstand entgegengesetzt wurde. Die zwischen dem König und dem Adel bestehende Spannung nutzte er durch die Forderung nach Absetzung Augusts aus. Als sich August mit sächsischen und polnischen Truppen dem Gegner stellte, bereitete die polnische Armee eine volle Enttäuschung; sie nahm Reißaus, ohne einen Schuß abgegeben zu haben, und verursachte so von vornherein Augusts vernichtende Niederlage von Kliszow (1702). Seitdem ist August auf Jahre hinaus nur dem Namen nach König von Polen gewesen. Stück für Stück mußten die sächsischen Truppen das Land räumen. Die Polen verhielten sich passiv, oder sagten ihrem König den Gehorsam auf. Es kam so weit, daß auf Karls Befehl ein Gegenkönig, Stanislaus Graf von Lissa (Leszczyński), gewählt wurde. Allerdings sammelte sich jetzt ein Großteil des Adels um den König, man schloß ein festes Schutz- und Trutzbündnis mit Rußland, doch konnte all das nach wechselndem Kriegsglück den König nicht vor dem Einfall Karls XII. in Sachsen retten. Im Frieden von Altranstädt vom Herbst 1706 mußte August Karls Bedingungen wohl oder übel annehmen und der polnischen Krone entsagen, nur den Königstitel durfte er behalten.

Die Bilanz dieser ersten stürmischen Regierungsjahre war für August alles andere als erfreulich. Riesige Summen hatte er schon in die Königswahl gesteckt, noch mehr Geld hatten die Kriegszüge verschlungen; für alles hatte sein Kurfürstentum Sachsen aufkommen müssen, während Polen nichts dazu beigetragen hatte, ihm vielmehr durch seine ewige Opposition und Uneinigkeit nur stets neue Schwierigkeiten bereitet hatte. Es ist deshalb verständlich, wenn er bald den Gedanken faßte, von dem allzu großen, so verschiedenartigen Staatsgebilde Teile abzutrennen und sich selbst nur einen kleineren Reststaat zu sichern, in dem er leichter ein absolutes Regiment aufrichten konnte. Er hatte erkannt, daß schon die Zusammensetzung des polnischen Staates, zu dem so verschiedene Gebiete wie Westpreußen einerseits und Kurland und die Ukraine andererseits gehörten, dem Staat nur verderblich werden konnte. Deshalb schlug er Brandenburg-Preußen die Abtretung Westpreußens vor, wollte Kurland völlig selbständig machen und weite Teile Weißruthenlens und der Ukraine an Rußland geben.

Diese Teilungspläne wiederholten sich immer wieder, in den Jahren des Nordischen Krieges stellte er fast alljährlich ein neues „Projekt" auf. Seine polnischen Beurteiler haben ihm diese Teilungspläne sehr übelgenommen und sie als Angriffe auf Polens Größe und Unteilbarkeit gebrandmarkt. Sie bedachten dabei nicht, daß vielleicht gerade solch eine Verkleinerung des Staates, die Gebiete, die ihm gar nicht zukamen, wie z. B. Westpreußen, an den rechtmäßigen Eigentümer zurückgab, noch die letzte Möglichkeit gewesen wäre, dies korrupte Staatswesen noch einmal unter planvoller Führung gesunden zu lassen.

Aber diese weitgehenden und kühnen Pläne des Königs erlebten das gleiche Schicksal wie die meisten anderen seiner politischen Vorhaben. Sie blieben Pläne, ihre Ausführung kam nicht zustande.

In den Jahren nach dem Altranstädter Frieden gab August seine Ansprüche auf die polnische Krone, der er — d. h. sein Kurfürstentum Sachsen — nun schon viele Millionen geopfert hatte, durchaus noch nicht verloren. Solange allerdings die Schweden in Sachsen und Polen standen, konnte er nichts unternehmen. Er unterhielt nur ständigen Kontakt mit seinen Anhängern in Polen und seinem mächtigen Bundesgenossen Peter dem Großen. Überraschend schnell kam ohne sein Zutun die Wende. Karl XII. empfing im Sommer 1709 bei Poltawa die den Nordischen Krieg und das Schicksal Schwedens entscheidende Niederlage. Sie entschied auch das

Schicksal Polens. Denn kaum hatte August Nachricht von der Niederlage seines großen Gegners bekommen, als er auch schon mit der ganzen selbstverständlichen Skrupellosigkeit des Barockfürsten, mit der er bei Friedensschluß in die Auslieferung Patkuls gewilligt hatte, in einem Manifest die Ungültigkeit seiner Verzichterklärung verkündete und anschließend mit seinen Truppen in Polen einrückte. Sein Gegenkönig, Stanislaus von Lissa (Leszczyński), zeigte sich jetzt, wo sein schwedischer Protektor geschlagen war, als nicht ernst zu nehmender Gegner. Er floh mit den letzten schwedischen Truppen nach Pommern, während August sich mit Peter dem Großen in Thorn traf und dort das Bündnis mit Rußland erneuerte. Mehr oder weniger stillschweigend hat er dabei die ständige Beeinflussung durch Rußland zugestehen müssen, dessen Gesandter zur einflußreichsten Persönlichkeit am polnischen Hofe wurde und dessen Truppen gemeinsam mit den sächsischen das Land besetzten.

Mit ihrer Hilfe konnte August seine Regierung verhältnismäßig rasch wieder herstellen und vor allem die Südostgrenze des Landes gegen den drohenden Einfall Karls XII. und seines türkischen Verbündeten sichern. Doch konnte und wollte er sich nicht allzu sehr auf den russischen Freund verlassen. Vor allem mußte er sein eigenes Heer stärken, dessen Mängel im Nordischen Krieg deutlich geworden waren. Seit 1710 war er darum eifrig bemüht, seine sächsischen Truppen wieder auf 30 000 Mann zu bringen und sie auszubilden. Mit den polnischen Krontruppen geschah weiter nichts. Sie hatten ihre gänzliche Unzulänglichkeit allzu schlagend bewiesen. Die Hauptlasten trug bei diesen Heeresvermehrungen wieder Sachsen, 20 000 Taler gingen monatlich zu diesem Zweck nach Polen. Um aber auch Polen an den Lasten teilhaben zu lassen, beließ August einen Großteil seiner Regimenter dort. Gleichzeitig traf er weitere Anstalten zur Wehrhaftmachung des Landes, die wichtigsten Städte, z. B. Posen, Krakau und Lemberg, wurden durch seine Generäle befestigt.

Da aber machte sich nach einigen Jahren ruhigen Aufbaus die Kluft zwischen Adel und König wieder bemerkbar. Der Adel fürchtete, — vielleicht nicht zu Unrecht — August wollte durch einen provozierten Streit zwischen den sächsischen Truppen und dem Adel, in dem er die Rolle des Vermittlers übernehmen wollte, die Rechte des Adels vermindern und die königliche Regierung unabhängiger machen. Die gleiche Befürchtung hatte der russische Freund. Nicht ohne seinen Einfluß bildete sich 1715 die Konföderation von Tarnogrod, die die Zurückziehung der sächsischen Truppen und Wiedergutmachung der von ihnen angerichteten Schäden forderte. Augusts erster Minister und Generalfeldmarschall Flemming verzichtete auf eine blutige Niederwerfung und begann endlose Verhandlungen, an denen schließlich der russische Gesandte Dolgorukij in der Rolle eines Vermittlers teilnahm. Endlich kam die Einigung durch den Warschauer Traktat von 1716, den der polnische Reichstag in seiner berühmten „Stummen Sitzung" vom 1.2.1717 annahm. Mit seinen einschneidenden Bestimmungen — die sächsischen Truppen mußten bis auf ein Garderegiment Polen verlassen, der König durfte nur 6 deutsche Beamte haben, die „Republik" Polen nicht mehr Truppen halten als 24 000 Mann — war dieser Traktat vor allem ein Sieg Moskaus, dessen dauernde Vorherrschaft im polnischen Staat nunmehr endgültig besiegelt wurde.

Dennoch machte August noch einen Anlauf zur Abschüttelung der russischen Bevormundung. Das durch die Ehe seines Sohnes mit der Habsburgerin Maria Josepha frisch befestigte Bündnis mit Österreich, dem auch England-Hannover angehörte (Wiener Allianz von 1719), sollte die außenpolitische, eine wirkliche Aussöhnung mit dem Adel die innenpolitische Stütze des Vorgehens gegen Rußland sein. Wieder machte die Haltung des Adels alles zunichte. Die anfänglich sehr russenfeindliche Stimmung sank nämlich sofort, als die russischen Truppen das Land verließen und dafür der Rubel zu rollen begann. Der polnische Reichstag dachte nicht an die Ra-

tifizierung der Wiener Allianz und der anderen gegen Moskau gerichteten Bündnisse; alles war umsonst.

Von diesem Zeitpunkt ab (1720) nahm die Entfremdung zwischen König und Adel mehr und mehr zu. August machte keinen Versuch mehr, den Adel für sich zu gewinnen, und stützte sich auf die wenigen Magnatenfamilien, die zu ihm hielten, oft nur, weil sie auf besondere Berücksichtigung bei der Verleihung der höchsten Ämter hofften. Immer wieder kam bei dem König jetzt jene Bitterkeit zum Ausdruck, die ihn vor seinem Tode sagen ließ, er habe eine Dornenkrone getragen und wünsche seinem Sohne mehr Glück, als er gehabt.

Aber wenn auch sein Regiment in Polen sich in diesen letzten Regierungsjahren in ruhigeren Bahnen bewegte, Pläne schmiedete der regsame König immer wieder. Der Teilungsplan wurde wieder erwogen und tauchte auch kurz vor seinem Tode 1733 als der „große Plan" (le grand dessein) in ausführlichen Vorschlägen an Preußen wieder auf. Davor lag allerdings eine Zeit ernstester Spannung zum preußischen Nachbarn. Sie wurde ausgelöst durch das berüchtigte Thorner Blutgericht von 1724. Katholischer Fanatismus und polnische Mordlust begingen hier einen grausigen Justizmord an 10 deutschen Bürgern Thorns mit dem Bürgermeister an der Spitze. König August hatte nichts Erfolgversprechendes zu ihrer Rettung getan, wohl um sich nicht dem Verdacht zu geringen Glaubenseifers auszusetzen. Die Unfähigkeit des Königs, eine große, wirklich mannhafte Tat zu begehen, zeigte sich hier wieder mit aller Deutlichkeit. Polnische Historiker haben aus dieser Schwäche Augusts gleich den Schluß gezogen, er selbst habe die Verschärfung und Beschleunigung des Urteils gewünscht, um so der Welt zeigen zu können, wie wenig er bei der polnischen Verfassung zu sagen hätte, und so Unterstützung für die geplante Einführung des absoluten Königstums zu gewinnen. Mit dieser durch keinen Beweis gestützten Behauptung sollte die Verantwortung für das Blutbad, die auf dem polnischen Adel und der Geistlichkeit lastete, allein dem deutschen Fürsten zugeschoben werden.

Preußen, das sich schon seit der Zeit des großen Kurfürsten für die Protestanten in Polen eingesetzt hatte, forderte zunächst Abänderung des Urteils, und als es damit zu spät gekommen war, wenigstens Aufhebung der der Stadt Thorn auferlegten Beschränkungen. Auch hier wagte August sich nicht dem Druck der öffentlichen Meinung zu widersetzen. Der drohende Krieg wurde aber zweimal vermieden, weil erst Preußens wichtigster Bundesgenosse Peter der Große starb, und ein halbes Jahr später Preußens neue Bundesgenossen England und Frankreich zwar viel versprachen, aber wenig hielten.

Die bewaffnete Auseinandersetzung zwischen zwei deutschen Fürsten um das Schicksal der unterdrückten Deutschen in Polen unterblieb, und 1728 kam es bei dem Besuch Friedrich Wilhelms in Dresden wieder zu einem engen Bündnis zwischen August dem Starken und dem so gänzlich andersgearteten Preußenkönig. Die letzten Regierungsjahre widmete August, der doch das Scheitern fast aller seiner Vorhaben in Polen erleben mußte, trotzdem der Sicherung der Thronfolge für seinen Sohn. Auch sie gelang ihm nur schlecht, denn nach seinem Tode mußte ja erst der polnische Erbfolgekrieg über die Nachfolge Friedrich Augusts II. (als König von Polen Augusts III.) entscheiden. Bis zu seinem Lebensende haben den König aber seine Pläne beschäftigt, sein Interesse an Polen hatte trotz aller Enttäuschungen nicht nachgelassen. Mitten in seinen Vorhaben traf ihn der Tod; er starb am 1. 2. 1733 an den Folgen einer Entzündung in Warschau. Seine Leiche wurde wie die aller Könige von Polen auf dem Wawel in Krakau beigesetzt, sein Herz in Dresden.

Glücklicher als bei der Verwirklichung seiner politischen Pläne war August bei der Durchführung seiner kulturellen Vorhaben. Schon in der Jugend hatte ihn die Baukunst am meisten gefesselt, daneben interessierten ihn besonders die technischen, einen praktischen Erfolg versprechenden Wissenschaften. Zeugen davon sind seine

Dresdener Bauten und die Erzeugnisse der Meißener Porzellanmanufaktur. Auch in seiner zweiten Hauptstadt Warschau wollte August prächtige, dem Wesen seiner Zeit und seines Königtums entsprechende Bauten entstehen lassen. Mit seinem Hofbaumeister Pöppelmann entwarf er Pläne für einen weitgehenden Umbau des düsteren Warschauer Schlosses. Weit ausgreifende Flügel und mit Ziergärten geschmückte Terrassen zur Weichsel hin sollten sich mit dem erweiterten Hauptbau zu einem großartigen Ganzen vereinen. Weil aber nicht der König, sondern die Republik Polen Eigentümer des Schlosses war, gab es Schwierigkeiten; das schon bereitgestellte Geld wurde von den polnischen Herren für andere Zwecke bestimmt, 1715 mußte der Plan aufgegeben werden. Erst unter Augusts Sohn ist er zu einem Teil verwirklicht worden.

Aber auch trotz dieser polnischen Hemmnisse drückte August Warschau den Stempel seiner großzügigen Bautätigkeit auf. Das von ihm erworbene Bielinski-Palais wurde von seinem Baumeister von Deybel zum „Sächsischen Palais" am großzügig gestalteten „Sachsenplatz" ausgebaut. In planmäßiger Anlage schloß sich daran der „Sächsische Garten", nach Entwürfen Pöppelmanns von sächsischen Gärtnern angelegt und mit allegorischen Figuren Deybels geschmückt. Neben dem auch von August erbauten, heute verschwundenen „Blauen Palais" trugen die neu entstehenden Stadtschlösser polnischer Magnaten, z. B. der Lubomirski, Czapski, Czartoryski, unverkennbar das Gepräge des „Sächsischen Stils". Eine wirkliche „Neue Welt" tat sich den Polen in diesem unter August entstandenen Stadtteil auf.

Wenn auch vieles von diesen Bauten erst unter August III. vollendet wurde, so gehen die Anregungen doch meist auf August II. und seine Baumeister zurück. Auch bei Warschauer und Krakauer Kirchen zeigen sich diese Einflüsse aus Dresden. (Heilige Kreuz- und Salesianerkirche in Warschau, Piaristenkirche in Krakau.)

Auch das erste Opernhaus Polens in Warschau verdankte August II. seine Entstehung. Er ließ es für seine deutschen und italienischen Schauspielertruppen errichten. Seine ihn stets bei seinen Reisen nach Polen begleitende „Polnische Kapelle" wurde den Kapellen polnischer Magnaten zum Vorbild.

Unausgeführt blieben die Pläne des Königs zur Errichtung von vier Universitäten und Akademien in Polen.

Für eines der wichtigsten Gebiete in der Entwicklung eines Landes, das Verkehrswesen, trug der König gleichfalls Sorge; er ließ an den wichtigsten Straßen Säulen aufstellen, die die Entfernungen zu den nächsten Orten angaben. Noch heute sollen einige von ihnen erhalten sein.

Mit dem König sind selbstverständlich auch eine ganze Reihe von deutschen Hofleuten, Bedienten, Künstlern und Handwerkern nach Polen gekommen. Deutsch war mit Französisch und Latein die Sprache des Warschauer Hofes, nicht Polnisch, das August ebenso wenig wie sein Sohn und Thronfolger beherrschte.

Es wäre aber falsch, daraus nun auf eine zielbewußte Förderung des in Polen ansässigen Deutschtums oder der nach dem Nordischen Krieg wieder ziemlich lebhaften deutschen Einwanderung nach Polen zu schließen. Im Gegenteil, das wegen seines Protestantismus angefeindete und verfolgte Deutschtum war dem zum Katholizismus übergetretenen König gegenüber mißtrauisch und nahm zum Teil Partei für Augusts Gegenkönig und die Schweden. Als „deutsche und schwedische Hunde" wurden sie deshalb von ihren polnischen Gegnern beschimpft. Die Brandschatzung und Plünderung der deutschen Stadt Lissa durch russische Truppen im Jahre 1707 hat August ebenso wenig zu verhindern gewußt wie den Thorner Justizmord. Ebenso kläglich war sein Verhalten auch in der Frage der von ihrem Bischof gepeinigten deutschen Bauern von Trebisch im Kreis Schwerin, die schließlich nach Brandenburg fliehen mußten. Wenn auch andererseits die Anwesenheit sächsischer Offiziere und Beamten

den Deutschen manche Hilfe brachte, so konnte doch von einer bewußten Bevorzugung und Unterstützung des Deutschtums keine Rede sein.

Die gerechte Würdigung Augusts des Starken ist nicht leicht. Verstehen wird man die umstrittene Persönlichkeit des ersten deutschen Königs von Polen nur, wenn man in seiner Person das eigentümliche Zusammentreffen großer Körperkräfte, eines starken Trieb- und Gefühlslebens mit ungewöhnlich großer geistiger Regsamkeit und Lebendigkeit und außerordentlicher Sprunghaftigkeit berücksichtigt und ihn aus seiner Zeit heraus zu verstehen sucht. Ethische Bindungen jeglicher Art waren ihm, der gern ein zweiter Alcibiades sein wollte, gänzlich fremd. Weit entfernt ist er von der Größe Friedrichs II. oder auch nur seines Vaters. Sein Königtum in Polen hat ihm bei dem äußeren Glanz, den es ihm mit dem Titel bescherte, nur wenig Glück gebracht. Sein Bekenntniswechsel und besonders der seines Sohnes hat seine Untertanen auf Jahre hinaus mißtrauisch gemacht; seine eigene Gemahlin ist ihm in diesem Schritt nicht gefolgt. (Sie war deshalb auch nicht Königin von Polen und ist nie in Polen gewesen.) Die erhoffte glückliche Wechselbeziehung zwischen Sachsen und Polen kam allein schon deshalb nicht zur Ausbildung. Sachsen trug vielmehr die Lasten, die Polen zugunsten kamen; kein Wunder, daß die Union in Sachsen nicht populär war. Man hat berechnet, daß Augusts Nachfolger 1733 von Polen fast 40 Millionen Taler Kapital und über 60 Millionen Taler Zinsen zu fordern gehabt hätte. Eine für damalige Zeiten ungeheure Summe, die veranschaulicht, wieviel deutscher Fleiß und deutsche Arbeit auch außerhalb der Grenzen Polens noch für den verfallenden polnischen Staat geleistet haben.

Augusts großer Fehler war, daß er diese Leistungen trotz richtiger und kühner Pläne nicht sinnvoll zu nutzen wußte, sondern Plan um Plan aufgab und vor ihre Durchführung immer wieder sein Vergnügen stellte.

Daß er den Kampf gegen die Hydra adelig-polnischer Disziplinlosigkeit und Eigensüchtelei nicht siegreich bestand, ist ihm nicht zum Vorwurf zu machen. Auch einem Größeren wäre es wohl nicht gelungen. Die Aussichtslosigkeit dieses Beginnens empfand auch seine Zeitgenossin Liselotte von der Pfalz, wenn sie schrieb: „Wäre dieser Kurfürst nicht tausend Mal glücklicher gewesen, wenn er hübsch ohne sich zu plagen in Ruhe und Frieden Kurfürst von Sachsen geblieben wäre, als über eine so interessante und unbeständige Nation König zu sein, von welcher er nicht allein absoluter Herr und Meister sein kann, sondern nur mehr in dem Namen als in der Tat König sein wird? Und diesen Platz muß er mit Sorgen, Mühe und vielleicht auch mit vielem Blutvergießen erwerben, und kommt er nicht zu seinem Zweck, wird er noch dazu ausgelacht werden, also sein Geld zu seinem eigenen Spott wird geben haben."

Daß er dies nicht selbst erkannte, sondern sich in seinem Ehrgeiz an immer neue Pläne verlor, war die Tragik im Geschick dieses an Lastern wie an Vorzügen reichen Mannes, den der verkennt, der in ihm nur den galanten Abenteurer sieht.

Der Vater der Publizistik in Polen

Lorenz Mitzler von Kolof (1711—78)

Von Dr. Karl Grundmann, Warschau

„Nicht in der Dichtung, sondern in der Wissenschaft liegt das Verdienst der Sachsenzeit für Polen", hat einmal der polnische Kulturgeschichtler A. Brückner festgestellt. Die Träger dieser Wissenschaft aber waren durchweg Deutsche. Sie sammelten die Quellen zur polnischen Geschichte, organisierten oder ordneten die Bibliotheken, gründeten wissenschaftliche Gesellschaften, gaben Zeitungen und Zeitschriften heraus, verfaßten Bibliographien oder schufen Druckereien. Es ist vielsagend, daß der polnische Bischof J. Zakuski den protestantischen Sachsen Chr. G. Friese als Bibliothekar in seine Dienste zog, daß der Kronkanzler A. St. Zakuski versuchte, den deutschen Philosophen Wolff für die Krakauer Universität zu gewinnen. Die Geschichte des polnischen Rechts schrieb der Danziger Lengnich, und der aus Königsberg stammende Georg Schulz erforschte die Entwicklung der Ämter. Geradezu unvergängliche Verdienste um die polnische Wissenschaft erwarb sich der Deutsche Daniel Jänisch, der sich dann Janozki nannte, der Begründer der polnischen Bücherkunde. Sie alle waren Aufklärer vom reinsten Wasser, arbeiteten in stiller Hingabe für ihre Wissenschaften und glaubten an den Fortschritt der Menschheit und die absolute Macht des Verstandes so stark, wie es eben nur die Aufklärung konnte.

In ihren Kreis gehört auch die Gestalt Mitzlers von Kolof, die mit dem Bildungswesen des damaligen Polen eng verwachsen ist und deren Wirken zunächst in Deutschland und dann in Polen zu schildern im folgenden versucht werden soll. Als typischer Vertreter der Aufklärung war er von einer für unsere Begriffe fast unfaßbaren Vielseitigkeit. Ein Nicolai in Polen, aber noch weit mehr gebildet und künstlerischer veranlagt als dieser, ist er der Typ des Gelehrten, wie ihn das 17. und 18. Jahrhundert in Deutschland reichlich hervorgebracht hat. Ein Polyhistor, der auf allen Gebieten zu Hause war, zugleich Theologe, Philosoph, Jurist, Mediziner, Journalist, Musiker und Poet, war er ganz ein Kind seiner Zeit mit ihren Vorzügen und auch ihren Schattenseiten. Glanz und Größe der Aufklärung mögen so auch an dieser Gestalt deutlich werden, die als Mittler zwischen Deutschland und Polen stand und dafür ihr Leben einsetzte. Befangen in der rationalen Verstandeswelt und dem Selbstdünkel der Aufklärung wußte er wenig von der Macht des Gefühls und jenen irrationalen Elementen, die dann in Deutschland durch die Geniebewegung des Sturm und Drang erweckt wurden, allerdings erst zu einer Zeit, als Mitzler sein reiches Lebenswerk bereits hinter sich hatte. Wir vermissen vor allem auch, obgleich Mitzler sein Deutschtum nie verleugnete, jenen nationalen Unterton, der jeglichem Leben erst Halt und persönliche Farbe verleiht. Aber auch hierin war er ein Kind seiner Zeit mit ihrem Kosmopolitismus. Beheimatet im Reiche des

Geistes, blieb er im Grunde heimatlos und lebte seinen Träumen von der aufklärerischen Macht des Verstandes nach.

Wem aber drängt sich, wenn er dieses Leben auf dem Hintergrunde des damals so starken Deutschtums in Polen betrachtet, nicht der Gedanke auf, was aus diesem Lande hätte werden können, und wie sich die Geschichte gestaltet hätte, wenn es in jener Zeit ein nationalbewußtes deutsches Gefühl gegeben hätte. Niemand begriff, daß es sich bei seiner Aufgabe, sei es eine politische oder kulturelle, um eine deutsche Aufgabe hätte handeln müssen. Cornelius Gurlitt schreibt in seinem Buche über die „Warschauer Bauten aus der Zeit der Sächsischen Könige": „Es ist nicht leicht auszudenken, welchen Einfluß Deutschland auf Polen hätte gewinnen können, wenn August und sein Sohn und Nachfolger, August III., nicht durch kriegerische Angriffe in der Fortführung ihrer Bestrebungen gehindert worden wären....., wenn zu jener Zeit die Deutschen überhaupt eine wirklich völkische Politik zu treiben befähigt gewesen wären, d. h. mit jener Rücksichtslosigkeit vorgegangen wären, wie etwa die Franzosen Ludwigs XIV. gegen die Flamen. Zu alldem waren die Deutschen jener Zeit nicht reif. Auch Friedrich der Große sah noch nicht ein, daß es wichtiger sei, ein deutsches Fürstengeschlecht an der Spitze Polens zu wissen, deutschem Handel dort die Wege zu öffnen, als die Vorteile Preußens zu pflegen; ebenso wenig, wie Graf Brühl seine Aufgabe in Polen als eine deutsche erkannt hat".

So lohnt es sich, den Gedanken auszuspinnen, welchen Einfluß die sächsische Herrschaft in Polen auf die Gestaltung der internationalen Lage und des deutschen Lebensraumes im Osten gehabt hätte, wenn es damals einen starken völkischen Willen gegeben hätte und wenn man damals die Festsetzung des deutschen Einflusses in Polen als eine Tat deutscher Kultur aufzufassen vermocht hätte. Wie für die Gesamtheit jener Zeit, so gilt dies auch für jede Einzelgestalt der sächsischen Epoche, vom König angefangen bis zum Gelehrten, der sein Leben in den Dienst eines fremden Landes stellte, und zwar in einer Stadt, — es ist Warschau — von der er selbst sagt, daß sie „*über die Hälfte aus deutschen Einwohnern besteht*".

Ist das Leben Mitzlers in diesem Zusammenhang vor allem als das Leben eines Deutschen in Polen interessant, so soll doch darüber hinaus versucht werden, es auch als eine geschlossene *Einheit* zu betrachten; denn dies hat der Schüler und Freund von J. S. Bach, Händel und Gottsched und der spätere polnische königliche Leibarzt und Hofrat schon lange verdient. Mitzler war bereits, bevor ihn das Schicksal nach Polen verschlug, in der deutschen Wissenschaft bekannt und hatte sich dort einen Namen von Klang erworben. Ein weites Tätigkeitsfeld eröffnete sich ihm dann in seiner zweiten Heimat. So mag denn dieses Leben, das nicht allzu reich an äußeren Erlebnissen, aber um so reicher an geistigen ist, nicht nur als das Schicksal eines Deutschen in Polen interessant sein, sondern auch als das Leben eines Menschen, der ganz in seiner Zeit stand, aus ihr seine Kräfte sog, und der mit den Größten seiner Zeit sowohl in Deutschland als auch in Polen in engster Verbindung stand.

Lehr- und Bildungsjahre in Deutschland

Mitzler, der Musiktheoretiker

Lorenz Christoph Mitzler (auch Mitler) *von Kolof* wurde am 25. Juli 1711 in Heidenheim in Württemberg geboren und besuchte die Schule in Ansbach, der damaligen Residenz des Herzogtums Ansbach, wo sein Vater als Beamter lebte. Er gehört also ungefähr jenem Geschlecht der Aufklärung an, das in Deutschland etwa durch die Namen eines Gottsched oder Nicolai gekennzeichnet ist. Wie Lessing und so viele andere bezog auch er die Hochschule, um Theologie zu studieren, und welche andere Universitätsstadt konnte es sein als Leipzig, die Hochburg des Ratio-

nalismus, an der sich um Gottsched die Gruppe der überzeugtesten Aufklärer versammelte hatte. Leipzig war darüber hinaus auch der Mittelpunkt des literarischen Lebens in Deutschland, genau so wie noch 30 Jahre später, als der junge Goethe seine Schritte dorthin lenkte.

In den Jahren von 1731 bis 1734 war Mitzler Student in Leipzig. Zwar studierte er Theologie und hat auch als Kandidat Predigten in verschiedenen Orten seiner Heimat gehalten, aber daneben widmete er neben dem Studium der Mathematik und Philosophie den Hauptteil seiner Tätigkeit seiner Lieblingskunst, der Musik, in der er zu einem der bekanntesten Kenner seiner Zeit werden sollte. Musikalisch vielseitig begabt und gebildet, hatte er schon in Ansbach Gesang bei Ehrmann, Violinspiel bei Carl und das Flötenspiel auf eigene Hand gelernt. In Leipzig war dann kein Geringerer als J. S. Bach sein Lehrer in der Komposition und im Klavierspiel. Es ist ja das Sonderbare dieser oft so trocknen und nüchternen Zeit der deutschen Aufklärung mit ihrem platten Rationalismus, daß in ihr gerade die irrationalste aller Künste, die Musik, einen selten erreichten Höhepunkt innehatte. Wer denkt daran, daß auch Bach und Händel, die beide mit Mitzler bekannt waren, in dieser Zeit lebten, daß die Musik in allen Volksschichten weit verbreitet war, und daß — um das bekannteste Beispiel zu nennen — der Alte Fritz nichts Schöneres wußte, als in freier Stunde zu seiner geliebten Flöte zu greifen? Mitzler war auch hierin ein Kind seiner Zeit. Er beschäftigte sich aber mit der Musik nicht nur aus Liebhaberei, sondern war gleichzeitig, und dies in erster Linie, ihr Theoretiker, und zwar in engster Verbindung mit der Philosophie, wie dies der Titel seiner Abhandlung: „Quod musica ars sit pars eruditionis philosophicae" bezeugt, die dreimal aufgelegt wurde und auf Grund deren er nach einer anschließenden Disputation im Jahre 1734 den Titel eines Magisters erhielt. Dann setzte er seine Studien in Leipzig und zeitweise auch in Wittenberg fort, beschäftigte sich mit Rechtswissenschaft und Medizin und kehrte 1736 für längere Zeit nach Leipzig zurück; diesmal aber nicht mehr als Schüler. Er stand nun dem Kreise des damaligen Literaturpapstes Gottsched nahe und hielt von 1737 ab in Leipzig Vorlesungen, die er in der von ihm herausgegebenen „Musikalischen Bibliothek" (I, 2, S. 70) selbst ankündigte. Die Vorträge erstreckten sich auf „die gelehrte Historie der Musik" und auf Mattheſons „Neu eröffnetes Orchester". Daneben erklärte er sich bereit, Lehrstunden in „anderen Teilen der Weltweisheit" zu geben, Anfänger im Generalbaß und der Komposition zu unterweisen, und hielt er auch Vorträge über Mathematik und Philosophie.

Wenn wir bedenken, daß Mitzler damals kaum 26 Jahre alt war, dann stehen wir heute erstaunt vor der Vielseitigkeit seines Wissens. Zur gleichen Zeit begann er außerdem, sich schriftstellerisch zu betätigen und auch, ganz im Sinne seiner Zeit, die das Disputieren im Kreise gelehrter Männer so sehr liebte, eine wissenschaftliche Gesellschaft zu gründen. 1738 gründete er die „Societät der musikalischen Wissenschaften", deren Zweck sein sollte „die musikalischen Wissenschaften sowohl, was die Historie anbelangt, als auch was aus der Weltweisheit, Mathematik, Redekunst und Poesie dazu gehört, so viel als möglich ist, in vollkommenen Stand zu setzen." Daß dieser Gesellschaft, deren Vorsitzender Graf Lucchesini und deren ständiger Sekretär Mitzler war, Musiker von allererstem Range angehörten, bezeugen Namen wie Händel, der von sämtlichen Mitgliedern „aus eigener Bewegung erwählet und solchem die erste Ehrenstelle eingeräumet worden im Jahre 1745", und J. S. Bach, der 1749 der von Mitzler gegründeten Gesellschaft beitrat. Als Sekretär der Gesellschaft gab Mitzler die „Neu eröffnete musikalische Bibliothek" von 1736—1754 heraus, deren Schriftleitung er also noch innehatte, als sich sein Tätigkeitsfeld bereits nach Polen verschoben hatte. In dieser Bibliothek finden sich auch verschiedene selbständige Arbeiten Mitzlers, wie etwa eine „ungebundene

Übersetzung von Horazens Dichtkunst, durchgehends auf die Musik angewendet" und außerdem Gedichte und Nekrologe (u. a. auch für J. S. Bach).

Daneben war Mitzler unablässig tätig. So sei etwa hingewiesen auf die dem Grafen Lucchesini gewidmete Schrift: „Einfall auf den gegenwärtigen Krieg Ihrer Kaiserlichen Majestät mit den drei vereinigten Cronen" (1735), in der auf scherzhafte Weise der mutmaßliche Verlauf des Krieges als Kampf der Tonarten geschildert wird, oder auf Schriften wie „Die Anfangsgründe des Generalbasses" (1739), den „Musikalischen Staarstecher" (Leipzig 1740), die „Sammlungen auserlesener moralischer Orden" (1740) oder die „Vier Sonaten für die Querflöte".

Erstrecken sich diese Arbeiten auch auf verschiedene Gebiete, so zeigen sie Mitzler doch in erster Linie als Musiktheoretiker. Es ist darum kein Wunder, daß Mitzler bald den Ruf eines großen Musikers erlangte. Mit Mattheson, dem größten Musikkenner jener Zeit, stand er in den besten Beziehungen, ehe wegen der 1740 veröffentlichten Sammlung von Oden zwischen beiden eine jener literarischen Fehden ausbrach, die ja auch in der Literatur jener Tage nicht zu den Seltenheiten gehörten. Ungeheuer rührig, wie er war, betrieb er daneben einen regelrechten Musikalienhandel und gab auch seine Werke im eigenen Verlage heraus. Schon hier sehen wir im kleinen, was sich nachher während seiner Wirksamkeit in Polen in noch weit größerem Maße wiederholen soll. Seine maßlose Energie wirft ihn von einem Gebiet auf das andere und heißt ihn, sich gleichzeitig möglichst vielseitig betätigen.

In dem, was Mitzler in jener Zeit schrieb, war er stets scharfsinnig und schlagfertig. Aber schon der junge Mitzler neigte zu jener für die Aufklärung so charakteristischen Weitschweifigkeit, die den guten Kern oft durch einen Wust von Worten erdrückte und ihm dadurch seine Wirkung nahm. Er besaß auch schon jene Eigenschaft, die später in seinen Werken oft unangenehm auffiel, deren er sich aber bewußt war, nämlich jenen etwas aufdringlichen Gelehrtendünkel und jene Eitelkeit, die auch für so viele andere seiner Zeitgenossen charakteristisch ist.

Trotzdem hat er sich auch in der Geschichte der deutschen Wissenschaft, für die nun seine direkte Tätigkeit aufhörte, wenn er auch weiterhin in ständiger Verbindung mit ihr blieb, einen Namen erworben, der ihm einen Platz in einem so bedeutenden Werke wie der „Allgemeinen Deutschen Biographie" sicherte. Es ist aber bezeichnend, daß in diesem Werke von Mitzlers späterer Tätigkeit nichts mehr erwähnt wird. Sie ist in Deutschland auch wenig bekannt geworden. Und doch beginnt ja nun erst so recht die Arbeit an seinem Lebenswerk, das er auf verschiedenen Gebieten in Polen mit dem größten Erfolg durchführte und das in diesem Zusammenhang vor allem interessiert. Wenn trotzdem im Vorangegangenen auch Mitzlers, wie wir sehen, nicht unbedeutende Tätigkeit in Deutschland geschildert wurde, so aus dem Grunde, weil in ihr die Quelle zu seiner späteren Wirksamkeit in Polen liegt, weil sein Leben eine für einen Aufklärer unerhört charakteristische Linie von Anfang bis zum Ende hat, und weil daraus klar hervorgeht, daß Mitzler nicht als irgendein Unbekannter nach Polen kam, sondern als ein Mensch, der sich trotz seiner Jugend in seinem Vaterlande bereits einen Namen von Klang erworben hatte.

Mitzlers Tätigkeit in und für Polen

Der Arzt

Durch einen Zufall siedelte Mitzler im Jahre 1743 nach Polen über. Verliebt in die Wissenschaft und stets tätig und regsam „war dieser Mann mit einem Wort wie geschaffen dazu, um um sich Bewegung und geistiges Leben zu erwecken. Kein Wunder, daß er einer der bedeutendsten Begründer der polnischen Wissenschaft wurde" (Pilat).

Der spätere Kronkanzler Johann Malachowski berief ihn nämlich als Hauslehrer für seine Söhne nach Końskie, im heutigen Gouvernement Radom, dem Erbhof des Magnatengeschlechtes der Małachowski, und Mitzler folgte dem Angebot. Uns mag es heute vielleicht sonderbar erscheinen, daß ein in der wissenschaftlichen Welt schon bekannter Mann seinen Platz in dem damaligen Leipzig mit der Stelle eines Hauslehrers in Polen vertauschte. Für die damalige Zeit war es nichts Besonderes — noch Fichte kam ja als Hauslehrer, wenn auch nur für kurze Zeit, nach Polen. Und wie viele von den deutschen Dichtern haben diese Stellung innegehabt! Dazu mag bei Mitzler der Reiz der Fremde gekommen sein, der ihn nach Polen lockte, und das völlig unbebaute Feld, das seinem Tätigkeitsdrang ungeahnte Möglichkeiten der Auswirkung versprach.

Mitzler unterrichtete den ältesten Sohn in Mathematik und Philosophie. Natürlich war es die Philosophie der Aufklärung und speziell die Philosophie Wolffs, die er durch das Prisma seines Freundes Gottsched vermittelte. Mitzler ist so stolz darauf, daß er dies besonders hervorhebt (Acta lit. I, S. 9—10), wie er sich auch bei anderer Gelegenheit „einen der ersten Apostel der Wolffischen Philosophie in Polen" nennt.

Aber diese Tätigkeit und die völlige Ruhe auf dem entlegenen und von der Welt abgeschlossenen Magnatengute konnte seinem immer lebendigen Geiste nicht auf längere Zeit genügen. So machte er denn auch regen Gebrauch von der reichlichen Bibliothek im Hause der Malachowski (Acta lit. I, S. 9), las sich während seiner freien Stunden in die polnische Geschichte ein und lernte sogar die polnische Sprache, womit er den Grund für seine späteren polnischen Studien legte. Damit nicht genug, widmete er sich naturwissenschaftlichen Studien. So analysierte er die Erze aus den Lagern der Malachowskischen Güter, was die Veranlassung wurde, daß er aus einigen Erzen eine braune Farbe für Maler gewinnen ließ. Außerdem untersuchte er das Blei, das aus Podolien kam. Nicht ohne Eigenlob spricht er davon in seinen Werken: „Diese gelbe Malererde hat D. Mitzler angewiesen, durch die Calcination in eine hochbraunrote Farbe zu verwandeln, welche er geschickten Malern zu verarbeiten gegeben, die sehr wohl damit zufrieden gewesen." (Warschauer Bibl. S. 50), und „D. Mitzler hat mit dem Podolischen Bley allerhand Proben angestellet, und gefunden, daß es zu allen Arbeiten geschickt ist ..." (Warschauer Bibl. S. 51).

Seine Haupttätigkeit aber lag in dieser Zeit auf einem anderen Gebiete, und zwar dem medizinischen. Mitzler praktizierte nämlich als Arzt in Końskie und Umgebung. Durch diesen Beruf, den er bis zu seinem Lebensende mit geradezu fanatischer Anteilnahme ausübte, fand er ein Tätigkeitsgebiet, das ihm eine erste Einwirkung auf seine neue Heimat gestattete. Er erfand schon in Końskie einen „Universal-Wundbalsam", mit dem er viel Erfolg hatte und den er von nun an in allen seinen Zeitschriften anpries. Auf Grund einer Dissertation über diese Erfindung, die in lateinischer Sprache erschien und unter dem Titel: „Abhandlung vom Nutzen und Gebrauch des Mizlerschen Wundbalsams" noch in demselben Jahre ins Deutsche übersetzt wurde, verlieh ihm am 28. Juli 1747 die Universität Erfurt den Titel eines Dr. med.

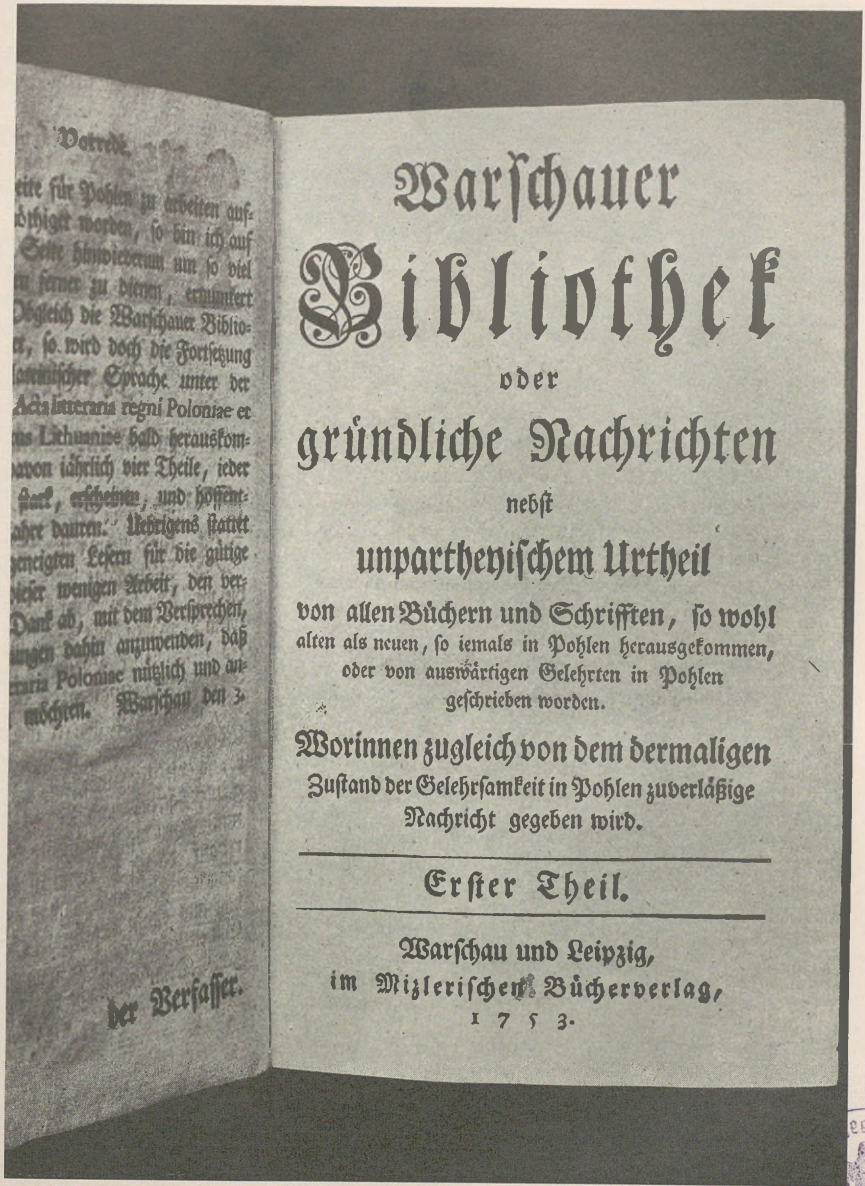
Daß auf die Dauer diesen begabten Menschen nichts in Końskie halten konnte, ist verständlich. Wohl hatte er Zeit, sich in Ruhe weiterzubilden, aber es mußte dem an das Leipziger Leben gewöhnten Mitzler mit der Zeit doch an geistiger Anregung und Abwechslung fehlen. Außerdem mag Malachowski wohl erkannt haben, daß er diesen Menschen an einem verantwortungsvolleren Posten für das Wohl seines Landes einsetzen konnte. Von Malachowski, der ihn auch weiterhin unterstützte, für seine Tätigkeit reichlich belohnt und ehrenvoll entlassen, siedelte Mitzler 1749 nach Warschau über, dem einzigen Mittelpunkt geistigen Lebens im damaligen Polen, wie er selbst sagt (Acta lit. I S. 9). Hier wirkte er zunächst fast ausschließlich als Arzt. Natürlich

konnte ein solcher Mann nicht lange unbemerkt bleiben. Mag ihm die Unterstützung von Malachowski auch dabei geholfen haben, daß er nach wenigen Jahren den Ruf eines der bedeutendsten Ärzte erlangte, so verdankte er doch das meiste seiner eigenen Energie und seiner steten Hilfsbereitschaft. Daneben beschäftigte er sich mit der Herstellung neuer Arzneimittel, wie z. B. eines Fieberbalsams und der Stahlpillen, die nicht nur in ganz Polen, sondern auch in Deutschland verkauft wurden und von denen er behauptet, daß sie „Hunderten, ja sogar Tausenden von Menschen das Leben gerettet haben" (Warsch. Bibl. S. 75, 155—63, 234).

Daß es Mitzler nicht nur um seine eigene Stellung oder selbstsüchtigen Gewinn ging, wird daraus klar, daß er gleichzeitig alles tat, um die medizinische Wissenschaft, um die es damals in Polen schlecht bestellt war, mit allen Mitteln und der ihm eigenen Energie zu heben. Zu diesem Zwecke hielt er Vorträge und verteidigte u. a. auch in einer im Jahre 1751 erschienenen Broschüre, die von der Medizin der Aufklärung so hoch geschätzten und oft erst entdeckten chemischen Medikamente gegen eine Richtung im Lande, die nichts davon wissen wollte. Aber auch darin erschöpfte sich seine Tätigkeit als Arzt noch nicht. Welch besseres Mittel gab es, der weit verbreiteten Quacksalberei entgegenzutreten, als die Gründung einer wissenschaftlichen Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe stellte, diesen Zustand zu beseitigen. Gerade als Aufklärer hatte Mitzler ein großes Verständnis für gelehrte Gesellschaften, die er immer und auf allen Gebieten als den wichtigsten Faktor ansah, um die Wissenschaft zu verbreiten. Er selbst schreibt darüber anläßlich einer Rezension über die Abhandlungen der „Danziger Gesellschaft der Naturforscher", die er den Polen als Beispiel hinstellt: „Nichts hebt und verbreitet die Wissenschaft mehr als gelehrte Gesellschaften, die mit vereinten Kräften arbeiten und sich im Dienste der Menschheit vereinigen" (Acta lit. 1755, S. 35). Mitzler verstand aber auch, daß eine gelehrte Gesellschaft in Warschau nicht eher entstehen kann, ehe nicht der König einen für diesen Zweck bestimmten, ständigen Unterstützungsbeitrag festsetzt.

Einige Jahre nach seiner Übersiedlung nach Warschau unternahm er den Versuch, in der polnischen Hauptstadt eine Gesellschaft unter staatlichem Schutz zu gründen, wozu er die Anregung in dem fatalen Zustand der Arzneikunde im Polen Augusts III. schöpfte. Warschau war damals überlaufen von verschiedenen Händlern mit Balsamölen und Pulvern, Charlatanen, die die ärztliche Praxis ohne jegliche Kontrolle ausübten. Noch viel später schreibt er über diesen Zustand folgendes: „Überhaupt ist es nötig bei uns, in Polen, die wahre Arzneiwissenschaft in Achtung zum Nutzen des Landes zu bringen, denn da siehet es bei uns noch ziemlich, überhaupt zu reden, barbarisch aus. Hier ist alles Doctor: der Apotheker, der Feldscher, der nichts weiter kann, als mit der Fliete auf gerade Wohl eine Ader öfnen. Sogar die alten Weiber, wenn sie nur schmieren und ein Pflaster auflegen können, sind Doctorinnen".

Gerade 1752 war der französische Resident in Warschau, Duperron de Castera, von einem dieser „Ärzte", einem aus Paris angekommenen Chirurgen durch eine zu große Dosis Arznei vergiftet worden. Der Kronkanzler berief darauf ein Gericht aus vier Ärzten, und als der Chirurg für schuldig erklärt wurde, vertrieb man ihn für immer aus Warschau. Mitzler aber, der an dem Gericht teilnahm, wollte einen solchen Zustand der Medizin in Polen nicht länger dulden. Er nahm dies zum Anlaß, um 1752 in einem Aufsatz die Gründung einer medizinischen Gesellschaft vorzuschlagen, und arbeitete auch sofort den Entwurf zu dem Statut aus. Das von ihm vorgeschlagene Collegium Medicum sollte die Aufgabe haben, die Arbeit der Ärzte zu kontrollieren und den Stand der Medizin in Polen auf ein höheres Niveau zu bringen. Es sollte aus allen in Warschau tätigen Ärzten bestehen, ferner aus drei in ihrem Fach stimmberechtigten Chirurgen und ebensoviel Pharmazeuten. Den Posten eines Vorsitzenden, zu dessen Pflichten die Einberufung von Sitzungen, die Aufsicht



Vorrede.

eite für Pohlen zu arbeiten auf-
öthiget worden, so bin ich auf
Seite hinwiederum um so viel
n ferner zu diesem, ermuntert
Obgleich die Warschauer Biblio-
k, so wird doch die Fortsetzung
lateinischer Sprache unter der
Acta literaria regni Poloniae et
ni Lithuaniae bald herauskom-
davon jährlich vier Theile, jeder
Bogen, erscheinen, und hoffent-
daher dauren. Uebrigens statte
geneigten Lesern für die gütige
Lesung meiner wenigen Arbeit, den ver-
bindlichsten Dank ab, mit dem Versprechen,
mich bey denen dahin anzuwendenden, daß
Acta literaria Poloniae nützlich und an-
genehm machen möchten. Warschau den 3.

der Verfasser.

Warschauer Bibliothek

oder

gründliche Nachrichten

nebst

unpartheyischem Urtheil

von allen Büchern und Schrifften, so wohl alten als neuen, so iemals in Pohlen herausgekommen, oder von auswärtigen Gelehrten in Pohlen geschrieben worden.

Worinnen zugleich von dem dermaligen Zustand der Gelehrsamkeit in Pohlen zuverläßige Nachricht gegeben wird.

Erster Theil.

Warschau und Leipzig,
im Mizlerischen Bücherverlag,
1753.

Zweigstelle Wien

Mitzler von Kolofs „Warschauer Bibliothek"



Auguſt II., der Starke, König von Polen (1670—1733)

(Nach einem Stich von F. Schenck)

über die Erfüllung der Aufgaben der Gesellschaft und das Erteilen von Ratschlägen an Kranke gehörte, sollten die Mitglieder nacheinander je ein Jahr lang ausüben. Die Mitglieder der Gesellschaft sollten einmal im Monat zusammenkommen, um Abhandlungen aus ihrer ärztlichen Erfahrung vorzutragen. Diese Arbeiten sollten dann jährlich einmal in einem Sammelband gedruckt werden. Außerdem hatte die Gesellschaft nicht nur über die Güte der Arzneien zu wachen, sondern war auch verpflichtet, eine Kontrolle über alle in Polen praktizierenden Ärzte auszuüben.

Die genaue Regelung aller dieser Gesellschaft betreffenden Fragen bis herab zur Bestimmung des Geldes für die Bedienten legt Zeugnis für den nüchternen Sinn Mitzlers ab, aber auch für die Gründlichkeit, mit der er einen einmal gefaßten Plan durchführte.

Bei diesen großzügigen Plänen wurde Mitzler von seinem alten Gönner, dem Großkanzler Małachowski unterstützt, und August III. genehmigte am 5. Dezember 1752 das Statut. Da aber der polnische Sejm nicht mehr beschlußfassend zusammenkam, wurde der Versuch, ein Collegium medicum ins Leben zu rufen, nicht verwirklicht.

Immerhin verdient der Versuch, auch auf diesem Gebiete bahnbrechend für Polen zu wirken, stärkste Beachtung und hat auch sicherlich viel zur Besserung der damaligen Lage der Medizin in Polen beigetragen. Gleichzeitig vergrößerte er den Ruf Mitzlers als Arzt. Bedeutende Magnaten wie Fürst Jabłonowski und J. J. Załuski setzten sich für ihn ein. Sogar in die entferntesten Provinzen, wie etwa zu Baron Mirbach nach Kurland, wurde Mitzler gerufen (Acta lit. I, 151). Durch die Bemühungen Małachowskis erhielt er, wie Jaenisch-Janozki schreibt, 1753 den Titel eines „kgl. polnischen Hofrathes und Hofmedicus", ein Titel, der die Dankesschuld bekundet, die man ihm in gewissen Kreisen gerne zugestand, und den Mitzler bereits mit Stolz auf das Titelblatt des zweiten Heftes der „Warschauer Bibliothek" setzte.

Aber die Polen sahen nur ungern auf die Ehrung, die Mitzler als Deutschem zuteil geworden war. Neid und Mißgunst der anderen Ärzte, die ihm vorwarfen, daß er ein Anfänger im Arzteberuf sei, erst wenige Jahre praktizierte und sich viel zu viel mit der Wissenschaft und Literatur beschäftigte, waren die Folgen davon. Hart rechnete Mitzler mit diesen Vorwürfen seiner Gegner in den Acta lit. I, S. 10 u. 27 ab, und noch 1775 muß er gestehen, daß in Polen „das Vorurtheil herrsche, daß ein gelehrter Arzt nicht so gut in der Ausübung der Medizin ist, als ein bloßer Practicus". Mag er also auch vielen Angriffen ausgesetzt gewesen sein, so bewahrte er sich doch bis an sein Lebensende die hohe Meinung, die er von seinem Berufe als Arzt hatte, und die etwa in seinen Worten zum Ausdruck kommt, daß ein „wahrer Doctor allzeit soviel wert sei, als ein guter Edelmann".

Daß Mitzler Polen auf diesem Gebiete ein Stück vorwärtsgebracht hat, wird jeder einsehen, der diesen kurzen Überblick liest. Es ist zwar nur ein Teil aus dem größeren Tätigkeitsgebiet seiner Arbeit für Polen, aber er allein würde genügen, ihm einen Platz in der polnischen Wissenschaft zu sichern. Mitzler, der Arzt, hatte sich ganz in den Dienst seiner neuen Heimat gestellt.

Der Vater der polnischen Publizistik.

Wer heute eine deutsche Zeitung in Polen in die Hand nimmt, wird kaum wissen, daß das deutsche Zeitungswesen in Polen bereits auf eine lange Überlieferung zurückblicken kann, und daß es Deutsche waren, die auch für die polnische Publizistik bahnbrechend gewirkt haben. Kaum jemandem ist es bekannt, daß der Ruhm, das polnische Zeitschriftenwesen überhaupt erst in Schwung gebracht zu haben, gerade Mitzler von Kolof gebührt.

Mitzlers umfangreiche Tätigkeit als Arzt gab nämlich seinem stets nach Abwechslung verlangenden Geiste keine restlose Befriedigung. Zu stark lebte in ihm der Wunsch, einerseits einen Einfluß auf das geistige Leben des Landes, in dem er wirkte, zu gewinnen und andererseits, sein Vaterland über die geistigen Verhältnisse in seiner neuen Heimat aufzuklären, um so die Rolle eines Mittlers zwischen beiden Ländern zu spielen. Polen war damals in der wissenschaftlichen Welt Deutschlands noch sehr wenig bekannt. Einseitig war ja der Horizont der Aufklärung auf England und Frankreich begrenzt; noch 1790, also 35 Jahre nach Mitzlers Tätigkeit, schreibt einer der gebildetsten Menschen seiner Zeit, Christoph Meiner, im „Göttingischen Historischen Magazin": „Unter allen slavischen Nationen hat bisher keine einzige auch nur ein Gedicht hervorgebracht, das die Aufmerksamkeit von anderen Völkern auf sich gezogen hätte". Die deutsche Aufklärung verstand das Wort, daß in Polen nicht viel zu holen sei, auch in Bezug auf Literatur und Wissenschaft. Es hatte der angestrengten und uneigennützigen Tätigkeit einiger tüchtiger Männer bedurft, um polnisches Geistesleben in Deutschland und damit auch in der ganzen Welt wenigstens etwas bekannt zu machen.

Welch besseres Mittel aber gab es dafür als die Zeitschrift? Gerade in der Zeit der Aufklärung hat das periodische Zeitschriftenwesen ja einen besonders starken Auftrieb erhalten. Die so hoch geschätzte Wissenschaft sollte durch die „gelehrten" Zeitschriften gefördert und in einem späteren Stadium durch die „moralischen" Zeitschriften einem möglichst großen Leserkreise zugänglich gemacht werden. Auf beiden Gebieten wurde Mitzler zum Wegbereiter.

Die polnische Publizistik war noch weit im Felde, als Mitzler nach Polen kam. Er schreibt selbst darüber: „Woran Deutschland einen Überfluß hat, daran hat Polen einen Mangel. Ich meine, wenn ganz Deutschland mit Tagebüchern, Monatschriften, gelehrten und halbgelehrten Zeitungen, und andern dergleichen fliegenden Blättern angefüllet, so kann Polen gar nichts von gelehrten Monatschriften dermalen aufweisen". Der Aufschwung der polnischen Publizistik erfolgte dann in starker Anlehnung an das Ausland und speziell an Deutschland. Von dorther kam nicht nur die Anregung, sondern auch Charakter und Richtung der Zeitschriften wurden vom Ausland bestimmt, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß die polnische Publizistik um mindestens 50 Jahre nachhinkte. Der polnische Gelehrte Pilat, von dem wir eine gründliche Arbeit über die Anfänge der polnischen Publizistik haben, schreibt über den deutschen Einfluß auf das polnische Zeitschriftenwesen: „Eine wichtige Rolle bei der Entstehung der literarischen Zeitschriften spielten die politischen Verhältnisse, die zur Sachsenzeit die Republik mit Deutschland verbanden, und zwar besonders mit Sachsen. Eine nicht geringe Zahl von deutschen Gelehrten siedelten in jener Zeit nach Polen über, und zwar entweder aus eigenem Entschluß oder von polnischen Magnaten in die Stellungen von Bibliothekaren oder Hauslehrern berufen. Aus den Kreisen dieser Ausländer, die sich schnell dem polnischen Element anpaßten und lebhaften Anteil an der Arbeit für die Verbreitung der Wissenschaft nahmen, ging die Anregung zur Gründung literarischer Zeitschriften aus. Sie waren ihre ersten Schriftleiter und regten durch ihr Beispiel die polnischen Gelehrten und Schriftsteller zur Nachahmung an. Im Jahre 1753 erschien in Warschau dank den Bemühungen eines dieser neu angekommenen geistigen Arbeiter die erste literarische Zeitschrift und in den nächsten Jahren einige andere, die irgendwie das Signal zur weiteren Arbeit an dem Aufblühen dieses bei uns bis dahin unbekannten Zweiges des Schrifttums gaben".

Der Redakteur aber dieser Zeitschrift, die von 1753—1755 als erste „gelehrte Zeitschrift" in Polen erschien, war Mitzler von Kolof, und ihr Titel lautete:

oder gründliche Nachrichten nebst unpartheyischem Urtheil von allen Büchern und Schrifften, so wohl alten als neuen, so jemals in Pohlen herausgekommen, oder von auswärtigen Gelehrten in Pohlen geschrieben worden. Worinnen zugleich von dem dermaligen Zustand der Gelehrsamkeit in Pohlen zuverläßige Nachricht gegeben wird. Erster Theil. Warschau und Leipzig, im Mitzlerschen Bücherverlag, 1753".

Das Programm dieser Zeitschrift wird aus der Vorrede zum ersten Heft deutlich. Es war eine „gelehrte" Zeitschrift, die ausschließlich für Gelehrte bestimmt und ihren Bedürfnissen angepaßt sein sollte. Mitzler hebt ausdrücklich hervor, daß er für niemand anderen schreiben will, weil „sie verschiedenes darinnen finden möchten, so ihnen nicht anständig". Diesem Programm entsprach der Inhalt. Kurz und trocken wurden die Ergebnisse der Wissenschaft registriert, kürzere oder längere Inhaltsangaben von seltenen Werken gebracht und die Spalten mit schwer gelehrtem Material in meist noch schwererer und unzugänglicher Form gefüllt. Mitzler selbst schreibt darüber: „Wir versprechen auch unsern Lesern mehr als sie sonsten in Monatschrifften zu finden gewohnt sind, nehmlich nicht nur Nachrichten und bescheidene Urtheile, wie auch fleißige Auszüge von allen Pohlnischen Büchern und Schriften, so verdienen angemerket zu werden, sondern auch von sehr seltenen kleinen und dabey wichtigen Werkchen..... So wie wir die Pohlen, so in andern Ländern leben und schreiben, keineswegs zu vergessen gesonnen sind, so viel weniger können wir Ausländer, die in Pohlen leben und schreiben mit Stillschweigen übergehen".

Aber dazu kam noch etwas anderes. Mitzler selbst gestand einmal, daß er bei der Beurteilung Polens leichtsinnig über Dinge geurteilt habe, die er nicht kannte. Er betrachtete es darum als seine Hauptaufgabe, die falschen Vorstellungen von diesem Lande zu beseitigen und die Verhältnisse in Polen in ihrem wahren Lichte zu zeigen. Diesem Zwecke sollte seine „Bibliothek" vor allem dienen, sie sollte Brücke werden zwischen seiner alten und neuen Heimat, sollte das Ausland mit der älteren und zeitgenössischen polnischen Literatur bekannt machen und gleichzeitig die die polnischen Gelehrten zu eifriger Arbeit anspornen. Deutlich kommt dieses Ziel in der Vorrede zum Ausdruck: „Indem man leicht überzeugt sein kann, daß diese Schrifft sehr nötig ist, sowohl die Pohlen selbsten zu mehrern Fleiß in den Wissenschaften aufzumuntern, als auch denen Ausländern Gelegenheit zu geben, die Pohlnischen Scribenten besser kennen zu lernen, und sich solche zu Nutze zu machen".

Daß die Zeitschrift in deutscher Sprache erschien, beweist, daß Mitzler vor allem auf seine Landsleute wirken wollte, die ja gerade in jener Zeit durch Sachsen mit Polen enger verbunden waren. Daneben war die deutsche Sprache so bekannt in polnischen Gelehrtenkreisen, daß Mitzler selbst darüber sagt: „Wir haben noch zu erklären, daß man sich nicht wundern wolle, daß diese Schrifft nicht in Pohlnischer oder wenigstens in Lateinischer Sprache ..... erscheinet. Hierauf dienet zur Antwort, daß dieses unserer Absicht zuwider ist. Denn die Gelehrten in Pohlen, denen diese Monatsschrift nützlich seyn kann, verstehen fast alle Deutsch, den übrigen wünschen wir sie nicht zu lesen, weil sie verschiedenes darinnen finden möchten, so ihnen nicht anständig. Die Ausländer, so für andern einen Zusammenhang mit Pohlen haben, verstehen gleichfalls die in Europa so gangbare Sprache der Deutschen, und wir sind überzeugt, daß zu Erreichung unserer Absicht die deutsche Sprache sich viel besser als die lateinische schickt, von der Pohlnischen, als einer unter den Ausländern sehr unbekannten Mundart gar nichts zu gedenken". Der gelehrte Aufklärer, der nicht für die breite Masse der Ungelehrten schreiben wollte, kommt in dem Satz „den übrigen wünschen wir sie nicht zu lesen" deutlich zum Vorschein.

Im Gegensatz zu dem Kampfeseifer, mit dem er einst die „musikalische Bibliothek" herausgegeben hatte, und auch im Gegensatz zu den stets kampfbereiten Männern der Aufklärung lehnte Mitzler es diesmal ausdrücklich ab, daß seine Zeitschrift einen polemischen Charakter erhält. Er erklärt: „Wir werden die Bücher und Schrifften von Pohlnischen Scribenten in allen Wissenschafften anführen, durchaus aber es nicht dahin kommen lassen, daß diese Schrifft zum Kampfplatz der Gelehrten in Pohlen werde". Charakteristisch für den früheren Theologiestudenten und auch für die damaligen Verhältnisse in Polen ist der Satz, mit dem er fortfährt: „Am meisten aber werden wir für theologischen Zänkereien uns in acht nehmen, als von welchen die Menschen den wenigsten Nutzen und die meisten Leser den größten Ekel haben".

Mit dem ihm eigenen Enthusiasmus begann Mitzler sofort die Arbeit. Er war nicht nur der Leiter der Zeitschrift, sondern auch der einzige Mitarbeiter, und es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß er die entstehenden Unkosten aus eigenen Mitteln bestritt, ein Umstand, der seine Verdienste zweifellos noch erhöht.

Der Inhalt der Zeitschrift, von der alle zwei Monate ein Heft erscheinen sollte — im ganzen sind aber bis 1755 nur vier Hefte erschienen, das Schicksal aller Zeitschriften Mitzlers — entspricht im wesentlichen dem in der Vorrede zum Ausdruck gebrachten Programm. Besonders weitgehend ist das ältere polnische Schrifttum berücksichtigt. Der Grund dafür liegt darin, daß Mitzler für seine Zeitschrift die hervorragende und überaus reichhaltige Zaluski-Bibliothek, die im Jahre 1747 für den öffentlichen Zutritt freigegeben wurde und an der Jaenisch-Janozki als Bibliothekar wirkte, benutzen konnte. So erklärt es sich, wenn Mitzler die vier in einem Buch zusammengefaßten Hefte seiner Zeitschrift im Jahre 1755 „Dem Hochwürdigsten und Durchlauchten Fürsten und Herrn, Herrn Andreas Stanislaus Kostka Grafen in Zaluskie Zaluski" widmet. Über die Bedeutung dieser Bibliothek, der Mitzler nur die Wiener und Wolfenbüttler an die Seite stellt, sagt er an anderer Stelle: „Diese Bibliothek ist es eben, welche unsere gegenwärtige Warschauer Bibliothek erzeuget, und ohne sie würden wir garnichts ausrichten können, da wir hingegen durch Hülfe der so ungemein zahlreichen, kostbaren und vortrefflichen Zaluskischen Bibliothek, denen Kennern der Wissenschaften so viel gutes, merkwürdiges und seltenes vorlegen werden, so sie vielleicht von Pohlen nicht vermuthet hätten".

Mitzler benutzte also die Drucke der Bibliothek und, was besonders wichtig ist, auch die Handschriften, aus denen er Auszüge in seiner Zeitschrift brachte. So nimmt denn die Geschichte Polens in dieser Zeitschrift einen besonders weiten Platz ein. Neben kleineren Artikeln, die Inhaltsangaben schon gedruckter Werke sind, finden wir etwa im ersten Heft einen Auszug aus der Handschrift des Werkes von Rudawski „Historiarum Poloniae ab excessu Vladislai IV. libri VI" mit einer Charakteristik des Verfassers als Geschichtsschreiber (I, 65 ff.). Im zweiten Hefte haben wir einen ausführlichen Auszug aus Heidensteins „Leben und Thaten des weltberühmten Johann Zamoscii" (II, 87 ff.) und im dritten und vierten einen Artikel über das „Leben der Erzbischöfe von Gnesen" nach dem Werke von Bużenski. Wenn wir dabei bedenken, daß die Werke von Bużenski und Heidenstein erst 1852 bzw. 1857 durch eine Ausgabe der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden — das Werk von Rudawski gab Mitzler später selbst heraus — so erkennen wir, welche Bedeutung die Erschließung der polnischen Geschichtsquellen für die damalige gelehrte Welt haben mußte.

Von dem Werke Bużenskis, das Eigentum von Malachowski war, sagt er, daß es durch seine Bemühungen in den Besitz der Zaluski-Bibliothek übergegangen war, (Warsch. Bibl. S. 175). Wie sehr Mitzler die Pflege dieser Bibliothek am Herzen lag, zeigt auch die Anzeige, die Mitzler im „Kuryer Polski" 1753 erscheinen ließ. Es war eine Aufforderung an die Druckereibesitzer, ein Exemplar jeder von ihnen gedruckten Schrift an die Zaluski-Bibliothek abzuliefern, wodurch erstens das später

allgemein übliche Verfahren der Abgabe von Pflichtexemplaren eingeleitet und die Bibliothek regelmäßig vermehrt, und zweitens eine allerdings kaum durchgeführte Bearbeitung der zeitgenössischen Literatur ermöglicht wurde.

Einen breiten Platz nahmen in der Zeitschrift, wie in den Zeitschriften der Aufklärung überhaupt, Naturwissenschaften und Medizin ein. Es war aber nicht nur die Tendenz der Zeit, die hier ihren Ausdruck fand, sondern auch Mitzlers persönliche Anteilnahme. So sind Aufsätze aus dem Gebiete der von ihm so sehr bevorzugten Arzneikunde überaus zahlreich. Sie sind sorgfältig bearbeitet und meist Originalaufsätze. Diese Aufsätze, wie etwa „Nachricht und Nutzen vom Gebrauch des Mitzlerschen Fieberpulvers" (W. B. II, 155) und :„Nachricht vom Nutzen und Gebrauch der eröffnenden Mitzlerschen Stahlpillen" (III, 234), die gleichzeitig seine Erfindungen anpreisen, fanden aber bei den Zeitgenossen wenig Anklang. Jöhnisch-Janozki, der in seinem Lexikon eine Lebensbeschreibung Mitzlers gibt und ihn sonst lobt, schreibt darüber: „Er ist auch für seine medizinische Ausarbeitungen und chymische Erfindungen so sehr eingenommen, daß er solche, zum größten Verdrusse derer Liebhaber Polnischer Sachen, überall zu häufig einschaltet". Es gibt auch andere Zeugnisse, daß diese Vorliebe für die Medizin nicht überall gefiel und teilweise sogar Unzufriedenheit erregte. Mitzler selbst sah sich jedenfalls gezwungen, sich wegen dieser Artikel zu entschuldigen (Warsch. Bibl. S. 228).

Besonders interessant sind die am Ende jedes Heftes unter dem Titel „Polnische gelehrte Neuigkeiten" beigebrachten Notizen. Es handelt sich dabei in der Hauptsache um die Angabe von Neuerscheinungen aus verschiedenen Wissenszweigen mit von Zeit zu Zeit interessanten Bemerkungen über die angezeigten Bücher. So bringt Mitzler anläßlich eines philosophischen Werkes Nachrichten über die Verbreitung der Wolffschen Philosophie in Polen, nicht ohne dabei seine Person besonders herauszustellen. (Warsch. Bibl. 117). Nur bei theologischen Neuerscheinungen brachte Mitzler selten mehr als den Titel des Werkes, weil „unser Beruf nicht ist, Sünder zu bekehren, sondern Wissenschaft und Literatur in Polen erweitern zu helfen; wer also mehr von den Predigten wissen will, der muß sie selbst lesen".

Verstreut finden sich unter dieser Rubrik auch Urteile über polnische und lateinische Dichtungen, wobei Mitzler allerdings kein besonderes Empfinden für echte Dichtung offenbart. So nennt er J. J. Zakuski, der eine Bibliographie in Versen geschrieben hatte, „einen starken polnischen Poeten". Und wie charakteristisch für den Aufklärer ist das Urteil über die platten Verse der E. Družbacka, die, wie er sagt, „wegen ihrer Geschicklichkeit in der Poesie und ihrer guten Art zu denken, den Beifall der ganzen Nation hat, auch in der Tat eine Muse und Zierde der polnischen Damen ist".

Sein Wirken als Mittler und Werber für seine neue Heimat aber wird aus folgender Charakteristik der polnischen Dichtung deutlich: „Es ist schade, daß so wenig Ausländer der polnischen Sprache mächtig sind, und sich keinen Begriff von den polnischen Musen machen können. Die meisten stecken in dem Vorurtheil, daß ein polnisches Gedicht nicht so schön als ein Französisches oder Deutsches seyn könne, weil ihnen die Sprache selber rauh vorkommt. Es ist aber dieses nur eine Einbildung. Wenn sie mir glauben wollen, als einem Ausländer, der eben so, aber falsch gedacht; so versichere ich, als einer der der polnischen Sprache mächtig geworden, daß man im Polnischen so schön als im Französischen oder Deutschen schreiben kann, und daß man auch wirklich eben so schön schreibt. Ausländische Kunstrichter würden an den polnischen Gedichten, nicht mehr als an ihren eigenen auszusetzen finden. Sie sind sonderlich reich an Erfindungen und in der Fabel stark, und verstehen die Regeln einer reinen Poesie und derselben Critik gar wohl".

Wie sehr Mitzler die Hebung der polnischen Wissenschaft am Herzen lag, zeigt eine andere Stelle im ersten Heft seiner Zeitschrift: „Man fänget würklich an sich nun

in Pohlen mehr um die Wissenschaft zu bekümmern, als für diesem. Die Weltweisheit der neuern fängt an bekanter zu werden, welche für einigen Jahren noch verketzert wurde, man begreift daß die mathematischen Wissenschaften, sonderlich den studierenden vortelhaft sind, und lehret sie. Man stellt für die Jugend allerhand Versuche in der Experimentalphilosophie an, und elektrisirt auch so gut als in Deutschland. Man hat schon für einige Zeit angefangen sich auf die Reinigkeit der Lateinischen Sprache zu legen, auch selbst die Sprache des Landes wird untersucht, von fremden Wörtern gereinigt und mehr ausgenutzt. Man sucht in der Historie in Ordnung zu kommen, die alten guten Scribenten bekannt und brauchbar zu machen, wozu die treffliche Zaluskische Bibliothek ihren Schatz eröfnet. Man leget sich mehr auf den gelehrten Briefwechsel mit Auswärtigen, und man fängt auch an, die griechische Sprache bekannter zu machen, welche nun D. Mitzler bey den patribus Scholar. piar. sechs Priestern lernet, aus Liebe gegen die pohlnischen Gelehrten ohne Entgelt, damit sie hernach die Jugend wieder ohne Entgelt unterrichten können, und diese Sprache mehr im Lande bekannt wird, als die allen Gelehrten nützlich ist. Man bemühet sich auch die Schaubühne zu verbessern, und gute Originalia in rein Pohlnisch zu übersetzen auch aufzuführen, wie auch die edle Musik. Kurz, wenn man in Pohlen so fortfähret, wie man angefangen, so ist gar kein Zweifel, daß nicht mit der Zeit es ebensoviel zum Wachstum der Wissenschaften, als andere Länder, beytragen sollte".

Wenn hier auch die Eitelkeit des Verfassers und die allzu enge Befangenheit im aufklärerischen Denken seiner Zeit verstimmen mag, so spürt man doch deutlich aus diesen Zeilen das wirklich redliche Bemühen, der Wissenschaft zu dienen und objektiv das wirklich Gute anzuerkennen. Man ist auch dankbar für die Charakteristik der Geistesbewegungen im damaligen Polen.

Wie sehr Mitzler in seinem erdenfernen Reiche des Geistes lebte, auch darin ein Kind seiner Zeit, geht aus der Bemerkung in einem Artikel über Hygienevorschriften hervor, in dem er sich an die Gelehrten wendet und sie warnt, nicht zu heiraten, „denn es sei unmöglich, daß ein viel arbeitender Gelehrter der Welt und einer Frau dienen könne, ohne sich und seine Familie vielen Widerwärtigkeiten auszusetzen". Er selbst machte allerdings traurige Erfahrungen, als er heiratete, und so mag diese Bemerkung ein Vorgefühl seines eigenen Schicksals sein. Seine Frau, mit der er schon vor seiner Ehe zusammengelebt hatte, eine Gewohnheitstrinkerin, bewies so wenig Verständnis für sein Schaffen, daß sie noch zu seinen Lebzeiten und dann auch nach seinem Tode seine Werke Bogen für Bogen als wertlose Makulatur an die Juden verkaufte.

Ist diese Bemerkung für Mitzler persönlich interessant, so gibt es andere, die zeitgeschichtlich interessieren. Gerade diese Stellen aber sind es auch, an denen die sonst trockene und weitschweifige Darstellung lebhafter und teilweise sogar witzig wird, wie etwa in der Bemerkung über die häufige Entwendung von Büchern aus der Zaluski-Bibliothek, wo den Dieben geraten wird, bei der „Zurückgebung der Bücher eben die Künste zu gebrauchen, die sie bei Nehmung derselben angewendet". Derartige Stellen sind aber selten. In den zahlreichen Besprechungen über erschienene Bücher beweist Mitzler meist eine gewisse Zurückhaltung, die zu einem trockenen, formelhaften Stil führt. Selten findet sich eine Bemerkung, die etwas schärfer ist.

Wie sehr ihm das Wohl des Landes, in das er übergesiedelt war, am Herzen lag, zeigt die Schärfe, mit der er die Fehler der Nation geißelt. Da hat er den Mut, ohne jegliche Rücksicht zu tadeln, Fehler herauszustellen und für Besserung der Mißstände einzutreten. Namentlich die geringe Achtung, die der Wissenschaft in Polen gezollt wurde, konnte er nicht verzeihen. Anläßlich einer Besprechung rühmt er die Zaluski-Bibliothek und fährt dann fort: „Nur hierin ist diese herrliche Bibliothek zu beklagen, daß sie von so wenigen Gelehrten besucht wird, welches daher kommt,

daß gelehrte Leute und die Wissenschaften in Pohlen noch nicht in der Hochachtung, wie bei den Ausländern, stehen. Ja, es scheinet bei einigen einen Anstoß zu verursachen, wenn man sich für andern in den Wissenschaften hervorthut. Viele sehen den großen Nutzen der Wissenschaft im Staat, im Krieg und Frieden, im Handel und Wandel und der Landwirtschaft noch nicht recht ein, und glauben, daß ein mit alten Weinen angefüllter Keller nützlicher denn die schönste Bibliothek sey. Wir wünschen und hoffen aber bessere Zeiten". Fast scheint aus dem Unterton, der durch diese Zeilen hindurch klingt, eigene Erfahrung über die Geringschätzung der Wissenschaft in Polen mitzusprechen. Ein anderes Mal beschwert sich Mitzler über „die ungemeine Nachlässigkeit der Polen in Bekanntmachung ihrer Schriften" und fährt dann fort: „Allein die polnische Nation hat sich hierin nachlässig gezeiget, und es thut uns wehe, daß wir der Wahrheit zu Steuer sagen müssen, daß auch in anderen Wissenschaften und Künsten die polnische Nation im ganzen genommen, immer die letzte ist ..... Der häufige Adel ist mehr von seiner Schlachectwo als einem wahren Trieb, was gründliches zu lernen, eingenommen". Wie klar sieht er die Lage in Polen, wenn er bei einer anderen Gelegenheit den Stolz der polnischen Magnaten geißelt, („denn eine große Anzahl von Ahnen und ein großes Vermögen allein können noch lange keinen wahren Ruhm geben"). Und wie kühn sind auch seine Bemerkungen anläßlich der Übersetzung von Boileaus Satyren ins Polnische, die eine schlechte Aufnahme gefunden hatten:

„Es ist ein schlimmes Anzeigen, daß man sich über diese Satyren ohn alle Ursache so sehr aufgehalten. Denn hieraus erhellet die Menge derer, so sich getroffen fühlen... Gar viele können in Polen die Wahrheit durchaus nicht vertragen, und ohngeachtet die Freyheit in Polen herrschen soll, so will man doch die redlichsten Scribenten zu Sklaven machen". Wieviel eigene Erfahrung mag auch aus diesen Zeilen herausklingen! Mitzler selbst und auch ein anderer Deutscher, Chr. B. Friese, der gleichfalls eine Zeitschrift herausgab, haben es erfahren, wie schwer es im damaligen Polen war, den Polen ungeschminkt die Wahrheit zu sagen. Denn wer wird bestreiten, daß sich in all den zitierten Fällen Mitzler mit dem Einsatz seiner ganzen Person für den kulturellen Fortschritt einsetzte. Trotzdem fanden seine Bemühungen keinen Widerhall im polnischen Volk. Ja, noch mehr, ihm wurde sogar der Vorwurf gemacht, er verleumde die polnische Nation. Ganz deutlich geht dies aus dem Artikel hervor, den ein anderer Gelehrter deutscher Herkunft, der Bibliothekar Jöhnisch-Janozki, in seinem „Lexikon" bringt. Dort heißt es: „Der Herr Hofrath und Hofmedicus Mitzler besitzet eine große Munterkeit, und redet und schreibet auch gern die Wahrheit, bezeiget sich aber in seinen Beurteilungen derer Polen allzu streng und misset der gesamten, zu großen und rühmlichen Unternehmungen von Natur angetriebenen Nation solche Fehler bei, die doch nur wie in anderen wohlgesitteten und aufs Weislichste eingerichteten Republiken, von einzelnen niederträchtigen Personen begangen werden". Mitzler fühlte sich dadurch getroffen und gab Jöhnisch die Antwort in den Acta lit. I S. 128, wenn er sagt, daß nur „die Wahrheit und Aufrichtigkeit ihn in seinen Schriften geleitet" hätten. Er will nicht glauben, daß Jöhnisch aus eigener Überzeugung ihm derartig ungerechtfertigte Vorwürfe gemacht habe und nimmt an, daß er ein Mittel in der Hand neidischer Menschen sei; aber dieser Neid berühre ihn wenig, wenn er durch sein Wirken dem Staate wirkliche Dienste leisten könne. Wie sympathisch berührt sein Urteil, wenn er mit Stolz und ehrlichster Überzeugung sagt:

„Wir haben es selber bey Herausgebung dieser Schrift erfahren, daß die geringste Critik, wenn man gleich von der Wahrheit derselben überzeugt ist, anstößig ausfällt. Im Reich der Wissenschaft gehet die Wahrheit über alles, wie kann sich also ein redlicher Scribent überwinden, solche nicht zu bekennen, und zum Nutzen der jetzigen und der Nachwelt zu sagen. Wer das Gute sagt, der soll auch das Böse zur Beför-

derung des Guten sagen. Es ist der polnischen Nation keine Schande, wenn man die Mißbräuche und Laster in Pohlen überhaupt tadelt. Wo ist eine Nation, da nicht Gute und Böse untereinander sind? Und wo ist eine Nation, da nicht redliche Männer die Mißbräuche und Laster ihrer Landsleute öffentlich tadeln. Da nun dieses in der ganzen Welt geschiehet, warum soll man denn allein in Pohlen die Wahrheit nicht sagen dürfen? Niemand lasse es sich also in Zukunft befremden, wenn wir ferner zur Beförderung des Guten die Wahrheit ohngescheut schreiben werden. Die Wahrheit soll unsern Kiel führen, und die Bescheidenheit soll den Ausdruck an die Hand geben".

Hier sehen wir Mitzler, den Aufklärer, von seiner sympathischsten Seite, nämlich in jener heißen Wahrheitsliebe, die sich durch nichts beeinflussen läßt, wenn es um das Wohl der Wissenschaft geht, die für ihn am höchsten steht und in deren Dienst er sein ganzes Leben gestellt hat.

Aber es war wohl nicht möglich, daß Mitzler dem Lande, dem er „von ganzem Herzen dienen" wollte, in dieser Form die Wahrheit sagen durfte. Die Zeitschrift „von deren Erscheinen der Anfang der polnischen Publizistik datiert", mußte eingehen. Finanzielle Gründe mögen außerdem mit dazu beitragen haben. Die Zeitschrift aber hatte ihre Aufgabe erfüllt. Sie hatte die Geister geweckt, indem sie unbarmherzig die Fehler der Nation aufdeckte und geißelte, und sie hatte auch das Ausland über die Zustände im damaligen Polen aufgeklärt. Daß Mitzler nur ungern ihr Erscheinen einstellte, bezeugt am besten die Vorrede, die er den vier zu einem Buch zusammengefaßten Heften der Zeitschrift voranstellte.

Aber Mitzlers stets reger Geist konnte nicht auf eine Einwirkung auf das Land, in dem er jetzt wohnte, verzichten. So gab er denn eine neue Zeitschrift heraus, diesmal aber nicht mehr in deutscher, sondern in lateinischer Sprache, und zwar die

Acta literaria Regni Poloniae et Magni Ducatus Lithuaniae 1755—64.

Die prächtige Ausstattung dieser Zeitschrift, der gute Druck und das gute Papier zeigen, daß Mitzler bei der Herausgabe nicht mehr mit jedem Pfennig zu rechnen brauchte. Dieser Mensch, der die Schuld daran, daß in Polen so wenig Bücher erschienen, in dem Mangel „vermögender Verleger und besonders solcher Mäcenaten, welche die Gelehrten in Polen nicht nur mit Höflichkeiten und Lobeserhebungen, sondern mit wirklichen Höflichkeiten aufmuntern" sah, und der trotz seines Erfolges immer wieder bis an sein Lebensende um die Gunst seiner Gönner buhlen mußte, hatte in dem Fürsten J. A. Jablonowski, dem Liebhaber der Wissenschaften und Literatur, an den noch die heutige Leipziger Stiftung erinnert, einen neuen Gönner gefunden. Damit war die finanzielle Grundlage dieser Zeitschrift gesichert. Mitzler konnte sie in dem für ihn so charakteristischen Enthusiasmus mit den Worten „wird hoffentlich lange Jahre dauern" ankündigen.

Das Programm der Zeitschrift, ihr Ziel und ihre Aufgaben, wird in dem langen Eingangsartikel unter dem Titel: „Brief an die polnischen Schriftsteller" dargelegt, der stärkste Beachtung verdient. Besonders deutlich kommt gerade hier die Mittlerrolle für Polen, die Mitzler als seine Hauptaufgabe ansah, zum Ausdruck. Einer Aufgabe nämlich sollte diese Zeitschrift besonders dienen: sie sollte das polnische Gelehrtenleben vor dem Auslande wieder zu Ehren bringen, sollte polnische wissenschaftliche und literarische Arbeit in der Welt bekannt machen. Wiederum gestand er freimütig, daß er als Ausländer genau dieselben falschen Vorstellungen vom polnischen Geistesleben gehabt habe, ehe er sich eingehender damit beschäftigte. Deutlich stellte er den polnischen Gelehrten die große Aufgabe vor ihre Augen, sich um die Hebung des nicht anerkannten Ruhmes ihres Landes vor dem Auslande

redlich zu bemühen, und zwar nicht durch Geschrei und Beleidigung der Gegner, sondern durch ehrliche und ausdauernde Arbeit und durch das Schreiben von guten Büchern. Er forderte die polnischen Schriftsteller auch dazu auf, ihm bei der Arbeit an seiner Zeitschrift, die er zum Ruhm und zum Nutzen des polnischen Volkes auf sich nimmt, zu unterstützen.

Aber Mitzler hatte aus der Erfahrung gelernt. Er wußte, daß er sich beim Schreiben Beschränkungen auferlegen mußte, wenn seine Zeitschrift überhaupt gelesen werden sollte, und so stellt er folgende Richtlinien auf: 1) er will nichts gegen die Religion schreiben, und zwar weil dadurch nur Haß unter die Menschen gesät wird; 2) er will alles vermeiden, was irgendwie die Ehre des Königs, der Regierung oder des polnischen Volkes verletzen könnte; 3) er will keine persönlichen Angriffe in seiner Zeitschrift bringen, behält sich aber vor, Fehler und verdorbene Sitten der polnischen Nation, wo es nötig ist, mit aller Rücksichtslosigkeit zu tadeln; 4) er will vor allem jene Werke in seiner Zeitschrift besprechen, deren Verfasser ein Exemplar an die Zaluski-Bibliothek schickt. Wie überaus charakteristisch und vielsagend sind doch diese „leges", die Mitzler, der Protestant, der Deutsche, der Aufklärer und der im Dienste eines Gönners stehende Mensch, machen muß. Es sind Zugeständnisse an seine Zeit und an den Staat, dessen Bürger er geworden war.

In der Zeitschrift sollten nach der Vorrede folgende der Wichtigkeit nach geordnete Sachgebiete berücksichtigt werden: 1) Staatswissenschaft und Geschichte des polnischen Volkes. 2) Die damals noch wenig bearbeitete Geographie Polens. 3) Mathematik, Medizin, Physik, Chemie, Ökonomie. 4) Dichtung, Rhetorik, Philologie.

Dem Programm entsprechend nehmen Staatswissenschaft und Geschichte Polens in dieser Zeitschrift, von der zwischen 1755—1764 acht Hefte mit der üblichen Verspätung erschienen, den Hauptteil ein. Nur auf einiges aus dem Inhalt sei hingewiesen. So ist besonders interessant und wertvoll die umfassende Inhaltsangabe aus Brauns bekanntem Werk: „De jurium regnandi fundamentalium in regno Poloniae ratione et praxi moderna". Köln 1722. Gerade dieses Werk entsprach so recht den Bemühungen Mitzlers, das Ausland mit dem politischen Leben Polens vertraut zu machen. Wenn er bei der Schilderung der staatlichen Einrichtungen, also des Sejm, der Königswahl, des Wahlrechtes usw. auch größte Vorsicht und Zurückhaltung übt und an den heikelsten Stellen sich auf seinen Gewährsmann Braun beruft, so kann an seiner persönlichen Einstellung kein Zweifel aufkommen. Er tritt eindeutig gegen die Einschränkung des Königsrechtes, gegen das Wahlrecht und auch gegen die im Auslande so verbreitete Ansicht von der Allmacht des polnischen Adels auf. So dringt auch hier trotz aller Vorsicht immer wieder die Sorge um das Wohl des Landes, in dem er lebte, durch.

Seinem Wunsch, Polen im Auslande bekannt zu machen, dienen auch die sich auf das Buch von Jöhnisch stützenden Lebensläufe bekannter polnischer Gelehrter. Für seine Abhängigkeit von seinem Gönner zeugt der lange Artikel über Jablonowski, und von der Eitelkeit des Aufklärers spricht die Tatsache, daß er sich selbst sehr ausführlich behandelt und seine 32 Werke nennt, ganz im Gegensatz zu den sonst so kurzen Notizen über andere Gelehrte. Ein schönes Zeugnis für seinen guten Charakter und auch für seine Wahrheitsliebe ist der lobende Artikel, den er Jöhnisch-Janozki widmet, mit dem er zeitweise in einem recht gespannten Verhältnis lebte.

Mitzlers Vorliebe für die Medizin mußte in dieser Zeitschrift eingeschränkt werden. Während sich im ersten Jahrgang noch neun Artikel medizinischen Inhalts befinden, gibt es im zweiten gar keinen mehr. Den Vorwurf von Jöhnisch, daß er die Leser mit chemischen und medizinischen Artikeln langweile, konnte Mitzler aber nur schwer verdauen. Er gab es ihm bei Gelegenheit boshaft zurück, indem er versicherte, daß sie um vieles nützlicher seien als Janozkis Rezensionen über dumme

Bücher (I, 182). Stolz bekennt er auch, daß „keine Wissenschaft edler, feiner und schöner ist, als die Medizin" (I, 35). Gerade an diesen Stellen wird uns auch die Person Mitzlers, die sonst in dieser schwer gelehrten Zeitschrift fast aus den Augen verschwindet, deutlich.

Auch diese Zeitschrift konnte sich in dem damaligen Polen nicht lange behaupten trotz der finanziellen Unterstützung, die sie hatte. Den Grund dafür dürfen wir wohl darin sehen, daß Mitzlers allzu aktives und fast unruhiges Gemüt ihn auf immer neue Gebiete warf, so daß er sich schließlich verzettelte und mehr unternahm, als ein Mensch erfüllen kann. Er gab die mit soviel Hoffnung begonnene Zeitschrift auf, als ihm der neue Gedanke gekommen war, eine Zeitschrift in polnischer Sprache herauszugeben. Das letzte Heft der „Acta lit." (erst 1764) erschien ohne seinen Namen. Ein Zerwürfnis mit Jablonowski ist wahrscheinlich vorangegangen.

Mitzler hatte einen neuen Plan, er wollte nun vor allem auf die Polen wirken. So gab er denn die

Neuen ökonomischen und gelehrten Nachrichten oder Magazin aller zum menschlichen Glück nötigen Wissenschaften
1758—1761

in polnischer Sprache heraus.

Mitzler hatte sich mit der Zeit wohl doch überzeugt, daß der Kreis der Gelehrten in Polen sehr klein ist, und daß es sich nicht lohnt, für sie allein zu schreiben. Welch einen Wandel in seiner Auffassung aber bekunden die Worte, „daß daran nicht nur Gelehrte, sondern auch weniger in der Wissenschaft beflissene einen Nutzen haben sollen" gegenüber den in der Warschauer Bibliothek befolgten Grundsätzen. Jetzt will Mitzler von Dingen sprechen, die dazu beitragen, „das irdische Leben glücklich zu machen", dazu aber gehören, ganz im Sinne der moralischen Tendenz seiner Zeit, vor allem Medizin, zur Erhaltung der Gesundheit, „Ökonomie", die den Erwerb von Reichtum erleichtert, und Philosophie, die die Weltweisheit der Aufklärung lehrt. Außerdem betont er, daß er in dieser Zeitschrift jedem etwas bringen, zugänglich, verständlich und so einfach schreiben will, daß sogar „der ungebildete Bauer" es verstehen kann. So ist denn das Programm dieser Zeitschrift ein interessantes Dokument für den Wandel der Auffassung des Verfassers und auch der Zeit. Derselbe Mitzler, der vor einigen Jahren überaus deutlich erklärt hatte, daß er sich nicht einen ungebildeten Leserkreis wünscht, erklärt nun, daß er bereit ist, für alle zu schreiben, und sucht einen Zugang auch zu weniger gebildeten Schichten in der Form von leicht geschriebenen Artikeln, in denen er die Menschheit nach seiner Art zu bessern und die zahlreichen Fehler der damaligen Gesellschaft zu tadeln versucht. Damit aber wird Mitzler für Polen zum Begründer der im damaligen Europa weit verbreiteten „moralischen" Wochenschriften und leitet auch hierin einen neuen Abschnitt in der polnischen Publizistik ein.

Im Sinne der moralischen Wochenschriften brachte Mitzler in seiner neuen Zeitschrift nun nicht mehr kritische Bemerkungen und Rezensionen über gelehrte Bücher, sondern Inhaltsangaben und Auszüge aus Werken, die geeignet sind, das Leben leichter, schöner und besser zu gestalten. Wie sehr Mitzler auch dabei das Wohl Polens im Auge behielt, bezeugt der Inhalt der ganzen Zeitschrift. So weist er darauf hin, daß in Polen die Landwirtschaft eine führende Rolle im Bau des Staates einnehmen muß. Vom ersten Heft beginnt er eine „Einleitung in die Ökonomie", in der er Vorschläge zur Hebung ihres damals in Polen fatalen Zustandes macht. Er bringt verschiedene Ratschläge und Nachrichten über neue Erfindungen und Vorschläge, wie das Land zu bebauen ist, wie versumpfte und verkrautete Teiche gereinigt werden müssen, auf welchem Acker Getreide oder Kartoffeln angepflanzt

werden sollen usw. Daneben finden wir Artikel wie folgende: „Von den wesentlichen Teilen, aus denen das Getreide besteht" (I, 15), „Von dem Schaden, den die Spatzen anrichten" (VI, 342), „Von Mitteln, um Pelze vor Motten zu schützen" (I, 53), um „Feuchtigkeit der Wände zu vermeiden" (III, 155), oder um „Bilder im guten Zustand zu erhalten" (X, 622) und ferner von der „Pferdezucht in Dänemark" (III, 133), „Von der Essigherstellung" (VI, 374) und „Von der Wettervorhersage" (III, 151). Wer bedenkt, in welcher Ahnungslosigkeit und Unkenntnis der durchschnittliche Pole in wirtschaftlichen Fragen verharrte, wird die bahnbrechende Tat Mitzlers zu schätzen wissen. Handelt es sich bei diesen Aufsätzen auch oft um Übersetzungen ausländischer Wirtschaftslektüre, und zwar zumeist deutscher Herkunft, so schmälert das doch keineswegs Mitzlers Verdienst um die Hebung der Zustände im damaligen Polen.

Ferner tritt Mitzler auch für die Hebung des Handels und der Wirtschaft ein, und zwar besonders in dem Artikel „Über Manufakturen" oder in dem umfangreichen und belehrenden Vorschlag: „Wie der Handel in Polen in Ordnung zu bringen ist" (S. 75—115) ein. Er bringt damit „den ersten ernsten und gut durchdachten Plan in Handelsfragen" in Polen überhaupt. Der Grundsatz, von dem er ausgeht, ist der, daß „der Gewinn an Sachen oder Waren, die aus dem Lande ausgeführt werden, die Ausgaben für fremde Waren, die eingeführt werden, übertreffen muß." Auf diesem Grunde des Merkantilsystems stehend, tritt er also für eine Verkleinerung der Einfuhr und Vergrößerung der Ausfuhr ein. Das Geld soll im Lande bleiben, zu diesem Zweck aber muß die Produktion im Lande erhöht werden. Leinwand und Tuch sollen im Lande erzeugt und die Ausfuhr von Rohstoffen wie Getreide, Salz, Eisen soll gesteigert werden. Es gilt, im Lande eigene Fabriken und Manufakturen zu gründen, die Menschen aus ihrer Trägheit zu erwecken und durch Erziehung, Ansporn oder Privilegien sowie durch die Gründung einer großen Kaufmannsgesellschaft, die die Gruben erschließen soll, die im Lande ruhenden Möglichkeiten restlos auszunützen. Ferner fordert er die Regierung auf, diese Pläne zu unterstützen, die Preise zu kontrollieren, Prämien für gute Waren auszusetzen, Zölle und Steuern zu bestimmen, die Straßen auszubessern und gute Handelsverträge abzuschließen.

So bedeutet dieser Plan einer Reform des wirtschaftlichen Lebens ungeheuer viel für den Fortschritt im damaligen Polen, in dem Handel und Wirtschaft in einem völlig verwahrlosten Zustande waren. Der Pole T. Korzon schreibt darüber: „Wer gesteht nicht, daß dieses Programm klug ist, gemäß dem damaligen Stand der Wissenschaften, der Lage und der Interessen des damaligen Polen? Man sollte annehmen, daß die Polen es ohne lange Redereien angenommen und sofort ausgeführt haben sollten, daß sich die Augen mit einem Mal geöffnet hätten und der vom ewigen Aberglauben gewebte Schleier für immer von ihren Augen fallen würde. Aber es zeigte sich, daß die klügsten Lehren auf einem nicht vorbereiteten Boden nicht reifen können; Mitzler war Ausländer, die Polen folgerten nach einer ganz anderen Logik."

Aber damit ist der Inhalt dieser Zeitschrift nicht erschöpft. Das schon in ihrem Titel angedeutete Janusgesicht tritt besonders bei der Behandlung der Philosophie klar zutage. Da haben wir etwa schwerstes wissenschaftliches Kaliber, wenn die „Logik" Gottscheds in polnischer Sprache erscheint, von einem „jungen Kavalier", wohl dem jungen Malachowski übersetzt. Mitzler schreibt zu dieser Übersetzung, die später als Buch erschien, eine Einleitung, in der er darüber klagt, daß die neue Philosophie nur einigen Personen der höheren Stände bekannt sei, und daß ihr Erfolg in Polen wenig Anklang gefunden hätte. Mitzler, der sich schon in seiner Leipziger Zeit mit Logik befaßt hatte, und der in der „Warschauer Biblio-

thek" wiederholt für eine Verbreitung Wolffscher Ideen in Polen eingetreten war, bekennt sich auch hier erneut als Schüler und Anhänger Wolffs und Gottscheds. So wird er auch auf diesem Gebiete zum Künder und Vertreter deutscher Wissenschaft in Polen und dies in einer Zeit, wo kaum jemand in Polen etwas davon wußte. Er selbst spricht in seiner Vorrede die Hoffnung aus, „daß nun auch dieser Wissenschaftszweig (die Philosophie) in Polen zu blühen anfangen wird."

Neben dieser ernsten Arbeit finden wir leichtere Artikel, die sich sonderbar davon abheben, und deren Aufgabe es ist, die Sitten zu bessern. Fragen des Gesellschaftslebens kommen zur Sprache, die „wichtigsten menschlichen Dinge auf dieser Welt" (I, 41), der „Wert des menschlichen Verstandes" oder „Die Kunst zu reden" werden erörtert. Beachtung verdient vor allem der lange, durch 6 Hefte gehende Aufsatz „über die Frauen", in dem Erziehung, Benehmen, Bildung und Tugend von rein moralischen Gesichtspunkten gesehen und dementsprechende Ratschläge gegeben werden.

Dieser flüchtige Überblick zeigt, wie reich das Programm der Zeitschrift war, und wie Mitzler, sei es als Ökonom oder als Popularphilosoph, seinen Einfluß auf den polnischen Leserkreis ausübte. In der Entwicklung der polnischen Publizistik nehmen die „Nachrichten" eine überaus wichtige Stellung ein. Und zwar nicht wegen des Inhalts oder der Form, sondern wegen der Änderung des ganzen Programms. Es war dies nämlich die erste Zeitschrift, die ausschließlich für ein polnisches Publikum bestimmt, und in polnischer Sprache herausgegeben wurde. Es war auch die erste „gelehrte" Zeitschrift, die es wagte, trotz ihres Namens neben wissenschaftlichen Abhandlungen auch einfachere Artikel moralischen Inhalts zu bringen. Sie gab dadurch der polnischen Publizistik den Antrieb nach einer neuen, vorher unbekannten Richtung hin. Aber auch diese Zeitschrift ging ein; ein charakteristisches signum temporis, wie es der polnische Forscher Czarnowski nennt.

Trotz der vielen Fehlschläge ließ Mitzler den Mut nicht sinken und begann seine Arbeit an Zeitschriften in Polen zum vierten Mal. Als im Jahre 1765 die erste Nummer der bedeutenden polnischen Wochenschrift

Monitor,

die zu den wenigen polnischen Zeitschriften gehört, die sich über einen Zeitraum von mehreren Jahren halten konnte, erschien, da wurde sie nicht nur in Mitzlers Druckerei gedruckt, sondern auch von dem Jesuiten und späteren kgl. Rat Franz Bohomolec in engster Zusammenarbeit mit Mitzler herausgegeben. Nach den neuesten Forschungen ist nicht nur Mitzlers Mitarbeit festgestellt worden; er war darüber hinaus auch in diesem Falle eifrig bemüht, das unbekannte Polen dem Auslande und besonders Deutschland näherzubringen. Er selbst übersetzte nämlich die beiden ersten Bände als „Monitor für das Jahr 1765 und für das Jahr 1766", um, wie es in der Vorrede heißt, „Polen in Deutschland bekannt zu machen" und zu zeigen, daß man sich jetzt auch in Polen Mühe gibt, daß „Verstand, Tugend, Wissenschaft, Künste, die Handlung, gute Sitten nebst der Gerechtigkeit ebenso wie bey denen auf das Beste in Europa eingerichteten Staaten blühen möge". In diesen Dienst hatte Mitzler sein ganzes Leben gestellt. Und als er selbst mit seinen Zeitschriften nicht den gewünschten Erfolg erzielte, da erkannte er neidlos bei anderen an, was ihm selbst nicht gelungen war. Es ist dies ein Zeugnis mehr für Mitzlers guten Charakter, der sich dadurch vorteilhaft von dem seines Freundes Gottsched abhebt, aber auch für seine wenig dankbare und doch immer wieder begonnene und hingebungsvolle Arbeit an seiner Lebensaufgabe als Mittler zwischen deutschem und polnischem Wesen.

Mitzlers Verdienst um die polnische Publizistik ist trotz des nicht eindeutigen und schwer bestimmbaren Erfolges seiner Zeitschriften unbestritten. So möge das Urteil

eines polnischen Gelehrten diesen im Lebenswerk Mitzlers so überaus wichtigen Abschnitt seiner Tätigkeit beschließen. „Mitzler muß als der Vater und Begründer des literarischen Zeitschriftenwesens in unserem Lande angesehen werden. Sein Verdienst beruht nicht nur darauf, daß er durch die Begründung der ersten literarischen Zeitschrift Raum für einen wichtigen und bis dahin bei uns unbekannten Zweig des Schrifttums geschaffen hat, sondern auch darauf, daß er sich nicht wie seine Nachahmer mit einem einzigen Versuche zufrieden gab, sondern längere Zeit im Schriftstellerberuf gearbeitet hat, wobei er sich bemüht hat, dem jungen, erst frisch nach Polen verpflanzten Reis die Bedingungen für eine dauerhafte Entwicklung zu schaffen. Trotz sehr ungünstiger Verhältnisse und nicht gelähmt durch die Schwierigkeiten, die er überall antraf, kämpfte er sowohl mit dem Mangel an finanziellen Mitteln, als auch mit der Gleichgültigkeit des Publikums. Trotzdem gab er innerhalb seiner 18jährigen Tätigkeit als Redakteur 3 periodische Zeitschriften heraus, in deutscher, lateinischer und polnischer Sprache, deren Spalten er fast ausschließlich mit Artikeln aus seiner Feder füllte. Die Bemühungen dieses eifrigen Redakteurs blieben auch nicht ohne Erfolg. Mitzlers Zeitschriften trugen, obgleich sie nicht lange Zeit herausgegeben wurden und keinen größeren Einfluß auf die Entwicklung der Bildung ausgeübt haben, erheblich dazu bei, das erste Eis zu brechen, und sie gewöhnten die Gelehrten und das gebildetere Publikum daran, sich mit der laufenden Literatur zu beschäftigen. Sie schufen überhaupt erst einen größeren Leserkreis, den es vorher fast gar nicht gab. Wenn dann in den späteren Jahren, nämlich zur Zeit Stanislaus Augusts die literarische Publizistik beginnt, sich lebhafter zu entfalten, so gehört nicht ein kleiner Teil des Verdienstes dafür gerade Mitzler, der die Arbeit auf diesem brachliegenden Felde überhaupt erst begonnen, und den ersten Samen auf den noch unbebauten Boden geworfen hat" (Pilat).

Der Begründer von Gesellschaften.

In eine ähnliche Richtung wie Mitzlers Arbeit an der Herausgabe von Zeitschriften ging auch sein für die Aufklärung typisches Bemühen um die Gründung von wissenschaftlichen Gesellschaften. Schon zur Zeit des Humanismus waren es Deutsche gewesen, die in dem damaligen geistigen Mittelpunkt Polens, in Krakau, die „Sodalitas Literaria Vistulana" begründet hatten. Conrad Celtes, Rudolf Agricola, Corvinus waren ihre Begründer, und mit ihrem Fortgehen hörte auch die Wirkung dieser Gesellschaften auf.

Auch jetzt, während der Regierung Augusts III., waren es wieder Deutsche, die an der Organisation des literarischen und wissenschaftlichen Lebens den lebhaftesten Anteil nahmen und dafür eintraten, daß die Gelehrten zusammenkamen, um gemeinsam verschiedene Fragen zu erörtern. Der Pole W. Smoleński schreibt über die bedeutende Rolle der Deutschen auf diesem Gebiete: „Nicht wenig Dankbarkeit sind wir dafür den Ausländern und besonders den Deutschen schuldig, die scharenweise aus Sachsen nach Polen herüberströmten und neben der Initiative eine große Gewandtheit und Fertigkeit auf den verschiedensten Gebieten an den Tag legten. Alles, angefangen von den philosophischen Ideen eines Cartesius und Wolff, den großen Gedanken eines Coppernikus und Newton, den historiosophischen Anschauungen Voltaires bis zur Reform des Schulwesens, der Publikation von Geschichtsquellen und bibliographischen Werken, die Belebung periodischer Zeitschriften und Schaffung wissenschaftlicher Hilfswerke findet man im polnischen Staate Augusts III., und alles findet auch fleißige Nachahmer."

Mitzler hatte bereits aus Leipzig einige Erfahrung in der Gründung von Gesellschaften mitgebracht. Er hatte sich dann in Polen, wie schon erwähnt, um die Schaf-

fung eines „Collegium medicum" bemüht und in den Acta lit. beklagt, daß es in Polen keine gelehrten Gesellschaften gäbe. In der von Zaluski begründeten „Academia Mariana", die im Auslande als erstes Anzeichen des Aufblühens der Wissenschaften in Polen lebhaft begrüßt worden war, und von der Mitzler allerdings behauptete, sie sei keine Akademie im westeuropäischen Sinne, und ihr Begründer habe nicht an die Organisierung einer gelehrten Gesellschaft gedacht, war Mitzler gleichfalls tätig gewesen. Trotz des Mißerfolges mit dem „Collegium medicum" ließ sich der immer mit neuem Schwung und Glauben im Dienst der Wissenschaft stehende Mitzler nicht davon abhalten, auch auf diesem Gebiete noch einmal das Heft in die Hand zu nehmen. Bereits drei Jahre nach den Plänen des „Collegium medicum" schritt er zur Gründung eines Vereins zur Pflege der Wissenschaften und veröffentlichte die „Leges Instituti Literarii Varsoviensis". Die Aufgabe dieses Instituts, zu dem u. a. Deutsche wie Böttiger, Sonntag, Gürtler, Götze, Wilke gehörten, war die, Bücher aus dem Auslande auf gemeinsame Kosten zu beziehen, die Kenntnis der ausländischen Literatur durch ständige Verbindung mit dem Auslande zu verbreiten und außerdem einmal im Monate zusammen zu kommen, um Abhandlungen zu lesen.

Handelte es sich bei dieser kurzlebigen Gesellschaft darum, ausländische und wohl in erster Linie deutsche Literatur in Polen bekannt zu machen, so bezweckte die Begründung einer anderen Gesellschaft die Förderung der Herausgabe polnischer Bücher. Es ist dies das „Institutum societatis literariae ad edendos optimos Poloniae utilissimos libros", das von 1765—70 bestand. In den 1765 veröffentlichten Satzungen heißt es, daß jeder, der die Wiedergeburt der Wissenschaften in Polen verfolgt, das Fehlen guter Bücher und besonders solcher, die in der Muttersprache geschrieben sind, feststellen wird. Viele Mäzene und auch der König hätten in den letzten Jahren alle Pläne in dieser Richtung unterstützt. Es komme aber dabei auf die Hilfe jedes Polen an. Wer im Januar des Jahres 1765 20—50 Złoty in die Kasse der Gesellschaft abliefert, wird die ersten beiden Jahrgänge hindurch Bücher zum Leipziger Bücherpreise als Zinsen (8%) erhalten. Im dritten Jahre erhält er die Hälfte, im vierten den Rest des eingezahlten Betrages in derselben Form zurück. So hat jeder Pole die Möglichkeit, billig Bücher zu erwerben und auch Gelegenheit, seinem Vaterlande zu dienen, denn durch die neuen Bücher ist nicht nur der Aufstieg der Wissenschaft gesichert, auch das Geld, das früher dafür ins Ausland ging, bleibt im Lande.

Wenn auch die Wirklichkeit nicht völlig mit der Ankündigung „ad edendos optimos Poloniae utilissimos libros" übereinstimmte, so war die Bedeutung dieser Gesellschaft für die polnische Kulturentwicklung doch sehr groß. Besonders hingewiesen sei auf die vielen pädagogischen Bücher, die in Zusammenarbeit mit Czartoryski, der gerade die Kadettenschule gegründet hatte, herausgegeben wurden. Sie zeigen, daß hier engste Beziehungen zu den Reformplänen in Polen bestanden und daß die Gesellschaft den Mangel an guten Lehrbüchern besonders empfand. So wirkte sie nicht nur für die Aufklärung, sondern leistete schon vor der Gesellschaft für Elementarbücher und vor der Edukationskommission Arbeit für eine richtige Erziehung und hat damit den Boden für künftige Reformpläne vorbereitet.

Damit hat auch auf diesem Gebiete Mitzler seinen Teil dazu beigetragen, der polnischen Wissenschaft einen neuen Auftrieb zu verleihen, und an jenen Plänen mitgearbeitet, die in einer Zeit, als der polnische Staat zu zerfallen begann, verzweifelte Anstrengungen machte, die gesunden Kräfte des Staates zu sammeln und zur Besinnung zu rufen. Sehr enge Beziehungen verbanden ihn u. a. mit der Danziger „Naturforschenden Gesellschaft", deren Arbeiten er in Polen propagierte oder in den „Acta literaria" abdruckte. Diese Propaganda veranlaßte manchen polnischen Edelmann, sich in Danzig mit den Arbeiten der Gesellschaft vertraut zu

machen, die aufgeworfenen Fragen der Entwässerung, des Kanalbaues usw. zu studieren. Aber diese Arbeit ist nur ein Ausschnitt aus Mitzlers Tätigkeit als

Drucker, Verleger und Herausgeber wissenschaftlicher Werke

überhaupt. Seine Druckerei auf der Biergasse, in der es auch eine Buchhandlung gab, „gehörte zu den Mittelpunkten des damaligen literarischen Lebens in Warschau und im ganzen Lande überhaupt". Schon die Zahl der Werke, die in der fast 34jährigen Zeit ihres Bestehens aus der Druckerei herauskamen, stellt sie in die erste Reihe der Druckereien in dem von deutschen Buchhändlern beherrschten Warschau. Nicht nur seine eigenen Werke erschienen im Selbstverlage, auch so manches andere bedeutende Buch, wie etwa die der „literarischen Gesellschaft", wurde dort gedruckt.

Neben dieser unglaublich vielseitigen Tätigkeit opferte Mitzler den Rest seines Lebens ernstester wissenschaftlicher Arbeit. Er ging nun endlich an die Vorbereitung jenes großen, in den Acta schon angekündigten Werkes der Herausgabe der polnischen Geschichtsquellen. Der Titel eines polnischen Historiographen, „Regni Poloniae historiographus", den er vom Könige verliehen bekommen hatte, und den er mit Stolz unter vielen anderen Titeln seit 1757 auf seine Zeitschrift setzte, machte es ihm zur moralischen Pflicht, jenes große Werk herauszugeben, das seinen wissenschaftlichen Ruhm begründen sollte. Was ihn besonders bewog, die Herausgabe dieses Werkes zu beschleunigen, war der Wunsch, die Quellen zur polnischen Geschichte dem Polen und dem Ausländer bekanntzumachen. Er hat sich damit um Polen unschätzbare Verdienste erworben. Hatte er auch schon in seinen Zeitschriften Auszüge aus seltenen und wertvollen Handschriften gebracht und damit seine Arbeit als Historiograph eingeleitet, so ist sein Hauptwerk doch die „Historiarum Poloniae et magni ducatus Lithuaniae scriptorum ..... collectio magna". Dieses wertvolle Werk war in 13 Bänden (Acta lit. 1755 S. 222) geplant. Erschienen sind davon jedoch nur vier und vom fünften 34 Bogen. Mitzler hat den einzelnen Bänden und Autoren Einleitungen, Lebensläufe, Ergänzungen und Berichtigungen beigefügt. Durch diese große, fast nach modernen Maßstäben durchgeführte Herausgabe der Quellen zur polnischen Geschichte, mit der Mitzler in stiller, entsagungsvoller Arbeit die letzten Jahre seines Lebens beschloß, hat er sich die restlose Anerkennung der Forscher erworben.

Er hatte sich außerdem schon zu seiner Zeit eine derartige Stellung gesichert, wie sie keiner der damaligen Drucker und Verleger innehatte. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß Stimmen laut wurden, die eine Unterstützung Mitzlers durch den polnischen Staat verlangten. So forderte der Fürst Czartoryski in der Senatssitzung vom 30. Oktober 1763, daß Mitzler bei seiner Arbeit an der Erschließung der polnischen Vergangenheit aus dem Staatsschatz unterstützt werden sollte. War Mitzler auch nicht der erste Deutsche, der sich um die Erschließung der polnischen Geschichtsquellen bemüht hat — schon vor ihm hatte Johann Pistorius die erste Sammlung polnischer Geschichtsquellen 1582 herausgegeben —, so gebührt ihm doch auch auf diesem Gebiete uneingeschränkte Anerkennung.

Theaterkritiker und Poetiker.

Fast möchte es scheinen, als ob es kaum möglich wäre, daß dieser auf so vielen Lebensgebieten tätige Mensch, der oft nüchtern in Akten und alten Handschriften herumgestöbert haben mag, auch noch Interesse für die lebendige Kunst der Gegenwart gehabt haben konnte. Wenn wir bedenken, daß er als Arzt wirkte und dabei

einen zahlreichen Patientenkreis hatte, für den er die von ihm selbst erfundenen Pulver und Pillen herstellte, daß er sich mit Druckereiwesen und Buchhandel abgab, die Gründung medizinischer und literarischer Gesellschaften betrieb und außerdem seine Zeitschriften und Werke herausgab, so scheint eine Steigerung des Umfanges seiner Tätigkeit kaum noch glaublich. Es fällt fast schwer, bei ihm ein lebendiges Interesse für das Theater seiner Zeit vorauszusetzen. Und doch ist es so.

Zeugnis dafür sind vor allem die „Briefe eines Gelehrten aus Wilna an einen bekannten Schriftsteller in Warschau die polnischen Schaubühnen betreffend", Warschau 1775. Es handelt sich hierbei um einen fingierten Briefwechsel zwischen dem Gelehrten M. in Warschau und dem Herrn Lorenz von Lehrlieben in Wilna, in dem an Hand des Spielplanes der Warschauer Bühnen und auf Grund der in Mitzlers Druckerei gedruckten Theaterplakate Fragen der Poetik des Dramas erörtert werden. Diese wenig bekannten Briefe Mitzlers, die zu den seltenen Drucken des 18. Jahrhunderts gehören, sind eine ungemein wichtige Quelle, um das Repertoire des öffentlichen Theaters in Warschau in den Jahren 1774 bis 1776 kennenzulernen. Sie sind es um so mehr, da sie „aus der Feder eines Liebhabers des Theaters und eines Kenners der Musik und des dramatischen Schaffens stammen."

Bei den angeführten Stücken fällt zunächst einmal die verhältnismäßig hohe Anzahl deutscher Theaterstücke auf. Besonders interessant aber ist es, zu erfahren, daß etwa unter dem Datum des 15. 1. 1775 Lessings „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück" angeführt ist und am 20. Juni des gleichen Jahres „Emilia Galotti" mit der Bemerkung „ein gutes Stück, welches aber in Warschau nicht gefällt, weil man nur lachen will". Gerade in jener Zeit gab es in Warschau eine deutsche Bühne, die sich allerdings wohl nicht ganz durchsetzen konnte, wie dies Mitzlers Worte zu bezeugen scheinen: „Die deutsche Gesellschaft ist noch auf keinen dauerhaften Fuß gesetzet, welches für die Residenzstadt, die über die Hälfte aus deutschen Einwohnern besteht, nötig wäre". Aber auch hierin zeigt sich Mitzler als Werber für deutsche Kunst. Er fordert, daß man sich mehr Mühe gibt, „auf gute deutsche Lustspiele zu denken und dadurch die deutsche Schaubühne immer vollkommener zum Vergnügen der Kenner zu machen". Viel Vertrauen für Polen hat der alte Mitzler allerdings nicht mehr. Er glaubt nicht daran, daß sich die Schaubühne längere Zeit halten wird, und daß sich an ihr „das alte Sprichwort bekräftigt: In Polen ist nichts Beständiges".

Nicht uninteressant sind auch die Bemerkungen über das Warschauer Publikum. Schon in der Vorrede heißt es: „Man will hier in Warschau immer was Neues haben, und wenn es auch manchmal schlecht ist, so ist es doch zum ersten Mal gut, weil es was Neues ist". Des öfteren hebt er hervor, daß nur lustige Theaterstücke gern gesehen werden, und wie bezeichnend ist die Charakteristik der Polen: „Man ißt und trinkt, ziehet sich an, geht aus, verrichtet Kleinigkeiten, die man für große Dinge hält, kommt wieder nach Haus, ziehet sich aus, ißet und trinket und legt sich schlafen, und so Tag für Tag. Die allerwenigsten bekümmern sich darum, warum sie auf der Welt sind".

Aber trotz dieser so klar gesehenen Leichtlebigkeit der Polen setzt Mitzler auch auf diesem Gebiete seine Kraft für die Erziehung des polnischen Publikums ein und entwickelt sogar einen großen Plan zur Schaffung eines polnischen Nationaltheaters, ähnlich wie es Lessing für Deutschland gefordert hat. Natürlich sind die Regeln, die er gibt, ganz vom Blickpunkt des Aufklärers gesehen. So heißt es: „Es kommt aber alles auf diese Hauptregel an: alles muß der Natur nachahmen. Hieraus folgen alle anderen Regeln, nämlich: es muß alles wahrscheinlich sein; kein Charakter muß übertrieben sein; es muß alles wohl zusammenhängen, und alle Handlungen so entwickelt werden, daß eine aus der anderen fließet . . . Der End-

zweck der Lust- und Trauerspiele gibt gleichfalls die übrigen nötigen Regeln an die Hand, welcher dieser ist, daß die Tugend belohnt, und das Laster bestraft wird". In diesem Sinne entwickelt Mitzler eine regelrechte Poetik des Dramas, bespricht die Entwicklung der Handlung, die Wahrscheinlichkeit der Charaktere usw. Aber dies alles ist nur eine Vorbereitung für die Entwicklung seiner Forderungen für ein polnisches nationales Schauspiel. Danach soll in den Stücken u. a. gezeigt werden: „Daß die Liebe zum Vaterlande die größte Tugend eines rechtschaffenen Einwohners ist . . . . Man muß der polnischen Jugend begreiflich machen, daß es unmöglich ist, daß sie, als ein Teil des Ganzen, glücklich sein kann, wenn das Ganze, die Republik, unglücklich ist" oder: „Man muß die törichte und eingebildete Ehre suchen lächerlich zu machen" und: „Der Ahnenstolz soll kräftig gedemütigt werden". Damit sind nur einige Punkte herausgegriffen aus der Fülle von Anregungen, die Mitzler gibt, wenn er dafür eintritt, daß in den polnischen Schauspielen die nationalen Erbübel, wie etwa Verschwendung und Rachedurst getadelt und die Liebe für die Tugend, für die Wissenschaften oder für den Ackerbau gefördert werden sollen.

Wir erkennen aus dieser ganz flüchtigen Übersicht, wie Mitzler nun auch die Schaubühne in den großen Dienst seiner Lebensaufgabe, der Hebung der Zustände in Polen, gestellt wissen will. Zuweilen scheint es fast, als ob diese Briefe nur deshalb geschrieben wären, um dem Verfasser noch einmal vor seinem Lebensende die Möglichkeit zu geben, der polnischen Nation all die Fehler aufzuzeigen, die Mitzler mit aller Schärfe sah und an deren Behebung er seit vielen Jahren scheinbar vergeblich arbeitete.

Daneben leuchtet aus jeder Zeile dieses Briefwechsels, der damit fast sein Testament wird, der hohe sittliche Ernst Mitzlers hervor, wenn es um seinen so geliebten Beruf als Arzt, den er dem Edelmann an die Seite stellt, oder als Schriftsteller, dem er die hohe Aufgabe der Besserung des Menschengeschlechtes zuweist, geht. Und immer wieder finden wir Sätze, die deutlich machen, wie sehr und mit welcher Aufrichtigkeit sich Mitzler in den Dienst Polens gestellt hat, und wie er andererseits trotzdem nicht anerkannt worden ist und auch keine Belohnung für sein Wirken im Dienste der neuen Heimat erhalten hat. Schon im „Vorbericht des Buchhändlers" heißt es von dem Verfasser, „daß seine einzige Absicht ist, seinem Vaterland ehrlich zu dienen, welches Vorhaben er schon seit 32 Jahren auszuführen suchet, ohne sich von den Störern des Guten irrig zu machen"; der Verfasser aber schreibt auf eine Anspielung seines Freundes über die geringe Belohnung, die Mitzler gefunden hat: „Wenn Sie im Anfang Ihres Briefs sagen, daß ich noch nicht belohnt worden für meine vielen Arbeiten in Polen, so bitte ich in Zukunft niemals was davon weiter zu erwähnen". Er hat keine Lust zu „laufen, fahren, stehen, unverschämt bitten, klagen", um die Gunst der Gönner schließlich zu erwerben.

Welche Verbitterung klingt aus den Worten, wenn er weiter schreibt: „Sie wissen, daß ich einer von den ersten mit bin, welche von 1743 an, zu Wiederherstellung und Aufnahme der Wissenschaften in Polen unermüdet gearbeitet, und so zu sagen das Eis gebrochen haben. Nun ist es freilich unangenehm, wenn man zwei und dreißig Jahre über alles gethan, was nur möglich ist, den besten Willen hat, seinem Vaterlande rechtschaffen zu dienen, und wie andere aus so sehr vielen Proben gewiß wissen, auch die Gaben darzu besitzet, und man wird dennoch nicht gebraucht. Kann man es wohl übel nehmen, wenn man nach 32 Jahren ungedultig wird? Jedoch noch etwas Geduld. Es wird vielleicht kommen. Und wenn endlich alle Stricke, wie man sagt, reißen, so kann ich mich selbst belohnen. Niemals kein Wort mehr von dieser Sache".

Mitzler hat sein Leben lang gearbeitet, und er schämt sich nicht, zu gestehen, daß er stets bereit ist, auch jetzt noch etwas Neues zuzulernen. Wie typisch für seine Wissensbegierde und für sein an Arbeit überreiches Leben sind die Worte: „Sie

wissen schon, daß ich nicht von denjenigen großen Geistern bin, die sich im reifen Alter immer zu lernen schämen".

So wird dieser Briefwechsel gleichsam zu einem Selbstbekenntnis, in dem die Vielseitigkeit und die Hauptprinzipien seines Lebens wie in einem Spiegel noch einmal aufgefangen sind. Ein letztes Mal wirbt er um die Durchführung der großen Gedanken, die er sich zur Lebensaufgabe gestellt hat, und noch einmal sieht er auch die vielen Hindernisse, die sich ihm als Deutschen bei seiner Arbeit in den Weg gestellt haben. Ist es nicht tragisch, wenn der alte Mitzler bei Besprechung der polnischen Nationalfehler sagt, daß man in Polen denkt, „ein Dissident könne Polen seinem Vaterlande nicht so aufrichtig und rechtschaffen dienen als ein Katholik?". Er selbst hat es oft am eigenen Leibe erfahren. Zu den anderen Fehlern, von denen er glaubt, „daß sie dem Vaterlande allerdings schädlich sind", hebt er besonders den scheinbar schon im damaligen Polen überaus kräftigen Größenwahnsinn hervor: „Das andere ist, daß wir eine so große Meinung von uns haben, und alle Ausländer für nichts gegen uns halten, und eine gewisse kaltsinnige Verachtung gegen sie bezeigen, welches nichts taugt, und uns nur Schaden bringt". Er weiß auch, daß die Deutschen in Polen nicht besonders beliebt sind. Bei dem Fortgang der deutschen Schauspielergesellschaft aus Warschau, mit dem auch Mitzlers Briefe ihren Abschluß finden, sagt er, daß man in Warschau trotz des großen Prozentsatzes der deutschen Bürgerschaft lieber französisch als deutsch spricht: „ohngeachtet die Deutschen Polen näher, brauchbarer und noch nötiger sind, als die Herrn Franzosen, die, wenn sie etwas gesammelt haben, gern nach Frankreich zurückgehen, da hingegen der ehrliche und standhafte Deutsche wenn er siehet, daß er was vor sich bringen kann, sich gern ansässig macht, und zum wahren Einwohner des Landes wird, wovon die Republik weit mehr Nutzen hat".

So war es auch mit dem Lebens Mitzlers gewesen, das damit gleichsam zum Symbol jener vielen Deutschen wird, die ihr Leben in den Dienst des fremden Landes gestellt haben. Er wie sie waren nicht wie jene Wandervögel, die kamen und gingen, sobald sie die Frucht ihrer Arbeit geerntet hatten, sondern sie setzten sich fest als Kolonisten oder Handwerker, als Künstler oder Gelehrte, wenn leider auch oft auf die Gefahr hin, im fremden Volkstum unterzugehen. Das Schicksal so vieler deutscher Familien gerade aus der Sachsenzeit ist ein nur allzu beredtes Zeugnis dafür.

Am 8. Mai 1778 ist Lorenz Mitzler von Kolof in Warschau gestorben. Er hinterließ eine noch nicht volljährige Tochter und seine Frau, für die König Stanislaus August nach Mitzlers Tode sorgte. Seine Frau aber, eine geborene Dorothea Bezin, mit der er jahrelang in wilder Ehe gelebt hat, hatte so wenig Achtung vor seiner Wissenschaft, daß sie nach seinem Tode die Bücher aus dem Nachlaß zu Schleuderpreisen am Eisernen Torplatz verkaufte, ehe der Buchhändler Poser den Rest der Bücher zu einem Spottpreis kaufte. Noch im Tode bekundete Mitzler sein ehrliches Gefühl für Polen, wenn er die Druckerei in seinem Hause in der Biergasse an die Kadettenschule, die von Czartoryski begründet war, und aus der dann Kościuszko als Zögling hervorging, verschreibt.

Äußerlich glänzend ist der Abschluß seines Lebens. Mitglied einiger ausländischer Akademien — den Titel eines Mitgliedes der Augsburger und Mainzer Akademie lesen wir schon auf dem Titelblatt des ersten Heftes vom zweiten Jahrgang der Acta literaria im Jahre 1757 —, von August III. und Stanislaus August mit den Titeln eines Kgl. Hofarztes, Hofrates und Hofgeschichtsschreibers bedacht, außerdem geadelt und von König Stanislaus August mit dem Orden „Merentibus", den er 1769 für den zweiten Band der „Historiarum Poloniae" erhalten hatte, geehrt, beendete Mitzler sein arbeitsames Leben im Dienste Polens, beschenkt mit den Würden und Titeln, die seine Zeit zu vergeben hatte.

Und doch entbehrt das Leben dieses deutschen Gelehrten aus der Zeit der sächsischen Könige in Polen nicht einer gewissen Tragik. Wie oft hat er nicht betonen müssen, daß er kein anderes Ziel hat, als seiner neuen Heimat ehrlich und rechtschaffen zu dienen. Als echtem Deutschen war es ihm immer nur um die Sache gegangen, und trotzdem hat er immer wieder um die Anerkennung seiner Arbeit ringen müssen. Auf den verschiedensten Gebieten hatte er sich für den Fortschritt eingesetzt, hatte Zeitschriften und Gesellschaften gegründet, als Arzt und Philosoph gewirkt, hatte sich um den Aufschwung von Landwirtschaft und Handel in Polen ebenso gekümmert wie um den des geistigen Lebens. Und doch ist ihm die rechte Anerkennung versagt geblieben, wie die vielen Stellen aus seinen Werken beweisen, in denen er enttäuscht und verbittert von der Belohnung spricht, die er nicht mehr erwartet. Gegen Ende seines Lebens aber blieb ihm nur noch die Hoffnung auf den Ruhm in einer späteren Zeit, wenn er erwartet: „daß unsere Nachkommen nicht nur Blumen auf unsere Gräber streuen, sondern auch fortdauernden Dank durch ihre Kindeskinder sagen und unsere Asche in der Erde noch segnen werden". Aber auch diese Anerkennung ist ausgeblieben, wenn daneben auch nicht die angeführten Zeugnisse für seine Hochschätzung durch polnische Forscher verschwiegen werden sollen.

Bedauern wir in unserer politischen und völkisch bewußten Zeit auch die Einseitigkeit, mit der dieser für das 18. Jahrhundert so typische Gelehrte sich für den Fortschritt der Bildung in seiner neuen Heimat einsetzte, so fällt es daneben doch schwer, nicht die Energie und vielseitige Begabung Mitzlers zu bewundern, der nach verschiedenen Seiten hin tätig an der Hebung der Bildung in Polen arbeitete, ganz aus eigener Kraft und von den Polen nicht immer gern gesehen. In der Geschichte der Bildung des damaligen Polen, d. h. des langsamen Erwachens aus einem trostlosen Zustande zur Zeit Augusts III. spielt die Person Mitzlers eine überaus wichtige Rolle. Auf den verschiedensten Gebieten gab er als erster das Signal zum Handeln und wurde so zum Schrittmacher für eine neue Zeit. Mit Recht gilt von ihm das Wort eines der besten Kenner der kulturellen deutsch-polnischen Verhältnisse, daß „selten ein in Polen lebender Deutscher so bewußt und von so hoher Warte aus Kulturvermittler gewesen ist wie er". Aus jeder Zeile seines Werkes klingt sein heißes Bemühen hindurch, mitzuhelfen am Aufbau seiner neuen Heimat und sein altes Vaterland über die Verhältnisse in Polen aufzuklären. Wie die deutschen Kolonisten den Sümpfen und Flüssen fruchtbares Land abgerungen haben, hat er den Boden für den geistigen Aufschwung Polens vorbereitet. Wem kommt da nicht der Gedanke, wieviel deutsches Blut im polnischen Staate in den Jahrhunderten gemeinsamer Nachbarschaft umsonst aufgegangen ist, und wieviel Kräfte Deutschland dem Lande, das sie so schnell vergaß, geschenkt hat. Zu den vielen Deutschen, die auf den verschiedensten Gebieten im Dienste des Fortschritts für Ordnung, Aufschwung und ehrliche Arbeit in diesem Teile Europas seit Jahrhunderten tätig waren, gehört aber als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten Mitzler von Kolof.

Der Vater der Bücherkunde in Polen

Johann Daniel Jähnisch (1720—86)

Von Alfred Lattermann, Posen

„Jähnisch ist der erste Bücherkundler in Polen, der einzige neben Załuski, bei dem das Element des Bibliomanen überwog. Gegenüber der damaligen literarischen Bewegung stand er einsam da, verdeckt durch bestaubte Bücher, wenig geschätzt, ohne nach Ehren zu streben oder sie zu erlangen, und als er starb, vergaß man ihn bald. Bentkowski grub die Erinnerung an ihn wieder aus, aber die heutigen Literarhistoriker gehen über sein Verdienst mit einem leichten Wort hinweg, nennen ihn einen Schmeichler", so schrieb 1869 in polnischer Sprache der ebenfalls aus einer deutschen Familie stammende große Nachfolger auf dem Gebiet der Bücherkunde Polens, Karol Estreicher, in Jähnischs damals einziger Lebensbeschreibung. „Als Deutscher verleugnete er bis zu seinem Lebensende nicht seine Abstammung, und da er nicht genügend Polnisch gelernt hatte, behalf er sich in seinen gesellschaftlichen Beziehungen mit Latein und gehört doch ausschließlich zu unserm (d. h. dem polnischen) Schrifttum. Sogar deutsch schreibend, schrieb er nur zu dem Zweck, das Ausland mit den Schätzen unseres Schrifttums bekannt zu machen, von dem man bis zu seinen Zeiten keine Ahnung hatte. Für diese so nützliche Arbeit gebührt seinem Andenken Ehre."

Jähnisch ist also eine jener zahllosen, geradezu tragisch anmutenden Gestalten des Volksinseldeutschtums, die, in einem fremden Lande geboren und mit diesem verwachsen, ihre ganze Kraft für dieses und das darin herrschende Volk einsetzten.

Dank einer Arbeit von Frau Zofja Birkenmajer(owa) wissen wir jetzt wenigstens einiges über seine Jugendzeit, über die vorher falsche Ansichten verbreitet waren. Johann Daniel Jähnisch ist also nach dem Taufschein der evangelischen Gemeinde Birnbaum wahrscheinlich am 28. 12. 1720 als Johann George Jähnisches, Schneiders Kind, geboren und am 1. 6. 1721 getauft worden. Die frühere Angabe, er stamme aus Wiborg in Finnland, beruht auf einer Verwechslung mit dem berühmten deutschen Arzt in Rußland Joh. Heinrich Jänisch. Die Besitzer von Birnbaum, diesem an der Westgrenze des Posenschen gelegenen Kreisstädtchen, die lutherische Familie von Unruh, hatten schon lange vorher „die ganze nächste Umgebung mit Deutschen und Protestanten besiedelt". Seine Taufpaten waren Joh. Rose und Joh. Heinrich Kutzer. Für sein Deutschtum spricht auch die Tatsache, daß er dann die Kreuzschule in Dresden und die Fürstenschule in Schulpforta besuchte, wo auch Klopstock und Joh. Adolf Schlegel damals weilten. Sachsen war ja durch seinen Herrscher August den Starken, der zugleich König von Polen war, eng mit der Heimat Jähnischs verbunden. Von seiner Schulzeit brachte er die Vorliebe für die Bücherkunde mit, da die Professoren Bücherliebhaber waren. Besonders hat der Rektor Schöttger auf ihn

in der Richtung eingewirkt. Dieser und sein wahrscheinlicher Verwandter, der Kriegskommissar Gottlieb Enoch Jonisch oder Jönisch, der 1737 eine Broschüre zur Verteidigung der Ansprüche Polens auf Kurland herausgegeben hatte, empfahlen ihn dann wohl später an den bekannten Bücherliebhaber Joseph Andreas Zaluski, Bischof von Kijiv (Kiew), bei dem er dann seine Lebensstellung fand.

Schon nach seiner Rückkehr aus Sachsen nach Polen hatte er das Land in verschiedenen Richtungen durchstreift und sich einen Überblick über die vorhandenen Bücherschätze zu schaffen versucht, besonders in den Bibliotheken der Klöster, Kirchen und Magnaten. Dabei hatte er als Protestant allerdings mit Schwierigkeiten zu kämpfen. In Zirke z. B. (er schreibt Zirkow, nicht Sieraków) tönte ihm der Ruf entgegen: „Haeretico aditus interdictus!" Damals spielten eben nicht die volks-, sondern die bekenntnismäßigen Gegensätze die Hauptrolle.

Es stand nicht gut um das Bildungs- und Buchwesen in Polen, schon seit den vielen Kriegen des vorigen Jahrhunderts. Es gab „nicht einen einzigen ordentlichen Drucker, Buchhändler oder sogar Buchbinder", behauptet Estreicher. „Das polnische Buchdruckerwesen brach völlig die Beziehungen zum Ausland ab. Unsere Krämer verkauften nur jeder im Gebiet seiner Landschaft Bücher." „Die berühmten Jahrmärkte von Frankfurt und später Leipzig, die die Buchhändler der ganzen Erde vereinigten, sahen keine polnischen Buchhändler. Im Ausland wurden nicht einmal lateinische Bücher aus Polen bestellt oder eingeführt." Das führte dazu, daß die deutschen Gelehrten nicht einmal annahmen, daß in Polen etwas gedruckt werden könnte und man den Worten des berühmten Bücherkundlers Burchard Gotthelf Struwe glaubte, daß die Polen kein Schrifttum hätten. „Wenn also auf deutschen Märkten nach Werken aus Polen gefragt wurde, fragten die Buchhändler spöttisch: ‚Was ist aus Polen Gutes zu holen?'" . . . „Bei uns verbreitete sich damals nur Winkelschrifttum" über Eröffnung des Tribunals, Namenstage oder Trauerfeierlichkeiten. Für solche, sonders geschmacklose schmeichlerische Werke fanden sich auch noch am ehesten Gönner. Diese Panegyrica wurden von den Gefeierten verschenkt, und so kamen wohl Privatbüchereien zusammen, verkamen aber gewöhnlich bald auf den Böden. Die wenigen wissenschaftlichen Gesellschaften bestanden fast nur aus Nichtpolen. „Die herangeholten Ausländer machten sich um Polen nicht nur durch ihr Lehrertum, sondern auch durch ihren Kampf auf dem Gebiet der politischen Grundsätze verdient. Sie griffen laufende Fragen auf und wiesen Vorwürfe, die in bösem Glauben der Nation gemacht wurden, zurück."

Das Streben, über sein Vaterland, das Jähnisch wahrhaft liebte, eine bessere Meinung zu verbreiten und ihm zu dienen, war nun auch der Lebenszweck unseres Forschers, der zu dem Behufe sogar seinen Namen zu Janozki verpolte, also mit falscher, deutscher Schreibung. Der Landesbegriff stand damals eben auch noch (ähnlich wie zeitweise in Böhmen und Ungarn) über dem Volkstumsbegriff, dessen Blüte ja erst die spätere Zeit sehen sollte. Jähnischs Wort: „Ausländer werfen uns Polen gemeiniglich vor, wir hätten keine Bücher", wird also von Frau Birkenmajer unrichtigerweise als ein Beweis für das polnische Volkstum unseres Gelehrten angesehen, der sich zeitweise auch in alter Humanistenart Jaenischius nannte.

Zu dem genannten Zwecke schrieb Jähnisch bis 1743 150 lehrreiche Briefe über seine Forschungsreisen mit Kennzeichnungen von Personen, mit denen er Verbindung angeknüpft hatte. Nur ein Teil wurde gedruckt in seinem 1745 erschienenen Erstlingswerk „Kritische Briefe an vertraute Freunde geschrieben und den Liebhabern der gelehrten Geschichte zu gefallen, herausgegeben von Joh. D. Janozki. Dresden". Der Stil ist knapp, der Inhalt zur Erläuterung der damaligen polnischen Geistigkeit sehr nützlich, so daß Estreicher eine Übersetzung ins Polnische empfiehlt, da die Einzelheiten unbekannt und das Werk selbst sehr selten sei. Von den mit Humor, bisweilen etwas Satire, aber ohne Schmeichelei und Phrasen gekennzeichneten Per-

sönlichkeiten tragen nicht alle polnische, sondern auch deutsche und französische Namen. Die polnischen Namen sind oft bei seiner deutschen Schreibung schwer zu enträtseln, fehlen leider gelegentlich ebenso wie Ortsangaben. Bezeichnenderweise spricht er auch von Zeitbuch und Weltweisheit, nicht Chronik und Philosophie.

1745 wurde Jähnisch persönlicher Sekretär bei Załuski, 1747 in seiner Bibliothek und 1750 deren Präfekt und reiste für ihn auf lange Zeit nach Dresden. Hauptsächlich wohl wegen der Schwierigkeiten, die er als Protestant und Angestellter des eifrig katholischen Kongreßreferendarius hatte, trat er in der Warschauer Kapuzinerkirche unter Hinzufügung des Vornamens Andreas, wobei ein Bischof eine deutsche Ansprache hielt, zum Katholizismus über, was großes Aufsehen erregte und einen unbekannten Protestanten zu einem Angriff unter dem Decknamen Salvatorius veranlaßte: „Sie könnten von der Plackerei des römischen Klerus, wenn Sie wollten und dürften, ein sattsames Zeugnis ablegen. Man hat Sie lange genug geplagt, und man weiß auch die liebe Zeit, da Sie sich unter der Hand um auswärtige Dienste bewarben. Weil wir aber mit solcher Hyperkritik, die Sie in Ihrer ersten Probeschrift erwiesen, nicht viel anfangen konnten, so konnte Ihnen nicht geholfen werden. Folglich haben Sie, die Plackerei einmal los zu werden, sich endlich geben müssen. Wir wissen aber wohl, was dergleichen erpreßtes Wesen macht, Heuchler". Früher hatte der Judenmissionar Stephan Schultz geschrieben: „Der Herr Janozki begegnete uns sehr freundlich, sondern da er hörte, daß wir seine Landsleute und von einerlei Religion wären." Später warnt Pastor Krumbholz in Bojanowo 1766 vor Veröffentlichung von Nachrichten über die Evangelischen in Polen in den Weimarer Akten: „Der bekannte Apostat, Kanoniker in Warschau, Janotzki, liest diese Akta auch und würde es gewiß denunzieren." Sein Gönner Załuski verschaffte ihm später einige geistliche Ehrenstellen in Skarbimierz, als Domherr von Kijiv und 1771 Propst von Bomst im Posenschen, aber das waren Titulaturen, die ihm nichts einbrachten, so daß er mit seiner alten Mutter oft geradezu Not litt. Trotzdem widmete er sich dem Dienste Załuskis „bedingungslos mit allen seinen Geisteskräften" und dankte ihm in begeisterter Verehrung, zumal ihm dieser bei der Bearbeitung des Kataloges der Załuskibücherei, die 1747 als erste in Warschau der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, gut vorgearbeitet hatte.

In den ersten Zeiten des Zusammenarbeitens mit dem Bischof gab er weiter an Schriften heraus: Litterarum in Polonia instauratores (Leipzig 1744), Litterarum in Polonia propagatores (Danzig 1746), Polonia litterata nostri temporis (Breslau 1750), erweitert als Lexikon der itzt lebenden Gelehrten in Polen (Breslau 1755, 2 Bände). Die Behauptung des Fürsten Jablonowski, daß das nur eine unter Jähnischs Namen erschienene Arbeit Załuskis sei, wies er in der bücherkundlichen Zeitschrift „Polnischer Büchersaal" (Breslau 1756) zurück, und ein anderer großer deutscher Bekannter von ihm, der Sachse Mitzler von Kolof, bestätigte das. „Der unermüdliche Büchereipräfekt gab allmählich eine ganze Reihe Studien heraus, die sich durch ihre systematische Art gegenüber denen seiner Vorgänger auszeichnen und verursachen, daß er mit Recht als erster Bücherkundler in Polen bezeichnet worden ist", schreibt Estreicher. Wir wollen sie nicht alle aufzählen, sondern nur noch das Hauptwerk nennen, die „Janociana", von denen 1776 und 1779 zwei Bände in Breslau und Leipzig erschienen, und deren 3. Band erst der Begründer der polnischen Sprachwissenschaft, Linde, viel später herausgebracht hat. Daneben stehen noch einige Gelegenheitsarbeiten zu Ehren des Königs Stanislaus August Poniatowski, darunter „Parens Patriae" 1771 veranlaßt durch die Errettung des Königs durch getreue deutsche Untertanen bei dem Anschlag der Barer Konföderierten.

Zusammenfassend sagt Estreicher: „Die systematische Ausdauer in der Bearbeitung unseres Schrifttums in allen Richtungen in jener Zeit, in der man Bedeutung und



Johann Daniel Jähnisch-Janozki (1720—86)
Der Vater der Bücherkunde in Polen

(Nach einem Kupferstich von Chr. Stoelzel)



Cocceji (links) und Kammsetzer (Mitte)

Zeichnung von Kammsetzer

Wert des Schrifttums nicht zu schätzen verstand, ist ein so großes Verdienst Janozkis, daß allein dieses Ausharren in der gewählten Richtung ihm einen hohen Platz in der Geschichte unseres Schrifttums anweist. Wir hatten Bearbeiter der Gottesgelehrtheit, der Geschichte, Dichtkunst, aber eine Erfassung der gesamten Bewegung gab es bis zum Auftauchen Janozkis nicht. Er machte das Ausland mit unserer Gelehrtheit vertraut, lehrte es, auf uns zu achten und unsere geistige Vergangenheit zu schätzen. Das ist keine Kleinigkeit, das ist mehr wert als mancher gepriesene Vers aus jener Zeit, der den Namen des Dichters unsterblich machte. — Man wirft ihm Kritiklosigkeit und Panegyrismus vor. Unbedingt genommen, ist der Vorwurf richtig, aber bezogen auf die Landesverhältnisse sehr unwesentlich. Man muß nämlich berücksichtigen, daß er zu einer Zeit schrieb, als man nicht anders schreiben konnte" und daß er von mächtigen Einflüssen abhängig war. „Daß er oft Namen weniger wichtiger Personen erwähnt, ist nicht seine Schuld. Wenn er sich nur auf damals berühmte Schriftsteller hätte beschränken wollen, hätte er nichts zu schreiben gehabt. Die von ihm mit großer Mühe gesammelten Nachrichten sind für uns ein sehr wertvoller Stoff, besonders wenn er von Personen erzählt, mit denen ihn nähere Beziehungen verbanden. Er wies als erster auf die Wichtigkeit der Bücher hin, schalt ihre Mißachtung, lehrte ihren Wert, wies auf ihren Geldwert und ihre Seltenheit hin. Ein Adliger, der ein Buch fand, von dem Janozki nichts wußte, freute sich und erkannte, daß auch Bücher ein Vermögen darstellen. Schätzbar in seinen Werken ist die ehrliche Liebe zu dem Lande, dem er dient. Er verfaßt seine Werke deutsch, um den Deutschen zu zeigen, daß auch Polen gelehrte Leute hat, er ehrt die vaterlandsliebenden Männer, aber er schmeichelt nicht den Abtrünnnigen. Weder das Land noch sein König belohnte seine Arbeiten, er zog keinen Gewinn aus seiner Gelehrtheit und verkaufte seine Feder nicht."

Als Verwalter der Bücherei war er unschätzbar. Jede freie Zeit arbeitete er in ihr, vergrößerte sie durch Ankäufe verschiedener anderer, richtete eine öffentliche Lesehalle ein, regte die Herausgabe von Handschriften an und förderte mit Rat und Tat in seltener Höflichkeit viele Gelehrte bei der Abfassung ihrer Werke, darunter Dogiel und den Sachsen Langbein, hatte auch einen umfangreichen gelehrten Briefwechsel.

In der Zeit der Einkerkerung und Verbannung Załuskis vergaß man Jähnisch. Der König ließ wohl Denkmünzen z. B. für den Arzt Joh. Ludwig Regmann prägen, aber nicht für Jähnisch, der auch nicht zu den berühmten Donnerstagzusammenkünften herangezogen wurde und in keinem wissenschaftlichen Ausschuß saß. Als aber die zeitweise versiegelte Załuskibücherei nach der Wiedereröffnung mit zwei Jesuiten schlechte Erfahrungen machte, wurde sie ihm doch wieder anvertraut. Als dem König 1774 berichtet wurde, daß Jähnisch bettlägerig, krank und dem Tode nahe sei, ließ er ihm eine Unterstützung in Aussicht stellen, wenn er ihn darum anginge. Aber Jähnisch lehnte ab, ihn damit zu behelligen. „Dieser Stolz war angebracht und ehrenvoll in einer Zeit, in der alle sich an den großen Altar drängten, um zu rauben und zu stehlen, was noch zu vergeben war", schreibt anerkennend Estreicher. Nur eine Denkmünze „Merentibus" erhielt er schließlich, „ein allgemeines Spielzeug". Seit 1774 schleppte sich Jähnisch nur noch dahin. Der bekannte Reisende Bernoulli besuchte ihn 1778, einen kleinen, kümmerlichen und kränklichen Mann, der fast nie ausging und schwache, schmerzende Augen hatte. „Er sprach gewöhnlich deutsch, mit Rücksicht auf (seinen Gehilfen) Kozmiński, der diese Sprache nicht verstand, sprach er auch lateinisch", verstand übrigens natürlich auch Französisch. 1779 erblindete er ganz, so daß sein Amanuensis Mich. Ant. Straelius aus Ermland schon den 2. Band der „Janociana" beendigen mußte.

Am 29. 10. 1876 starb er. Die Todesnachricht in der Zeitung nannte ihn im Verkehr liebenswürdig und ehrlich, barmherzig zu den Armen und so rücksichtsvoll gegen seine Dienstboten, daß er sie selbst betreute, wenn sie erkrankten. Den großen

Leichenzug führte der Bischof von Kijiv. Einige Jahre später, nach dem Kosciuszkoaufstand, nahmen die Russen die auf 400 000 Bände angewachsene Załuskibibliothek nach Petersburg.

„Seine Zeitgenossen und spätere warfen ihm vor, er sei ein Schmeichler gewesen; er war es, aber ein uneigennütziger, ohne Aussichten und Ehrgeiz, durch Schmeichelei hochzukommen; er war es, denn die damalige Zeit hielt das für einen gewöhnlichen Austausch von höflichen Worten. Es wurde ihm vorgeworfen, er habe viele gelehrte und berühmte Leute geschaffen, die es nicht gewesen seien; und doch, wie wichtig sind heute jene kleinen Einzelheiten über damals unscheinbare Personen, die doch später in Geschichte und Schrifttum einen hervorragenden Platz einnahmen. Wenn es ihm an gutem Stil und Kritik mangelt, ist doch immer an ihm zu schätzen, daß er als erster seinen Nachfolgern die Wege geebnet hat, daß er für sie die bisher häufig einzige Quelle ist, daß er eine Menge um das Land verdienter Männer der Vergessenheit entrissen hat. Deshalb darf man mit Recht den von Bohomolec an ihn gerichteten Vers wiederholen:

Qui vivis famam tribuit, vitamque sepultis
Et vita, et fama dignus est ipse pari.

Der bekannte polnische Schriftsteller Adolf Nowaczyński nennt Daniel Jähnisch „den ersten Bibliographen in Polen, der bis zum Ende seines Lebens die polnische Sprache nicht ordentlich erlernte, aber trotzdem eine der größten polnischen Bibliotheken ordnete".

Hoffen wir, daß doch jemand aus Dankbarkeit die immer noch fehlende eingehendere Beschreibung des Lebens dieses bescheidenen Vorkämpfers der Schrifttumskunde liefert, vielleicht auch für seine Nachfolger, von denen ja auch Leute wie Georg Samuel Bandtke oder A. Jocher gleicher Abstammung waren wie Jähnisch. Noch 1921 hat eine grundlegende Bücherkunde der polnischen Bücherkunde (Bibljografja bibljografji polskiej) Prof. Dr. Wiktor Hahn herausgegeben, dessen Eltern Felix Hahn und Kazimiera Lorenz waren und der in Wien geboren ist, während er selbst sich aber schon als Pole fühlte.

Das deutsche Blut lieferte den Polen und dem Schrifttum eben immer wieder die großen Ordner, deren erster Daniel Jähnisch gewesen ist.

„Hofbuchhändler Seiner Königlichen Majestät"

Michael Groell (1722—98)

Von Hans Schmidt II, Posen

Die polnische Adelsrepublik war im Laufe des 18. Jahrhunderts immer weiter an den Rand des Abgrundes gelangt. Alle Zweige des wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Lebens begannen zu verdorren. Diesen Gang der Entwicklung versuchte König Stanislaus August Poniatowski (1764—95) noch einmal aufzuhalten, indem er wirtschaftliche Reformen durchzuführen versuchte und durch sein eigenes reges Interesse für Literatur und Kunst neue Wege zu einem kulturellen Aufwärts wies. Die Nachwelt mußte anerkennen, daß er die Grundlagen für die allmähliche Gesundung und Besinnung des polnischen Volkes schuf, obwohl er das Verschwinden des polnischen Staates von der Landkarte Europas nicht verhindern konnte.

Auf dem Hintergrunde jenes Zeitgeschehens hebt sich für den Erforscher des Deutschtums in Polen das Bild eines Mannes hervor, der Gegenstand unseres besonderen Interesses sein soll, nämlich des berühmten Warschauer Buchdruckers und Verlegers Michael Groell. Er war einer von den vielen Deutschen, mit denen sich der letzte polnische König und die großen des Landes, wie die Sułkowski, Mosżyński, Lubomirski, Branicki, Krasiński usw. umgaben, die in der Einwanderung das Werkzeug zur Durchführung ihrer Reformpläne und zur Hebung des Landes sahen. So arbeiten beim Fürstwoiwoden von Rotreußen sieben „Ausländer", die verschiedene Hofdienste verrichteten. Arzt war Karl Golz, Kammerdiener Christian Strasburger und Johann John, Klarinettenlehrer Johann Wilhelm Richter, Sekretär Johann Theodor Mühlberg, Tierarzt Karl Gottlob Lemger, „Proviantschreiber" („proviant-szreiberem") Josef Schultze. Und am Hofe des Königs: Neben dem Herzoge Butzau, der in der Verteidigung des Königs seine Diensttreue mit dem Tode besiegelte, zählte man nicht weniger als 16 deutsche Hofbeamte, nämlich: den königlichen Hofschneider Gottlieb Straus, den Garderobier Christian Straus, den Leibarzt Johann Stoll, den Bibliothekar David Corresont, den Hofmaler Christian Gottlieb Richter, den Zahnarzt Christoph Leopold Pohl, den Furniermeister Friedrich Ludwig Braun, den Medaillier Johann Dietrich, den Kammerdiener Christian Wilhelm von Friese, dessen amtlicher Titel „Cabinets-secretär" lautete, den Mundschenk Johann Badrich, den Trompeter Peter Johann Lange, den Adjutanten Alexander von Brucken, genannt Fock, den Küchenmeister Johann Friedrich Schütze, den Hofgärtner Johann Gottlieb Lehmann, den Stallmeister Friedrich von Doebel, den Koch Christian Baendel. Diese lange Liste läßt sich durch zahlreiche andere Deutsche ergänzen, die zwar nicht unmittelbare königliche Beamte waren, aber durch ihre Tätigkeit den Titel königlicher Dienstleute erwarben. So verhielt es sich auch mit unserem „Königlichen Buchhändler" und „Hofrat" Michael Groell, „dem außerordentlichen Förderer der Entfaltung des polnischen Schrifttums" (Pawiński).

Nur wenig und Ungenaues läßt sich über die Jugend des Mannes sagen, der während der Regierungszeit des letzten polnischen Königs zu den populärsten Leuten in Warschau gehörte. Nach den Pfarrakten der evangelischen Gemeinde in Warschau ist er ungefähr im Jahre 1722 in Dresden geboren. Sein Biograph Pawiński dagegen gibt als Geburtsort die Stadt Nürnberg an, aus der seit dem frühen Mittelalter so viele bedeutende Handwerker und Künstler nach Polen kamen. Bevor er sich im Jahre 1759 in Warschau niederließ, besaß er in Dresden seit ungefähr 1750 eine „Buch- und Kunsthandlung", sowie eine Druckerei. Außerdem beschäftigte er sich nebenbei mit Vermittlungen. Dieses Gewerbe führte er nun auch als Neuheit in Polens Hauptstadt ein, vielleicht deshalb, um sich neben dem wenig Gewinn bringenden Buchhandel noch andere Einnahmequellen zu sichern. Groell kam hier als energischer, noch verhältnismäßig junger Unternehmer her, denn er war damals noch nicht älter als 37 Jahre. Er eröffnete in Marywil im königlichen Schlosse bei der Hauptwache eine Buchhandlung, die er „Libraire et marchand d'Estampes de Dresde" nannte. Marywil, der heutige Theaterplatz in Warschau, war damals der lebhafteste Stadtteil der Residenzstadt, in dem sich die angesehensten und größten Geschäfte befanden. Als sächsischer Bürger und langjähriger Besitzer einer Buchhandlung war ihm die Bekanntschaft mit den verschiedensten deutschen Herren erleichtert, die die engere Umgebung von Stanislaus Augusts Vorgänger, König August III., bildeten. Durch ihre Vermittlung erlangte Groell wahrscheinlich auch das königliche Servitoriat, ein Recht, das für Ausländer von besonderer Wichtigkeit war. Als „Diener" (servitor) gehörte er zu der zahlreichen Hofschar, die der polizeigerichtlichen Gewalt des Hofmarschalls unterstand. Auf diese Weise genoß er ein Privileg, das ihn gegenüber der städtischen Gemeinde bedeutend bevorzugte, da es ihn einer besonderen Rechtsprechung unterstellte. Gleichzeitig erhielt er 1762 den Titel eines königlichen Hoflieferanten und das Recht, ein Anschriftenbüro einzurichten. War er 1762 noch „servitor regius", so nannte er sich 1763 schon „Commissarius regius et auctionator". Der König wies im Verleihungsprivileg darauf hin, daß sich eine ähnliche Institution im Auslande als überaus praktisch erwiesen habe und daß im übrigen Groell alle erforderlichen Fähigkeiten zur Ausübung dieses Berufes besitze: Zu seinem schlichten Charakter geselle sich Energie, Gewandtheit und das entsprechende Ansehen.

In der ersten Zeit seiner Warschauer Tätigkeit arbeitete er hauptsächlich als privilegierter Inhaber des Informations- und Kommissionsbüros sowie eines Versteigerungsraumes neben der Buchhandlung. Dieses Informationsbüro hatte ein sehr weit gestecktes Betätigungsfeld. Groell vermittelte nicht nur dann, wenn etwas verlorengegangen war, sondern war auch bei Kauf- und Verkaufssachen von Häusern und Inventar beteiligt, beschäftigte sich mit Pachten, Pfändern, Anleihen usw. Aus den ersten unbedeutenden Anfängen heraus entwickelte sich in sehr kurzer Zeit ein besonderer Zweig der Vermittlung. Er wurde privilegierter Auktionator, der dem Meistbietenden die ihm anvertrauten Waren verkaufte. Oft kam sogar vor, daß nach einem gerichtlichen Urteil die Gläubiger ihm das Verkaufsrecht einräumten, bis später die Stadt selbst einen Auktionator anstellte. Trotzdem bedeutete das keine Einschränkung seiner Tätigkeit. Groells vielfache Veröffentlichungen und Anzeigen in Zeitungen und Zeitschriften weisen auf den außergewöhnlichen Umfang seines Betriebes hin. Da die jüdische Konkurrenz zu jener Zeit noch nicht so sehr zu spüren war, gewährte dieser Handelszweig sicherlich bedeutende Einnahmen. Nicht selten gab Groell den Eigentümern im voraus Anzahlungen und erwarb die Gegenstände ohne Versteigerung für sich selbst.

Nach der Thronbesteigung König Stanislaus August Poniatowskis gelang ihm die Erlangung der Bestätigung seines Privilegs für die Buchhandlung, das Nachrichtenkontor und das Versteigerungslokal auf weitere 30 Jahre. Es ist deshalb nicht

verwunderlich, wenn sein Name in Warschau überall bekannt war. In seinem Kontor trafen ja die verschiedensten Nachrichten zusammen, und fast jeder Fremde mußte zuerst Groells Haus aufsuchen, wenn er etwas in der Hauptstadt erledigen wollte. „Er vermittelte nicht nur, wenn jemand eine ‚Madame' zur Erziehung und zum Unterricht der Kinder suchte, einen Direktor oder Lehrer der französischen Sprache, einen Tanzlehrer oder Gitarrenspieler, sondern er beschäftigte sich auch mit dem Verkauf von Gegenständen in den verschiedensten Fällen. Wenn jemand vom Dorfe in die Stadt zog und sich billig mit Möbeln versehen wollte, oder umgekehrt, wenn ein Städter sich seines Gerümpels entledigen wollte, angefangen von Zinn, Kupfer, Geräten, Bettzeug bis zu Büchern, Bildern und Edelsteinen, in diesen Fällen begab man sich zwecks Vermittlung zu Groell." Ob klein oder groß, sie kamen mit ihren täglichen Sorgen zu ihm. Sie gebrauchten seine Hilfe.

Das Charakteristische an dem Buchhandel im damaligen Polen war, daß sich die Buchhändler nicht auf ihre eigentliche Arbeit, den Versand und Verkauf in- und ausländischer Bücher, beschränken konnten. Zum Buchverkauf kam der Handel mit anderen Waren, nämlich kleinen Andenken, kosmetischen Artikeln, Arzneien, sog. „besonderen Heilmitteln", Elixieren usw. Aber nicht genug damit: Groell verkaufte außerdem „sächsisches Steingut, Wiener Standuhren, große und kleine Spiegel in Glasrahmen, verschiedene Arten Briefpapier, vergoldet und gefärbt", wovon er seiner Kundschaft in den Anhängen seiner Verlagswerke eifrig Kenntnis gab. Am interessantesten sind die langen Verzeichnisse „Hallescher Medikamente" (halskie medykamenty), die er für die verschiedensten Krankheiten anbot und mit Gebrauchsanweisungen versah. Einmal wies er u. a. auch auf ein berühmtes „Abführmittel des Herrn d'Allhaud als wirkliches Universalheilmittel" hin. Ferner empfahl Groell in seiner Buchhandlung verschiedene Tinkturen, Toilettenwasser, Pulver, Balsame, Essenzen, Pillen und Sirups. Außerdem pflegte Groell auch gute Seife, Wachskerzen, Tabak usw. ständig auf Lager zu haben. Das Beispiel Groells fand auch bald bei den übrigen Buchhändlern Warschaus Nachahmung. Sie begannen ebenfalls mit diesen Heilmitteln zu handeln. Nicht nur auf die Schönheits- und Gesundheitspflege wies Groell in seiner Geschäftsreklame hin, sondern er sah auch Möglichkeiten für die Hebung der landwirtschaftlichen Kultur. So ließ er sich aus Holland Kleesamen schicken, der dann seit ungefähr 1780 in Polen angebaut wurde. Die fortschrittlichen Landwirte kauften jedenfalls bereitwillig die neuen Sämereien. Bald entschlossen sich auch die anderen Buchhändler, dem Vorbild folgend, zur Einfuhr von Blumenzwiebeln und andern Samen.

Groell sorgte auch dafür, daß die Warschauer das Geld „spielend" gewinnen konnten. Er errichtete ein Kontor für ausländische Lotterien; bei ihm konnten die Lose der holländischen Ständelotterie und des Fürsten Stollberg erworben werden. Er verkaufte auch Vordrucke für besondere Gelegenheiten, ferner Schärpen und Schleifen mit Aufdrucken, die zu Damenhüten verwendet werden konnten. Dazu kamen französische Spielkarten und Visitenkarten, die damals in Warschau in Gebrauch kamen.

Scheint die oben geschilderte kaufmännische Tätigkeit Groells schon erstaunlich vielseitig, so ist sie trotzdem nicht seine Hauptarbeit gewesen. Groells größtes Verdienst liegt nämlich auf buchhändlerisch-verlegerischem Gebiete. „Im Druckereiwesen und Buchhandel nimmt der Name Groells einen schönen und ehrenvollen Platz in der Geschichte unserer Bildung ein, wenn dazu wirklich die Fortschritte in diesen beiden Zweigen gehören können", urteilt der polnische Gelehrte Pawiński. Doch man darf sich nicht auf ein allgemein gehaltenes Lob beschränken. Nicht weniger als 50 Seiten im kleinsten Druck umfaßt in Pawińskis Biographie das Verzeichnis der noch nachweisbaren Verlagswerke, die in den verschiedensten Sprachen bei Groell erschienen. Die Neubelebung des Geisteslebens unter König Stanislaus August Poniatowski förderte auch die buchhändlerische Tätigkeit. Das Privileg vom Jahre 1765 kam

dabei Groell sehr zustatten. Seit 1766 nannte er sich „Bibliopolus regius" oder „Seiner Königlichen Majestät Kommissar und Buchhändler" und seine Offizin „aula liberaria". Ein Privileg für die Druckerei erhielt er am 21. August 1775, wovon er 1778 Gebrauch machte, indem er die „National-Druckerei" (drukarnia narodowa) in Betrieb setzte. Vorher hatte er seine Bücher am Orte bei anderen oder im Auslande, in Dresden, Breslau oder Leipzig drucken lassen.

Zum Gelingen der Bestrebungen um die Hebung der Wissenschaften und des Buchwesens in Polen trug aber auch in nicht geringem Maße der Umstand bei, daß er zu seinem Beruf nicht nur die Fähigkeiten eines Kaufmanns, sondern auch eine gründliche Ausbildung besaß. Groell gehörte im damaligen Warschau zu den gebildetsten Männern. Er beherrschte nicht nur mehrere Sprachen, sondern betätigte sich auch selbst literarisch, indem er selbst zu vielen Veröffentlichungen seines Verlages in deutscher, lateinischer und später auch in polnischer Sprache geschickte Vorreden gab. So schrieb er z. B., außer einem zu Ehren des 1764 gewählten Königs verfaßten lateinischen Gedicht: „Carmina dicata ad Stanislaum Augustum", in der Vorrede zu den nachher noch genauer zu erwähnenden „Sielanki" (Idyllen) über seine Stellung zur Entwicklung der Schäferpoesie in Deutschland und charakterisierte darin das Schaffen des zeitgenössischen Züricher Dichters Geßner und verfaßte 1788 eine polemische Schrift „An den Herrn Zeitungsschreiber in Brünn". In der Person Groells vereinigten sich also ungewöhnliche Bedingungen, die ihm seine Rolle als Herausgeber und Verleger, gebildeten Vermittler zwischen der lesenden Öffentlichkeit und den Schriftstellern und Gelehrten erleichterten. Um dieses Urteil ganz zu ermessen, ist es nötig, weiter Rückschau zu halten. Macht man sich die Mühe, einen Teil der vorher im Polen des 18. Jahrhunderts gedruckten Bücher anzuschauen, so kann man zwei Mängel feststellen: graues, löschblattartiges Papier und schlechte verbrauchte Lettern. Woher auch immer die Drucksachen kamen, ob aus Krakau oder Posen oder Warschau, ob aus weltlichen oder klösterlichen Pressen, ob aus der Druckerei der Piaristen oder Jesuiten — alle trugen sie ein und dasselbe Merkmal: ungeschicktes, quadratisches Format, wässeriges und schmutzig-gelbes Papier, grobe Umrisse der Lettern, als ob die Druckerschwärze verlaufen wäre. Sie besaßen also ein überaus unschönes Aussehen. Michael Groell nun verdanken die Polen die Einführung sorgfältiger Druckarbeiten auf gutem Papier, das er entweder aus dem Laden von Johann Friedrich Thyß aus Warschau oder aus Holland bezog. „Man fühlt im Gegensatz zu früher den frischen Hauch des Frühlings, als ob sich auf diesem hellen holländischen Papier die Morgenröte des neuen Lebens niederschlüge, als ob sich die verjüngte Geistigkeit mit diesen dankbaren Blumen geschmückt hätte." Trotz der großen Konkurrenz der geistlichen Ordensdruckereien und geldlicher Schwierigkeiten nahm Groell den Kampf um die gediegene Ausstattung des Buches auf und scheute dabei keine Geldkosten. Er druckte von jetzt ab jedes Buch auf drei verschiedenen Papiersorten, die sich dann natürlich im Preise unterschieden.

Im Zusammenhang mit der Verbesserung des Papiers erhöhten sich die Anforderungen an die Lettern, die sorgfältig gestochen neben Antigua auch in Garmont und Kursiv angewandt wurden. Im Jahre 1783 entstand dann in Warschau eine Gießerei, die für Groell alle Lettern nach Wunsch herstellte. Er selbst verwandte immer mehr Sorgfalt auf die Ausstattung seiner Drucke. Die wertvolleren poetischen Werke machte er durch Vignetten, kombinierte Linien, verzierte Anfangs- und Endbuchstaben, Blattranken, Bäume usw., sowie durch gutes Papier, neue Lettern, die er aus Leipzig bezogen hatte, handliches Format und äußeren Buchschmuck zu einem wahren Schatzkästlein, das nun auch — im Gegensatz zu früher — seinen Weg in die Häuser der Wohlgeborenen und ihrer Damen fand, wo bisher meist nur Bücher französischer Herkunft Gnade gefunden hatten. Das war aber kein leichtes Beginnen.

Die Mäuseade

in zehen Gesängen.

Eine freye Uebersezzung

des

komischen Helden-Gedichts

MYSZEIS,

von einem

berühmten Polnischen Dichter.



Warschau und Leipzig, 1790.

Gedruckt und zu haben bey Michael Gröll,

Königl. Hofbuchhändler.

Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Erfurt/Mühlhausen Lehrerbücherei

Gröll veranlaßte Übersetzungen von Werken der polnischen Literatur, die er druckte und verlegte

PAN PODSTOLI.

CZĘSC II.

Moribus antiquis.



Za Przywileiem.

W WARSZAWIE 1784.

Nakładem i Drukiem MICH. GRÖLLA,
Księgarza Nadwornego J. K. Mci.

Ein bekanntes Werk der polnischen Literatur, das Gröll druckte und verlegte

Immer wieder machte sich der Mangel an technischen und künstlerischen Kräften bemerkbar. Die Herausgabe illustrierter Werke war zunächst überhaupt unmöglich, aber Groell wußte auch hier Wandel zu schaffen. Im Jahre 1778 brachte er in seinem Verlage das schönste polnische Buch des 18. Jahrhunderts „Sielanki polskie z różnych autorów zebrane, a teraz świeżo po trzeci raz przedrukowane" (Die polnischen Idyllen) heraus, „das ein unsterbliches Zeugnis der Regierung Stanislaus Augusts sein sollte". „Es ist ein wirkliches Prachtwerk" (jest to cacko prawdziwe), lautet einstimmig das Urteil polnischer Gelehrter. Neben dem hübschen äußeren Gewande, sorgfältigem Drucke und Vignetten zieren es zahlreiche Kupferstiche. Das Werk konnte aber nur mit deutschen Hilfskräften gelingen. So stellte Groell in seinem Betriebe den begabten Dispositeur Sieburg, den Kupferstecher Eisen und seinen eigenen, in Berlin ausgebildeten Sohn Karl an, die die Ausstattung der Verlagswerke besorgten. Einen Namen mit Vorbedeutung (nomen et omen) trug der langjährige Dispositeur Säuberlich, der die Groellsche Druckerei mit viel Umsicht und großer Sorgfalt leitete und wirklich „säuberliche" Arbeit lieferte, wodurch er zum Ansehen des Verlages bedeutend beitrug. Aus technischen Gründen konnte das genannte Buch allerdings noch nicht in Warschau, sondern mußte in Leipzig bei Johann Gottlieb Emanuel Breitkopff gedruckt werden. Da die „Idyllen" ein Sammelwerk der polnischen Dichter (Gawiński, Minasowicz, Nagurczewski, Naruszewicz, Szymon Szymonowicz, Zimorowicz) waren, trug Groell durch die illustrierte Ausgabe bedeutend zur Verbreitung und zum Ruhme ihrer Namen auch im Auslande bei. Groell selbst gewann sich damit Freunde, die sich für seine Verlagswerke interessierten, und es ist nicht verwunderlich, daß auch der kunstsinnige König Stanislaus August ihm seine Aufmerksamkeit schenkte und ihn für „den großen Aufwand, den er beim Verlegen der zahlreichen Werke geleistet hatte, die das Aufblühen der Wissenschaften und der Künste zur Folge hatten", mit dem Titel eines Hofrates auszeichnete und ihn mit verschiedenen Sonderrechten ausstattete.

Groell hatte diese Privilegien redlich verdient, denn nicht ohne Grund trug seine Buchhandlung die Zeichen der „nationalen Dichter" Sarbiewski und Naruszewicz. Es ist erstaunlich, welch eine Fülle von Werken dank der selbstlosen Arbeit Michael Groells in seinem Verlage erschienen ist. Gesetze, sogenannte „forszryfty", Reden, Sejmprojekte, politische Abhandlungen, Tagebücher, Kalender, Zeitschriften, wissenschaftliche Werke, schöngeistige Literatur und Übersetzungen fremden Schrifttums, das nun auch dadurch den polnischen Lesern bekannt wurde, füllen die Spalten des Verzeichnisses seiner Verlagswerke. Dabei berücksichtigte er sowohl die Wünsche des Kindes, das zur Erlernung von Sprachen Elementarbücher gebrauchte, als auch der Dame, die nur unterhalten zu sein wünschte, ebenso wie die des ernsten Lesers. Selbst wenn man annimmt, daß in der Tätigkeit Groells die kaufmännisch-rechnerische Seite eine gewisse Rolle spielte, so muß ihm seine Arbeit doch als eine Tat von allgemeiner Bedeutung und „als ein wirkliches Verdienst angerechnet werden". Gelehrte und literarische Werke herauszugeben, fertige Handschriften zu erwerben, die Schriftsteller zu neuen Arbeiten anzuregen, besonders, wenn es sich darum handelte, Bücher ins Polnische zu übersetzen, den Verfassern die nötigen Mittel zum Lebensunterhalt zu sichern, diese Anforderungen, die an den Verleger gestellt wurden, waren nicht selten mit einem großen Risiko verbunden. Dazu kamen noch die Zeitverhältnisse, die seinem Unternehmen eine rosige Zukunft wahrlich nicht zu bieten vermochten. Doch Groell wagte eben und wurde so zum Mäzen des polnischen Schrifttums. In seinem Verlage erschienen u. a. die Werke des berühmten ermländischen Bischofs Ignacy Krasicki, z. B. „Myszeidos" (1775, 1778, 1780), „Mikołaja Doświadczyńskiego Przypadki" (1775), „Historya" (1778, 1779), „Pan Podstoli" (1778, 1784), „Satyry" (1778), „Bajki" (1779), „Łgarz, komedya" (1780), „Statysta, komedya" (1780), „Wiersze" (1784).

Ferner vom Dichter Niemcewicz „Powrót posła" (1790); vom Geschichtsschreiber Naruszewicz („Historya narodu polskiego"). Er gab 1768 die „Geografia Królestwa Polskiego y Wielkiego Xięstwa Litewskiego" (übersetzt aus dem Deutschen) von A. F. Büsching und 1774 die „Geografia Powszechna" Wyrwiczs heraus, 1790 die „Dzieła Kongregacyi generalnej Obrządku Starożytnego Greckiego . . . w Pińsku." Er ist der Verleger des „Pamiętnik Polityczny i Historyczny" Świtkowskis, der von 1782 bis 1792 erschien, sowie des „Pamiętnik Historyczno-Polityczno-Ekonomiczny" seit 1788, ferner der in deutscherSprache erschienenen „Polnischen Bibliothek" C. Th. Steiners, von der 9 Bände herauskamen. Er gab ebenfalls die Schriften und Reden Kołłątajs, der während des vierjährigen Sejms eine bedeutende Rolle gespielt hatte, heraus, ferner in den Jahren 1793 bis 1795 von Ostrowski „Dzieje i Prawa Kościoła Polskiego", von Krasicki den „Kalendarz Obywatelski", den „Orbis pictus" von Comenius usf. Unter den periodischen Schriften erlangte besonders die Zeitschrift „Zabawy przyiemne y pozyteczne" eine solche Beliebtheit, daß einzelne Hefte mehrfach gedruckt werden mußten.

Uns werden auch seine Bücher in deutscher Sprache interessieren, die zum Teil auch Zeugnis von der Stärke und Bedeutung des Deutschtums in Polen zu dieser Zeit ablegen. Eröffnet wird hier die schier endlose Reihe durch eine Schrift, die Groell selbst verfaßte und noch 1753 in Dresden unter dem Titel „Vertheidigung des weiblichen Geschlechts" veröffentlichte. Es folgen dann verschiedene deutsche Sprachlehren und Lehrbücher, Übersetzungen von Kriegsartikeln, die „Geschichte der Pohlnischen Staats-Veränderung vom 3. May 1791", Akten und Beschlüsse der evangelischen Synoden, deutsche Gebet- und Gesangbücher wie z. B. ein „Katholisches Gesangbuch zum Gebrauch der Deutschen Gemeine in Lublin" (1784), ein „Staats-Calender vor das Königreich Polen und das Großherzogtum Lithauen" (bezeugt 1769, 1770, 1775), ein „Vollständiger Haushaltungs- und Wirtschafts-Calender" (bezeugt 1775, 1776, 1784), ferner die „Warschauer wöchentlichen Frag- und Anzeigen", die „Warschauer Zeitung für freie Bürger", ferner Predigten, Reden (z. B. „Rede bey der Legung des Grundsteines zur evangelischen Kirche in Warschau" (1778) und Ansprachen, nützliche Winke fürs tägliche Leben, sowie Werke wissenschaftlichen Charakters, z. B.: Ludwig: „Anweisungen zur Erkenntnis der Theile des menschlichen Körpers" (1778), Hildebrand: „Das Buch für die Wunderärzte" und schließlich auch Übersetzungen zeitgenössischer polnischer Dichter, wie „Die Rückkehr des Reichstagsgesandten" von J. U. Niemcewicz, „Herr Untertruchseß, eine komische Geschichte", „Die Mäuseade" von Ignaz Krasicki und so fort. Das ist allerdings nur eine kleine Auswahl aus der riesigen Arbeit. Ein genaues Bild des Schaffens bietet die Bibliographie, die Zygmund Wolski mit viel Mühe zusammengestellt und der Biographie von Pawiński beigefügt hat.

Nicht nur das Drucken und Verlegen von Büchern in polnischer, deutscher, lateinischer und französischer Sprache verdankt das damalige Polen dem Hofbuchhändler Michael Groell, sondern auch die Verbindung des Buchdruckes mit dem Buchhandel. Im Gegensatz zu den üblichen Kramläden mit Gebetbüchlein hat Groell sein Unternehmen zu einer wirklichen Buchhandlung ausgebaut, in der man Bücher aus allen Wissensgebieten in deutscher, polnischer, französischer, englischer, italienischer und lateinischer Sprache finden konnte. Dank seiner hohen Intelligenz und seinem vielseitigen Interesse konnte er seiner Kundschaft stets die neuesten ausländischen Bucherscheinungen anzeigen und umgekehrt, durch den Austausch den polnischen Büchern den Weg nach Breslau, Leipzig, Paris, London und Amsterdam bahnen. Nicht nur in den Anhängen zu seinen eigenen Verlagswerken wies er auf den Reichtum seiner Buchhandlung hin, sondern veröffentlichte auch von Zeit zu Zeit besondere Kataloge in polnischer, französischer und deutscher Sprache, die er kostenlos abgab und ver-

schickte. Seiner Organisationsgabe gelang es auch, sein Tätigkeitsgebiet dadurch zu erweitern, daß er in Lemberg und anderen größeren Städten Polens wie Posen, Lublin, Luzk, Grodno und Krakau Zweigbuchhandlungen gründete. Er selbst reiste mit einem Büchervorrat auf die Jahrmärkte (Kontrakte) nach Dubno, Minsk und Nowgorod, sowie auf die Märkte größerer Städte, nachdem er vorher eigens gedruckte Kataloge versandt und Anzeigen in den Zeitungen veröffentlicht hatte. Bis in die entferntesten Winkel Polens gelangten so die Originale und Übersetzungen führender Geister des Westens und polnischer Schriftsteller. Die Groellsche Presse versorgte das Volk mit Reden und Sejmprosekten, polemischen Abhandlungen, Schmähschriften und Pasquillen in Vers und Prosa. Besonders gelesen wurde das 1790 bei Groell erschienene Buch Kołłątajs „Prawo Polityczne narodu polskiego czyli układ rządu Rzeczypospolitej", das mit der Losung schließt: Salus populi suprema lex esto! (Das Wohl des Volkes sei das höchste Recht). „Er scheute nicht Zeit und Mühe und verbreitete Licht in breitem Strahl, besonders nach Osten". In dieser Richtung war er außergewöhnlich regsam. Um zum Kauf von Büchern noch besonders anzuregen, veranstaltete er nicht selten öffentliche Versteigerungen. Das war besonders während der Sejmtagungen günstig. Auf diesem Wege gelangten nicht nur neue Bücher in die Hand der Leser, sondern auch Bücher von Privateigentümern, die Groells Hilfe als Auktionator in Anspruch nahmen. Er selbst sparte nicht mit Geldkosten, um immer wieder Bücher und Kunstwerke in den Zeitungen und Kalendern anzuzeigen, ohne dabei eine allzu schreiende Reklame zu machen. Nicht zu unterschätzen ist auch die Bedeutung der ersten privaten Leihbücherei in Warschau, die Groell aus seinem großen Büchervorrat errichtete und dadurch auch ärmeren Bücherfreunden für geringe Entschädigung Lesestoff zugänglich machte. Seinem Beispiel folgte bald ein anderer deutscher Buchhändler Warschaus, Friedrich Pfaff.

Mißgeschicke jedoch sollten auch Groell nicht erspart bleiben. Nicht immer konnte der Bucherfolg oder Verlust vor der Drucklegung vorausgesehen werden. Besonders scheint das Werk Albertandis „Wiersz o malarstwie", zu dem kostbare Kupferstiche mit großer Mühe angefertigt worden waren, Groell erheblichen finanziellen Schaden zugefügt zu haben. Aber auch die Unredlichkeit der Kundschaft ist zum großen Teil am wirtschaftlichen Niedergang Groells schuld. Das Sprichwort: „Borgen ist ein zweifach Pech. Die Ware los — die Kunden weg" sollte sich auch bei ihm bewahrheiten. Im Jahre 1774 war er schon gezwungen, am Anfang des Buchkatalogs darauf hinzuweisen, daß er infolge beträchtlicher Verluste durch Kreditgewährung sich nicht mehr in der Lage sähe, weiterhin ohne sofortige Zahlung Bücher abzugeben. Doch wird sich das nicht immer haben durchführen lassen, zumal die Tochter des höchsten weltlichen Würdenträgers, des Krakauer Kastellans Jabłonowski, ihm 2408 polnische Gulden schuldig blieb, die erst 1780 auf dem Gerichtswege eingetrieben werden mußten. Dazu kam noch der unrechtmäßige Abdruck seiner Verlagswerke, so daß sich Groell genötigt sah, auf der letzten Seite für die „Abdrucker" das 7. Gebot mit Erklärung zu veröffentlichen.

Hatte ihm die Tätigkeit als Auktionator und Buchhändler erheblichen Besitz verschafft, so daß er in der Blütezeit 1775—1792 finanziell nicht schlecht stand, so verschlangen die Auflagen der Bücher sichtlich das, was er bei anderen Unternehmungen erworben hatte. Es ging Groell offenbar darum, durch die Förderung des Buches zu bürgerlichem Ansehen zu gelangen, und er fand in diesem löblichen Streben Befriedigung, obwohl es zu seinem Ruin führte. Daß er allgemein geschätzt und bekannt war, beweist u. a. die Tatsache, daß ihn der berühmte Mathematiker und Astronom, Mitglied der Berliner Akademie, Johann Bernoulli, bei seinem Warschauer Aufenthalt aufsuchte und bei ihm zu Gast war. Dieser berichtet auch von einer Sammlung silberner und goldener Medaillen, die Groell teils vom König und teils von seiner

Heimatstadt Nürnberg als Zeichen der Anerkennung erhalten hatte. Groell mußte ihn auch bei der Besichtigung der staatlichen Münze und einer Sejmsitzung begleiten, da „sie ihn sehr verehren und gut kennen. Den neugierigen Ausländern vermag er jeden Herrn bei Namen zu nennen", so heißt es in der Reiseerinnerung Bernoullis. Bei einer anderen Gelegenheit erwähnt er, daß sich Groell durch seinen redlichen Sinn und Anstand bei groß und klein die größte Verehrung erworben habe. Weil er überall freien Zutritt hatte, konnte er seinen Gast mit allen hohen Persönlichkeiten und Sehenswürdigkeiten bekannt machen. Groell versäumte es auch nicht, ihm die noch im Bau befindliche protestantische Kirche zu zeigen, an deren Fertigstellung er als vielbeschäftigter Vorsitzender des evangelischen Gemeinderates von 1781 bis 1784 regen Anteil hatte.

Groells wirtschaftliche Lage verschlechterte sich leider von Jahr zu Jahr, so daß immer häufiger die Wechsel des Breslauer Buchhändlers Korn zu Protest gingen. Im Jahre 1795 betrugen seine Schulden bereits 10934 polnische Gulden, die er mit Hilfe seiner Frau in 13 Halbjahresraten abzuzahlen gedachte. Die politischen Ereignisse, die Besitznahme Warschaus durch Preußen, und die dadurch veränderte Lage brachten Groells Druckerei völlig zum Stillstand. Die Übersetzung des „Numa Pompilius" von Florian war das letzte Buch, das 1798 in Groells Verlage erschien. In einem persönlichen Bittschreiben an den preußischen König bat Michael Groell um Bestätigung seiner Privilegien, was zum Teil geschah. Michael Groell fühlte sich am Ende. Die Druckerei übergab er seinem Schwiegersohn und führte nur noch die Buchhandlung weiter, bis ihn — wie er schrieb — „er hoffe auf bessere Zeiten" — der Tod am 2. September 1798 von seinem rastlosen, mühevollen Leben im Alter von 76 Jahren abrief.

Verheiratet war Groell nach dem 1776 erfolgten Tode seiner ersten Frau, einer geborenen Schüllerin, mit Sophie Karoline, der Tochter des allgemein geachteten Goldschmiedes und Hofjuweliers Joachim Friedrich Jakobson. Aus den vorher geschilderten Gründen konnte ihn allerdings die reichliche Mitgift vor dem Niedergange nicht bewahren. Neben ihm ruht auf dem evangelischen Friedhof in Warschau sein Sohn Karl, der der letzte Träger gleichen Namens in Warschau war, da er kinderlos starb.

„Das ist der Lauf des Schicksals! Von denen, die dem Lande wirklich zu Nutzen gereichten, ist es still — ihre Namen sind vergessen", schließt ein polnischer Gelehrter seine Betrachtungen über die Tätigkeit dieses Deutschen, dessen Grabstein eine Inschrift trägt, deren Sinn in seinem arbeitsamen Leben bestimmend war:

Labor ipse voluptas, auf deutsch:
Arbeiten, das ist's, wozu wir da sind!

Der Retter von Freiheit und Leben des letzten polnischen Königs

Karl F. E. von Cocceji (1725—80)

Von Alkea Swart, Posen

Eine geschichtliche Tat, die eine Seite deutschen Wesens in hellem Lichte erstrahlen läßt, verpflichtet uns, die Erinnerung an Karl Friedrich Ernst Freiherr von Cocceji wachzuhalten. Durch seine Handlungsweise wurde in einem kritischen Augenblick der Lauf der polnischen Geschichte bestimmt. Daß er es war, dem der letzte polnische König in höchster Gefahr als einzigem sein Schicksal anvertraute, zeigt uns wieder einmal, welche vielseitige Rolle deutsche Einwanderer im alten Polen gespielt haben.

Cocceji entstammte einer angesehenen Familie. Sein Großvater, der Rechtsgelehrte Heinrich Cocceji, war Professor in Heidelberg, Utrecht und Frankfurt a. O. und preußischer Geheimer Rat. 1702 wurde er zugleich mit seinem Sohn Samuel in den Adelsstand erhoben *). Dieser, Jurist wie sein Vater, bekleidete ab 1727 die Würde eines Staatsministers und ab 1737 die des Chefs der Justiz in Preußen. Besondere Verdienste erwarb er sich durch seine führende Mitarbeit an der Kodifizierung des preußischen Rechts im Preußischen Allgemeinen Landrecht, des Codex Fridericianus. Aus Dankbarkeit für die ersten praktischen Erfolge seiner Reformarbeit ernannte ihn Friedrich der Große zum Großkanzler. Von den drei Söhnen Samuel von Coccejis wurde einer preußischer Gesandter in Schweden, ein anderer Kammerpräsident in der neuen preußischen Provinz Schlesien.

Der dritte, der um 1725 geborene Karl Friedrich Ernst, trat beim preußischen Heer ein. Der ehrgeizige junge Mann, dem der ererbte Freiherrntitel und das hohe Amt des Vaters zu raschem Aufstieg verhalfen, brachte es außergewöhnlich schnell zum Obersten in der preußischen Garde. In der Hofgesellschaft erzogen, eignete er sich die Manieren der großen Welt an und verstand es, als gewandter Plauderer die Klippen zu umschiffen und sich nie auf eine bestimmte Ansicht festlegen zu lassen. Hatte er sich eine eigene politische Meinung gebildet — was man, da er ein sehr fähiger und gebildeter Offizier war, wohl annehmen darf — so war er jedoch nicht so unvorsichtig, sich mit seiner Überzeugung einer bestimmten Gruppe von Parteigängern anzuschließen und dadurch sich möglicherweise bei anderen mißliebig zu machen. Er vermied das Glatteis der Politik, wandte sich dagegen den Wissenschaften zu und lernte mehrere europäische Sprachen, in denen er sich fließend ausdrücken konnte. Durch diese Eigenschaften machte er sich beliebt, ohne sich eine Gegnerschaft zuzu-

*) Heinrich von Cocceji, geb. 25. 3. 1644 in Bremen, gest. 18. 8. 1719 in Frankfurt a. O. — Samuel Freiherr von Cocceji, geb. 20. 10. 1679 in Heidelberg, gest. 4. 10. 1755 in Berlin.

ziehen. Daß er seine Ideale allzu hoch gespannt hätte, kann man ihm nicht nachsagen. In erster Linie war es ihm um ein sorgenloses, freies Leben zu tun, das ihm jedoch, da sich sein Lebensstil seinen schmalen Offizierseinkünften nie anpassen wollte, nur selten beschert war. Schulden drückten ihn sein Leben lang. Ein Ausbruch seines Temperaments, dem der geistvolle Kavalier in einer Satire die Zügel schießen ließ, erregten den allerhöchsten Unwillen, und Cocceji wurde mit einem Empfehlungsschreiben nach England fortgeschickt, um sich den Wind um die Nase wehen zu lassen.

Der Oberst ließ sich Zeit zu dieser Reise. Da er bisher mit seiner Pension nie hatte auskommen können, ergriff er jetzt die Gelegenheit, sich nach fremden, besser bezahlten Diensten umzusehen. Damals — im Jahre 1765 — stand das preußische Heer nach dem siebenjährigen Kriege mit seinen Schlachten bei Kunersdorf und Roßbach bei den kleinen deutschen Herzogtümern in höchstem Ansehen. Auf jedem preußischen Offizier lag ein Abglanz des Ruhmes des Großen Friedrich. Hierauf spekulierte Cocceji und nahm seinen Weg über Kassel und Hannover, um an den kleinen deutschen Höfen Bekanntschaften zu machen und sich eine Brücke in die erhoffte glänzende Zukunft zu bauen.

Auf England hatte er große Erwartungen gesetzt, die von seinem Freunde Sir Andrew Mitchell, dem englischen Gesandten am preußischen Königshofe, genährt wurden. Mitchell stellte ihm einen Posten im englischen Heere in Indien oder Asien in Aussicht, versprach ihm Ruhm und Geld. Aber alle diese Erwartungen erfüllten sich nicht. Cocceji trat zwar in englische Dienste, erhielt aber nur eine kleine Tätigkeit in Hannover zugewiesen, die ihn keineswegs befriedigte.

Zeitweilig sah es so aus, als sollte ihm in Kassel der große Wurf gelingen. Der Landgraf von Hessen, den Cocceji im Seebade Spa traf, interessierte sich für den Offizier und wollte ihn als Minister nach Kassel mitnehmen, um seine diplomatischen Fähigkeiten für sich zu nutzen. Die Verhandlungen mit Cocceji, der seinen militärischen Rang nicht ohne Not aufgeben wollte, zogen sich jedoch so lange hin, daß die hessischen Hofräte Zeit genug fanden, ihre schwerwiegenden Bedenken zu äußern: die Cocceji zugesagte große Pension von 7000 Talern belaste unnötig die Staatsfinanzen, es sei kein Gesandtenposten an ausländischen Höfen frei, es könne unangenehme Konflikte mit den Königen von Preußen und England geben, aus deren Diensten der Oberst noch nicht entlassen sei, usw. Wenn auch Cocceji, der sich schließlich die schöne Pension nicht entgehen lassen wollte, diesen unvorhergesehenen Schwierigkeiten mit einem Verzicht auf seine militärischen Pläne begegnete, so mußte er doch am Ende den Intrigen der Hofräte weichen.

Es blieb noch die Aussicht auf Frankreich, wo ihm einer seiner Freunde, Generalleutnant Chabo, einen Oberstenposten mit 6000 Franken Pension in Aussicht gestellt hatte. Obschon dies Angebot mit dem Kasseler Posten an Einträglichkeit nicht zu vergleichen war, hätte sich Cocceji, auf den das glänzende Versailler Hofleben große Anziehungskraft ausübte, vielleicht zur Annahme verleiten lassen, wäre damit nicht der Zwang verknüpft gewesen, bei einem möglicherweise zwischen Frankreich und England oder Frankreich und Preußen ausbrechenden Kriege gegen seine alten Vorgesetzten und Freunde kämpfen und seine Dankespflichten verletzen zu müssen.

In dieser ungewissen Lage öffnete sich plötzlich ein neuer Ausblick in die Zukunft. Im Seebade Spa hatte Cocceji außer dem Landgrafen von Hessen noch eine andere hochgestellte Persönlichkeit, die Fürstin Elisabeth Lubomirska, eine Tochter des Fürsten August Czartoryski und Kusine des polnischen Königs Poniatowski, kennengelernt. Fürst Czartoryski, der die königliche Garde befehligte, suchte eifrig nach Obersten für sein Regiment. Von seiner Tochter auf Cocceji aufmerksam gemacht, sicherte er ihm den Rang eines Obersten sowie baldige Beförderung zum Generalmajor, eine bequeme Wohnung und 2000 Taler Pension zu, wenn er nach Polen käme. Daß Cocceji freudig zugriff, läßt sich denken.

Polen war damals das Gelobte Land für ausländische Offiziere. Der König Poniatowski verlieh ihnen stets denselben Rang, den sie in einem fremden Heere hatten, oder auch einen höheren. Wer Geld hatte, konnte sich ohne eigene Verdienste höhere Dienstgrade erkaufen. So kam es vor, daß manchmal mehrere Generäle in einem Regiment dienten, aber nur einer führte und befehligte. Die Zukunftsaussichten für Cocceji waren also die denkbar besten und sein Lebensziel, einen sorgenfreien Posten zu finden, schien sich endlich zu verwirklichen. Fast hätte seine chronische Geldverlegenheit den Plan noch zum Scheitern gebracht, denn wovon sollte der ewig Mittellose, der in Hannover die Reste seines Vermögens aufgezehrt hatte und tief in Schulden geraten war, seine Gläubiger zufriedenstellen, die weite Reise bezahlen und die erste Zeit in Warschau standesgemäß auftreten! Wieder einmal wandte er sich flehend in einem verzweifelten Briefe an seinen Freund Mitchell in Berlin, der sich schließlich erweichen ließ, ihm die nötigen Taler vorzustrecken. So traf Cocceji am 16. April 1767 nach längerer Reise durch Sachsen und Schlesien — Berlin hatte er vorsichtig umgangen — in Warschau ein.

Der Empfang durch Fürst August Czartoryski, seinen zukünftigen Chef, war überaus herzlich. Auch König Stanislaus August Poniatowski, dem Cocceji kurz darauf vorgestellt wurde, behielt ihn gleich zum Essen da und erwies sich als so huldvoll und leutselig, daß der Preuße vollständig bezaubert war. Der König eröffnete ihm, daß er ihn zum Obersten im Garderegiment ernannt habe. Am Tage darauf, anläßlich eines Frühstücks bei Czartoryski, entschuldigte sich Stanislaus August bei Cocceji, daß er ihn falsch informiert habe; er habe ihm zwar ein Regiment der Garde unterstellt, ihn aber gleichzeitig auch zum Generalmajor des Kronheeres ernannt. Die Pension zahlte man ihm großzügig für die Zeit vom 1. März an. Czartoryski schenkte dem frischgebackenen General zwei Kutschpferde aus seinem eigenen Stall, um ihm Kosten zu ersparen, ließ ihm ein bequemes Haus einrichten und versicherte ihm, daß er in Zukunft alles für ihn regeln werde. Der von so viel Liebenswürdigkeit überwältigte Cocceji, der sich plötzlich geachtet, umschmeichelt, wohlhabend sah, war glücklicher als jemals in seinem Leben.

In seine neue Arbeit lebte er sich schnell ein. Er war der Überzeugung, daß der Soldat niemals nachdenken und seine Meinung äußern solle. Es genüge, wenn er lerne, gehorsam zu sein und sich tapfer zu schlagen. Nach diesem Grundsatz unterwies er auch seine polnischen Untergebenen. Man erwartete von ihm, daß er preußischen Drill einführen und sein Regiment auf preußisches Niveau erheben würde, und Cocceji widmete sich mit Eifer dieser schwierigen Aufgabe. Seine Offiziere hatten nur nebelhafte Vorstellungen vom Dienst. Es war deshalb nötig, ganz von vorn anzufangen. Um eine bessere Aufsicht zu haben, begab sich der General freiwillig ins Exil und zog mit in die weit von der Stadt entfernten Kasernen, trotzdem er sich dadurch die Teilnahme an den glänzenden Festen in Warschau sehr erschwerte. Wurde er für seine Dienste reich belohnt, so hat er sich durch ganzen Einsatz diese Belohnung ehrlich erarbeitet. Seine Abende verbrachte er mit dem Fürsten Czartoryski, dem englischen Gesandten Wroughton, an den ihn Mitchell empfohlen und mit dem er sich bald angefreundet hatte, oder mit wenigen anderen Bekannten. Daß er großes Ansehen genoß und eine einflußreiche Stellung bei Hofe bekleidete, geht auch aus den Tagebüchern über die Polenreise des Berliner Mathematikers und Astronomen Johann Bernoulli hervor, der sich in Warschau mit einem Empfehlungsschreiben an Cocceji wandte und durch ihn dem König vorgestellt wurde. An den auf diesen Abend folgenden Diners und Empfängen nahm neben den Mitgliedern der bekanntesten polnischen Adelsfamilien auch Cocceji teil und ermöglichte dem Landsmann die von ihm gewünschten Unterredungen mit dem klugen und fortschrittlichen Fürsten Stanislaus Poniatowski, einen Neffen des Königs, ferner mit Fürst August Czartoryski, dem Onkel des Königs, und mit dessen Sohn Fürst Adam. Auch sein Freund Mitchell

bittet ihn einmal um seine Vermittlung, als der Bruder Friedrichs des Großen, Prinz Heinrich, den Wunsch äußert, ein Gespann aus dem berühmten Gestüt des letzten polnischen Königs, Augusts III., zu besitzen.

Das Verhältnis des Generals zum König beschreibt uns Bartoszewicz *):

„Jedes Mal, wenn er mit Poniatowski sprach, war er voll unbeschreiblicher Begeisterung, jedoch nicht deshalb, weil er mit einem Könige sprach, denn es war ihm durchaus nichts Neues, am Hofe eines Monarchen zu leben. Aber er konnte sich nicht genug wundern über den Verstand, die Fähigkeiten, die Bildung, die Liebenswürdigkeit, die Anmut der Unterhaltung und der Gestalt Stanislaus Augusts". „Coccejí konnte sich in der Tat den König so und nicht anders vorstellen, schön und klug, er konnte ihm aus der Ferne tausend Tugenden und Vorzüge zusprechen, denn er sah ihn auch immer aus einer gewissen passenden Entfernung, und deshalb schwärmte er: aber das alles war noch wenig. Dieses ganze schmeichelhafte Bild, das sich Coccejí von dem polnischen Könige in seiner Einbildung machte, war nur ein schwaches Abbild der Vollkommenheiten, die er in Poniatowski entdeckte. Coccejí war bereit anzunehmen, daß König Stanislaus der bedeutendste unter den Herrschern Europas sei. In der Tat konnte Poniatowski wohl auf den ersten Blick jeden, selbst einen Diplomaten, bezaubern. Alle äußerlichen und glänzenden Vorzüge waren ihm eigen und traten sofort hervor, aber was er nicht hatte, was Coccejí nicht sah, das war ein Herz. Stanislaus war ein verzogenes Kind, er spielte friedlich auf dem Thron, aber er hatte keine Lebensgrundsätze. Geheime Abneigung schwebte seit langem zwischen dem Onkel und dem gekrönten Neffen, aber Coccejí wußte nichts davon. Alle Czartoryskis schätzten den General, aber dem König gegenüber heuchelten sie nur Ehrerbietung. Coccejí konnte sich nicht genug wundern über diese angebliche Eintracht in der Familie des Herrschers. Überall sah er also durch ein Vergrößerungsglas das, was es in Polen nicht gab. Er hatte Ruhe, das erlebte er zum ersten Mal, vielleicht sah er schon allein deshalb den König in Phantasiefarben." In Poniatowski sah er seinen höchsten Vorgesetzten, dem er mit aufrichtiger Verbundenheit und ritterlicher Treue anhing und den er gegen die Intriganten und Schmeichler seiner Umgebung zu schützen hatte. Politik hatte ihn nie interessiert, und so ließ er sich auch nicht dazu verleiten, in die Auseinandersetzungen zwischen König und Adel einzugreifen, wenn er auch leicht die Gunst des Königs zu Intrigen gegen die Konföderation, die ihm der Unruhe wegen ein Dorn im Auge war, hätte ausnutzen können. Die Streitigkeiten der Parteien waren ihm unverständlich. Er beklagte sie, war aber als Ausländer klug genug, sich nirgends hineinzumischen.

Ein Niederschlag der politischen Ereignisse jener Zeit findet sich in den zahlreichen Briefen Coccejis an Mitchell. Diesem Freunde teilte er getreulich alles mit, was um ihn herum vorging, ob er es nun verstanden oder nicht verstanden hatte. Der König legte besonderen Wert auf diesen Briefwechsel, da er aus den Antworten Mitchells wichtige Aufschlüsse über die polenfreundliche oder -feindliche Haltung der europäischen Staaten gegenüber Polen erhielt, vor allem über die Einstellung Preußens.

Der General, der gehofft hatte, in Polen einen beschaulichen Posten zu finden, hatte das Unglück, in eine Zeit der größten politischen Spannungen hineinzugeraten. Seit langem hegte die „Familie" — die verschwägerten Sippen der Czartoryski und Poniatowski mit Fürst August Czartoryski an der Spitze — Reformpläne: das Liberum Veto, das jede Reform hinfällig machte, sobald nur ein Schlachtschitze sie nicht billigte, sollte eingeschränkt und den Dissidenten, die sich in den Gruppen der Orthodoxen und Protestanten um gleiche Rechte im Staate bemühten, eine endgültige Absage erteilt werden. Die Feinde der „Familie" taten sich jedoch zu einer Kon-

*) J. Bartoszewicz: „Panowie niemieccy na dworze Stanisława Augusta". Warschau 1852.

föderation zusammen, um mit Hilfe Rußlands den König zu entthronen und diese Pläne zu unterbinden. Der Reichstag von 1767/68 stand unter offenem Terror des russischen Gesandten Repnin. Das Ergebnis war eine Bestätigung der Verfassung mit allen Mißbräuchen, vor allem dem Liberum Veto. Der König, den die Czartoryski im entscheidenden Augenblick verließen, mußte nachgeben. Bald darauf bildete sich aber in Bar in Podolien eine neue Konföderation von Vaterlandsfreunden, die sich gegen die erzwungenen Beschlüsse des Reichstags auflehnten und den russischen Kurs bekämpften. Der Aufstand griff rasch um sich, und ein regelloser Bürgerkrieg gegen die königlichen und die im Lande verstreuten russischen Truppen begann. Die Haltung der Czartoryski, die einerseits ihre Machtstellung im Lande mit russischer Unterstützung zu behaupten, andererseits ihre nationalen Reformpläne gegen den Wunsch der Zarin mit Hilfe des Königs zu verwirklichen strebten, war schwankend. Den rußlandfreundlichen Kurs des Königs machten sie nicht mit. Erst als Rußland, das durch den Türkeneinfall gebunden war, den Vorgängen in Polen freien Lauf lassen und den allzu scharfen Repnin notgedrungen abberufen mußte, näherten sich die Czartoryski dem Könige wieder. Trotzdem Poniatowski auch nationale Interessen verfolgte, so hatte man bei den Konföderierten doch seinen Angriff auf die Adelsvorrechte nicht vergessen und hielt an dem Gedanken fest, ihn abzusetzen. Aus Angst um seine Machtstellung entzweite sich Stanislaus August wieder mit der Familie und warf sich den Russen in die Arme. Die Konföderierten dagegen suchten Freunde in Sachsen und Frankreich und boten schließlich dem Landgrafen von Hessen die polnische Königskrone an. Um ihrem Angebot, das nicht auf großes Entgegenkommen stieß, einen realen Hintergrund zu geben, faßten sie schließlich den Plan, Poniatowski aus seiner Residenz Warschau zu entführen und ihn in Tschenstochau zum Verzicht auf die Königswürde zu zwingen oder, falls er sich weigern sollte, auf andere Weise aus dem Wege zu räumen.

Im Laufe des Jahres 1769 wurden die Konföderierten immer dreister. Sie wagten sich bis vor die Tore Warschaus und belagerten die Hauptstadt wie eine Festung. Der König schickte die Regimenter der Garde zu kleineren Unternehmungen aus, so daß die Stadt häufig ohne Schutz geblieben wäre, hätte nicht Cocceji, der sich ständig in der Nähe des Königs aufhielt, die Stadt und das Schloß mit den ihm unterstellten Truppen besetzt gehalten und sich tatkräftig für die Sicherheit Warschaus eingesetzt. Das Schicksal der Hauptstadt lag in seiner Hand. Seine Aufgabe war nicht einfach. Die allgemeine Unsicherheit hatte auch auf seine eigenen Soldaten übergegriffen. Immer wieder kamen Fälle von Meuterei und Überläuferei vor, da der Staatssäckel eine gähnende Leere aufwies und der Sold oft monatelang nicht ausgezahlt werden konnte. Sogar für die Offiziere in der Umgebung Poniatowskis war kein Geld da. Cocceji selbst erhielt im Jahre 1769 acht Monate lang keinen Sold. Die Ungewißheit seiner Zukunft, der dauernde Mangel an Geld, der die Schuldenlast immer drückender werden ließ, beunruhigten ihn derartig, daß er sich schon mit dem Gedanken trug, seine Zelte in Polen abzubrechen. Im Jahre 1770 reiste er über Danzig und weiter zu Schiff nach Amsterdam, versehen mit einem Empfehlungsschreiben Poniatowskis, um sich im Ausland nach einer anderen passenden Stellung umzusehen. Trotz aller Widerwärtigkeiten, mit denen er in Warschau zu rechnen hatte, kehrte er jedoch wieder zurück; er war schon zu sehr in Polen heimisch geworden.

Die allgemeine Lage hatte sich inzwischen nicht gebessert. In der Garde gärte es, und da ihr Anführer, Fürst Czartoryski, durch seine zweideutige Haltung seine Untergebenen noch in ihrer Unzufriedenheit ermunterte, hätte es jetzt nur eines kleinen Anstoßes bedurft, um die ganze Stadt zum Feinde übergehen zu lassen. Cocceji war sich klar darüber, daß er von Verrätern umgeben war und auch seinem Vorgesetzten nicht trauen konnte. Durch strenges Regiment überwachte und unterband er die Beziehungen der städtischen Besatzung zu den Konföderierten. In dieser Zeit schreibt

er an Mitchell: „Wenn ich den König nicht lieben würde, würde ich schon lange nicht mehr hier sein und würde hier keinen Augenblick länger verweilen, aber ich könnte meine militärische Ehre beflecken, wenn ich den König verließe mitten in Gefahr, überall von Verrätern umgeben, die nur auf eine Gelegenheit lauern". Diese Gelegenheit ergab sich bald.

Die Ereignisse des 3. November 1771 werden von Bartoszewicz dramatisch geschildert:

„Stanislaus August wurde in der Miodowa-Straße überfallen und von den Konföderierten hinter die Festungswälle verschleppt. Bei Anbruch der Nacht verirrten sie sich so, daß der König sich plötzlich mit Kuźma allein sah. Beide versteckten sich in der Burakowski-Mühle hinter dem Walde von Biela. Darauf schrieb der König an Cocceji mit Bleistift folgenden Brief: „Durch ein Wunder bin ich den Feinden entkommen, eile mit 40 Mann zu mir nach Marymont. Ich bin verwundet, aber es ist keine Gefahr vorhanden." In der Bestürzung, die damals in Warschau herrschte, hatte Cocceji als einziger ein dankbares und gutes Herz für den König. Auf die erste Nachricht von der Entführung hin befahl der litauische Kanzler nur, die Tore seines Palastes besser zu verrammeln, und setzte sich mit seinen Hausgenossen zum Abendbrot. Ein General scheute sich, eine Verfolgungstruppe auszusenden, als wenn er das Leben des Königs retten wolle. Ein anderer schloß sich ein und erklärte, daß er etwas anderes zu tun habe. Ein dritter fürchtete sich und wußte nicht, was er tun sollte. Der Bruder des Königs war ahnungslos, und allein Cocceji dachte an die Befreiung des Königs. Und man sieht, daß Stanislaus August ihm am meisten vertraute, da er nur ihn um Hilfe bat. Inzwischen fand man überall Spuren des eben erfolgten Überfalls: in der Miodowa-Straße hob man den blutgetränkten Hut des Königs auf, auf der Schanze fand man seinen von Kugeln durchlöcherten Pelz. Wie Nachtgespenster verbreiteten sich Infanterieabteilungen über alle Stadtteile und Reiter durchstreiften die Hauptstadt nach verschiedenen Richtungen, um die Spuren des Königs selbst zu suchen, aber vergebens. Im Schloß versiegelte man schon die Zimmer und das Archiv. Es kam ein Augenblick, in dem die Freunde Stanislaus Augusts um sein Leben fürchteten und glaubten, daß eine neue königslose Zeit angebrochen sei. Da kam plötzlich die Nachricht von Cocceji zu den Verängstigten: Stanislaus lebt, er ist frei und kehrt bald in sein Schloß zurück. Zuerst glaubte man diese Botschaft nicht. Man erzählte sich leise, daß das ein Manöver sei, um die Wahrheit zu verbergen und größeren Unruhen vorzubeugen. Aber der Charakter Coceji's, voll Würde und unbefleckter Redlichkeit, wies alle diese verfrühten Vermutungen von sich. Alle zerbrachen sich jedoch den Kopf darüber, wie der General nur mit solcher Sicherheit sprechen könne. Sie wußten nicht, daß der König schon vor einer Stunde seine Hilfe angerufen hatte. Und er hatte sich nicht getäuscht. Blitzschnell eilte Cocceji nach Marymont, wo Kuźma mit gezogenem Säbel in der Mühle Wache hielt, deren Eigentümer nicht wußte, was für einen hohen Gast er in seinem Hause beherbergte. Der General setzte den König sofort in seinen Wagen und führte ihn noch in dieser gleichen Novembernacht ins Schloß, um fünf Uhr morgens. In hellen Haufen strömten die Bürger mit Fackeln auf die Straße von dort, woher der König angefahren kam, bis zum Schloß. Sie glaubten fast nicht an das Wunder, und als sie Stanislaus erblickten, brachen sie in Freudenrufe aus, die sich wie ein Echo weiterverbreiteten bis zum Schloß, wo die Herren und Damen erschrocken auf den König warteten. Wer weiß, wie die ganze Sache ausgelaufen wäre, wenn sich der General nicht so beeilt hätte, denn die Konföderierten trieben sich direkt vor Warschau herum, Łukawski und Strawiński mit ihren Abteilungen direkt vor der Stadt, und Kasimir Puławski hielt sich ebenfalls irgendwo in der Nähe auf. Nach diesem Zwischenfall wuchs Coceji natürlich noch mehr in den Augen Stanislaus Augusts. Von diesem Tage

an zählte er zu seinen persönlichen Freunden. Der Dank der Öffentlichkeit zeigte sich in offenen Achtungsbezeugungen für den General."

Dieser Höhepunkt in Coccejis Leben war zugleich der Anfang einer friedlichen, geruhsamen Schaffensperiode, wie er sie schon immer ersehnt hatte. Sein Sold wurde jetzt endlich regelmäßig ausgezahlt, so daß die Sorge um das tägliche Brot in den Hintergrund treten konnte. Er drillte seine Soldaten zur Zufriedenheit des Königs, der ihm jetzt den wirklichen Rang eines Generalmajors verlieh. Schon 1768 hatte man dem General zum Dank für seine Verdienste das polnische Bürgerrecht zuerkannt. Dies waren aber auch die einzigen Auszeichnungen, die er in Polen erhielt. Er verschmähte es, aus dem Wohlwollen des Königs persönliche Vorteile für sich herauszuschlagen und sich Ehrenämter oder ein Vermögen zu erschleichen. Seine Treue zum polnischen Könige, in dessen Dienste er einmal getreten war, blieb unwandelbar, selbst als seine schlechte finanzielle Lage ihm einen weiteren Aufenthalt in Polen fast unmöglich machte. Trotz dieser Anhänglichkeit an seine Wahlheimat hat Cocceji jedoch seine preußische Herkunft nicht vergessen und verleugnet. Eine charakteristische Eigenheit erfahren wir aus einem Schreiben der Gräfin Keyserling, der Gattin des russischen Gesandten in Warschau. Sie schreibt im Jahre 1779, als Cocceji also schon lange Jahre in Polen lebt, über ihn: „Sehr gut hat mir an ihm gefallen, daß er, sicher aus Nationalstolz, keinen anderen Orden außer dem preußischen Pour le Mérite trug. Bei seiner hohen Stellung und der großen Gunst des jetzigen Herrschers würde es sicher nur von ihm selbst abhängen, wenn er mit einem mehr hervorstechenden polnischen Ordensband und -stern geziert sein wollte, besonders da der König sehr freigebig ist im Verleihen des von ihm selbst gestifteten Ordens des Heiligen Stanislaus und des früheren Weißen Adlers." Viele Deutsche, die damals in Warschau einflußreiche Ämter bekleideten, wie der erste Leibarzt des Königs, Hofrat Johann Böckler, der württembergische Physikprofessor und Studiendirektor des königlichen Kadettenkorps Pfleiderer, der aus der Niederlausitz stammende Naturwissenschaftler Hauptmann Carossi, der aus Dresden eingewanderte Verleger und Druckereibesitzer Gröll, der Vorsteher der königlichen Münze Brenn, der spätere Nachfolger Coccejis und Oberstleutnant in seinem Regiment, August Ulmitz, der Generalauditeur der polnischen Truppen Groetsch, gehörten zu Coccejis Bekanntenkreise. In seiner Freizeit widmete er sich jetzt hauptsächlich seiner Liebhaberei, der Lektüre historischer und kriegswissenschaftlicher Schriften und dem Sammeln schöner, kostbarer Werke. Er wurde darüber jedoch nicht zum Sonderling, der die Welt nur aus Büchern kennt. Im Jahre 1774 hatte er Italien durchstreift. 1776 unternahm er mit dem polnischen Gesandten in Konstantinopel Boscamp und dem Warschauer Architekten Kamsetzer eine große Reise nach Italien, Sizilien, Malta, Griechenland, Kleinasien und Konstantinopel, vermutlich mit dem Geheimauftrag, die türkischen Kriegsvorbereitungen zu beobachten.

Wenige Jahre später bereiste die Zarin Katharina Weißrußland, um die durch die erste Teilung Polens neu zu Rußland gekommenen Gebiete zu besichtigen. Stanislaus August schickte ihr zur Begrüßung seine Abgesandten an die Grenze entgegen. Auch Cocceji begab sich — wahrscheinlich auf Wunsch des Königs — nach Weißrußland und begleitete Katharina auf ihrem Wege von Polock nach Mohylew. Auf dieser Reise, im Juni 1780, endet das Leben dieses aufrechten Preußen, der den polnischen König Stanislaus August Poniatowski vor Gefangenschaft und gewaltsamem Tode bewahrte.

Der Schöpfer des Lazienki-Parks in Warschau

Johann Christian Schuch (1752—1813)

Von Dipl. Ing. Hans Schmidt, Posen

Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt Warschau gehörte früher auch der Lazienki-Palast und der ihn umgebende Park gleichen Namens. Kaum einer der Besucher wußte aber, daß der Lazienki-Park durch einen Deutschen, Johann Christian Schuch, Baumeister und Gartenarchitekten des polnischen Königs Stanislaus August, angelegt worden ist.

Schuch ist nicht der einzige Deutsche, der sich um die Förderung der Gartenbaukunst in Polen verdient gemacht hat. In den „Deutschen Blättern in Polen" (1925 H. 6) nennt Martin Kage in einem Aufsatz: „Förderung der Landwirtschaft und der Urbarmachung des Bodens in Polen durch die Deutschen" eine ganze Reihe von deutschen Gärtnern, Baumeistern und Architekten, die zu ihrer Zeit weitberühmte Park- und Gartenanlagen in Polen schufen und damit auch eigentlich erst die Gartenbaukunst in Polen in größerem Umfang einführten, denn in den durch sie angelegten Gärten wurden viele Polen ausgebildet. Wenn daher auch die folgenden Zeilen nur das Leben und Wirken eines dieser deutschen Gartenbaumeister ausführlicher schildern, so gelten sie doch für viele andere mit, die wie er nach Polen kamen, sich hier niederließen und mit diesem Land verwuchsen.

Johann Christian Schuch wurde im Jahre 1752 in Dresden geboren. Sein Vater war königlicher Hofgärtner am polnisch-sächsischen Königshof. Der junge Schuch besuchte in seinem Geburtsort die Schule und studierte dann Malerei und Baukunst an der Dresdener Akademie. Nach Beendigung seines Studiums verschaffte ihm der Vater dank seiner guten Beziehungen zum Fürsten von Dessau die Möglichkeit einer Reise nach Holland. Diese Reise sollte entscheidend sein für das ganze spätere Leben Johann Christian Schuchs. Denn in Holland, damals der großen Schule insbesondere der Blumenzucht, faßte Schuch eine tiefe Neigung zur Botanik, besonders ihrem praktischen Teil, der Gartenbaukunst. Mit großem Fleiß nutzte er hier alle Möglichkeiten aus, sein Wissen auf diesem Gebiet zu bereichern. Bald aber genügt ihm nicht mehr, was er in Holland lernen kann, sein Wissensdrang treibt ihn weiter. Er reist zunächst nach England, dessen große Parkanlagen schon damals in aller Welt bekannt sind. Der Königliche Botanische Garten bei London gibt ihm wertvolle Anregungen. Er erweitert auch seine Kenntnisse in der Baukunst und lernt, wie hier Bauten und Kunstwerke geschmackvoll in die umgebende Landschaft eingeordnet werden.

Von England geht er nach Frankreich und studiert die Anlage des seinerzeit berühmten Trianon-Parks in Versailles. Dann führt ihn sein Weg über Stuttgart, Kassel und Berlin nach Wien. Hier findet sein besonderes Interesse der nach Versailler

Vorbild angelegte Park am Lustschloß in Schönbrunn. Der Aufenthalt in Wien bildete den Abschluß der Lehr- und Wanderjahre des jungen Schuch.

1775 kommt er als 23jähriger in die Hauptstadt Polens, nach Warschau und findet hier seine Wahlheimat. Er lernt bald den Gärtner Simon kennen und legt gemeinsam mit ihm zunächst noch als sein Gehilfe für die Fürstin Lubomirska den Landschaftsgarten Mon Coteau (heute Mokotow) an. Schon bei dieser ersten Arbeit zeigt sich sein großes Können. Im Jahre 1779 erhält er von dem Grafen Michael Mniszech den Auftrag, nach Dęblin zu kommen. Dort erbaut er alle Wirtschaftsgebäude in einem der Landschaft angepaßten Stil und legt einen großen Park nach englischen Vorbildern an. In Dęblin wird er auch dem König Stanislaus August vorgestellt, dem der Park so gut gefällt und auf den Schuch solchen Eindruck macht, daß er ihn trotz seiner Jugend als „Intendanten der Königlichen Gärten" nach Warschau beruft und ihm den Auftrag erteilt, den Park von Lazienki anzulegen. Schuch kommt 1781 nach Warschau zurück und beginnt mit der Ausführung des königlichen Auftrages.

In dem Lazienki-Park, dessen Schöpfer er wird, errichtet er gleichzeitig eine ganze Reihe von Gebäuden, die sich vom Lazienki-Palast bis zur Ujazdowski-Allee erstrecken, und zwar ein Theater und mehrere Treibhäuser für Orangen-, Ananas- und Feigenzucht.

Den Namen Lazienki (łaźnia — Badehaus) verdankt diese Stätte dem Umstand, daß hier vor langer Zeit ein Badehaus stand, das einst gemeinsam mit dem Ujazdowski-Palast den Herzögen von Masovien gehörte, bis es im Jahre 1526 in den Besitz der polnischen Krone überging. Im Jahre 1668 wurden Ujazdowski-Palast und Lazienki dem Fürsten Lubomirski durch den polnischen Sejm in Anerkennung seiner Verdienste um das Land als erbliches Eigentum übertragen. Dem Fürsten Lubomirski gefiel das einfache Badehaus nicht. Er ließ es niederreißen, und an seiner Stelle etwa im Jahre 1690 ein gemauertes Jagd- und Lustschlößchen erbauen. Im Jahre 1720 übernahm König August II., der Starke, den Ujazdowski-Palast mit allen dazu gehörigen Gebäuden, also auch dem Schlößchen in Lazienki, in Pacht. Sein Nachfolger, König August III., interessierte sich für das außerhalb der Stadt gelegene Lazienki-Schlößchen überhaupt nicht und ließ auch den umliegenden parkähnlichen Wald verfallen, der nur noch als Weide für das Vieh benutzt wurde. Dagegen behielt das Lazienki-Schlößchen selber eine gewisse Bedeutung als Treffpunkt der besten Warschauer Gesellschaft, die hier von Zeit zu Zeit ihre Festlichkeiten und Bälle veranstaltete.

Im Jahre 1764 erwarb Stanislaus Poniatowski, der spätere König Stanislaus August, den Ujazdowski-Palast und auch die Lazienki. Sofort nach seiner Thronbesteigung interessierte sich der König besonders für den Ausbau des Palastes und Parkes in Lazienki. Der Palast wurde in den Jahren 1788 bis 1793 völlig umgebaut und erhielt etwa die heute noch erhaltene Form. Der Ausbau des Parkes wurde bereits 1767 begonnen, allerdings zunächst nur insoweit, als die völlig verschlammten und übelriechenden Kanäle gereinigt und das teilweise versumpfte Gelände trockengelegt wurden. Ebenso wurden die halbverfaulten Erlen abgeholzt, die Teiche vertieft, neue Bäume und Sträucher gepflanzt.

Etwa in diesem Arbeitsabschnitt übernahm nun 1781 der vom König zum Hofgärtner berufene Johann Christian Schuch die Leitung der gärtnerischen Arbeiten und legte im Laufe der nächsten Jahre den berühmten Lazienki-Park an. Wenn nun auch die Anlage dieses Parkes sein Lebenswerk darstellt, so war doch damit seine Tätigkeit keineswegs erschöpft. Schuch entwarf den Bebauungsplan für den Warschauer Stadtteil zwischen der Ujazdowski-Allee und den Straßen Koszykowa, Polna und Bagatela, wo er sternförmige Plätze anlegte, die durch breite Straßen miteinander verbunden waren. Er legte ferner in Pęcice, Młociny und Pruszkow bei

Warschau Gärten an. Auch einen eigenen Garten richtete er sich ein, als er vom König für seine Verdienste ein Stück Land auf Wola erhielt.

Im Jahre 1811 wurde Schuch Mitglied der Warschauer „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften", der er bis zu seinem Tode angehörte. In einer von dieser Gesellschaft am 30. April 1811 veranstalteten öffentlichen Sitzung hielt er einen Vortrag über die Anfertigung von ungebrannten Lehmziegeln nach einem eigenen von ihm erfundenen Verfahren. Aus dem Vortrag, der in dem Jahrbuch der erwähnten Gesellschaft in vollem Wortlaut veröffentlicht wurde und erhalten ist, geht hervor, daß Schuch Lehm, Sand und Kiefer-, Fichten- bzw. Tannennadeln mischte und aus dieser Mischung einen Ziegel herstellte, der dauerhafter war und nicht so leicht allerlei Ungeziefer anzog, als Ziegel aus den sonst verwendeten Mischungen von Lehm, Sand und Stroh oder Häcksel. Schuch empfahl seinen Ziegel insbesondere zum Bau ländlicher Wirtschaftsgebäude, Stallungen usw. und gab gleichzeitig Maße und Zeichnung einer Form zur Herstellung von 20 solcher Ziegel in einem Arbeitsgang an. Wenn die von ihm empfohlene Herstellungsweise inzwischen auch in Vergessenheit geraten ist, so hat man offenbar doch seinerzeit solche Ziegel in größerem Umfang hergestellt, denn sie waren unter der Bezeichnung „Surowka Schuchowska" bekannt. Schuch muß zu den geachtetsten Bürgern Warschaus gezählt worden sein, denn noch heute trägt eine Straße in Mokotow seinen Namen.

Schuch hat auch in Warschau geheiratet. Einer seiner Söhne, Adolf Franz Schuch, geboren in Warschau im Jahre 1790, wurde später Stadtbaumeister in Warschau und hat dort eine Reihe bekannter und bedeutender Bauwerke errichtet.

Johann Christian Schuch starb in Warschau am 29. Juni 1814. Die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften widmete ihm einen langen Nachruf, der von W. S. Masewski verfaßt, in einer öffentlichen Sitzung am 15. Januar 1818 verlesen wurde. Dieser Nachruf zeugt davon, welcher Wertschätzung sich Schuch erfreute. Als Ergänzung seines hier gezeichneten Lebensbildes lassen wir ihn daher nachstehend im Auszug in Übersetzung folgen:

„Der Verstorbene war ein unzertrennlicher Freund der Wahrheit und jeder Schmeichelei abhold. Bei der Beschreibung seines Lebens von diesen Grundsätzen abzuweichen, hieße, die Asche des Toten beleidigen. Um besser aufzuzeigen, in welchem Maße sich der Verstorbene unsere und der Nachwelt Bewunderung verdient hat, wollen wir in einem kurzen Abriß sein Leben schildern: als eines Menschen, der in der Fremde geboren, sich Polen zum Vaterland erwählte und dabei alle Pflichten eines Beamten und Bürgers erfüllte wie auch als Mitglied der Warschauer Königlichen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften und der Landwirtschaftlichen Gesellschaft...

Auf seinen Reisen bildete sich Schuch durch die gründliche Untersuchung von Vorbildern auf Grund umfassender theoretischer Kenntnisse zum Baumeister schöner Gärten heran. Der so vervollkommnete junge Mensch konnte gewiß in Polen, das er sich zum neuen Vaterland erwählte, eine einträgliche Stellung erhoffen, besonders in jenen Zeiten des süßen Friedens. Aber ungeachtet so vieler erworbener Kenntnisse und Erfahrungen wollte der Bescheidene sich nach seinem Eintreffen in Polen erst mit dem nationalen Geschmack bekannt machen.

Schuch arbeitete zunächst lange Zeit zusammen mit unserem Landsmann Simon aus Wilanów, der einem gelehrten Publikum wegen seines seltenen Geschmackes und seiner theoretischen wie praktischen Kenntnisse in der Botanik und in der Anlage von Gärten bekannt war. Schuch bewies dabei seine seltenen Talente auf dem Gebiete der Gartenbaukunst.

In jenen ruhigen Zeiten der Regierung des Erlauchtesten Königs Stanislaus August blühten in Polen die schönen Künste ebenso wie alle Zweige der Wissenschaften. Der König hatte das Wohl des Landes und seiner Völker zum alleinigen Ziel und wollte sich nicht nur mit gebildeten Männern umgeben, sondern mit aller

Wissenschaften kundigen Künstlern. Bei dem in ganz Europa bekannten Geschmack des Königs, der es verstand, talentierte Menschen heranzuziehen, war die Stellung des Hofintendanten der Gärten am polnischen Hofe ebenso ehrenvoll und schwer zu erringen, wie an den ersten Höfen Europas.

Während seines Aufenthaltes in Dęblin lernte der Monarch das Werk unseres Schuch kennen und diese Empfehlung genügte, ihn am Königlichen Hof anzustellen. Schuch achtete, wie sein Vater, die Ehre, regierenden Herren zu dienen, höher als Vermögensvorteile. Denn obwohl er voraussehen konnte, daß hohe Stellen selten Vermögensvorteile bieten, nahm er im Jahre 1781 den ihm angebotenen Posten des Intendanten der Königlichen Gärten an. Völlig mit der Erfüllung der übernommenen Pflichten beschäftigt, nahm er Wohnung in der Hauptstadt, wurde ihr Bürger und Grundbesitzer und blieb hier bis zu seinem Tode. Er hatte viele Nachkommen. So nahm er an Glück und Unglück dieses Landes und seiner Hauptstadt teil und führte ein vorbildliches, seiner Berufung entsprechendes und immer tätiges Leben, das er am 29. Juni 1813 im Alter von 62 Jahren beschloß, betrauert von seiner Familie und seinen Freunden.

Außer dieser Beschreibung seines Lebens sollen die Verdienste Schuchs um dieses Land aufgezeigt werden, und zwar in seinem Handeln, als eines aus der Fremde nach Polen gekommenen vorbildlichen Bürgers, und als Mitglied der Warschauer Königlichen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften und der Landwirtschaftlichen Gesellschaft. Übersiedlungen einzelner Personen und sogar ganzer Familien aus einem Land in ein anderes pflegen notwendig und nützlich zu sein. Aber sie erfordern die Beachtung gewisser Grundsätze, wenn sie dem Zweck entsprechen sollen. Wer in irgend ein Land kommt, um sich dort ein neues Vaterland zu suchen, ist ein Abbild der menschlichen Gesellschaft, in der er geboren und erzogen wurde. Er macht seinen ehemaligen Landsleuten durch gutes oder schlechtes Verhalten Ehre oder Schande, den neuen Mitbürgern aber und dem erwählten Vaterland bringt er Nutzen oder Schaden. Es kommt insbesondere im jugendlichen Alter selten vor, daß die Übersiedlung aus einem Land in ein anderes die Folge eines wohldurchdachten Entschlusses ist. Öfter ist sie vom Zufall abhängig. In jedem Fall sollte der Übersiedelnde aber die erwähnte doppelte Verpflichtung bedenken und sich bemühen, vor den neuen Mitbürgern möglichst vorteilhaft zu erscheinen.

So hat unser Schuch sich während der ganzen Zeit seines Zusammenlebens mit uns erwiesen. Er brachte ein bedeutendes Maß an Wissen, guten Eigenschaften und Lehren, die er sich zu Haus und im Auslande erworben hatte, nach Polen mit. Er bemühte sich, durch ihre Anwendung nicht nur seinen Mitbürgern, sondern auch dem ganzen Lande nützlich zu sein. Mit einem Wort, er vergaß nie den allgemein anerkannten Grundsatz: „Wo mein Vaterland ist, dort ist es gut" (ubi patria, ibi bene), sogar auf seine Wahlheimat anzuwenden. Er bekannte sich nicht zum entgegengesetzten Grundsatz des Kosmopoliten: „Wo es mir gut geht, dort ist mein Vaterland" (ubi bene, ibi patria). Als Intendant der Königlichen Gärten hat er viel zur Verschönerung der Anlagen von Łazienki beigetragen. Auf dem Gelände an der Ujazdowski-Allee legte er einen Garten mit allen zu einer solchen Anlage gehörenden Gebäuden an, zum Schutz der nicht an das hiesige Klima gewöhnten Bäume, sowie aller Arten von Stauden und Pflanzen, wie auch zum Anbau ausländischer Früchte und anderer Gartenerzeugnisse in den verschiedenen Jahreszeiten. Ein prächtiger Bau, im Sommer als Theater benutzt, im Winter dagegen zur Aufbewahrung von Orangenbäumen und allen Arten ausländischer Bäume bestimmt, dahinter ein Feigenhaus, ferner eine, sich vom Łazienki-Palast bis zur Ujazdowski-Allee erstreckende Reihe von Gebäuden, die zur Unterbringung von tausenden, aus allen Teilen der Welt stammenden Bäumen und Stauden, blühenden wie Früchte tragenden, und von in Europa nicht minder seltenen Blumen bestimmt waren, das nach allen Regeln der

Kunst angelegte Tausende von Früchten bringende Ananashaus, die hochragenden Bäume und Stauden, das sind die lebendigen Denkmäler für das Können unseres Schuch.

Schuch hatte als eifriger, um das Wohl seiner Wahlheimat besorgter Bürger, auf Grund seiner Erfahrungen in Sachsen, wo er geboren wurde, und auch in den Ländern, die er besucht hatte, festgestellt, daß ein Morgen hiesigen Landes, ohne allzu große Aufwendungen, wenn nur die Kenntnis des Gartenbaues verbreitet wäre, bei der Bepflanzung mit Obstbäumen mehr Nutzen brächte, als sieben Morgen mit Getreide bestellten Landes. Vertraut mit den hiesigen Bodenarten, legte er im Jahre 1790 dem unvergeßlichen König Stanislaus August ein von ihm ausgearbeitetes Projekt über eine leichte und billige Einführung des Gartenbaues bei den Bauern im ganzen Lande vor. Hätten den Absichten des guten Königs nicht die Verhältnisse entgegen gestanden, so wären, besonders in vielen Erbdörfern, die Bauern, die bisher fast ohne Eigentum waren, wenigstens Besitzer einer Gartenfläche geworden. Auch wenn dieses Projekt nur teilweise durchgeführt worden wäre, so hätten die Bauern im größten Teil des Jahres an frischem und getrocknetem Obst eine sättigende Nahrung gehabt und sich Fehler abgewöhnt, die die Folgen von Mangel und Besitzlosigkeit sind. Die Verhältnisse des Landes und häusliche Umstände standen jedoch weiteren Untersuchungen Schuchs, die er mit Unterstützung des guten Königs anzustellen beabsichtigte, im Wege. Schon mitten während des denkwürdigen konstitutionellen Sejm begannen die unglücklichen Erschütterungen Europas, die leider auch Polen betrafen. Die Mittel des guten Königs waren zur Aufrechterhaltung des Einflusses in einer für die Nation guten Sache erschöpft worden und konnten so nützliche Absichten nicht mehr unterstützen. Wer sich um das Land am meisten verdient gemacht hatte, fand kaum in Belobigungen des Königs und ehrenvollen Titeln eine Belohnung. In dieser Lage befand sich auch unser Schuch. Der gerechte König wußte seine Verdienste zu schätzen und bot ihm mehrere Gnadenbeweise zur Wahl an, nämlich den Titel eines Hofrates, die Verleihung des Adels, oder den geringen Anteil eines erblichen Landbesitzes. Schuch dankte bescheiden für die beiden ersten Ehrungen und nahm nur den ihm angebotenen kleinen Teil Landes zur Errichtung einer Baumschule und eines botanischen Gartens an. Seitdem teilte Schuch seine doppelte Beschäftigung in die peinlichste Erfüllung der Pflichten eines Intendanten der Königlichen Gärten und der eines guten Wirtes und Besitzers.

Auch während der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1794, im ganzen Verlauf der denkwürdigen Belagerung der Hauptstadt Warschau und des annähernd achtmonatigen Kriegsgetümmels gelang es unserem Schuch, der an der Spitze vieler Arbeiter und Gärtnergehilfen sowohl in den königlichen, wie in seinen eigenen Gärten arbeitete, dank seiner besonderen Eigenschaften, die Pflichten eines dem Könige treuen Beamten und eines eifrigen Bürgers miteinander zu verbinden, denn es erforderte ein seltenes Maß von Umsicht, besonders während solcher Erschütterungen unter einer bedeutenden Anzahl von Menschen Ordnung zu halten. Der gute König und Herr wußte dies wohl zu schätzen, wie das aus den eigenhändigen Notizen des Königs auf den Rapporten Schuchs festzustellen ist.

Nicht lange danach verließ der gute König die Hauptstadt und seine geliebten Gärten. Wenig später wurden dem königlichen Hof und darauf auch unserem Schuch die mit seiner Stellung verbundenen Einkünfte entzogen. Schuch hätte mit seinen Fähigkeiten und seinem umfangreichen Wissen in einem ruhigeren Gebiet der Welt, die ihm überall offen stand, sich einen besseren Aufenthalt suchen können. Aber seine Anwesenheit in diesem Lande, das trotz des kurzen Krieges erhebliche Zerstörungen erlitten hatte, war notwendig.

Nachdem der Friede wieder eingekehrt war, wandten fast alle Gutsbesitzer sich der Verbesserung ihrer Wirtschaftsführung zu. Schuch konnte jetzt einige Jahre lang ein

viel freieres Dasein führen als früher am Hofe. Man riß sich fast um ihn zur Anlage von Gärten und zur Ausarbeitung von Plänen für ländliche Wirtschaftsgebäude. Die Gärten und Bauten in der Umgegend von Warschau wie auch in entfernteren Kreisen aus diesem Zeitabschnitt bis zum Ausbruch des neuen Krieges gegen Ende des Jahres 1806 sind die bis heute bestehenden Denkmäler seines Ruhmes und seiner Fähigkeiten im Gartenbau und der Baukunst.

Im Jahre 1811 wurde Schuch zum Bürgervorsitzenden der VI. Gemeinde in Warschau gewählt. Mit Stolz stand er seinen Mitbürgern vor und führte gewissenhaft die Anordnungen der Regierung aus. Als aktives Mitglied der Warschauer Königlichen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften und der Landwirtschaftlichen Gesellschaft war er die ganze Zeit über um den Ruhm beider Gesellschaften und das öffentliche Wohl des Landes bedacht. Viele seiner Manuskripte über Landesökonomie sind verlorengegangen oder befinden sich an einem seiner eigenen Familie nicht bekannten Ort.

Es ist hier nicht der Platz, alle hervorragenden Werke des Verstorbenen besonders anzuführen. Seine Höflichkeit im Verkehr mit anderen, seine Beständigkeit in der Freundschaft, seine Freigebigkeit bis zur Verschwendung gegenüber Unglücklichen, seine Gastlichkeit, sein Mitgefühl für menschliches Elend, seine Offenheit, die vorbildliche Erziehung seiner Kinder und seine Zuneigung zu ihnen, alle gesellschaftlichen Tugenden, stellen ein Musterbild dar, an dem sowohl unsere Landsleute, wie auch alle aus der Fremde hierher Gekommenen zahlreiche Beispiele zur Nachahmung finden.

Indem seinen beispielhaften Spuren die eingeborenen wie die angenommenen Söhne unseres Vaterlandes folgen, tragen sie durch gute Sitten, Anhänglichkeit und Hingabe für den Monarchen und das Vaterland mit zur glanzvollen Wiederherstellung dieses Königreiches bei."

Diesem Zeugnis eines Polen braucht der deutsche Geschichtsforscher nichts mehr hinzuzufügen.

Deutsche Architekten in Warschau

Schröger, Zug, Kammsetzer

Von Regierungs- und Baurat Julius Kohte, Berlin-Charlottenburg

Polen empfing die bildende Kunst zum größten Teile von den benachbarten Ländern des Deutschen Reiches. Warschau, die Hauptstadt des Landes Masowien, als deutsch-rechtliche Siedlung im 14. Jahrhundert angelegt, hatte schon im Mittelalter ansehnliche Bedeutung, von der die Bauwerke, das herzogliche Schloß, die Befestigung, die Pfarrkirche, Kunde ablegen. Die Herzöge von Masowien starben aus. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts verlegten die Könige von Polen ihre Residenz von Krakau nach dem in der Mitte des Reiches gelegenen Warschau, welches nunmehr erhöhte künstlerische Bedeutung erlangte. Namen und Nachrichten von Künstlern, aus dem Mittelalter nur in spärlichen Nachrichten bekannt, sind aus den neueren Jahrhunderten in reichlicher Fülle überliefert, so daß wir ein Bild von der Tätigkeit und dem Lebenswerke der Künstler gewinnen.

Die große Zeit der Baugeschichte der Stadt Warschau hebt an im Ausgange des 17. Jahrhunderts unter der Regierung des Königs Johann Sobieski. Damals entstanden Schloß Willanow als Besitz des Königs und in Warschau mehrere tüchtige Gebäude, kirchliche und weltliche, aus der Blüte des Barockstiles. Leitende Architekten waren die in Polen heimisch gewordenen Italiener Joseph Bellotto und Augustin Locci; neben ihnen arbeiteten zwei Deutsche, Tillmann und Schlüter. Tillmann, von reichsdeutscher Abkunft, gebürtig aus Gameren in Holland, erlangte 1685 das polnische Indigenat, betätigte sich in Warschau bei der Ausführung des Palastes Krasinski und leitete den Bau der schönen Kuppelkirche im Vorort Czerniakow und vermutlich auch des Schlößchens Lazienki. Er starb in Warschau 1706. Andreas Schlüter war von Danzig nach Warschau gekommen und von 1689—93 gleichfalls am Palast Krasinski beschäftigt. Er schuf das große steinerne Hochrelief des Giebels der Vorderseite des Palastes, das eine Szene aus der Geschichte des alten Roms darstellt, sowie das nicht mehr bestehende Wappen darunter. Schlüter machte sich durch diese Arbeit so bekannt, daß er als Hofbildhauer nach Berlin berufen wurde.

Unter den beiden Königen aus sächsischem Hause, August II. und III., kam ein reger Zuzug deutscher Architekten und Werkleute nach Warschau. Matthäus Daniel Pöppelmann, der Architekt Augusts des Starken, bekannt als der Schöpfer des Dresdener Zwingers, hat sich in Polen nicht betätigt. Seinem großzügigen Entwurfe betreffend den Umbau des Warschauer Stadtschlosses wurde keine Folge gegeben. Die Leitung der Bauten, welche die sächsischen Herrscher in Warschau errichteten, hatte zunächst Johann Christoph Naumann, zum Landbaumeister 1704, zum Baudirektor 1711 ernannt, geadelt 1733. Unter ihm geschah die schon von König Johann Sobieski vorbereitete Erweiterung des Schlosses Willanow, durch welche dieses Bau-

werk seine eindrucksvolle Größe erhielt, wurden das schlichte Gebäude des Sächsischen Schlosses in Warschau und im Garten desselben der Saalbau errichtet, letzterer ein künstlerisch achtbares Werk, das den im Garten gefeierten Festen zu dienen bestimmt war. Der Saal wurde, als er seine Bedeutung verloren hatte, abgebrochen, das Schloß durch einen Neubau ersetzt. Nach Naumanns Tode 1742 trat an seine Stelle als Baudirektor Karl Friedrich Pöppelmann, der Sohn. Er schuf die Wasserseite des Warschauer Stadtschlosses mit Benutzung von Entwürfen, die Gaetano Chiaveri und vermutlich Johann Christoph Knöffel in Dresden bearbeitet hatten. Nachdem Pöppelmann in Warschau 1750 gestorben, folgten ihm im Amte Johann Daniel Jauch, der schon 1754 starb, und Johann Friedrich Knöbel, der, als die sächsische Herrschaft in Polen ein Ende nahm, 1765 nach Dresden zurückkehrte. Das Werk dieser beiden ist der Palast Brühl neben dem Sächsischen Garten in Warschau. Knöffel, als Günstling des Ministers Brühl, mag an dem Bau beratend mitgewirkt haben.

Von deutschen Künstlern, die bei der Ausführung der Bauten der sächsischen Zeit beschäftigt waren, seien genannt die Bildhauer Joseph Deibel und Johann Georg Plersch, die Maler Johann Samuel Mock und Thaddäus Kunze.

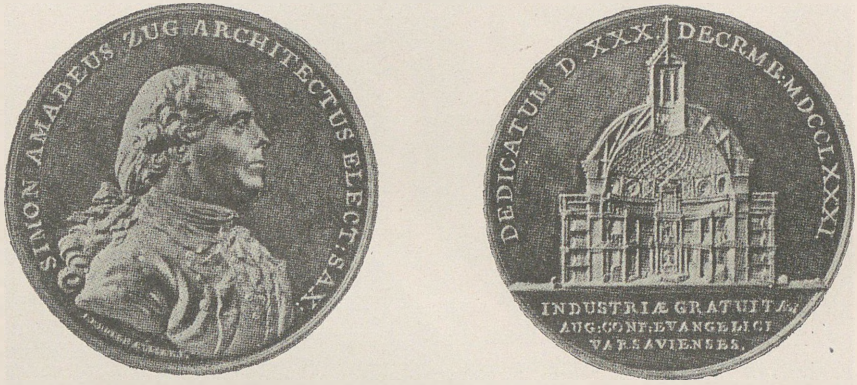
Das Barock wich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einer strengeren, an den Bauwerken des klassischen Altertums geschulten Kunstweise. Die üppige Bewegtheit, welche Schlüters Innendekorationen des Berliner Schlosses und Pöppelmanns Dresdener Zwinger zu eigenartigen Werken erhebt, blieb der Warschauer Baukunst fremd. Das bedeutendste Werk derselben, Schloß Willanow, bewahrt eine sehr maßvolle Haltung. Der Übergang vollzog sich in Warschau, ohne einen Gegensatz auszusprechen. Ein solcher war in Berlin und Potsdam vorhanden, wo Friedrich der Große hartnäckig an der letzten Phase des Barocks, dem Rokoko, festhielt, so daß der Übergang zum entschiedenen Klassizismus sich erst unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. vollzog. Der letzte König von Polen, Stanislaus August Poniatowski, der im Herbst 1764 den Thron bestieg, war ein Förderer der neuen Kunstweise, welche unter seiner Herrschaft sich zu schöner Blüte in Warschau entfaltete und mehr noch als das Barock das künstlerische Stadtbild bestimmte. Drei bedeutende deutsche Architekten vollbrachten unter Stanislaus August ein reiches Lebenswerk in Warschau: Schröger, Zug und Kammsetzer. Die beiden ersten hatten sich noch in sächsischer Zeit dorthin gewandt, der dritte wurde vom Könige berufen.

Ephraim Schröger (der Namen im polnischen Schrifttum zu Schreger entstellt) wurde in Thorn am 18. Februar 1727 geboren, kam 1743 zu seiner Ausbildung nach Warschau, die er bei dem Architekten Kapitän Johann Siegmund Deibel erhielt. In Thorn wurde 1754—56 die Lutherische Kirche am Altstädtischen Markte errichtet. Der Bau war als Folge des berüchtigten Thorner Blutbades von 1724 nach langwierigen Verhandlungen zustande gekommen. Wer den Plan der dreischiffigen Hallenkirche angegeben hat, ist nicht bekannt. Auf den jungen Schröger in Warschau geht die Gestaltung des Äußeren zurück, wie sein noch erhaltener Entwurf zur Ostfront bezeugt. Er überwachte jedenfalls auch den inneren Ausbau der Kirche. Er leitete die Herstellung des 1772 durch Brand zerstörten Domes in Posen (ohne die beiden nüchternen jüngeren Westtürme). Nach seinen Entwürfen entstanden die Krönungen der westlichen Turmpaare des Domes in Gnesen 1779 und der Kollegiatkirche in Lowitsch 1782. Sein bestgelungenes Werk dürfte die 1780 errichtete Pfarrkirche in Skierniewice sein, ein runder Kuppelbau von 17,70 Meter innerem Durchmesser; im Osten eine geschlossene Vorhalle, deren Front ein flacher Giebel deckt; im Westen der halbrunde Chor mit dem Hochaltar und weiterhin ein niedriger Turm mit leichter Krönung. In der nördlichen der sechs Nischen des Inneren das Denkmal des Stifters, des Erzbischofs Anton Kasimir Ostrowski, dieses von Schröger entworfen, ausgeführt von Jakob Monaldi. In Warschau baute Schröger 1773 das Haus des um

die evangelische Gemeinde verdienten Bankherrn Tepper, Miodowa (Met-Str.) 3, und 1782 die Westfront der Kirche zur Himmelfahrt Mariä, der unbeschuhten Karmeliter, ein Werk, welches das Bild der Krakauer Vorstadt wirksam beherrscht, zwei Ordnungen freistehender Säulen über einander, die untere die drei Schiffe, die obere das höher aufragende Mittelschiff bekleidend, auf den Ecken der Seitenschiffe zwei eigenwillige Gehäuse für die Glocken. Nach Schrögers Entwurf wurde als sein letztes Werk der Palast des Primas, des Erzbischofs von Gnesen, in Warschau Senatorska 15, 1784 erneuert. Schröger wurde 1775 zum Hofbaumeister ernannt und geadelt. In seiner künstlerischen Formensprache entwickelt er sich aus dem Barock, dieses vereinfachend. Seine Bauten haben großen Maßstab und eine ernste Wucht, von der gefälligen Schönheit, welche sonst die Werke des Stiles Stanislaus August auszeichnet, ist an ihnen wenig zu bemerken. Sie sind von ausgesprochener Eigenart, mit denen anderer Architekten jener Zeit schwer zu vergleichen. Schröger gehörte wie die aus Sachsen berufenen Bauleute zur lutherischen Gemeinde in Warschau. Er starb dort am 16. August 1783. Über seine und ebenso über Zugs und Kammsetzers persönliche Verhältnisse sind wir nicht unterrichtet.

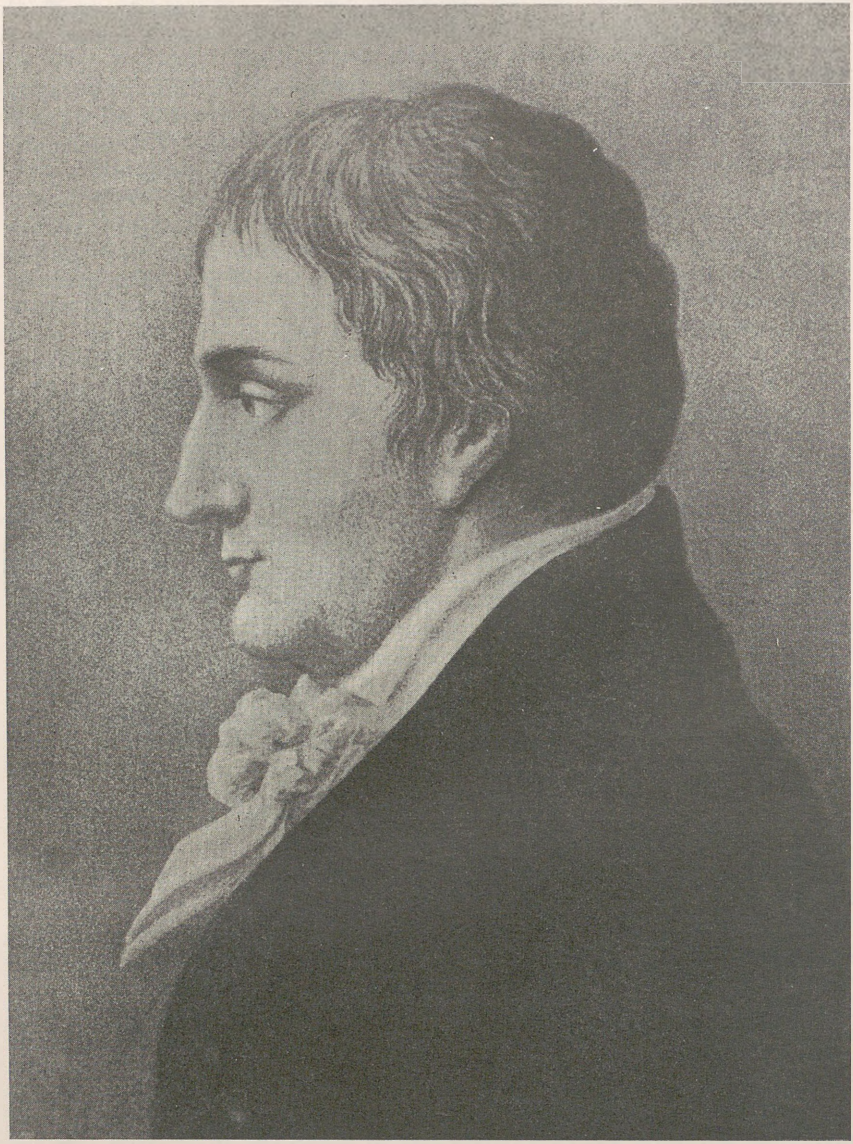
Simon Gottlieb Zug (er selbst schrieb sich Zugk) wurde als Sohn eines Beamten am 20. November 1733 in dem damals zu Sachsen gehörigen Merseburg geboren. Er bildete sich in Dresden und Berlin, wurde am 21. März 1753 als Kondukteur beim Oberbauamt in Dresden bestallt und vereidigt und zunächst mit baulichen Angelegenheiten der Hoftheater in Dresden und Warschau beschäftigt. Nach Warschau übersiedelte er zu Beginn des Siebenjährigen Krieges, wo während desselben König August III. Aufenthalt nahm. 1760 wurde er als Theaterbaumeister angestellt. Zu seinen Obliegenheiten gehörte die Verwaltung des Privatbesitzes des Kursächsischen Hauses in Warschau, namentlich des Sächsischen Schlosses. Er blieb in Warschau, als die sächsische Herrschaft ein Ende nahm, und schuf den Festschmuck der Stadt beim Einzuge des Königs Stanislaus August am 26. November 1764. Der polnische Adel wurde ihm 1768 verliehen. Auf sein Gesuch gewährte ihm Kurfürst Friedrich August III. Dresden den 19. Oktober 1771 Urlaub zu einer zweijährigen Studienreise nach Italien unter Belassung seines Gehalts und Gewährung eines Reisezuschusses. Zug mag die Reise, über welche nichts Näheres bekannt geworden ist, in kürzerer Frist ausgeführt haben; denn durch Entschließung des Kurfürsten Dresden den 4. Juli 1772 wurde er, damals in Dresden verpflichtet, zum Hofbaumeister mit dem Amtssitze in Warschau ernannt. Als der kursächsische Besitz 1797 auf den preußischen Staat überging, wurde Zug in dessen Dienste übernommen. Er starb in Warschau am 11. August 1807 und wurde auf dem evangelischen Friedhof bestattet, sein Grabmal vor dem Weltkriege erneuert, befremdlicherweise mit polnischer Inschrift.

Sein Amt und seine Verdienste gaben Zug eine angesehene Stellung in Warschau. Die Werke aber, welche seinen Namen mit gutem Klange überliefern, entstanden im Auftrage der evangelisch-lutherischen Gemeinde, einiger wohlhabender Mitglieder derselben und des hohen Adels. Nachdem das evangelische Bekenntnis in Polen 1768 freigegeben worden war, erwarb die Gemeinde 1775 ein Grundstück zum Kirchbau. Zug verfaßte den Entwurf, und, nachdem dieser die Genehmigung des Königs erhalten hatte, wurde im Frühjahr 1777 mit der Ausführung begonnen, 1778 der Grundstein an der Stelle des Altares gelegt, 1779 das Kreuz auf der Laterne der Kuppel aufgesetzt. Am 30. Dezember 1781 fand die feierliche Einweihung statt, und in einer in der Vorhalle 1788 angebrachten Inschrift gab die Gemeinde ihrer Freude über die glückliche Vollendung des Bauwerks Ausdruck. Dieses ist ein großzügiger Rundbau von 28,50 m innerem Durchmesser, umzogen von einer doppelten Empore, überdeckt von einer hölzernen Kuppel, ein schöner übersichtlicher Raum, eines der bedeutendsten Werke des protestantischen Kirchenbaues. Altar, Kanzel und Orgel sind dem Eingange gegenüber, den Raum beherrschend, über einander aufge-



Gedenkmünze zu Ehren Simon Gottlieb Zugs, des Erbauers der evangelischen Kirche in Warschau

Deutsche Heeresbücherei Auslagestelle Berlin



Johann Chr. Schuch (1752—1813)
Der Schöpfer des Lazienki-Parks in Warschau

stellt. Die ausführenden Meister und Handwerker waren Deutsche, der Maurermeister Andreas Zschernig, der Zimmermeister Johann Gottlieb Pittig aus Döbeln in Sachsen, der den Dachstuhl der Kuppel aufstellte, der Kupferschmied Christian Adolph, der Gürtlermeister Friedrich Gippert, der Stukkator Graff und der Glockengießer Johann Finck. Die Gemeinde und ihre Geistlichen waren damals durchaus deutsch. Zug leitete den Bau ohne Entgelt. Die dankbare Gemeinde entschädigte ihn mit einem hohen Geldbetrage und ließ, ihn zu ehren, durch Johann Philipp Holzhäuser, Leiter der Münze in Warschau, eine Denkmünze modellieren und prägen, welche auf der vorderen Seite Zugs vorzüglich gelungenes Brustbild zeigt, auf der hinteren den Schnitt der Kirche mit dem Weihedatum. Eine goldene Ausführung der Münze, von 67 mm Durchmesser, befindet sich im Archive der Kirche, eine silberne in einigen Sammlungen, insbesondere im Münzkabinett der Staatlichen Museen in Berlin. Die Kirche lag ehemals von der König-Straße (Królewska) her wenig sichtbar, doch ist ihre Lage im 19. Jahrhundert verbessert worden, so daß ihre Bedeutung im Stadtbilde zum Ausdruck kommt.

Unter Zugs Leitung entstanden in Warschau mehrere Wohnhäuser, das stattliche Haus Dückert, an einem Vorhofe gelegen, und vermutlich auch das mit ihm zusammenhängende Nachbarhaus Długa 40 und 38 (Lange Str.), das Haus Rößler 1784 Krakauer Vorstadt 79, das Haus Makachowski 1788 Senatorska 8, die Preußische Gesandschaft Bielanska 5. Zug selbst besaß ein Wohnhaus in der König-Straße nahe der Evangelischen Kirche. Es ist durch einen Neubau ersetzt worden. In C. C. L. Hirschfelds Theorie der Gartenkunst Leipzig 1779—85 beschrieb Zug die Gärten in und bei Warschau, sehr ausführlich den von ihm angelegten, nicht mehr bestehenden Poniatowskischen Garten. Nachdem Schloß Nieborow bei Lowitsch auf den Fürsten Michael Radziwill übergegangen war, leitete Zug die Umänderung und Einrichtung desselben. Er war Berater der Fürstin Helene Radziwill, geborene Gräfin Przeździecka bei der Anlage ihres reizvollen Parkes Arkadia. Er verfaßte den Entwurf zu dem tempelartigen Heiligtum, das, nach den Wünschen der Fürstin gestaltet, den Mittelpunkt des Parkes bildet, und war gewiß auch an den übrigen Baulichkeiten desselben, künstlichen Ruinen, beteiligt. Leider sind Gebäude und Park, ehemals sehr bewundert, doch in jüngster Zeit der Pflege entbehrend, in arge Vernachlässigung geraten.

Zugs Werke sind von verschiedener Haltung. Die Evangelische Kirche in Warschau zeigt eine Architektur kräftigen Maßstabes, von sicherer klarer Durchbildung. Dagegen ist das Heiligtum in Arkadia in sehr kleinem Maßstabe errichtet, der das einzelne reizvoll macht. Mehrere Zeichnungen Zugs sind noch erhalten, sorgfältig in der Aufmachung, bezeichnet mit den Buchstaben seines Namens SGZ.

König Stanislaus August berief 1765 als seinen Hofmaler und künstlerischen Berater den Maler Marcellus Bacciarelli, welcher, aus Rom gebürtig, sich unter König August III. in Dresden niedergelassen hatte. Zum Leiter seines Bauwesens bestellte er den Architekten Jakob Fontana, der aus einer in Warschau seit dem 17. Jahrhundert ansässig gewordenen Familie stammte. Als das königliche Schloß in Warschau 1767 abbrannte und eine Erneuerung desselben als bedeutende Aufgabe vorzubereiten war, berief der König im folgenden Jahre den Architekten Domínikus Merlini, aus Brescia gebürtig, als Mitarbeiter des Fontana und nach dessen Tode 1773 als seinen Nachfolger; ihm stellte er den aus Dresden berufenen jungen Kammsetzer als Mitarbeiter zur Seite. Beide Männer, Merlini und Kammsetzer, haben zwei Jahrzehnte hindurch in Eintracht und mit schönem Erfolge an den ihnen gestellten Aufgaben gearbeitet.

Johann Christian Kammsetzer (im polnischen Schrifttum abgeändert Kamsetzer) wurde als Sohn eines Bäckermeisters in Dresden 1753 geboren. Er bildete sich an der Kunstakademie daselbst unter Krubsacius, welcher als einer der ersten die strengere Kunstweise lehrte und die Studienzeichnungen Kammsetzers, namentlich seinen

Entwurf zu einem großen Ziergarten auf der akademischen Ausstellung im Spätsommer 1771 lobend anerkannte. Dies wurde der Anlaß, daß Kammsetzer nach Warschau berufen wurde, wo König Stanislaus August ihm seine besondere Gunst schenkte. Als im November 1776 eine polnische Gesandtschaft zum Sultan nach Konstantinopel entboten wurde, wurde Kammsetzer ihr als Zeichner beigegeben. Er reiste allein weiter nach Athen und durch die griechischen Inseln bis zur Westküste Kleinasiens; im Dezember 1777 war er wieder daheim. Drei Jahre später durfte er eine noch größere Studienreise ausführen. Im Frühjahr 1780 reiste er über Wien nach Italien, blieb in Rom neun Monate, begab sich nach Neapel und Sizilien, zurück über Florenz und Mailand nach Paris und London und kehrte über Dresden und Berlin im Januar 1783 nach Warschau zurück. Eine dritte Reise 1786—87 führte ihn nochmals nach Italien, über diese, die jedenfalls von kürzerer Dauer war, sind wir nicht näher unterrichtet. Daß die damaligen Künstler Italien besuchten, geschah häufig, daß sie ihre Reisen bis nach Sizilien und Griechenland ausdehnten, geschah nur selten und erst späterhin. Für Kammsetzers Entwicklung zur klassizistischen Auffassung waren die Reisen von außerordentlicher Bedeutung.

Die Erneuerung der Festräume des Warschauer Stadtschlosses wurde begonnen mit dem großen Festsaal im Mittelrisalit der 1746 hergestellten Weichselfront. Über dem Eingange steht die Jahreszahl 1781. Vermutlich bezieht sie sich auf die Entschließung des Königs, die Ausführung mag 1783 erfolgt sein, nachdem Kammsetzer von seiner zweiten Reise heimgekehrt war. Südwärts schließt sich der Rittersaal an, mit der Jahreszahl 1786. Auch diese wird als eine Entschließung des Königs zu verstehen, die Ausführung nach Kammsetzers Heimkehr von der dritten Reise 1787 geschehen sein. Die Dekoration der folgenden Räume zeigt die Neigung zu einem geläuterten Klassizismus noch klarer ausgesprochen, besonders der Thronsaal und das reizende Audienzgemach. Der Um- und Ausbau des Schlosses Lazienki, das der König als Eigenbesitz erworben hatte, vollzog sich in denselben Jahren. 1784 wurde die Vorder-, 1788 die Rückseite, 1793 der Tanzsaal hergestellt. Auch an den adeligen und öffentlichen Bauten, welche unter dem Namen Merlinis gehen, wie den Schlössern Królikarnia und Jabłonna sowie dem Ausbau des Palastes Krasiński, dürfte Kammsetzer beteiligt gewesen sein. Der Überlieferung nach bestimmte Merlini als oberster Leitender die gesamte, namentlich die äußere Erscheinung der Bauwerke; die Ausführung und insbesondere der innere Ausbau waren Sache Kammsetzers. Die Architektur des Fest- und des Rittersaales im Stadtschlosse hatte den Rahmen für die Decken- und Wandgemälde des Bacciarelli abzugeben, und da diese noch nach barocker Art ziemlich schwer im Tone gehalten sind, ergaben sich auch für die Dekoration saftige und volle Formen und Farben. Im Audienzgemach des Stadtschlosses und im Salomo-Saale des Schlosses Lazienki werden die Gemälde von schlanken farbigem Rankenwerk auf Goldgrund umschlossen. Der Theatersaal im Park von Lazienki ist mit wenigen Farben, Weiß, Gelb, Blau, vorzüglich gestimmt. Die im reifen Klassizismus beliebten weißen Wandflächen mit gemaltem farbigem Zierat hat Kammsetzer nur in wenigen Fällen verwendet, in einem Gemache des Weißen Hauses und im Tanzsaale von Lazienki, seinem letzten Werke. Die letztgenannten Räume haben keine Gemälde von bestimmter Bedeutung. Selbständig baute Kammsetzer 1792 den Palast Tyszkiewicz (jetzt Potocki) in Warschau Krakauer Vorstadt 32, mit zwei maßvoll gegliederten Fronten die Ecke am Platze vor der Joseph-Kirche einnehmend.

Von den Handzeichnungen Kammsetzers hat sich ein großer Teil aus dem Besitze des Königs Stanislaus August in andere polnische Sammlungen hinübergerettet. Die Zeichnungen seiner beiden ersten Studienreisen scheinen noch nahezu vollständig erhalten zu sein, Ereignisse der Gesandtschaft, Gruppen aus dem Volke, landschaftliche Schaubilder der Baudenkmäler, diese gut beobachtet und treu wiedergegeben, Studienblätter nach zeitgenössischen Dekorationen fehlen nicht, die Zeichnungen sind am

Orte vorbereitet und daheim in Muße ausgeführt. Entwürfe zu landschaftlichen Ruinen, etwas schwer einfarbig mit dem Pinsel angelegt, waren auf der Ausstellung polnischer Malerei in Warschau 1918 zu sehen. Auch die geometrischen Entwürfe zum Schloß Lazienki sind noch vorhanden, sorgfältig ausgeführt, Ansichten und Schnitte mit Schatten angelegt.

Kammsetzers Verdienste anerkennend, erhob der König ihn 1790 in den Adelsstand. Mit seinen älteren Kunstgenossen Zug und Bacciarelli verbanden ihn freundschaftliche Beziehungen. Seine älteren Arbeiten zeigen eine Entwicklung aus dem Barock ähnlich denen der Gontard und Langhans in Berlin, die späteren erheben sich zu strengeren geläuterten Formen, ohne jedoch den an Raffael anknüpfenden ausgereiften Klassizismus, wie ihn v. Erdmannsdorf im Schlosse Wörlitz bei Dessau vertrat, zu erreichen. In gemeinsamem Schaffen mit dem älteren Merlini überschattete dessen Namen lange Zeit die Arbeiten Kammsetzers. Diese und namentlich die Innendekorationen bekunden jedoch ein so bedeutendes Können, daß Kammsetzer neben den großen deutschen Baukünstlern vom Ausgange des 18. Jahrhunderts in Ehren genannt zu werden verdient.

Bei der Herstellung des Schlosses und des Parkes Lazienki betätigten sich der Bildhauer Franz Pinck, der Maler Johann Gottlieb Plersch, der Intendant der Gärten Johann Christian Schuch.

Ein mißgünstiges Geschick nahm den König Stanislaus August und seine beiden Architekten sehr bald hinweg. Kammsetzer, noch in den besten Jahren stehend, starb am 25. November 1795, Merlini, durch Alter und Krankheit gebrochen, 1797, der König, der sich nach der Teilung Polens nach Grodno und dann nach Petersburg zurückgezogen hatte, 1798.

Unter der preußischen Herrschaft 1795 wurde Warschau Hauptstadt eines Kammerbezirks. Man versuchte, die beiden Provinzen Süd- und Neuostpreußen auf den Stand der alten preußischen Länder zu heben; sie wurden an die Bauverwaltung derselben angeschlossen. Die Geheimen Oberbauräte Gilly und Eytelwein, die als Mitglieder des Oberbaudepartements in Berlin das Bauwesen der neuen polnischen Provinzen leitend bestimmten, können hier außer Betracht bleiben, da sie das Land nur auf dienstlichen Reisen besuchten. Die den Kammern zugeteilten Bauräte haben aber während der ganzen Zeit der preußischen Herrschaft in ihren Amtsstellen gewaltet, Heermann in Posen, Böthke in Plozk, 1797 an die Kammer in Warschau versetzt, nach ihm Engelhardt in Plozk, Wißmar in Kalisch. Von den örtlichen Bauinspektoren seien die viel beschäftigten Wernicke in Posen und Adler in Plozk genannt. Die Städte Posen und Plozk wurden erweitert, das von einem Brande zerstörte Kalisch neu aufgebaut; in Warschau waren die zahlreichen öffentlichen Gebäude in gutem Stand zu halten. Die deutschsprachigen Baubeamten Zug, wie schon bemerkt, und Schütz in Warschau wurden in ihren Ämtern belassen. Das Gebiet der beiden Provinzen und die Lagepläne aller größeren Städte wurden vermessen. Für die Stadt Warschau waren seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gute Vorarbeiten geleistet worden. Die Vermessung wurde jetzt genauer unternommen, auch die Bauart und Feuersicherheit der Gebäude dargestellt. Das Ergebnis liegt vor in einer tüchtigen Reinzeichnung im Maßstabe 1 : 7000, welche der damalige Ingenieur-Leutnant Gustav v. Rauch fertigte, der spätere langjährige Chef des preußischen Ingenieurkorps, gestorben als Kriegsminister.

Nach den napoleonischen Kriegen wurde das 1815 gebildete Königreich Polen mit der Hauptstadt Warschau an Rußland angeschlossen, behielt aber bis 1830 selbständige innere Verwaltung. Die klassizistische Bauweise, unter Stanislaus August glänzend gepflegt, unter der preußischen Herrschaft beibehalten, erhob sich nochmals zu beachtlichen Leistungen. Der an griechische Vorbilder sich lehnende Klassizismus, wie ihn Schinkel in Berlin, Klenze in München pflegten, fand in Warschau

keinen Boden. Zum Leiter des staatlichen Bauwesens in Warschau wurde der Italiener Anton Corazzi 1820 bestellt, der einer nach den antik-römischen Denkmälern gebildeten Kunstweise anhing, ähnlich des Cagnola in Mailand. Neben ihm und in gleicher Auffassung wirkte Peter Aigner, welcher, dem Namen nach zu schließen, aus einer österreichischen, nach Polen übergesiedelten Familie stammte. Von König Stanislaus August unterstützt, hatte er sich in Rom gebildet; nach der Heimkehr war sein erstes Werk in Warschau die Front der Bernhardiner-Kirche von 1788, eine freudlose Ordnung großen Maßstabs. Aigner blieb in Warschau und betätigte sich mit Erfolg in der Zeit des Königreichs Polen, wurde 1817 zum Professor der Architektur an der Universität ernannt und errichtete mehrere beachtenswerte Bauwerke in der Stadt, den Glockenturm und das Gewerbe-Museum bei der Bernhardiner-Kirche, den Palast des Statthalters, die Münze, das Astronomische Observatorium, die Andreas- und die Alexander-Kirche. Die letztere, vielleicht Aigners gelungenstes Werk, ein Rundbau mit Kuppel von 15 Meter Spannweite, die sich nach außen mit flacher Schale zeigte, wurde einige Jahrzehnte später erweitert und aufwändig umgestaltet; die maßvolle ältere Gestalt ist in Schmidtners Darstellung überliefert. Ein reiches Schaffen war Aigner vergönnt, aber seine Werke lassen jene Wärme vermissen, welche uns die Schöpfungen der Schröger, Zug und Kammsetzer vertraut macht. Aigner verfaßte auch einige bautechnische Schriften in polnischer Sprache; er war Ehrenmitglied der Akademie von San Luca in Rom. Im Ruhestande zog er sich nach Italien zurück und starb hochbetagt 1841 in Florenz.

Der Maler Siegmund Vogel zeichnete Bilder des Warschau vom Ende des 18. und Anfange des 19. Jahrhunderts, welche die um einiges älteren Gemälde des Bernardo Bellotto (Canaletto) in erwünschter Weise ergänzen. Der baierische Architekt Leonhard Schmidtner nahm die neuklassischen Bauwerke, welche in Warschau um die Wende des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts entstanden, in recht guten Zeichnungen auf und veröffentlichte sie. Die beiden deutschen Bildhauer Konstantin Hegel und Ludwig Kaufmann, letzterer ein Verwandter der Malerin Angelika Kaufmann in Rom, betätigten sich mit dem Bildschmuck jener Bauwerke.

Im Jahre 1822 kam der Italiener Heinrich (Henryk) Marconi nach Warschau und fand hier ein so reiches Arbeitsfeld, daß er hier bis zu seinem Tode 1863 verblieb. Da Corazzi in seine Heimat zurückkehrte, wurde Marconi der Führer der Warschauer Baukunst um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Er wählte die großen Werke Italiens aus dem 16. Jahrhundert als Vorbilder für sein Schaffen und erlangte in seiner Art eine ähnliche, wenngleich geringere Bedeutung, wie Semper in Dresden und Wien. Mit ihm erlischt die gute Architektur in Warschau, belangreiche bauliche Aufgaben wurden fortan nicht mehr gestellt. Für deutsche Baukünstler war die Zeit der Betätigung vorüber, und im 19. Jahrhundert nahm endlich auch das Polentum am baulichen Schaffen selbst Anteil.

Der Deutsche erkennt mit freudigem Stolze, daß eine fortlaufende Reihe von Architekten und Werkleuten deutschen Volkstums an der Gestaltung des Stadtbildes von Warschau bestimmend mitgewirkt, daß mehrere derselben dort ihr ganzes Lebenswerk vollbracht haben. Die Fäden, die sie von der alten zur neuen Heimat knüpften, zeigen, wie nahe Deutschland und Polen in alter Zeit mit einander verbunden waren.

Vom deutschen Sattlergesellen zum „polnischen" Baron

Thomas Michael Dangel (1742—1808)

Von Kurt Lück, Posen

Thomas Michael Dangel, 1742 im pommerschen Pasewalk geboren, hatte, ehe er 1768 nach Polen kam, schon halb Deutschland, Frankreich und sogar England durchwandert, um bei berühmten Sattlern und Wagenbauern gründlich und vielseitig zu lernen. Daß man im „gelobten Lande der Legende" nachher auch über Dangels Einwanderung ein Märchen erfunden hat, darf niemand wundern. Der letzte König des polnisch-litauischen Doppelreiches, Stanislaus August, soll dem mit einem Rucksack auf dem Rücken einwandernden Sattlergesellen auf einer von Preußen nach Warschau führenden Landstraße bei Raschin zufällig begegnet sein, ihn ausgefragt und dann als einen gesuchten Mann erkannt, auf sein Schloß eingeladen und gefördert haben. Wieweit sich diese im polnischen Schrifttum oft wiederkehrende Legende mit der Wirklichkeit deckt, mag dahingestellt bleiben. „Beim lieben Gott und bei den Polen ist kein Ding unmöglich", heißt es ja in einem alten Sprichwort.

Eine bewegte Zeit war es, die Polen in jenem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts durchmachte, die Zeit der Teilungen, in der Stück um Stück von dem morschgewordenen Leibe der Vielvölkerrepublik abbröckelte, bis sie im Jahre 1795 ganz von der Landkarte verschwand. In seltsamem Widerspruch jedoch mit diesem Auflösungsprozeß stand das Bemühen des Königs, den zerfallenen Staat von innen heraus mit deutschen Kräften zu reformieren. Handel und Gewerbe wurden mit aller Macht gefördert, das Erziehungswesen nach Auflösung des auf ihm lastenden Jesuitenordens in modernem Geiste neuaufgebaut. Man suchte die Verwaltung zu bessern, die Autorität des Königs zu heben, die Landesverteidigung zu sichern, gab den Bürgern Standesrechte und legte schließlich das ganze Reformwerk in einer neuen Landesverfassung fest. Bereits 1764 hatte diese innere Aufraffung eingesetzt, als nach dem Tode des zweiten Sachsenkönigs einsichtige Männer angesichts der schon damals drohenden Gefahr dem polnischen Reichstag klarzumachen wußten, daß der Staat nur durch eine durchgreifende innere Kur zu retten sei, und in solchem Sinne auch die Wahl eines Königs aus polnischem Stamme durchsetzten, der bei einer hohen Intelligenz und Bildung ein rechter Reformator zu werden versprach. Es war aber bereits zu spät. Trotzdem haben diese Bestrebungen viel frischen Wind in das Land gebracht und die Warschauer Atmosphäre, in die der pommersche Fremdling hineingestellt wurde, war von einem wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung gekennzeichnet.

Wer aber half am tüchtigsten an dem verspäteten Aufbauwerke mit? Wer gab dem phantastischen Wiederaufwollen des Polenvolkes die soliden Grundlagen, schuf

ihm Gewerbe und Handel, wurde zum führenden Element seines Bürgerstandes und brachte diesen verachteten „dritten Stand" wieder zu Ehren und Rechten? Die Deutschen! Die alte historische Sendung des deutschen Kaufmanns und Handwerkers im Osten, die einst im Mittelalter das Bürgertum, zumal in Krakau, so bedeutend und stark machte, hatte sie nun wieder hergerufen, um diesem Stand nach jahrhundertelanger Niederhaltung erneut seine staatswichtige Rolle zuzuweisen. Schon in der Zeit der Personalunion Polens mit Sachsen hatten sich viele Deutsche angesiedelt, besonders Vertreter der von den Polen nicht geübten Edelhandwerke. Unter Stanislaus August jedoch wurde die Berufung deutscher Handwerker und Gewerbefachleute förmlich zum Staatsgrundsatz erhoben. Ob es galt, Spezialisten für die Einrichtung und Führung der großartigen Unternehmungen des Finanzministers Tyzenhaus bei Grodno, für seine Großmühlen, Brauereien, Eisen- und Stahlwerke, Blech-, Tuch-, Seiden-, Wagen- und sonstigen Fabriken zu finden, ob es sich um Lehrer für Gewerbeschulen, um Fachleute zur Belebung des Bergbaues oder um irgendeinen einzelnen wichtigen Spezialhandwerker handelte, immer wieder holte man Deutsche als Aufbaukräfte. Und so füllte sich denn besonders die damals rund 120 000 Einwohner zählende Haupt- und Königsstadt, die ja einen bedeutenden Bedarf an wirklichen Könnern besaß, derart mit deutschen Handwerkern, Fabrikanten und Kaufleuten, in allen Größen vom Kleinkrämer bis zum Bankherrn, daß der weitaus größte Teil der Warschauer Bürgerschaft, im soliden Sinne dieses Wortes, aus Deutschen bestand.

„Die Bürger polnischen Stammes", berichtet der Rigaer Reisende Joachim Christoph Friedrich Schulz in seinen Warschauer Tagebüchern vom Jahre 1793, „sind bei weitem in der Minderheit, und das sind fast alles Handwerker", er meint aber Grobhandwerker. Denn „die polnischen Handwerker verstehen nur die notwendigsten und gewöhnlichsten Bedarfsartikel herzustellen, und aus diesem Grunde war es nötig, zu feineren Arbeiten Leute aus Deutschland, Frankreich und England hereinzuziehen. Warschau besaß nur Schmiede, Schuster, Weber, Schneider, Schlosser, Sattler, Metzger und dergleichen. Goldschmiede aber, Uhrmacher, Färber, Hutmacher, Waffenschmiede, Posamentiere, Tischler, Gerber waren kaum vorhanden. Es mangelte auch an Malern, Schnitzern, Vergoldern, Baumeistern, und entweder mußte man diese Künstler selbst oder aber ihre Arbeiten aus dem Auslande kommen lassen. Heut sind ihrer in Warschau bereits eine genügende Menge", unter den Künstlern auch viele Italiener und Franzosen, „die Handwerker jedoch und die Fabrikanten mehrenteils Deutsche", die außerdem das staatsbürgerlich wertvollere Element bilden. Denn „während die ersteren (die Italiener und Franzosen), wenn sie irgend mit ihrer Arbeit etwas vor sich bringen und ersparen konnten, in ihr Vaterland zurückkehren, bleiben die letzteren (die Deutschen) fast ausnahmslos hier und vermehren die Zahl der nützlichen Einwohner, indem sie ihr Handwerk mit den mitgebrachten Gesellen und den eigenen Kindern weiterführen. Sie behalten die Eigenart, die Sitten, die Lebensweise und Sprache ihres Landes bei (gut drei Viertel sind an ihrem Dialekt, die alte Tradition geht weiter, als Sachsen zu erkennen, einige wenige als Schlesier, Preußen, Österreicher) und unterscheiden sich auf den ersten Blick von den Polen. Das erste, wonach jeder strebt, ist, sich ein eigenes Haus zu kaufen oder zu bauen, das außen wie innen an seiner Sauberkeit kenntlich ist; sie kleiden sich, wie auch ihre Frauen und Kinder, ebenso ordentlich wie die Handwerker ihrer Art in Dresden oder Berlin, und führen auch eine ähnliche Lebensweise. Genau so wie jene machen sie Sonntags ihre Ausflüge und vergnügen sich in den Gasthäusern vor der Stadt." Lesen und Schöngeisterei sind ihre Sache nicht. „Die in Warschau ansässigen Deutschen haben in ihrem Handwerk genug anderes zu tun als zu lesen", und darum macht die deutsche Bücherleihanstalt von Pfaff schlechte Geschäfte. Die Deutschen können sich ab und zu bei einem leichten deutschen Sing- oder Lustspiel,

der „Liebe der Handwerker", dem „Weibsteufel" oder dergleichen ordentlich auslachen und weinen, denn auch eine deutsche Theatertruppe pflegt der König für seine „Niemcy" zu halten.

In der deutschen Einwandererkolonie fehlte es nicht an Leuten, die dank der glücklichen Konjunktur hoch, ja zu schwindelnder Höhe gelangten. Besonders einflußreich und mit der hohen polnischen Aristokratie, sogar mit dem König geschäftlich und gesellschaftlich verbunden waren einige deutsche Bankiers, die mit ihren Millionen den Handel des Landes regierten und in ihren herrschaftlichen Palästen auf nicht geringerem Fuße lebten als irgend ein Magnat aus edelstem Geschlecht. Es ging dabei natürlich nicht ohne Lächerlichkeiten ab, wenn etwa solch ein Neureicher, wie der vom kleinen Galanteriekrämer zum führenden Geldmanne des Reiches emporgestiegene Peter Tepper, ein geborener Posener, seine hochadligen Freunde an Großartigkeit zu übertrumpfen suchte und dabei in die seltsamsten Geschmacklosigkeiten verfiel. Der Mann, der sich mit seinem ebenso riesigen wie häßlichen Palast — den Geldkasten nannte man ihn — und seinem Marstall von 40 edlen Pferden, mit seinem ständig getragenen Protzenorden, seinen Empfängen und verstiegenen Launen zum allgemeinen Gespött machte, hat dann zu guter Letzt dank dem allgemeinen Niedergang und dank seiner eigenen Großmannssucht mit einem Bankkrach geendet, in den er viele andere mit hineinzog. Man sollte jedoch darüber auch mancher Verdienste nicht vergessen, die ihm als Vermittler von Staatsanleihen und opferwilligem Staatsbürger, auch als einem Musikmäzen in großem Stil, man kann schon sagen Musiknarr, vor allem aber als langjährigem Senior der evangelisch-augsburgischen Kirche von Polen, sowie Hauptstifter und Patron des ersten evangelischen Gotteshauses in Warschau zugute zu schreiben sind.

Ein ungleich ehrenvolleres Gedächtnis indessen als Tepper hat sein Schwiegersohn, der aus Danzig gebürtige Karl Schultz hinterlassen, dessen Name in der Warschauer Fabrikvorstadt „Schulz" oder „Scholz" fortlebt — so nämlich heißt im Volksmunde der Stadtteil Solec, der ihm großenteils gehörte und von ihm bebaut wurde. „Es sehe sich nur jeder an", so schreibt über ihn ein polnischer Zeitgenosse, „was der Herr Bankier Schultz aus den Sümpfen von Wola gemacht und was für prächtige Bauten er auf adligen Grundstücken errichtet hat, wo vorher nur elende Katen voll stinkender Juden standen. Wie viele Kanäle hat dieser Mann nicht auf seine Kosten ausstechen, wie viele morastige Wege verbessern, wie viele bisher unpassierbare Straßen auspflastern lassen!" Er war außerdem auch ein höchst verdienter Philantrop, ließ aus eigenen Mitteln die erste allgemeine kostenlose Pockenimpfung in Warschau durchführen, organisierte ebenso freigebig die ersten Armenküchen mit der berühmten Rumfordsuppe, schenkte das Bauland für das erste Armenhaus in Polen; er spielte in der Art seines Schwiegervaters, nur verständiger, die Rolle eines Musikförderers, half den musikalischen „Artisten" in ihrem Streite wider die Tyrannei der „Usualisten" (heute würde es heißen: Kaffeehausmusiker), unterstützte die Musikschulen, gehörte zu den Begründern und Beschenkern des ersten Warschauer Musikvereins, der denkwürdigen E. T. A. Hoffmannschen „Musikalischen Ressource", war obendrein ein trefflicher Kunstkenner und Bildersammler, und kurz und gut: durchaus kein Tepper, der sein Geld zum Fenster hinauswarf, obwohl auch er auf großem, hochadligem Fuße lebte und sich in seinem Palais die prachtvollsten Empfänge leisten konnte. Das tat auch der tüchtige Peter Blank in dem seinigen, das er sich mit erlesenem Geschmack erbaut hatte, war aber dabei ein vorsichtiger und kluger Rechner, der mit seiner sauberen Art schließlich alle die anderen deutschen Bankherren, den überspannten Tepper mit seinen beiden Schwiegersöhnen Schultz und Arndt, sowie den rührigen Friedrich Kabritt und dessen Schwiegersohn Meysner überdauerte. Er war der eigentliche Hofbankier des Königs und sah diesen besonders oft bei sich.

Große Herren von weitreichendstem Einflusse waren diese deutschen Bankiers und

Großkaufleute im sterbenden Polen. Herren, die „mit einem Aufwande lebten, wie ihresgleichen sich ihn in anderen Ländern nicht gestatten konnten" (Schultz), dabei aber auch dem Staate und der Gesellschaft mehr Nutzen brachten als die meisten Mitglieder der legitimen Herrenkaste: des landbesitzenden Adels. „Hat es einen Sinn, solche Staatsbürger vom Erwerb von Landherrschaften auszuschließen?" — fragt derselbe Zeitgenosse, der so beredt die Verdienste Karl Schultzens zu preisen wußte. Nein! Der Reichstag fand denn auch, man müsse sie zulassen, und machte alle von uns Genannten zu vollberechtigten Landherren, indem er ihnen den erblichen Adel verlieh. Wäre nicht das „Finis Poloniae" dazwischengekommen, so hätte man gewiß manch neues deutsches Geschlecht in hohe polnische Kronämter aufrücken sehen, wie es einst mit den Krakauer Patrizierhäusern der Thurzo und Boner, Morsteyn und Szembek (Schönbeck) im 16. Jahrhundert geschah.

Und nun unser Thomas Dangel, der Sattlergeselle aus Pasewalk. Unter solche Menschen kam er, mit solchen Kleinen und Großen sollte er leben und emporstreben.

Das Interesse des Königs an dem angeblich zufällig getroffenen Wanderburschen war natürlich wirtschaftspolitischer Art. Dazu kam allerdings, daß Stanislaus August überhaupt eine ausgesprochene Vorliebe für Deutsche besaß. Sein Hofhalt wimmelte stets von deutschen Dienern und Beamten. Zumal seine nächste Umgebung bestand vorwiegend aus ihnen, mit dem Adjutanten v. Brucken und dem vertrauten Kammerdiener Friese an der Spitze. Was im besonderen zwischen dem König und seinem neuen Schützling verhandelt wurde, können wir nicht feststellen. Wir wissen nur, daß der Sattler Thomas Dangel sich bald darauf in einem Häuschen an der Niemergasse, wo er ja hingehörte, eine Werkstatt einrichten und mit eigener Kunst und des Landesherrn Hilfe seine Meisterlaufbahn beginnen konnte.

Damit saß er also mittendrin in der deutschen Handwerkerstadt, die uns der Livländer Schulz beschrieb. An Arbeit fehlte es nicht. Allein für den Hof gab es alle Hände voll zu tun. Des Königs Empfehlung aber verschaffte dem neuen, französisch und englisch sprechenden Sattler bald weitere einflußreiche Kundschaft. Der englische Gesandte Withworth bestellte bei ihm einen Paradesattel, der allgemeine Bewunderung erregte. Dangel wurde zum Tagesgespräch der Warschauer Haute-Volée. Einen solchen Sattelkünstler hatte man hier noch nicht gehabt. Das Geschäft ging so gut, daß der junge Meister schon nach kurzer Zeit ans Heiraten denken konnte. Selbstverständlich mußte es eine deutsche Handwerkerstochter sein. Eines schönen Tages empfahlen sich der Sattlermeister Thomas Michael Dangel, 27 Jahre alt, mit dem erst 17jährigen Jungfräulein Anna Sophie Krausin, Tochter des wohlachtbaren Schmiedemeisters und Wagenbauers Christoph Krause und seiner Ehefrau Susanna Elisabeth zu Warschau, als Verlobte. Eine gute Mitgift brachte die Braut mit. Im Monat Mai oder Juni 1769 waren die beiden bereits ein Ehepaar, und am 3. März 1770 tat pünktlich ein kleiner Thomas Christoph Dangel seinen ersten Schrei, der Vorbote einer langen Reihe von weiteren Kindern, die Frau Anna von nun ab unermüdlich in die Welt setzen sollte.

Das erste Ziel aller deutschen Einwanderer ist das eigene Haus. Bereits am 20. November 1771 hat Meister Dangel dieses Ziel erreicht. Kein Prachthaus, ein Holzhäuschen nur, ein bescheidener „Dworek", wie ihn sich der mittlere Landadel in den Warschauer Vorstädten als Absteigequartier zu bauen pflegt. Er liegt draußen in der schwach bebauten Vorstadt Wielopole, an der Kurfürstenstraße. Dangel wohnt hier in der Nachbarschaft der alten Krause, die in derselben Straße ein stattliches Haus und wahrscheinlich auch ihre Wagenwerkstatt besitzen.

Der Hafen scheint erreicht. Was kann sich der arme Gesell, der mit leeren Händen aus der Fremde kam, auch mehr wünschen, als hier in bescheidenem Behagen und ehrlicher Arbeit sein Leben zu verbringen. Er hat aber auch seine Portion Bekümmernis, da ihm von den Kindern eins nach dem anderen wegstirbt und das Dangel-

Geschlecht erst gar nicht recht gedeihen will, dann wieder seine Freude, wenn ein neuer, hoffnungsvoller Sproß ankommt, wenn ihm eine Arbeit wohlgelingt, wenn er die nun schon im Bau befindliche evangelische Kirche immer stattlicher aufwachsen sieht (wozu er sein redliches Scherflein beiträgt), oder wenn er seiner Frau den Bürgerbrief der Altstadt Warschau unter den Weihnachtsbaum legen kann (actum d. 21. Decembris 1776).

Aller Wahrscheinlichkeit nach fängt er schon in dieser Zeit an, in seinem Sattlerhofe auch Wagen zu bauen, wenn auch vorerst nur in kleinerem Stil, ähnlich wie sein Schwiegervater in seiner Schmiedewerkstatt. Doch muß er damit besonderen Erfolg haben, der ihn zu größeren Plänen ermuntert und ihm auch hierfür die Unterstützung des Königs und anderer Mächtiger gewinnt. Jedenfalls verdient er viel mehr, als er verbraucht, ist er doch „der" Sattler von Warschau und nun noch Wagenbauer, legt Dukaten zu Dukaten, und wächst an Vermögen und Ansehen allmählich über seinen Kreis hinaus. Als ihm im November 1778 nach einer Serie Mädchen wieder ein Sohn geboren wird, hält ihn bereits der Millionär Tepper zur Taufe. Er gehört also schon mit zur deutschen Oberschicht. Dangel geht dann 1779 an die Verwirklichung des Gedankens, der ihm von seinen Lehrjahren an vorschwebte.

Mit einem großangelegten Grundstückaufkauf fängt er an. Dangel entpuppt sich mit einem Male als Moloch, der alle Nachbarn, die eigenen Schwiegereltern nicht ausgenommen, verschlingt und das ganze Gelände um sein Stammhäuschen herum in seinen Besitz bringt. Am 8. Juni 1779 kauft er dem Vater Krause sein großes zweistöckiges Haus und zugleich dem Fürsten Sułkowski einen benachbarten Hof ab. Drei Tage später folgt ein weiteres Krausesches, sowie ein dem Warschauer Missionsorden gehöriges Grundstück mit allerhand Baulichkeiten. Der ganze Komplex kostet 66 000 polnische Gulden. Damit ist der Raum für eine Wagenfabrik geschaffen, wie sie weder Polen noch Deutschland bisher gesehen hat. Die veraltete Art, Wagen zu bauen, bei der man selber nur den Entwurf und eine Teilarbeit, die Leder- oder, wie der Schwiegervater, die Schmiedearbeit liefert, alles übrige aber bei allen möglichen Meistern in Auftrag geben muß, läßt Dangel nun beiseite. Er wird es von nun an machen wie in London, wo alles, vom Rad bis zur letzten Verzierung, im Hause, unter einheitlicher Aufsicht ausgeführt wird. Er will den Leuten zeigen, welch Kunstwerk ein Wagen und welch Künstler er selber zu sein vermag. Maurer und Zimmerleute müssen einreißen und bauen. Neues wächst aus dem Boden. Ein riesiger gepflasterter Hof weitet sich, umgeben von Werkstätten und Lagerhäusern aller Art. Dann kommt das Innere, die Schmieden mit ihren Essen und Ambossen, die Tischlerei mit ihren Hobelbänken, die Schlosserei und Sattlerei, die Stellmacher- und Drechsler-, Posamentier- und Polster-, Maler-, Lackierer-, Holzschnitzerräume werden eingerichtet. Englische Maschinen werden angefahren, die in den großen Sälen des vormals schwiegerväterlichen, jetzt mächtig aus- und umgebauten Hauses Aufstellung finden. Eine breite Rollbahn führt vom ersten Stock in den Hof hinunter; bis schließlich auch die dazugehörigen Menschen drinsitzen, tüchtige Meister und Gesellen aller Fache, Deutsche und Polen durcheinandergemischt. Herr Thomas, der Fabrikant, sieht Nutz und Segen von seinem Werke ins Land strahlen. Tausende guten Goldes werden, statt ins Ausland zu fließen, nun gezwungen sein, hier zu kreisen und zum Wohlstand beizutragen.

Das ist seine Denkungsart. Denn so klug er seinen eigenen Vorteil zu wahren weiß, so bleibt ihm doch auch als großem Fabrikanten der saubere, schlichte Handwerkersinn. Nie wird er sich um seiner selbst willen vordrängen. Nie wird er wie Tepper in größenwahnsinnige und verschwenderische Ichsucht verfallen, sondern sich bescheiden als Schrittmacher für das Wohl von Land und Familie fühlen. Und gerade jetzt zeigt es sich, wie treu er auch an seine Verwandten daheim in Pasewalk denkt, an die fünf Geschwister, fünf Waisen, die nun zu dem großen Bruder als ihrem

natürlichen Vormund aufblicken. Er läßt sie alle nach Warschau kommen und sorgt für sie. Im Juni 1779 sind sie bei ihm. Ein Jahr darauf kann er bereits die Schwester Marie Charlotte — sie ist genau gleichaltrig mit Frau Anna — glücklich mit seinem Geschäftsfreunde Michael Sattler, einem wohlhabenden Kaufmann und späteren Bankier, verheiraten. Die vier Brüder läßt er alle etwas Ordentliches werden, so daß sie mit deutschen Warschauer Bürgertöchtern Familien begründen und mit ihnen in geordneten Verhältnissen leben können. Der nächstälteste, Karl Friedrich, bringt es sogar als Kaufmann zu erfreulichem Wohlstand und Ansehen, stirbt jedoch kaum 40jährig (1790). Einer der jüngeren, Johann Friedrich, macht sich mit der Zeit als Büchsenmacher einen sehr geachteten Namen. Ihre Nachkommen werden zwar nicht auf derselben Höhe leben, wie die des glückhaften Bruders, aber sich im guten bürgerlichen Mittelstande halten und auch länger ihr Deutschtum behaupten als die „großen" Dangel.

Die Fabrik ist inzwischen voll in Gang gekommen. Schon stehen in dem großen Schausaal des Hauptgebäudes eine stattliche Reihe Prachtgefährte, Karossen, Kariolen, moderne exzentrische Sport-Whisky's und was die prachtlüsterne Aristokratie nur wünschen mag. Bei der straffen Dangelschen Zucht und Arbeitsteilung geht die Herstellung, wie die Zeitgenossen berichten, mit einer Geschwindigkeit vor sich, die den Bestellern fast wie ein Wunder erscheint. Die vornehmste Kundschaft geht denn auch bei ihm aus und ein, um sich dies Wunder anzusehen. Sie bestaunt den neuartigen Betrieb ebensosehr wie die Wagen selber: ihren leichten und dabei gediegenen Bau, ihren eleganten Linienwurf, den Geschmack ihrer Ausstattung, nicht zuletzt aber weil man sie nach der neuesten englischen Mode, „ganz wie in London", findet. Tatsächlich steht auch Dangel in dauernder Fühlung mit London und läßt sich die Zeichnungen der neuesten Wagenmodelle von dort schicken. Und das ist recht klug. Mancher Magnat, der seine Kutschen bisher für schweres Geld aus England kommen ließ, kauft sie nun bei Dangel, auch nicht gerade billig, aber immerhin wohlfeiler und nicht schlechter, und kann sich nun rühmen, das heimische Gewerbe zu unterstützen. Der König selber geht wieder, in der alten Sympathie für seinen Schützling, mit gutem Beispiel voran. Es dauert nicht lange, und der ganze polnische Hochadel fährt in Dangelschen Equipagen. Der Dangelwagen wird zur großen Mode, zum Passierschein für Schick und Vornehmheit, und bleibt es, solange die polnische Republik besteht.

Die Nachfrage wächst von Tag zu Tag. Schon nach einem Jahr muß die Fabrik durch den Zukauf von zwei weiteren Grundstücken erweitert werden (2. Juni 1780). Drei Jahre später, am 11. September 1783, kommt noch ein großes Gebäude in der Senatorenstraße hinzu, in dessen Hofe jetzt die Schmieden untergebracht werden, um im Stammhause neue Werkstätten einrichten zu können. Die in den Grundstücken angelegte Summe beträgt nunmehr insgesamt über 100 000 Gulden, das in Einrichtung, Material und Betrieb gesteckte Kapital natürlich ein Vielfaches davon. Mit ihren rund 300 Handwerkern hat sich die Dangelsche Fabrik zur bedeutendsten Wagenbauanstalt ganz Mitteleuropas entwickelt. „Deutschland", sagt Schulz, „besitzt kein Unternehmen so großen Stils, selbst die Fabrik von Kaufmann in Wien ist, mit dieser verglichen, wenig bedeutend, obgleich auch sie geschmackvolle, dauerhafte Wagen erzeugt und sie um ein Drittel billiger verkauft." Dangels Preise sind wirklich ziemlich gepfeffert. Die 100 Kutschen, die stets fertig bei ihm auf Lager stehen, kosten von 100 bis 2000 Gulden. Bei den vielen Sonderaufträgen für die Fürsten und Geldprotzen mag er vollends Liebhaberpreise gemacht haben. Wir brauchen ihn darum nicht für unreell zu halten; er wird alles ehrlich berechnet haben. Er ist aber auch ein gewiegter Geschäftsmann und kann es sich leisten, weitgehenden Kredit zu gewähren. Damit macht er den Leuten den Kauf schmackhafter und fährt trotzdem nicht schlecht dabei.

Die wirtschaftspolitische Bedeutung seiner Schöpfung für das industriearme Land wird nicht unterschätzt. Immer wieder stellt man Dangel als Beispiel dafür hin, wie das Geld im Lande zu halten sei, und wie Vorzügliches man mit „einheimischen" Kräften leisten könne. Allmählich rückt er nun auch nach und nach in eine höhere gesellschaftliche Stellung auf. Daß er Seiner Königlichen Majestät Hoffattlermeister wird (1783), hebt ihn noch nicht aus dem Handwerkerstande heraus, bedeutet aber immerhin den höchsten Titel, der innerhalb dieses Standes erreicht werden kann. Doch wenn ihm am 27. Januar 1780 kein Geringerer als der Königlich Preußische Gesandte Karl v. Axt seine neugeborene Tochter zur Taufe hält, wenn bei seinem Sohn Kasimir Peter — dem ersten, den er großziehen kann — sogar Angehörige der besten polnischen Aristokratie, der Kronschreiber, Graf Kasimir Rzewuski, und die Gräfin Humaniecka, Gattin des Kronschwertträgers, Pate stehen (am 14. Juni 1782), so zeigt das den Fabrikanten Dangel denn doch schon unter den oberen Zehntausend. Und es ist wohl keine Frage, daß er, wenn er sich auch kein Palais baut wie die Bankiers Tepper, Schultz oder Blank, doch in seinem neuen Privathause neben der Fabrik schon recht stattlich, mindestens auf der Stufe der Großkaufleute, lebt, die, wie es bei Schulz heißt, Wagen und Pferde für ihre Familien halten, Landhäuser und Gärten besitzen, und in deren Salons vorwiegend polnischer Adel, vor allem Militär, aber auch wohl begüterter Land- und gelegentlich sogar Hochadel verkehrt.

Bei alledem ist das Dangelsche Haus streng evangelisch, was damals hierzulande mit deutsch gleichgesetzt wird, denn Herr Thomas, im Grunde der schlichte Mann, will auch seine Kinder nicht anders haben, die sich nun allmählich gesund und munter mehren. Er gehört zu den eifrigsten Mitgliedern der evangelischen Kirchengemeinde, und vermutlich sogar zu ihren Vorstehern, sonst würde es ihm doch wohl nicht so nahegehen, was diese Gemeinde im Jahre 1786 in Aufregung versetzt. Es geschieht nämlich, daß der evangelische Adel unter Führung eines gewissen Unruh den Bürgern das Mitbestimmungsrecht und damit ihre Ämter in der Kirchenverwaltung streitig macht. Die Bürger setzen sich natürlich zur Wehr, der Streit wächst sich zum öffentlichen Skandal aus. Unruh läßt eine scharfe Broschüre gegen die Pfeffersäcke los. Der federgewandte Handschuhmacher Tannenberg bleibt ihm die Antwort nicht schuldig, doch wie sollten in einer Adelsrepublik gemeine Bürgerleute gegen den allmächtigen Adel ankommen? Sie müssen sich fügen und haben in der Kirche und der Schule, die sie sich selbst gebaut, nichts mehr zu sagen. — Da aber verliert der besonnene Herr Thomas die Fassung. Vieles Unbegreifliche und Widersinnige hat er schon in diesem Lande gesehen, am Ende sich sogar zunutze gemacht, doch zusehen zu müssen, wie gar seine eigenen Glaubens- und Stammesgenossen aus dem Gotteshause einen Jahrmarkt machen, das geht über seine Kraft. Er hat es satt, läßt vom Stadtbüttel seinen gesamten Besitz, sämtliche großen und kleinen Häuser, Gärten, Werkstätten und Lagerschuppen zum Verkauf ausbieten und will irgendwo anders hinziehen, nach Deutschland, England oder sonstwohin, nur um diesem verrückten Lande den Rücken zu kehren.

So weit soll es aber nicht kommen. Schon marschiert nämlich die soziale Bewegung, die diesen unerträglichen Verhältnissen ein Ende bereiten soll. Auch fehlt es im polnischen Adel nicht an verständigen Leuten, die begreifen, daß das wirtschaftlich mehr und mehr erstarkende, überwiegend deutsche Bürgertum nicht länger ignoriert und rechtlich niedergehalten werden darf. Und als im Jahre 1788 der große, vier Jahre währende Reformreichstag zusammentritt, gehört die Reform des Stadtrechtes zu den wichtigsten Dingen, die von nun an die politischen Kreise Polens in Atem halten. Besonders die energische Aktion des Warschauer Stadtpräsidenten Dekert und der von ihm zustandegebrachten Städtevereinigung bringt die Sache trotz leidenschaftlicher Widersprüche Stück für Stück vorwärts. Zunächst freilich denkt man

nicht an die große bürgerliche Gemeinschaft, sondern nur an die Hervorragenden, die eigentlich gar nicht mehr ins Bürgertum hineingehören. Denn nur die reichen Bankiers und Großkaufleute betrifft es ja, wenn jetzt Bürgerlichen gestattet wird, Landgüter zu erwerben, und auch das Recht auf die Erlangung des Offiziersranges interessiert die Kleinbürger herzlich wenig. Am 11. November 1790 erfolgt dann der nächste Schritt auf der gleichen Bahn: eine Reihe prominenter Bürger wird durch Reichstagsbeschluß in den Adelsstand erhoben. Dem Bürgertum als solchem ist damit natürlich wenig gedient. Erst im folgenden Jahre kommt es dann zu einem richtigen neuen Stadtrecht, das die ganze Bürgerschaft erfaßt und sie wieder zu einem gleichberechtigten Stande erhebt. Thomas Dangel aber berührt das nun nicht mehr, denn mitsamt den Bankgewaltigen Tepper, Schultz, Arndt, Blank, Kabritt, Meysner, dem Obersten Deybel u. a. gehört auch er zu den Auserwählten, die bei dieser großen Adelsverleihung von 1790 in den Herrenstand aufgerückt sind.

So ist denn der arme deutsche Handwerksbursche nach 22 Jahren ein großer adliger Herr geworden. Durch keine Hexerei, nur durch tüchtige und kluge Arbeit. Nicht als einzelner und einziger. Er steht in einer ganzen Schar verdienter deutscher Bürger, die es mit ihm zugleich geschafft haben, doch der einzige in der Reihe, der aus dem Handwerk kommt. Keiner von ihnen hat eine solche Strecke zurückgelegt wie er, keiner sich so wie er von der Pike auf emporgearbeitet.

Noch ist die feierliche Nobilitierung durch den König nicht vollzogen, doch schon ist der „famatus" Thomas Dangel zum „generosus" avanciert, der fortan seine Rechtssachen nicht mehr im Stadtgericht, sondern im „Grod", dem adligen Burggericht, erledigt. Für den nächsten Sohn findet er die Taufpaten in noch höheren Sphären als beim vorigen. Dem edlen Herrn Dangel schlagen es richtige Fürsten aus ältestem litauischem Herrschergeschlecht, Fürst Adam Czartoryski und seine Schwester, Herzogin Maria von Württemberg, nicht ab, seinen Knaben aus der Taufe zu heben, der die Vornamen Adam Thomas, halb Czartoryski, halb Dangel, erhält (am 1. April 1791). Dem Edelmann steht es auch an, sich geschäftlich zu „veredeln". Er fängt ein Bankgeschäft an, ist jedoch verständig genug, daneben seine Wagenfabrik nicht aufzugeben. Der formelle Nobilitierungsakt aber steht immer noch aus. Die politischen Ereignisse zögern ihn noch weiter hinaus. Nach dem Höhepunkt dieser ganzen 20jährigen polnischen Aufraffungsperiode, der Verfassungsreform vom 3. Mai 1791, kommen die Vorboten der zweiten Teilung: Parteileidenschaft, zur Weißglut entbrannt, Bürgerkrieg, die Niederschlagung der Reformen. Die Russenkaiserin zieht „Schach dem König". Trotz allem haben jedoch die Aktenfuchser im königlichen Heroldsamt dem zu adelnden Herrn Thomas alles zum Ritterschlag vorbereitet und herausgefunden, daß er ja überhaupt eigentlich adliger Herkunft sei, denn da lebte schon Anno 1498 irgend ein Peter Dangel, dem der König von Ungarn und Böhmen den Adel verlieh und der nun (so sagen sie einfach) der Vorfahr der ehrbaren pommerschen Dangel gewesen sein müsse. Sie haben sogar das Wappen herausgetüftelt, das besagter Stammvater geführt und das somit auch Herrn Thomas zukomme: in grünem Schilde ein silbergraues Oval, in dem sich zwei goldene Weinblätter über einem weißen Querbalken ranken. Den Helmschmuck bilden drei weiße Straußenfedern, ganz wie bei den stolzesten Rittergeschlechtern. Ein rechtes heraldisches Monstrum haben sie ausgeheckt, das sich unter den altpolnischen Wappen auf den ersten Blick als Fabrikmarke eines Neureichen zu erkennen gibt! Allerdings läßt es eher auf einen Weinhändler als auf einen Sattler oder Wagenbauer schließen, für den z. B. ein Rad ein passenderes und zugleich auch dekorativeres Symbol gewesen wäre. Dafür aber haben sie Dangels wirkliche Verdienste rechtschaffen im Adelsdiplom aufgezählt; und als endlich am 19. Juni 1792 der König seinem alten Freunde von der Raschiner Landstraße die siegelbeschwerte Urkunde überreicht, kann der Tüchtige darin sein ehrlich verdientes Lob lesen:

„Unter selbigen (Nachfahren des obgemeldten Peter Dangel) aber finden wir den Edelgeborenen Thomas Michael Dangel, als welcher, da er seine jungen Jahre der Vervollkommnung in der Kunst des Wagenbauens gewidmet und die hierzu notwendigen Kenntnisse in vielen auswärtigen Ländern erlangt, zuletzt im hiesigen Reiche und hiesiger Stadt seßhaft worden, und darinnen eine Fabrik besagter Wagen nicht allein mit bedeutenden Mühen und Kosten begründet, auch alle dafür nötigen und nützlichen Arbeiten gerichtet, sondern sie auch zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gefördert hat, daß sie in keiner Weise den allervornehmsten in Europa nachsteht, also daß das ganze Land, mit bequemen und zierlichen Wagen eigener Arbeit wohl versorgt, solche auch schon Fremden mitzuteilen, damit aber die hiebevor ins Ausland geführten Reichtümer zurückzuwenden und zum Teil bereits wiedereinzubringen beginnt."

Und nun wäre der Edelmann fertig bis auf ein letztes, den Landbesitz. Damit aber überschätzt sich der vorsichtige Herr Thomas nicht. Während die anderen, die Tepper und Schultz, sich seit Jahren danach drängten, großartige Repräsentationsgüter erwerben zu dürfen, hat Dangel, so sehr sein Geldbeutel anschwillt, sich weder damals gerührt, als den Bürgern der Landerwerb freigegeben wurde, noch später, als der Reichstag seine Nobilitierung beschloß, sondern ruhig und klug seine Fabrik und sein neubegründetes Bankhaus in acht genommen. Während er mit bewährter Umsicht die Fabrik weiterarbeiten ließ und sie organisch weiterentwickelte (am 23. November 1790 legte er einen neuen Zweigbetrieb in Solec an), ihre Umsätze fortgesetzt vergrößerte, sogar erfolgreiche Auslandsgeschäfte machte und auch seine Bank liquide zu halten wußte, hatte in derselben Zeit der große „Landherr" Fergusson-Tepper als Talmimagnat auf seinen Gütern gelebt, sein Geschäft aber, genau wie das polnische Staatswesen, bei glänzendstem Scheinleben mehr und mehr vernachlässigt. Fast gleichzeitig, nur ein paar Monate auseinander, erfolgen jetzt die beiden Zusammenbrüche: im Januar die zweite Teilung Polens, im März der Bankerott des Hauses Tepper & Co. mit einer Schuldenlast von 90 Millionen Gulden. Bald folgen auch, durch Tepper mit hineingerissen, weitere Bankhäuser, darunter die deutschen der Kabritt, Schultz (der sich aber wieder heraufarbeitet) u. a. Die Schuldsumme steigt auf 250 Millionen, ungerechnet zahlreiche daraus folgende kleinere Geschäftsbankerotte in der Hauptstadt und Provinz. Für die damaligen Verhältnisse sind das ganz ungeheure Summen, und lange Jahre hindurch hat hinterher eine eigens dafür eingesetzte Dreimächtekommission an dem unheilvollen Teppersehen Vermächtnis zu knacken. Dangel jedoch kommt nicht nur, ebenso wie der vorsichtige Blank, heil und gesund aus dieser allgemeinen Katastrophe heraus, er findet sogar noch seinen Vorteil darin. Denn auch er hat zwar Geld bei Tepper stehen gehabt, aber wohlversichert auf dessen Landgütern. Und die fallen ihm nun im Jahre 1801 für 111 351 Taler als reife Frucht in den Schoß: der prächtigste Güterkomplex Falenty mit den Dörfern Małe Falenty, Wielkie Falenty, Jaworów, Janki, Derdy, Wypendy, Puchały und Raszyn, im Kreise Warschau gelegen.

Für weitere 101 557 Taler erwirbt er den im Kreise Czersk gelegenen Teppersehen Güterkomplex Gołków mit einer Reihe anliegender Dörfer, und zwar Gołków, Głosków, Wola Gołkowska, Kały, einen Teil von Prądzka Wola und drei Schenken Bobrowiec, Koszut und Zielonka. Auf dem neuerworbenen Besitz befindet sich auch derselbe Grund und Boden, auf dem vor 25 Jahren dem Pasewalker Handwerksburschen das Glück entgegenkam, Raschin, wo sich das Märchen vom König und dem Sattlergesellen ereignet haben soll. Den damaligen Wandergesellen gerade hier als Schloßherrn einziehen, den Schicksalsring sich um ein Vierteljahrhundert so genau schließen zu sehen — muß wie ein zweites Märchen anmuten.

Das Herrenhaus von Falenty, ein ansehnlicher Bau aus dem 17. Jahrhundert, gilt von jetzt ab als der offizielle Haupt- und Familiensitz Thomas von Dangels. Hier

lebt er, nunmehr noch reinlicher von allem Bürgerlichen losgelöst, mit seiner Frau und seiner immer noch wachsenden Kinderschar, als Landedelmann der reichsten Klasse unter seinen neuen Standesgenossen, ohne jedoch die Quelle seines Reichtums versiegen zu lassen. Die Stadtwohnung ist ja auch noch da, und die zwei Meilen, die sie von der neuen Landresidenz trennen, sind für Dangelsche Vierspänner keine Entfernung, um nicht nach Belieben bald hier bald da zu sein und nach dem Rechten zu sehen. Das Bankgeschäft wird zwar aufgegeben. Die Geldkonjunktur hat sich allzu sehr verschlechtert, doch die Fabrik arbeitet nach wie vor und hält bis auf weiteres allen politischen und wirtschaftlichen Krisen stand. Weder das letzte Aufflammen Polens im Kościuszko-Aufstande von 1794, noch die endgültige Aufteilung des Reiches im Jahre 1795 vermögen ihr, so scheint es, etwas anzuhaben. Mit Freuden kann der, trotz seines polnischen Adels im Herzen doch innig mit seiner pommerschen Heimat verwachsene Mann als einer der vornehmsten Vertreter des Warschauer Deutschtums den Einzug der Preußen begrüßen, ohne eine Minderung des unter polnischer Herrschaft Errungenen befürchten zu müssen. Zollgrenzen bestehen ja zwischen den Provinzen des früheren Polen nicht. Reiche Herren bleiben im Lande wie vorher und dazu kommt nun noch die Möglichkeit, in Preußen ein neues Absatzgebiet zu gewinnen. Tatsächlich kann Dangel im Jahre 1796 seinen Betrieb erneut erweitern. Er kauft am 23. Juli zu seinem Zweigbetrieb in Solec ein weiteres Grundstück „zur Errichtung von Fabrikanlagen" hinzu, wie es in der Urkunde heißt. Im gleichen Jahre verheiratet er seine älteste Tochter mit einem adligen polnischen Oberst in russischen Diensten und legt ihr die hübsche Mitgift von 180 000 Gulden auf den Tisch, denn soviel bekommt jede Dangel-Tochter mit. Ihrer sind aber nicht weniger als acht, die jüngste und endgültig letzte erst 3 Monate alt, dazu zwei Söhne, die natürlich die Liegenschaften erben sollen. Auch das Ansehen des geschäftsgewaltigen Edelherrn bei der preußischen Regierung ist nicht geringer als vorher bei der polnischen. Und was dem polnischen König recht war, findet der Herrscher von Preußen nur billig, aber noch zu wenig für die Leistung eines Dangel: er verleiht ihm am 17. Juni 1798 nicht nur den preußischen Adel, sondern erhebt ihn sogar in den Freiherrnstand.

Baron v. Dangel! Dazu hat er's jetzt gebracht. Ein verdienter Lohn für die Arbeit eines Lebens. Das Wagengeschäft beginnt allerdings abzuflauen. Nach und nach merkt man es, daß der Königshof fehlt, daß keine Reichstage mehr stattfinden, die soviel Leben in die frühere Hauptstadt brachten. Die Magnaten sitzen auf ihren Schlössern in der Provinz, die reichsten im russischen und österreichischen Anteil, und ihre Warschauer Paläste stehen leer. Der Betrieb muß allmählich eingeschränkt werden. Er schrumpft schließlich auf etwa zwei Drittel von dem zusammen, was er vorher gewesen war. Auch das ist ja noch ansehnlich genug und wirft immer noch einen schönen Batzen ab, nur eben nicht ganz so viel wie vorher. Diese bestimmte Minderung aber kann dem reichen Dangel nichts mehr anhaben, denn er hat sein Schäfchen längst im trocknen.

Die „Generaltabellen von denen in der Provinz Südpreußen, und zwar in der Kgl. Südpreußischen Haupt- und Residenzstadt Warschau befindlichen Fabriken und Manufakturen" geben für eine Reihe von Jahren einen ungefähren Überblick über das Dangelsche Unternehmen und sein Absinken nach jahrzehntelanger Blüte. 1799 beschäftigt er nur noch 16 Meister und fabriziert jährlich Wagen im Gesamtwerte von 11 000 Reichstalern; für 6000 Taler exportiert er nach dem Auslande, den Rest verkauft er im Lande. 1800 betrug die Jahresproduktion 14 000, 1801 wieder 15 000 Taler. Für das Jahr 1802 enthält die Tabelle genaue Einzelangaben. Beschäftigt werden nur noch 9 Meister, und zwar: 2 Schmiede, 1 Stellmacher, 1 Rademacher, 1 Maler, 1 Gärtner, 1 Tischler, 1 Schlosser, 1 Posamentier mit Gesellen und Lehrlingen. Jährlich werden 36 bis 40 Wagen hergestellt, die „größtenteils ins Ausland" gehen. Auf dem Lager stehen zum Verkauf 1) 1 viersitziger Wagen (480

bis 600 Reichstaler). 2) 1 zweisitziger bedeckter Wagen (360—470 Taler). 3) 1 viersitzige Halb-Chaise (280—340 Taler). 4) 1 zweisitzige Halb-Chaise (310—390 Taler). 5) 1 bedecktes Kabriolett (150—180 Taler. 6) 1 offenes Kabriolett (90—100 Taler). 7) 1 Britschke mit eisernen Achsen (90—150 Taler). 8) 1 Britschke mit Holzachsen (18—45 Taler).

So wirtschaftet er denn, mehr Landbaron als Fabrikant, auf seinem Gut Falenty, verheiratet eine Tochter nach der anderen und legt ihnen pflichtschuldigst die bewußten 180 000 auf den Hochzeitstisch. Magnaten reißen sich zwar nicht um die Sattlerbaronessen, doch adlig müssen Dangels Schwiegersöhne schon sein, obwohl er auch einmal eine Ausnahme macht, und bis auf diese eine Ausnahme, einen deutschen Herrn Moldenhauer, sind es alles adlige Polen. Auch die Töchter, die erst nach des Vaters Tode heiraten, nehmen sämtlich polnische Männer, und zwar lauter Kavallerieoffiziere aus angesehenen Adelsfamilien. .

Unter solchen Geschäftssorgen und Familienfreuden gehen dem allmählich vom Vater zum Schwieger- und Großvater Reifenden die 10 Jahre preußischer Herrschaft dahin, bis im Jahre 1806 nach der Unglücksschlacht von Jena das zum Völkerhotel gewordene Polen wieder einmal seinen Herrn wechselt. Die Franzosen kommen ins Land, und im Juli 1807 errichtet Napoleon das Herzogtum Warschau. Welche neuen Ehren wird der Umschwung unserm Glücksbaron bringen? Müßte Bonaparte, der König- und Herzogmacher, oder der neue Polenherzog und Sachsenkönig Friedrich August ihn nicht logischerweise wieder mindestens um eine Stufe erhöhen? — Doch Herr Thomas wird alt. Er kränkelt. Am 7. April 1807 ist er das letzte Mal in der Stadt gewesen, um im Grodgericht seinen Sohn Kasimir Peter zu seinem Bevollmächtigten zu ernennen, der nun 25 Jahre alt, ihn bereits in seinen Geschäften vertreten kann. In besonders wichtigen Fällen, wie am 6. Juni d. Js., wo es sich um die Anerkennung eines Wechsels auf 10 000 preußische Taler handelt, entsendet das Gericht eigens einen Beamten zu dem kranken Schloßherrn nach Falenty. Und am 21. Februar 1808 endet Thomas Michael Dangels Laufbahn und damit auch das Märchen vom glücklichen Sattlerburschen. Die einzige Beförderung, die den 66jährigen noch erwartet, ist die, gewiß von großem Pomp begleitete, aus seinem Schloß in das Dangelsche Erbbegräbnis auf dem Warschauer Ehrenfriedhof in Powązki.

Daß Dangel ein regelrechtes Testament gemacht hat, wissen wir aus den sog. „Akten der preußischen Hypothek des Kr. Czersk". Leider konnten wir seinen Wortlaut nicht auffinden und vermögen deshalb die Hinterlassenschaft des geadelten Sattlers nicht genau anzugeben. Ein Jahr nach dem Tode des alten Barons liehen seine Frau und sein Sohn Peter Kasimir 100 000 polnische Gulden von einem Brauer Ludwig Wołowski, wofür sie eine hypothekarische Sicherung auf ihren Begüterungen Falenty und Gołków gewährten. Aus welchem Grunde und zu welchem Zwecke das geschah, ist uns unbekannt, möglicherweise, um die Erbauseinandersetzung der vielen Kinder — geboren wurden 15 — zu erleichtern. Sein Sohn Thomas, Gutsbesitzer auf Gołków, bemühte sich 1837 mit Erfolg um die Anerkennung des seinem Vater verliehenen Adels. Sein Enkel, Sigismund Heinrich Vinzenz Dangel (1836—1906), Erbherr auf Głosków, Kr Grójec, war ein Musterlandwirt, der 1862 ein polnisch geschriebenes Werk über „Die allgemeinen Grundsätze der Volkswirtschaft" schrieb. Die Baronessen saßen als Gutsfrauen in Adelsschlössern, eine z. B. als Gattin von Jan Ordęga auf dem Riesenbesitz Żelechów in der Wojwodschaft Lublin, wohin sie 180 000 Gulden Mitgift gebracht hatte und wo sie sich der protestantischen deutschen Kolonisten und Glashüttenarbeiter annahm. Der Name Dangel ist auch heute noch nicht ausgestorben. Seine polnischen Träger aber mögen sich ungern daran erinnern, daß ihr Stammvater ein Sattlergeselle und dazu noch ein Deutscher war. Dessen Name aber lebt auch in der schönen polnischen Literatur weiter, die zur Zeit Stanislaus Augusts die „powozy Danglowskie" (Dangelwagen) nicht selten rühmend erwähnt.

Der erste Organisator der polnischen Wissenschaft

Georg Samuel Bandtke (1768—1835)

Von Kurt Lück, Posen

Die von dem Lokator Franczko aus Mainz im Jahre 1342 neben der alten Grodstätte zu deutschem Recht gegründete Stadt Lublin wurde im 17. und 18. Jahrhundert abermals von einer Einwanderungswelle aufgefrischt und neubelebt. Die Zahl der deutschen Handwerker und Kaufleute stieg so stark an, daß sich die Protestanten unter ihnen nach 1769 eine eigene Kirche errichten und die Katholiken bei Michael Groell in Warschau eigens für ihre Lubliner Gemeinde ein mehrbändiges Kirchengesangbuch in deutscher Sprache drucken und herausgeben konnten. Zu den wohlhabenderen Kaufleuten gehörte auch der aus Schlichtingheim bei Fraustadt zugezogene Johann Samuel Bandtke und seine Ehefrau Anna Maria, geborene Noak, aus einer deutsch-protestantischen, von Schlesien gekommenen Familie. Wie deutsch beide dachten, zeigte die Erziehung ihrer Kinder, vor allem des ältesten, am 24. November 1768 geborenen Georg Samuel. Wie sein jüngerer Bruder, so mag auch er den ersten Unterricht (Deutsch und Polnisch) in der von der protestantischen Gemeinde gegründeten Kantoratsschule erhalten haben. Dann schickte der Vater den zehnjährigen Knaben nach Breslau, um ihn im Elisabeth-Gymnasium bilden zu lassen. Da er dort bei seinem Onkel, dem vermögenden Schuhmachermeister Johann Georg Bandtke wohnen konnte, mag es den Eltern nicht allzu schwergefallen sein, ihren Erstgeborenen so weit von Hause wegzugeben. Am 15. März 1779 traf er in Schlesiens Hauptstadt ein. Nachdem er einige Jahre fleißig und mit Erfolg gelernt hatte, ereilte ihn die traurige Nachricht, daß die Vermögensverhältnisse seines Vaters in Lublin sich verschlechtert hätten und die Zuschüsse von Hause aufhören würden. Der Junge stand plötzlich vor dem harten Muß, irgend ein Handwerk ergreifen zu müssen. Da aber setzte sich einer der Lehrer bei seinem Onkel für ihn ein. Es sei eine Sünde, einen derart begabten Schüler aus der Schule zu nehmen. Der Schuhmachermeister sah das ein und beschloß kurzerhand, den Neffen auf eigene Kosten weiter ausbilden zu lassen. 1787 bestand Georg Samuel die Reifeprüfung und studierte dann zwei Jahre in Halle und ein Jahr in Jena, wie es hieß, Theologie. In Wirklichkeit aber beschäftigte er sich hauptsächlich mit Geschichte und Sprachwissenschaft. Den Dr. phil. h. c. erhielt er allerdings erst am 12. Oktober 1811 in Krakau. Nach seinem Studium arbeitete er zunächst (1790) als Hauslehrer bei dem Pastor Nürnberger in Hermannsdorf, um dann den gleichen Posten beim Grafen Piotr Ożarowski, dem damaligen Kastellan von Wojnicz und späteren Hetman, zu übernehmen, und zwar für die Dauer von acht Jahren. Er unterrichtete dessen jüngere Söhne, erst in Brzoza, Kreis Kozienice, dann in Warschau und nach dem Tode Ożarowskis in Dresden, Berlin und die letzten beiden Jahre in Petersburg, wo er



Georg Samuel Bandtke (1768—1835)
„Der erste Organisator der polnischen Wissenschaft"

(Ölbild von N. Hadziewicz)



Georg Gottlieb Pusch (1791—1846)
Der Begründer der geologischen Wissenschaft in Polen

gleichzeitig Beziehungen zum Fürsten Adam Czartoryski, zu Tadeusz Czacki und polnischen und russischen Gelehrten anknüpfte. Hier erlernte er die russische Sprache und studierte das altkirchenslawische Schrifttum.

1798 übernahm Bandtke die Stellung eines Hilfslehrers und des Lehrers für Polnisch am Elisabeth-Gymnasium in Breslau. 1804 rückte er zum Rektor der Hl. Geistschule in der Breslauer Neustadt auf, wobei er zugleich überlieferungsgemäß die Bibliothek der Bernardinerkirche mit zu betreuen hatte. Zum Lehrer einer Mittelschule eignete er sich aber wenig, denn er war allzu gelehrt und dozierte meist, so daß ihn oft nur die befähigtsten Schüler richtig verstanden. Außer Latein lehrte er auch Polnisch. Die gute Kenntnis der letzteren Sprache brachte ihm ferner das Amt eines vereidigten Dolmetschers beim Magistrat und der königlichen Kammer in Breslau ein. Am wohlsten fühlte sich Bandtke damals in der Bibliothek, die er mit Hilfe seines Freundes Chr. Fr. Paritius ordnete und katalogisierte.

Im Jahre 1803 besuchte Bandtke als Begleiter und Dolmetscher des Ober-Konsistorialrats Gedike und des Kirchenrats Meierotto 50 Ortschaften in Südpreußen mit insgesamt 100 Schulen aller Art. Er schrieb hinterher drei Berichte, die in Berlin an höchster Stelle Anklang fanden und ihm die Anerkennung: „ein schätzbarer praktischer Schulmann und Beobachter" einbrachten. Interessant sind seine Ratschläge für die Behandlung der Polen. Er schlägt vor, die Polen zu guten Untertanen Preußens zu erziehen, ihnen aber eine freie Pflege ihrer polnischen Sprache, Sitte und Bildung zu gewähren. „Die Zeit ist zu kurz gewesen, um den Damm der Vorurteile zu heben, der zwischen Deutschen und Polen sich mächtig gesetzt hat. Die Deutschen verachten zu oft und zu sehr die Polen, erregen dadurch ihren Stolz und bewirken einen Haß, der nicht selten der guten Sache nachteiliger ist, als man dem ersten Blicke nach urteilen sollte. Hätte die Natur dem Polen die Anlage zu den Tugenden der Deutschen gegeben, so wäre dies Mißverständnis leicht zu heben, der gutmütige Pole würde ein braver Deutscher und befände sich glücklich. Aber es ist den Polen unmöglich, den deutschen Ernst, die kalte Überlegung, die Ausdauer bei seiner Unternehmung, den eisernen Fleiß, die Sparsamkeit und Wirtlichkeit der Deutschen zu erreichen, alles Tugenden, die Deutschland zu seinem Flor gebracht haben. Doch die Natur, die niemanden stiefmütterlich bedacht hat, hat auch dem Polen andere Tugenden dafür gegeben, die jene vollkommen ersetzen. Diese polnischen Tugenden gewähren nicht bloß die gewisse Hoffnung, daß die Polen unter einer festen und ruhigen Regierung ihren älteren Brüdern, den Deutschen, in keiner Sache etwas nachgeben werden, sondern, daß sie in manchen Dingen selbst um den Vorzug wetteifern werden. Diese polnischen, den Polen angeborenen Tugenden sind der polnische Gleichmut im Glück oder Unglück, der hieraus entspringende Frohsinn, die Genügsamkeit, die Kunst, ohne zu murren zu entbehren, alle Beschwerden zu ertragen, der Eifer und Enthusiasmus bei einer unternommenen Sache, die schnelle Fassungskraft, körperliche und geistige Gewandtheit. Diese Tugenden werden aus dem Polen alles machen, den treuesten Untertan, den willigsten und härtesten Soldaten, der keine Weichlichkeit kennt und keine Gefahr scheut, auch selbst den fleißigsten Bürger, wenn er gleich nur rhapsodisch arbeitet. Aber niemals kann aus dem Polen ein guter Deutscher werden."

Die menschenfreundliche Milde und manches andere, was der Gelehrte Bandtke in seiner politischen Harmlosigkeit anempfohlen hat, stellte sich ja bekanntlich später in der Polenpolitik als völlig irrig heraus. Die Polen haben sich nie, wie er es wünschte, zu „preußischen Patrioten" erziehen lassen. Nur in einem Punkte behielt er recht, nämlich, daß sich das polnische Volk niemals in seiner Masse germanisieren lassen würde, was ja übrigens damals auch gar nicht beabsichtigt war. Jedenfalls wurde von Berlin Bandtkes Gutachten der Kriegs- und Domänenkammer zu Posen zur Beherzigung mitgeteilt.

Während seines Aufenthaltes in Breslau, wo er nie anders als als Deutscher auftrat, veröffentlichte er von 1799—1812 eine Menge Studien über die Geschichte Schlesiens, die fast durchweg in den „Schlesischen Monatsblättern" und später zusammengefaßt als „Historisch-kritische Analecten zur Erläuterung der Geschichte des Ostens von Europa" (1802) erschienen. Bandtke behandelte u. a. das Nebeneinander der beiden Völker in diesem Raume, die Anfänge der mittelalterlichen deutschen Kolonisation, wobei er mit besonderem Eifer, aber mit dem Willen zur Sachlichkeit, Geschichte und Sprache des polnischen Elements beleuchtete. Bei den Polen selbst hatte man bis dahin die seit Jahrhunderten neben einer deutschen Mehrheit lebenden Stammesgenossen in dem seit langem unmittelbar und mittelbar unter deutscher staatlicher Herrschaft befindlichen Schlesien vollkommen vergessen. Der deutsche Gelehrte, so rühmt die polnische Wissenschaft, war derjenige, der durch seine zahlreichen Arbeiten als erster das Interesse für diese Polen wiedererweckt und damit gewissermaßen die geistige Natur des politischen Kampfes um die Seele dieser Vergessenen gewesen ist. Sein 1821 in der „Mrówka Poznańska" in polnischer Sprache veröffentlichtes längeres Studium „Wiadomości o języku polskim na Szląsku i o polskich Szlązakach" (Nachrichten über die p. Sprache und die p. Schlesier) ist nach Ansicht von Barycz „die erste neuzeitliche polnische Monographie über Schlesien", die das Vorhandensein des dortigen Polentums in das nationale Bewußtsein zurückgerufen hat.

Bandtke gehört also zu jenen Deutschen, die, wie Herder und andere, den Polen halfen, ihr eigenes Ich zu entdecken, ohne dabei durch irgendwelche politischen Überlegungen gehemmt zu sein. So sorgte er dafür, daß die polnische Gruppe der Bevölkerung in Oberschlesien von ihm selbst verfaßte polnische Handbücher für den Schulunterricht und beide Völker Wörter- und Lehrbücher erhielten. Er arbeitete eng mit dem Breslauer Verleger Korn zusammen. Möglicherweise war dieser ein Verwandter der reichen Lubliner Kaufmannsfamilie Korn, so daß beide Männer nicht nur durch geschäftliche, sondern auch persönliche Interessen einander nahestanden. 1802 gab Bandtke auf Wunsch des Verlegers die „Przysłowia mów potocznych" (Die Sprichwörter der Umgangssprache) von A. M. Fredro heraus; 1803 den „Elementarz polski . . ." (Elementarbuch des Polnischen . . ."); 1806 den „Słownik dokładny języka polskiego i niemieckiego" (Genaues Wörterbuch der polnischen und der deutschen Sprache. XV + 1988 S.), eine mit ungeheuerem Fleiße geleistete, mit einem deutschen Vorwort versehene Arbeit; 1808 die „Polnische Grammatik für Deutsche, welche die polnische Sprache gründlich erlernen wollen" (4 Auflagen!). Eine für die Polen größere Bedeutung hatte aber sein 1810 in 2 Bänden herausgegebenes Geschichtsbuch „Krótkie wyobrażenie dziejów królestwa polskiego" (Kurze Darstellung der Geschichte des Königreichs Polen). „Es war dies bei uns das erste die Bezeichnung eines wissenschaftlichen Handbuches der vaterländischen Geschichte verdienende Werk, das sowohl die politischen Ereignisse als auch die kulturellen Zustände berücksichtigte", schreibt ein polnischer Wissenschaftler. Dieses Handbuch erschien 1820 noch einmal in einer veränderten und erweiterten Auflage unter dem Titel „Dzieje królestwa polskiego" (Geschichte des Königreichs Polen) und 1835 als „Dzieje narodu polskiego" (Geschichte des polnischen Volkes). Ossoliński nannte sie 1822 „die genaueste und gelehrteste kurzgefaßte Geschichte Polens, die wir besitzen".

Im Jahre 1810 besuchte Bandtke wieder einmal seine Heimatstadt Lublin. Unterwegs machte er halt in Krakau und Puławy, wohin ihn Fürst Adam Czartoryski eingeladen hatte. Auf dessen Anregung bot die Warschauer Unterrichtskammer ihm die Leitung der Universitätsbibliothek und Professur für Bibliographie in Krakau an, worauf der deutsche Gelehrte sofort einging. 1811 siedelte er nach Krakau über und blieb auf diesem Posten bis zum Ende seines Lebens (1835), obwohl man ihn

1815 wieder nach Breslau und 1817 als Geschichtsprofessor nach Wilna holen wollte. Schon 1812 eröffnete er ein Lesezimmer für das Publikum. Bandtke wurde aber vor allem „der" Ordner der wertvollen Krakauer Bibliothek, denn 1811 war erst die Hälfte des Buchbestandes aufgestellt und katalogisiert. Die zweite Hälfte (15 000 Bände) lag in Stößen aufgestapelt. Bandtke ordnete und katalogisierte sie gewissenhaft und erwarb ungefähr ebensoviel Bände neu hinzu. Eine erstaunliche Leistung, wenn man weiß, wie gering die Mittel waren, über die er verfügte. Er verstand es, billig einzukaufen, orientierte sich als sparsamer Mann peinlich genau über alle Einkaufsmöglichkeiten und rechnete mit jedem Groschen. Kaum traf er in einer anderen Stadt ein, da saß er auch schon in den Buchhandlungen, Antiquariaten, Hausarchiven, auf Auktionen usw., wühlte in den staubbedeckten Papieren herum, um alles Wertvolle herauszusuchen und möglichst billig zu ergattern. Wen er traf, keilte er in seiner Art um Bücherspenden für seine Bibliothek an, oft mit Erfolg, wie sein ihn als Freund bezeichnender Zeitgenosse Ossolinski berichtet. Dubletten tauschte er um. Kurzum, er ließ nichts unversucht, um den Buchbestand zu vergrößern. Groß ist die Zahl der alten und seltenen Werke, die er auf diese Weise für die Wissenschaft gerettet hat.

Wanda Kończyńska, die die Geschichte der Jagellonenbücherei geschrieben hat, bemängelt zwar manches an Bandtkes Tätigkeit, versagt ihm aber doch nicht Anerkennung für seine zweifellos große Gesamtleistung und seinen Bienenfleiß. „Bandtke erfreute sich als Bibliothekar nicht der Sympathie des Publikums. Er war kurzangebunden und wenig zugänglich. Als Bibliothekar mit seinem umfassenden Wissen und seiner Gelehrsamkeit war er an der rechten Stelle, als Vorgesetzter einer wissenschaftlichen Sammlung paßte er auf diesen Posten nicht hin. Er war unangenehm, ungeduldig, aufbegehrend bei jeder sich nur bietenden Gelegenheit und schreckte die Leser eher ab, als daß er sie anzog; alle behaupteten denn auch, er hielte die Bibliothek für sein Privateigentum, das ausschließlich nur ihm selbst zu dienen hätte" (Kończyńska). Allerdings waren diejenigen, die ihm näherstanden, ihm sehr zugetan, z. B. A. Z. Helcel, der später im „Kwartalnik Naukowy" (Bd. II S. 321—72) eine umfangreiche Würdigung seiner Arbeit gebracht hat. Wer den deutschen Pedanten kennt, der seiner Arbeit zuliebe keine Minute unnötig hergab, und dann das mit der Zeit nie geizende polnische Publikum, bei dem Leihen und Abgeben oft zwei nicht zueinandergehörende Dinge waren und die Sorgfalt bei der Behandlung entliehener Sachen immer zu wünschen übrigließ, wird geneigt sein, Bandtkes Einstellung anders zu beurteilen als Frau Kończyńska.

1815 erschien seine polnische „Geschichte der Krakauer Druckereien", 1821 seine polnisch geschriebene „Geschichte der Bibliothek der Jagellonischen Universität in Krakau", die beide wegen der darin enthaltenen Kritik an den polnischen Zuständen anonyme Rezensenten zu heftigen Angriffen auf den Verfasser herausforderten. Man konnte und wollte es ihm nicht verzeihen, daß er z. B. auf den Zusammenhang Faust-Twardowski hingewiesen, die Legende von dem bekannten „Marcin Siennik" (16. Jahrh.), zerstört und ihn richtig „Merten Heuwrecher" genannt, ferner Coppernikus nicht nur den Polen, sondern auch den Deutschen zugeschrieben, Wojciech Brudzewski Albert Blar genannt hatte und anderes mehr. Sein Freund Ossoliński unternahm es daher 1822 in den „Wiadomości historyczno-krytyczne" (Bd. III Teil 2), Bandtke gegen die böswilligen Angriffe zu verteidigen. Jener habe z. B. mit seiner Kritik am Büchereiwesen vollkommen recht, denn vorher sei in der Bibliothek, wie er mit eigenen Augen gesehen habe, alles durcheinander wie Kraut und Rüben („groch z kapustą") gewesen. Die jetzige Ordnung unterscheide sich von der früheren wie Tag und Nacht. Und was Blar, Heuwrecher und Coppernikus anlangt, so habe Bandtke dafür Beweise geliefert, z. B. zähle schon der Pole Jan Innocenty Petrycy in seinem Werk „Comitia Sapientum" (Krakau 1628 S. 97) Coppernikus zusammen mit

Regiomontanus zu den Deutschen, an einer anderen Stelle zu den Polen. Die Polen sollten, so sagt Ossoliński, fremden Völkern nicht ihre Gelehrten wegnehmen.

Die Angriffe auf Bandtke galten aber nicht nur dem kritisierenden Apostel der Wissenschaft, sondern auch dem protestantischen Deutschen. 1816 hatte er mit Erfolg alle Hebel in Bewegung gesetzt, um der damals deutschen protestantischen Gemeinde in Krakau die Abtretung der Martinskirche in Podgórze an der ul. Grodzka mit den dazu gehörigen Gebäuden für ein Pfarrhaus und eine Schule zu erwirken. Kein Wunder, daß ihm auch deshalb manche seiner polnischen Kollegen und Bekannten übelwollten. Wir hören davon in den Erinnerungen des Freiherrn Albert von Seld „Sechzig Jahre. Ein Leben an Bauern- und Fürstenhäusern, unter Säufern, Kindern und Verbrechern" (Neuausgabe Göttingen 1925 S. 113):

„Der Priester Jaroński las Philosophie nach einem selbstgeschriebenen Kompendium, welches mit den sieben Wunderwerken, ich weiß nicht welches Heiligen, begann. Er erbot sich während meines Aufenthaltes in Krakau in einer schriftlichen Eingabe, die er an die Organisationskommission richtete, er wolle öffentlich in der Universitätskirche vor zu erwählenden Zeugen aus dem Professor und Bibliothekar Bandke (einem Deutschen und Lutheraner, dem einzigen, der vielleicht Anspruch auf Gelehrsamkeit machen konnte, einem harmlosen, kindlich gutmütigen Manne, der sich der Studierenden väterlich annahm) — aus diesem Professor Bandke erbot sich der Professor der Philosophie sichtbarlich drei Teufel auszutreiben, den Teufel der Ketzerei, den Teufel der Freimaurerei und den Teufel der preußischen Spionerie. Das fand im neunzehnten Jahrhundert auf einer Universität statt, auf der im fünfzehnten Jahrhundert schon Huß, der Vorläufer Luthers, gelebt hatte. Und ich erzähle nicht etwa eine Sage; das Anerbieten des Philosophen steht wörtlich so in den Akten, an denen ich selbst mitarbeitete. Es ging das aber doch etwas zu weit, der Philosoph wurde pensioniert, und sein Lehrstuhl stand der Bewerbung offen." —

Bandtke hatte sich 1818 mit seiner Base Susanna Dorothea Bandtke, einer Deutschen verheiratet, die, aus Breslau stammend, wahrscheinlich die polnische Sprache nicht beherrschte. Kein Wunder, daß sich Dinge wie die im Seldschen Buche geschilderten oft wiederholten. Die merkwürdige völkische Stellung, die dieser Bücherwurm in Krakau innehatte, spiegelt sich in seinem deutsch geführten Briefwechsel mit dem tschechischen Gelehrten Josef Dobrovsky wider. Der alten Sitte der Deutschen gemäß, sich im Osten nach landsmannschaftlichen Gesichtspunkten als „Wohnpolen" oder noch einfacher „Polen" zu bezeichnen, spricht Bandtke in seinem Briefwechsel einige Male „... wir Polen", „wir Slaven" oder „... wir in Polen" oder 1810: „Wenn Czech und Lech Brüder waren, so sind wir wenigstens Geschwisterkinder ..." Solche Stellen suchen die polnischen Historiker heraus, um den Gelehrten, auch wegen seiner wissenschaftlichen Neigungen, zum Polen zu stempeln.

Allerdings übersehen sie dabei geflissentlich, daß Bandtke nicht nur Dobrovsky, sondern auch russischen Gelehrten gegenüber oft Klagen über die Polen geführt hat. 1816 schreibt er an D.: „Der Mangel des Buchhandels macht unsere polnischen Bücher theuer und nicht immer entspricht ihr innerer Wert dem hohen Preise ..." Besonders schlecht war er auf die polnischen Pfaffen zu sprechen: „Unsere Missionarien, die alle Seminarien besetzt haben, mahlen binnen drey Jahren die dümmesten Pfaffen zusammen, meistens aus dem Karpathischen Gebirge. In drey Jahren sind 50 Stück dem sel. Gornicki, Visitator des Collegii zu Krakau entlaufen" ... „Dazu kommt noch, daß man bey uns nur Lob verlangt, nicht die Wahrheit. Jede andere Nation verlangt Wahrheit, was zu tadeln, bei uns will man das nicht ... Äußern Sie das nicht gegen jemanden, es könnte mir schaden" ... „Man schreibt mir Antipolonismum zu, wenn ich nicht alles dumme Zeug, was man von unserer Geschichte sagt, glauben will" (1825) ... „Man beschuldigte mich mehrmals, daß ich es mit dem Auslande halte, daß ich nicht alles zum besten kehren will etc., und zwar auf eine so grobe und

dumme Art, daß ich nun lieber ganz stille bin, und ich leugne daher manche Arbeit von mir geradezu ab und nehme mich vor Niemandem mehr in Acht, als vor unseren sogenannten gelehrten Landsleuten".

Banktke war zuletzt so stark angefeindet, daß er, wie er selber schreibt, zurückgezogen „wie ein Eremit" lebte und „fast mit niemandem mehr" redete. Rezensionen polnischer Werke veröffentlichte er lieber anonym, um Anpöbelungen zu vermeiden.

Als Professor der Universität las er über Bibliographie. Es waren dies die ersten Vorlesungen über diesen Gegenstand, die in Polen und in polnischer Sprache gehalten worden sind. Ferner las er 1817—25 über slawische Sprachwissenschaft, 1814/15 über polnische Numismatik, über die er als einer der ersten, und als erster gründlich, geforscht hat. Seine größte wissenschaftliche Leistung liegt aber wohl in der Gründung eines philologischen und historischen Seminars (des ersten in Polen!), das er von 1813 bis 1833 leitete. Es war dies in Polen die erste Schule im wissenschaftlich-erzieherischen Sinne dieses Wortes, so daß man ihm sogar die Ehrentitel „Pierwszy organizator nauki polskiej" (der erste Organisator der polnischen Wissenschaft) und „inicjator unowożytnienia nauki polskiej" (Initiator der Modernisierung der polnischen Wissenschaft) zugebilligt hat.

Henryk Barycz kennzeichnet Bandtkes Tätigkeit folgendermaßen: „Nicht nur die angespannte Forschungsarbeit sicherte Bandtke Ruf und Bedeutung als Wissenschaftler. Nicht geringere Verdienste hat er sich auch als Direktor der Jagellonischen Bibliothek erworben, die unter seiner Leitung geordnet und den geistig Arbeitenden in weitem Maße zugänglich gemacht wurde, sondern auch als unvergleichlicher Organisator der damaligen polnischen Wissenschaft. In dieser Hinsicht verdient Bandtkes Tätigkeit besondere Aufmerksamkeit. Er gehörte zu der kleinen Anzahl polnischer (?) Gelehrten, die wie St. Staszic, H. Kołłątaj, T. Czacki, S. G. Linde die Fundamente für die neuzeitliche Entwicklung der polnischen Wissenschaft schufen, indem sie ihr charakteristische Dinge brachten wie Selbstständigkeit und Kritik, Objektivismus, das Begreifen der Wichtigkeit der wissenschaftlichen Methode, die Notwendigkeit, den flachen Universalismus der Aufklärung zu verlassen und den Weg der monographischen Studien zu beschreiten, und im Zusammenhang damit das Heranholen und Erziehen einer größeren Zahl befähigter Arbeiter zur Forschung, die Schaffung und Organisierung neuer wissenschaftlicher Arbeitsplätze für sie. Bandtke ist es zu danken, daß diese neuzeitlichen Grundsätze einer historischen Forschung in der Universität Krakau eingeführt wurden. In seinem Seminar, das er von 1813—1833 führte, bildete er eine Schar hervorragender polnischer Gelehrter heran, z. B. A. W. Maciejowski, J. Muczkowski, J. K. Trojański, A. Z. Helcel, A. Mukkowski und andere. Er schuf dadurch, das kann man sagen, die erste Historikerschule, die sich nach dem Vorbilde ihres Meisters vor allem der Erforschung der Geschichte der Kultur, Literatur und des Bildungswesens widmete. Gleichzeitig wies Bandtke mit seinen Krakauer Forschungen den Weg für weitere Arbeiten auf diesem Gebiet: einerseits schuf er die dauernden Grundlagen für die polnische Bibliographie, auf denen später das große Werk Estreichers weiterbaute, und für die Geschichte des Buches in Polen im weiten Sinne dieses Wortes, andererseits wies er auf die Notwendigkeit hin, in breitem Umfange die Herausgabe der wichtigsten Geschichtsquellen (in einer geplanten Serie) „Scriptores inediti rerum polonicarum" in Angriff zu nehmen, ein Plan, den erst später nach Jahren die „Polnische Akademie der Wissenschaften" zu verwirklichen begann.

Indem Bandtke folgerichtig am Ziel festhielt, die Wissenschaft in Polen den neuzeitlichen Erfordernissen anzupassen, begann er auch mit der Herausgabe der ersten wissenschaftlichen Zeitschriften in Krakau („Miscellanea Cracoviensia", „Miscellanea Cracoviensia Nova", „Rozmaitości Naukowe"), für die er eine große Anzahl Mitarbeiter warb, unter ihnen eine Menge eigener Schüler,

endlich knüpfte er umfangreiche Beziehungen zur wissenschaftlichen deutschen und slawischen Welt an." . . . „Dank seinen Forschungen und wissenschaftlichen Arbeiten über Schlesien, die er über 30 Jahre lang (1799—1831) durchführte, richtete Bandtke die Aufmerksamkeit der polnischen Öffentlichkeit auf das Problem Schlesien und gab der späteren (polnischen) nationalen Bewegung in Oberschlesien die Anregung und die wissenschaftliche Begründung."

Bandtke aber hat nicht nur die von ihrem Volke vergessenen oberschlesischen Polen „entdeckt", sondern noch manches andere, z. B. den St. Florianer Psalter und anderes mehr. „Wie viel, sehr viel verschiedene Dinge haben uns (worüber wir ungern sprechen) die Deutschen entdeckt", hat einmal Adolf Nowaczyński („Tęcza", Nov. 1936, S. 30) gestanden. Dies gilt in hohem Maße für Bandtke.

Es wäre aber falsch anzunehmen, er hätte lediglich und einseitig Interessen der polnischen Wissenschaft vertreten. Wir verdanken ihm eine Menge Forschungen zur Geschichte des Deutschtums in Schlesien und Polen. Denken wir nur an seine beiden Arbeiten über die Geschichte der Druckereien in Krakau und in ganz Polen. Er hat in der ersten Zeit auch oft radikal gegen falsche Thesen der Polen zugunsten des deutschen Standpunktes Stellung genommen, aber später wegen der sich häufenden polnischen Angriffe auf seine Person davon Abstand genommen. Er hatte z. B. die These vertreten, der mittelalterliche Chronist Gall sei ein Deutscher gewesen. Auf andere Fälle wurde schon hingewiesen. Möglicherweise hat er auch aus Gründen der Vorsicht ein wichtiges, so gut wie beendetes, in lateinischer Sprache verfaßtes Werk „Die Geschichte des sächsischen bzw. deutschen Rechtes in Polen" nicht mehr herausgegeben, denn in einem solchen Werk konnte die deutsche Leistung für den Aufbau Polens nicht verschwiegen werden.

Sollen wir heute über den Bücherwurm und Sonderling Bandtke den Stab brechen, weil er, der in Lublin geboren, in seiner politischen Haltung harmlos und übervorsichtig war? Nichts wäre falscher als das. Wir wissen, daß es Bandtke meist darauf ankam, Anfeindungen der ihm übelgesinnten Polen auszuweichen. Vor allem aber war damals in den sprachlichen Formulierungen, wie schon erwähnt, der Unterschied zwischen Geburts- und Wohnpolen nicht scharf gezogen. Als Pole bezeichnete sich, wer in Polen wohnte oder von dorther stammte. Tatsache bleibt, daß Bandtke bis zu seinem 43. Lebensjahre in deutscher Umgebung lebte, daß seine Eltern und Verwandten Deutsche waren. Wenn er in nationaler Hinsicht nicht die Rolle gespielt hat, die der deutsche Kritiker bei ihm zu sehen wünschte, so lag das an der Unfähigkeit der damaligen preußischen Ostpolitik, Männer wie Bandtke für ihre eigenen Aufgaben zu gewinnen und einzuspannen, ganz im Gegensatz zu den polnischen Politikern, die es meisterhaft verstanden, harmlose deutsche Arbeitstiere vor ihren Wagen zu spannen.

Und ein Arbeitstier im besten Sinne dieses Wortes ist Bandtke gewesen. Er war zweimal Dekan, einmal (1820) Senator der damaligen „Republik Krakau". 1815—18 arbeitete er mit an der Schaffung des Universitätsstatuts, wodurch er Leibnitz, dem preußischen Vertreter in der Organisationskommission der Freien Stadt Krakau, nahekam. Darüber hinaus hat er am öffentlichen Leben keinen Anteil genommen. Am wohlsten fühlte er sich im Studierzimmer, in der Bibliothek und in der Universität. Von seinen größeren wissenschaftlichen Arbeiten haben wir die wichtigsten genannt. 80 kleinere Arbeiten, historische, sprachgeschichtliche, bücher- und volkskundliche, archäologische sind in deutschen und polnischen Zeitschriften verstreut. Er war Mitglied der „Oberlausitzschen Gesellschaft der Wissenschaften" (seit 1804), der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur", sowie der polnischen wissenschaftlichen Gesellschaften in Warschau und Krakau. Sein Briefwechsel hatte einen Riesenumfang. In ihm steckt ebenfalls ein gut Teil wissenschaftlicher Arbeit, handelte es sich doch dabei um einen meist tiefgründigen Meinungsaustausch.

Zu den „großen Deutschen" im völkischen Sinne dieses Wortes wollen und können wir Bandtke nicht rechnen. Aber in der Geschichte derjenigen deutschen Einwanderer, die Polens Kultur aufbauen halfen, darf er einen hervorragenden Platz beanspruchen. Seine Arbeitsleistung ist so riesenhaft, daß die Geschichte der deutschen Einwanderungen in Polen Bandtke und all die vielen anderen Deutschen seines Schlages nicht vergessen darf.

Daß Preußen und Deutschland damals nicht verstanden, die imposanten Arbeitsleistungen seiner Söhne im östlichen Vorfelde für die eigenen politischen Ziele fruchtbar zu machen, wie es die Engländer z. B. bei ihren Auswanderern taten, daß sie diesen Deutschen keine politische Ausrichtung zu vermitteln verstanden wie heute das Reich Adolf Hitlers, all das wollen war nicht Bandtke und anderen Männern auf das Schuldkonto setzen. Einen Ehrentitel kann ihnen keiner nehmen: Sie waren Helden deutscher Aufbauarbeit im Osten, auch wenn diese leider nur den anderen zugute kam.

Der Ordner des polnischen Sprachschatzes

Samuel Gottlieb Linde (1771—1847)

Von Dr. Alfred Lattermann, Posen

Wenn das polnische Gegenstück zu Goedeckes „Grundriß", Gabrjel Korbuts „Literatura Polska" ihre Darstellung des Gelehrten mit den Worten beginnt: „Samuel Bogumił Linde. Er war der Nachkomme einer schwedischen Familie evangelisch-augsburgischen Bekenntnisses, die in Polen ansässig war", oder Stanisław Wasilewski schreibt: „Schließlich stammte Linde nicht von den Thorner Deutschen ab", so sieht das so aus, als ob wir kein Recht hätten, diese Zierde der Gelehrsamkeit hier aufzuführen. Doch das wäre ein Irrtum.

Es ist zwar richtig, daß sein Vater Johann Jakobson Linde aus Wira in Dalekarlien stammte und sich erst in Thorn in seinem Beruf als Schlosser ansässig machte. Aber schon die nichtschwedische Form des Namens Linde mit dem Schluß-e zeigt, daß auch er deutschen Blutes war. Selbst wenn wir nicht Schwedisch können oder nicht im schwedischen Wörterbuch nachgesehen haben, wissen wir doch, daß die berühmte „Schwedische Nachtigall" Jenny Lind hieß, und wenn wir das „Nordisk Familjebok" aufschlagen, so finden wir vier Lind schwedischer Abkunft, bei den dort verzeichneten vier Linde aber immer deutsche, bzw. holländisch-niederdeutsche Abstammung genannt. In Schweden lebten ja damals viele deutsche Familien. Es spricht alles dafür, daß der Vater Linde einer von ihnen entstammte. In der alten, stets bis zum Weltkriege ganz überwiegend deutschen Ordensstadt Thorn wurde Johann Linde am 7. 11. 1752 mit Anna Barbara Langenhan, Johann Anton Langenhans ältester Tochter, getraut, wurde später Beisitzer der 3. Ordnung und starb in Thorn am 31. 5. 1790 im 79. Lebensjahr, ohne irdische Reichtümer zu hinterlassen. Das Ehepaar hatte eine Reihe Kinder. Von diesen wurde außer unserem Samuel Gottlieb nur noch Johann Linde groß, der später als Pastor an der Heiligen-Geist-Kirche in Danzig auch eine gewisse Rolle gespielt hat.

Samuel Gottlieb Linde erblickte am 24. 4. 1771 das Licht dieser Welt und wurde am 28. des Monats getauft. Die Umgangssprache im Hause war selbstverständlich deutsch, und wir kennen keine Hinweise darauf, daß der Vater dort auch schwedisch gesprochen habe. Der Sohn machte das Gymnasium seiner Heimatstadt durch und war schon damals gezwungen, sich wenigstens z. T. durch Privatstunden zu erhalten. Im Jahre 1798 ging er auf die Universität Leipzig, um evangelische Theologie und Philologie zu studieren. Im dritten Jahre seines dortigen Aufenthaltes erlangte er mit der Abhandlung „De solatiis adversus mortis horrores in Platone et Novo Testamento obviis" seinen philosophischen Doktorhut. Auf Anraten des Prof. Ernesty wurde er vom Kurfürsten von Sachsen zum vereidigten Dolmetscher des Handelsgerichts in Leipzig und Lektor der polnischen Sprache ernannt. Linde

wußte erst gar nicht von diesem Plan. „Auf meine bescheidene und zugleich ängstliche Erklärung, daß ich die polnische Sprache nicht gut kenne und nur so viel davon verstehe, als mir aus ihrem nebensächlichen Gebrauch in Thorn, wo sie zu meinen Zeiten sehr vernachlässigt war, im Gedächtnis haften geblieben war, daß ich von den ersten Anfängen an sie erst selbst beginnen müßte zu lernen, antwortete er mir mit dem Sprichwort: „Ein Knabe sehr viel lernen muß, eh' aus ihm wird ein Dominus." Er fand nur drei polnische Werke in Leipzig vor. Das Trotz'sche französisch-deutsch-polnische Wörterbuch arbeitete er nach etymologischen Grundsätzen durch. Auch Prof. Dathe, der ihn erst für die Orientalistik gewinnen wollte, stimmte schließlich zu, da die Slawistik noch weniger betrieben werde. So war es eigentlich ziemlich zufällig, daß Linde gerade auf dieses Gebiet angesetzt wurde, in dem er später seinen Ruhm begründete und so den Polen Gelegenheit gab, wieder einen großen geborenen Deutschen als eine Leuchte ihres Volkes in Anspruch zu nehmen.

In Wirklichkeit sprach er bis an sein Lebensende nur „gebrochen polnisch", da es eben für ihn eine erlernte Fremdsprache war, und Wasilewski führt seinen Lieblingsspruch für seine späteren Vorlesungen in polnischer Sprache, daß Coppernicus, Linde und der Pfefferkuchen die gleiche Heimatstadt hätten, in der für den Deutschen kennzeichnenden Aussprache mit dem stark gehauchten p auf: „Kophernik, Linde i Phiernik jedną mają ojczyznę — nieprawdaż?" Jede Warschauer Köchin habe besser polnisch gesprochen als er, und als er viel später auf eine gerührte Ansprache des Dichters J. U. Niemcewicz in einer Festsitzung der polnischen Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, die ihn zu ihrem Mitgliede ernannt hatte, antworten mußte, „dankte Linde für die Ehre, aber in seinem so holprigen und ungeschickten Polnisch, daß, wie Dr. Szokalski berichtet, diese Ovation deutliches, unterdrücktes Lachen im Saal verursachte". Niemcewicz hatte auch Grund, Linde dankbar zu sein. Schon in seiner Leipziger Zeit hatte letzterer ihm zwei seiner Werke in die deutsche Weltsprache übersetzt und dadurch erst über den begrenzten Kreis des Polentums bekannt gemacht. Die persönliche Bekanntschaft war durch einen eigenartigen Zufall entstanden: der junge Linde arbeitete gerade an einer Übersetzung des Lustspiels „Die Rückkehr des Landboten", als dessen Verfasser in sein Zimmer trat, um die Bekanntschaft des „Lectoris Publici Linguae Polonicae" zu machen.

Weiterhin hatte Linde mit mehreren anderen in Leipzig weilenden Polen Umgang gepflogen und sich auf diese Weise in die Sprache eingearbeitet. Er nannte das „nach dem vollendeten deutschen Lehrgang sozusagen einen zweiten polnischen". Im Jahre 1794 siedelte er auf Veranlassung von Ignaz Potocki nach Warschau über. Ohne Rücksicht auf die Belagerung der Stadt im Kościuszko-Aufstand, an dem er keinen Anteil nahm, arbeitete er in der hervorragenden Zaluski-Bibliothek, bis nach der Niederschlagung der Erhebung die Bibliothek von den Russen nach Petersburg gebracht wurde. Schon damals beschäftigte er sich mit der Sammlung des Stoffes für sein großes polnisches Wörterbuch. Da er nach der Fortführung der Bibliothek in dieser seiner philologischen Sammelarbeit lahmgelegt war, folgte er einem Rufe von Joseph Ossoliński nach Wien als Bibliothekar, dessen Bibliothek er ordnete und vergrößerte. In den reichen Büchersammlungen der Kaiserstadt, in der neben der ganz überwiegend deutschen Bevölkerung auch eine Anzahl Vertreter der verschiedensten slawischen Völker lebten, fand er neue Anregung und Hilfe für sein großes Beginnen. Sein polnisches Wörterbuch sollte nämlich ein vergleichendes Wörterbuch der slawischen Sprachen auf Grund der Anordnung der Wörter in polnischer Sprache mit Erklärungen durch Übersetzung in seine deutsche Muttersprache und unter Danebensetzung der Ausdrücke in den verschiedensten anderen bisweilen selbst orientalischen Sprachen werden, wobei ihn Fürst Adam Czartoryski zur Ausdauer ermunterte. Schon Mitglied der genannten Warschauer Gesellschaft,

veröffentlichte er im Jahre 1801 den Plan seines Wörterbuches in deutscher und polnischer Fassung. Ein Unternehmen dieser Art war das erste in Europa. Der Theologe, Pädagoge, Liederdichter und spätere Kanzler der Universität Halle, Dr. Aug. Hermann Niemeyer, setzte sich nachdrücklich für ihn ein.

Das machte die Behörden von Südpreußen auf ihn aufmerksam. 1803 berief ihn Minister Voß zur Einrichtung und Leitung eines neuzugründenden Lyzeums nach Warschau, das ja damals preußisch war. Hier ging er die ihm von der Kammer vorgelegten Pläne durch und entwarf solche für ein Ephorat der Anstalt, das dann die Grundlage der späteren Schulbehörde wurde. Anfang 1805 konnte er sein schon einige Monate vorher eröffnetes Lyzeum feierlich einweihen. Der Betrieb fand den Beifall der Behörden, die den Direktor auch zum Mitglied des Ephorats machten. In Warschau heiratete Linde auch ein von dort stammendes nicht wohlhabendes, aber wohlerzogenes Fräulein Bürger, die Tochter eines wegen seiner Rechtschaffenheit sehr geachteten Kaufmanns.

Es ist verständlich, daß der umfangreiche Schulbetrieb die Arbeiten Lindes an seinem Wörterbuch z. T. zurückdrängte, wie auch seine Wiener Gönner befürchtet hatten. Aber der unermüdliche Mann fand doch den Mut, den Vorschlag des berühmten Breslauer Buchhändlers Korn abzulehnen, als er ihn betr. der Größe des Werkes und der Zeit der Herausgabe zu sehr einschränken wollte. Korns Gedanken führte nachher erst Bandtke durch, der auch Linde viel behilflich war. Um eine wirkliche Aufsicht über den Druck zu haben, setzte Linde, obwohl nur knapp ein Drittel der Kosten durch spärliche Vorausbestellung gedeckt war, es durch, daß im Sachsenpalast, wo er wohnte, eine Druckerei eingerichtet wurde, als er bemerkte, daß die Sache in der Piaristen-Druckerei nicht klappte. Dazu besorgte er sich Setzer aus Leipzig und gutes Papier aus Berlin. Der Stoff zum Wörterbuch, entstanden durch Auszüge aus 800 Werken, war bis zum Buchstaben „W" schon mitgebracht worden, aber es fanden sich noch viele Ergänzungen. Gewisse geldliche Unterstützungen bei seinem großen Unternehmen erhielt er von verschiedenen Seiten, nicht nur von Polen, die von dieser Seite gern besonders in den Vordergrund geschoben werden, sondern z. B. auch vom König von Preußen und vom Zaren.

Der 1806 begonnene Krieg zwischen Frankreich und Preußen führte schließlich auch zur Besetzung Warschaus durch die Franzosen. Mitten in diesem Kriegsgetümmel kam 1807 der 1. Band des polnischen Wörterbuches in Allbuch-Größe (Lexikonformat) heraus. Er machte großen Eindruck. Aus einem Dankbrief Ossolinskis an den Verfasser geht aber hervor, daß nur wenig Vorbesteller vorhanden waren. Unter den im Werk selbst angebenen 118 Namen finden wir zudem gleich als die vier ersten einen kais. russ. Geheimrat Frh. v. Asch, die preußische Kammer, Regierung und Hauptkasse von Bialystok. Die Polen interessierten sich selbst also nicht gerade sehr für ein Werk, das ihnen der preußische Protestant schrieb. Daneben gab er viele Jahre lang seine Lyzeal-Programme heraus, zunächst ebenfalls zweisprachig, mit Beilagen über die Grundsätze der Etymologie und seine Einleitung zum Wörterbuch, später auch z. T. mit Verteidigung seiner wissenschaftlichen Arbeiten gegen Angriffe von außen.

Als Warschau Hauptstadt des Herzogtums Warschau wurde, ließen die Vertreter der nunmehr wieder die Herrschaft ausübenden polnischen Nation, die sich immer wieder ihrer „überlieferungsmäßigen Duldsamkeit" (tradycyjna tolerancja) rühmt, aus den Programmen die deutsche Sprache verschwinden, obwohl immer noch ein Großteil der Bewohner der Stadt deutschstämmig war. Der Herr Direktor Linde heißt jetzt Lyzeal-Rektor. Das Ephorat des Lyzeums wird um 2 Mitglieder vermehrt und als Erziehungskammer zur Obersten Erziehungsbehörde des Landes und später in „Direktion der Nationalerziehung" umbenannt. Linde ist ihr Mitglied und wird ihr Direktor, weiter Mitglied des Aufsichtsrates der Rechtsschule, Vorsitzender der

Gesellschaft für Elementar-Bücher. Er bekommt die Aufsicht über alle Schulen im Staat und führt sie so gut, daß er eine öffentliche Danksagung erntet.

1808 war der 2. Band des Wörterbuches herausgekommen, und König Friedrich August von Sachsen, zugleich sein neuer Landesherr als Herzog von Warschau, ehrte den Verfasser mit einer goldenen Schaumünze mit der Inschrift „Virtuti et ingenio". Die polnische Rede, die Stanislaus Potocki zur Ehrung dieses Herrschers in der Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften hielt, übersetzte unser Linde wieder ins Deutsche und gab sie in beiden Sprachen in seiner Druckerei heraus.

Schon im nächsten Jahre brauste wieder Kriegssturm über das Land. Zeitweise besetzte Erzherzog Ferdinand im Kriege gegen Napoleon und das mit ihm verbündete Vasallen-Herzogtum Warschau dessen Hauptstadt. Die oberen Klassen des Lyzeums leerten sich, da die Schüler ins Heer eintraten, und die Fortführung des Wörterbuches wäre unterbrochen worden, wenn nicht wieder Hilfe gekommen wäre, so daß im Jahre 1811 der vierte und 1812 der fünfte Band im Druck erscheinen konnte. Da störte wieder der Rußland-Feldzug und dann der Gegenstoß der Russen im Befreiungskrieg. „Die unterbrochenen Handelsbeziehungen mit Berlin ließen nicht zu, das für den weiteren Druck bestellte Papier einzuführen; zur Beendigung des 6. und letzten Bandes mußte man also schlechteres und teureres aus Jeziorna nehmen, und dieser Band übertraf an Umfang die anderen um das Doppelte." Im Umfange von 1080 Seiten kam er im Jahre 1814 heraus.

Die glückliche Vollendung dieses denkwürdigen Werkes wurde am 7. 3. 1815 durch eine Festsitzung und ein Festessen in der Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften begangen, die ja auch großenteils auf der Arbeit Deutschstämmiger beruhte. Lindes engerer Landsmann, Graf Friedrich Skarbek aus Thorn, der Sohn einer deutschen Bürgertochter Luise Fenger von dort, hat uns eine kurze Darstellung dieser Feierlichkeit hinterlassen, bei der auf dem Tisch statt Torten und Näschereien die 6 Bände des Wörterbuches aufgestellt wurden. Diese waren mit Zweigen von einem Lorbeerbaum aus dem Garten des Schlosses Wilanów (gleich Villa Nova!) bei Warschau bekränzt, den angeblich noch König Johann Sobieski gepflanzt haben sollte. Hier geschah es, daß Linde mit seiner holprigen polnischen Dankrede die unterdrückte Heiterkeit seiner Zuhörer erregte, von der schon die Rede war. Eine weitere Ehrung war die, daß ihm, als das Gebiet 1815 zum sogenannten Kongreßkönigreich unter dem Zaren geworden war, der Fürststatthalter Zajączek eine große goldene Denkmünze mit der polnischen Inschrift „Für das Wörterbuch der polnischen Sprache die Landsleute 1816" überreichte. Der Dichter Kasimir Brodziński besang das Wörterbuch, Ossoliński und Graf Stanislaus Potocki widmeten dem Verfasser je eines ihrer Werke.

Immer neue Aufgaben wurden Linde gestellt. Nachdem er schon 5 Jahre lang Präses des evang.-augsburg. Kirchenkollegiums der Warschauer Gemeinde gewesen war, bekam er das Referat dieses seines Bekenntnisses bei der aus der Generalerziehungskommission geschaffenen Regierungskommission für religiöse Bekenntnisse und öffentliche Bildung. Als Regierungskommissar beim Konsistorium verbessert er die Einkünfte der lutherischen Geistlichkeit und erreicht bei der Regierung Beihilfe für notwendige Kirchenbauten und Ausbesserungen. Ferner wurde er Generaldirektor der Bibliotheken und Kabinette, korrespondierendes Mitglied der Kaiserlichen Rechtskommission zu Petersburg und Abgeordneter des Landtages des Königreiches Polen für die Hauptstadt während zweier Sessionen.

Als 1817 die Universität in Warschau errichtet wird, ist er einer der tätigsten Mitbegründer. In seiner Wohnung finden die Sitzungen des Ausschusses zur Festlegung der Satzungen statt. Vertretungsweise liest Linde empirische Psychologie in polnischer Sprache nach Kiesewetter und allgemeine Grammatik nach Sasse, Vater und Haris. Er wird auch der erste Rektor der Universität und dann nach Überweisung der

reichen Bibliothek des Lyzeums an die öffentliche Hauptbibliothek für die Universität ihr Direktor. Er sorgt weiter für deren Vergrößerung. Als er 1819 von der Absicht der Aufhebung der Klöster durch die Regierung hört, reist er fast 4 Monate aus eigenem Antrieb beinahe 300 deutsche Meilen in 6 Wojewodschaften umher und steigt nur von der Postkutsche, um die Klosterbüchereien zu durchforschen. 40 000 für die Bibliothek ausgesuchte Bände, darunter auch seltenste Handschriften, sollen die Frucht dieser Reise gewesen sein. Die Erststücke gingen in die Hauptbibliothek, die Doppelstücke in die Priesterseminare und Büchereien der höheren Schulen. Im Gegensatz zu manchen polnischen Bibliomanen wie Graf Thaddäus Czacki, die bedenkenlos bei ähnlichen polnischen Gelegenheiten Bücher und Kostbarkeiten „entliehen", ohne sie jemals zurückzugeben, war Linde von anderer Art. „Auf Bücher verstand er sich gründlich und schätzte sie ihres Inhalts wegen. Wie fast jeder von seinen Beschäftigungen, widmete er sich auch dem Aufspüren seltener Bücher mit Leidenschaft, aber er sammelte sie nicht für sich."

Noch vor der genannten Reise hatte Linde weiter nach der Handschrift den dritten Band der Janociana, also der Bücherkunde von Jaehnisch-Janozki, der an anderer Stelle des vorliegenden Buches behandelt wird, mit einer lateinischen Vorrede versehen herausgegeben. Nach der Reise übersetzte er wieder Stücke aus Arbeiten Ossolinskis ins Deutsche und setzte sich mit dem Geistlichen Rhesa wegen der Geschichte der litauischen Bibel und des litauischen Volksliedes und Prof. Vater wegen der altpreußischen Sprache auseinander.

Wieder wurde durch den November-Aufstand 1830 die friedliche Stille seines Lebens unterbrochen. Wenn auch die russischen Regierungsstellen ihm seine Teilnahme am kongreßpolnischen Landtag etwas übelgenommen hatten, so blieb er doch unentbehrlich. Er erhielt die Oberaufsicht über die öffentliche Erziehung und wurde Mitglied des Ausschusses, der sich mit der Neueinrichtung der Schulen und Anstalten zu befassen hatte. 1833 war er Gymnasialdirektor, Vorsitzender des Ausschusses zur Aufsicht über die Mädchenschulen und -anstalten und Mitglied des Rates für öffentliche Erziehung. Er erhielt den Stanislaus-Orden I. Klasse und den Wladimir-Orden III. Klasse.

Außer den schon erwähnten wissenschaftlichen Ehrungen erfuhr er noch verschiedene andere. Schon nach dem ersten Bande des Wörterbuches hatte ihn die Königlich Böhmische Akademie in Prag zu ihrem Mitglied gemacht. Dieser folgten später die von Göttingen, Wilna, Berlin, Königsberg und das Institut Français in Paris. Er wurde Mitglied der Universität in Kasan und der Kaiserlich-Russischen Akademie in Petersburg, in letzterer Einrichtung als Angehöriger des Kongreßkönigreiches zugleich der erste Ausländer. Es folgten fast alle Universitäten in Rußland, ebenso die Gesellschaft der nordischen Altertümer in Kopenhagen. Im Jahre 1842 wurde in Warschau sein goldenes Doktorjubiläum gefeiert, wozu, wie üblich, die Universität Leipzig ihm ein neues Diplom mit ihren Glückwünschen sandte und General Okunieff, der Direktor des Erziehungsrates in Kongreßpolen, am 4. 6. auf Veranlassung des Statthalters Linde eine goldene Gedenkmünze mit dessen Brustbild auf einer Seite und einer ehrenden lateinischen Inschrift auf der anderen Seite überreichte.

Die Hauptehrungen verdankte Linde dem für seine Zeit großartigen Wörterbuch. Diese Arbeit war so gewaltig, daß viele kleinere Geister im polnischen Sprachgebiet nicht glauben konnten, daß sie in der Hauptsache nur einem Mann zu verdanken sei. Es wurde gemunkelt, Linde habe eine schon fertige Handschrift vorgefunden und nur unter seinem Namen herausgegeben. Man konnte sich einfach nicht vorstellen, was eiserner Wille und die Ausdauer eines seiner Aufgabe ganz hingegebenen Gelehrten schaffen können. Augenscheinlich spielte wohl auch wieder, wie leider öfters in ähnlichen Fällen, das Bestreben mit, diese dem polnischen Volke zugute kommende Großtat nicht einem „Fremden", einem protestantischen Deutschen, verdanken zu wollen, wenn

auch dieser sich in der damals noch meist vorkommenden Begriffsverwirrung oder dem Überwiegen der staatsbürgerlichen Zugehörigkeit gegenüber der volksmäßigen später zur „polnischen Nation" zurechnete.

Daß Linde wirklich selbständig arbeitete, zeigten andere Veröffentlichungen. Zwar machte er aus einem russischen bibliographischen Werk von Wasyl Sopikoff nur einen polnischen, aber schon mit eigenen Bemerkungen verbesserten ausführlichen Auszug; aber die Verwertung eines Fundes von Felix Bentkowski, dem Verfasser einer bekannten Literaturgeschichte und Herausgeber einer Zeitschrift, nämlich eines in altreußischer Sprache gedruckten, seltenen Statutes des Großfürstentumes Litauen, zeigte geradezu plastisch, wie sich Linde immer stärker in den Stoff vertiefte, wie er die verschiedenen Fassungen verglich und wie aus dem beabsichtigten Zeitungsaufsatz ein selbständiges Werk erwuchs, das wegen zu zeitigen Druckbeginnes zuweilen bei Gewinnung neuer Erkenntnisse frühere Anschauungen widerrief, aber klar nachwies, daß die reußische Fassung die ursprüngliche und die polnische eine private, fehlerhafte Übersetzung war. Linde zeigte auch das Verhältnis zu den anderen Übersetzungen auf, wies die Bibliographie dieses wichtigen Rechtsdenkmals nach und erläuterte es juristisch.

In seine deutsche Muttersprache übersetzt, veröffentlichte Linde „Vinzenz Kadlubek, Ein Historisch-Kritischer Beitrag zur slawischen Literatur aus dem Polnischen des Grafen Joseph Max. Ossolinski, von Samuel Gottlieb Linde, nebst den hierher gehörigen Schriften des Prażmowski, Czapski, Kownicki und Lelevel in 6 Anhängen. Warschau 1822".

Andere Sachen wieder übersetzte er aus dem Russischen ins Polnische. Schon in seinem großen polnischen Wörterbuch hatte er die verschiedenen polnischen Sprachformen, soweit er sie aufteilen konnte, nebeneinandergestellt. Von einem geplanten russischen Wörterbuch veröffentlichte er nur zwei Probebogen.

Mit der Aufgabe eines gründlichen, vergleichenden slawischen Wörterbuches, vor allem eines russisch-polnischen, befaßte er sich nach seiner Pensionierung 1835 die letzten 12 Jahre seines Lebens gewöhnlich von früh 6 Uhr bis nachmittags 4 Uhr. Sein gewaltiger Plan war, jeden slawischen Ausdruck mit seiner gesamten Verzweigung durch alle slawischen Sprachen hindurchzuvergleichen. Aber mit diesem Gedanken war er seiner Zeit weit vorausgeeilt. Denn außer seinem polnischen Wörterbuch war inzwischen nur, veranlaßt durch dieses Werk Lindes, ein entsprechendes tschechisches 5bändiges aus der Feder von Joseph Jakob Jungmann 1835—39 erschienen, während das große russische Gegenstück, das „Erklärende Wörterbuch der großrussischen Gebrauchssprache" erst 1861—68 in 4 Bänden in Moskau erschien, verfaßt von dem Nachkommen eines deutschen Einwanderers aus den Zeiten Katharinas II. nach Rußland, Waldemar Dahl.

Immerhin hat der unermüdliche Linde noch 600 Bogen enger Schrift und gegen 200 000 auf Kärtchen geschriebener Wortbeispiele hinterlassen, als er am 8. 8. 1847 in Warschau starb. Aber daneben fand sich noch eine in 22 Bänden eigenhändig von ihm geschriebene polnische Bibliographie, von der seine polnischen Biographen leider nicht verraten, ob sie nicht auch noch späteren polnischen Bibliographen nützlich geworden ist.

Zusammenfassend sagt August Bielowski, der im Auftrage des Ossolinski-Nationalinstitutes von 1854—60 einen Neuabdruck der Urausgabe des Lindeschen Wörterbuches herausbrachte und damit sozusagen auch noch eine nachträgliche Anerkennung des Verfassers bewies, über unseren Gelehrten: „Linde war ein gewandter Bibliograph, gründlicher Pädagoge, in dem Werk über das litauische Statut bewies er eine ungewöhnliche Kenntnis des Rechtswesens und in seinen geschichtlichen Arbeiten eine ungewöhnliche Nüchternheit des Urteils; aber seine Haupt- und Lieblingsbeschäftigung war die Sprachwissenschaft, und in ihr stand er sehr hoch. In ihm verbanden sich

alle Bedingungen eines bedeutenden Sprachforschers: Forschergabe, ausgedehnte und von Jugend an auf ein Hauptziel gelenkte Studien und vor allem ein starker Wille und Ausdauer, die allein die Fähigkeiten und Wissenschaft mit großem Erfolge krönt. Mit diesen Eigenschaften und heißer Liebe zu seinem Gegenstand machte er sich an die polnische Sprache", die ihm naturgemäß aus den geschilderten Gründen viel größere Schwierigkeiten machen mußte, als einem gebürtigen Polen. „Diese Schwierigkeiten überwindet er und bringt es dahin, daß er nicht nur gut und mit Leichtigkeit Polnisch schreibt, sondern seinen Landsleuten ein Werk schenkt, in dem auch die erfahrensten polnischen Gelehrten ihnen bis dahin unbekannte Schätze ihrer Sprache entdecken". Gymnasialdirektor Karol Petelenz-Krakau, der 1885—88 einen Packen deutscher Briefe an Linde von 1803—46 herausgegeben hat, rechnet ihn „nicht nur zu den berühmten, sondern geradezu zu der Reihe der großen Männer".

Und bei allen vielseitigen Leistungen hatte Linde mit seiner ersten, 1823 gestorbenen Frau 7 Kinder, von denen allerdings nur 2 Töchter groß wurden und von 4 Kindern einer zweiten Ehe nur 2, während eins kurz vor dem Vater 17jährig starb. Er fand immer noch Zeit für Geselligkeit, Spaziergänge und harmlose Vergnügungen. Ein echter deutscher Gelehrter war er auch darin, daß er ein großer Blumenfreund war, aber wenig daran dachte, irdische Schätze zu sammeln. Der Gedanke, daß mit seinem Tode sein Ruhegehalt aufhören und seine Töchter in Not geraten würden, kam ihm erst wenige Tage vor dem Sterben und preßte ihm Tränen und die Bitte um Verzeihung hervor. Er liegt auf dem Kirchhof der Warschauer evangelisch-augsburgischen Gemeinde begraben.

„Der Schöpfer der polnischen Musik"

Josef Anton Franz Elsner (1769—1854)

Von Mgr. Reinhard Nitz, Posen

Das Leben Elsners zeugt auf Schritt und Tritt von seinem deutschen Charakter. Er ist der wahre deutsche Kulturbringer mit seinen guten, aber leider auch schlechten Eigenschaften. Früh spürt er in sich musikalische Begabung, gibt aber anfangs dem Drängen seiner Eltern nach, Theologie und später Medizin zu studieren. Doch bald bricht dann die Liebe zur Musik endgültig durch. Er lernt, arbeitet sich immer höher hinauf, bis er schließlich über Brünn und Lemberg in die polnische Hauptstadt gelangt, wo er das polnische Musikleben neu aufbaut. Er scheut nicht all die vielen Schwierigkeiten, die sich seinen Plänen als Operndirektor und als Organisator eines geordneten Musikschulwesens entgegenstellen. Er läßt sich auch nicht von seinen vielen Gegenspielern beeinflussen. Unbeirrt geht er seinen Weg, bis seine Lebensarbeit erfüllt ist. Oft ist er im Verhältnis zu seinen Gegenspielern viel zu gutmütig, läßt sich von ihnen zeitweilig beiseite schieben, aber der Erfolg seiner kompositorischen und pädagogischen Arbeit gibt schließlich doch immer wieder den Ausschlag. An seiner Totenbahre steht dann auch die gesamte Musikwelt Warschaus und viele Freunde von fern und nah, die in ihm den „Vater der polnischen Musik" verehren.

Es ist jetzt endgültig geklärt, woher die Vorfahren Elsners stammen. Er selbst führt zwar in seiner in Warschau angelegten Genealogie sein Geschlecht auf eine alte schwedische Adelsfamilie, die sogar mit dem Königshaus der Wasa verwandt sein soll, zurück. Jedoch bleibt die weitere Stammbaumführung so unklar, daß der polnische Musikwissenschaftler J. Reiß vermutet, Elsner habe mit Absicht sein Geschlecht von den Schweden hergeleitet, da er in Warschau als gebürtiger Pole nicht gelten konnte, aber als Deutscher wiederum nicht unbedingt gelten wollte. Dr. Musiol hat in der Zeitschrift „Schlesische Stimme" (1940 Heft 1/2) auf dem sippenkundlichen Wege eindeutig nachgewiesen, daß Elsners Vorfahren einfache deutsche Handwerker im oberschlesischen Städtchen Grottkau (Kr. Oppeln) waren und sich bis 1700 zurückverfolgen lassen.

Elsners direkte Vorfahren stammen also aus Schlesien. Sein Vater Franz Xaver war in Grottkau ein ehrbarer Tischlermeister, der auch Klaviere und Harfen herstellte und nebenbei, so gut es ging, Musik machte. Seine Mutter Klara war eine geborene Matzkin. In diesem deutschen Hause erblickte der kleine Josef am 1. Juni 1769 das Licht der Welt. Er kam zwar bald mit dem Polentum in Berührung dadurch, daß er in der Kirche polnische Gesänge hörte und wohl auch polnische Spielkameraden hatte; aber der Geist, der in seinem elterlichen Hause herrschte, war eben vollkommen deutsch. Es bildete sich vielmehr bei dem Jungen eine Abneigung gegen alles Polnische heraus. Später schreibt er einmal, wie er es oft von seinem Vater gehört hatte: „Mein Söhnchen, in Polen ist nichts zu holen".

Auf der Klosterschule der Dominikaner in Breslau, wo er sich für seinen späteren geistlichen Beruf vorbereiten sollte, war die Abneigung, die polnische Sprache erlernen zu müssen, mit ein Grund, daß er das Theologiestudium aufgab und nach Wien zog, um Medizin zu studieren. Die Mittel zu seinem Wiener Aufenthalt verschaffte ihm ein Stipendium seiner Heimatstadt Grottkau, allerdings mit der Verpflichtung, daß er sich später als Arzt dort niederlassen müßte. Aber er sollte nicht lange bei der Medizin bleiben.

Schon in Breslau nahm sein musikalisches Studium einen breiten Raum ein. Von Hause brachte er außer der Liebe zur Musik, die ihm von seinem Vater eingeflößt worden war, eine silberklare, helle Sopranstimme mit, die schon seinen Lehrer Spielvogel in Grottkau begeistert hatte. In Breslau wurde er gleich an die Dominikanerkirche als Diskantist aufgenommen und hat durch eine Komposition „Ave Maria" die Aufmerksamkeit tüchtiger damaliger Musiker auf sich gelenkt. An Namen seiner Lehrer wie Maar, Dreiritter, Hanisch und Schönie erinnerte er sich später noch oft voller Dankbarkeit. Hier erhielt er nun die ersten Grundlagen im Generalbaß-Spiel, in der Formenlehre und vervollkommnete sich im Geigenspiel. Als Früchte dieses Unterrichts entstanden viele Kompositionen, wie z. B. ein Geigenkonzert in G-Dur, Kammermusik und eine Symphonie, die freilich alle noch wenig Eigenes brachten, aber doch schon eine große kompositorische Begabung voraus-ahnen ließen. Der Dreizehnjährige hatte sich sogar an eine Opernkomposition gewagt. Auch Chorwerke geistlichen Inhalts komponierte er in jener Zeit. Charakteristisch ist, daß Elsner sich an große Kompositionen heranwagte, bevor er überhaupt wußte, wie er sie in Partiturform aufschreiben sollte. Erst Maar, der ihn einmal am Spinett überraschte, als er um sich herum die einzelnen Stimmen liegen hatte, klärte ihn über das Wesen der Partitur auf.

1789 verließ Elsner Breslau und ging als Medizinstudent nach Wien. Hatte aber Elsner in Breslau die musikalische Ausbildung neben seinem eigentlichen Studium, Geistlicher zu werden, durchgeführt, so drängte es ihn in Wien immer stärker zur Musik hin, denn Wien war ja der Mittelpunkt des gesamten musikalischen Lebens. Hier wirkten die großen Meister Haydn, Mozart, Beethoven, hier konzertierten alle großen Virtuosen, und hier in Wien standen die Konzert- und Opernaufführungen auf glänzender Höhe. Kein Wunder also, daß Elsner die äußere Verpflichtung, Arzt zu werden, aufgab und der inneren Berufung folgte: Er entschied sich für die Musik.

Inzwischen war aber sein Vater gestorben und er dadurch auf sich selbst angewiesen. Außerdem erkrankte er an einer schweren Lungenentzündung — die gesparten Groschen waren bald aufgebraucht —, so daß ihm der Anfang seines Musikerlebens nicht gerade sehr leicht fiel. Ein guter Freund half ihm über die schweren Monate hinweg, und dank seines Fleißes und seiner Begabung hatte Elsner es aber doch schon so weit gebracht, daß er die Stelle eines Konzertmeisters in Brünn annehmen konnte. Seinen kurzen Wiener Aufenthalt hatte er ausgenützt, indem er sich gründlich in Musiktheorie und Kompositionslehre vervollkommnete.

Die Brünner Tätigkeit vom Herbst des Jahres 1791 bis Ostern 1792 war für ihn insofern günstig, als er die Oper, das Orchester, ja den ganzen Opernapparat von innen her kennenlernte. Er durfte sogar oft den Kapellmeister vertreten und muß schon hier als tüchtiger Musiker und Kapellmeister gegolten haben, sonst hätte ihn nicht der deutsche Opernunternehmer Bulla an das deutsche Theater in Lemberg haben wollen.

Elsner überlegte nicht lange und begab sich 1792 auf die Reise nach Lemberg. Unterwegs machte er in Krakau halt, besichtigte das Königsschloß, den Wawel, und begeisterte sich an der Notensammlung der alten polnischen Musiker, z. B. Szamotulski und Gomółka. Ja er sollte sogar bei einem polnischen Adligen dessen privates



Josef A. F. Elsner (1769—1854)
„Der Schöpfer der polnischen Musik"



Samuel Gottlieb Linde (1771—1847)
Der Ordner des polnischen Sprachschatzes

Opernunternehmen leiten; aber Elsner hatte ja Bulla versprochen, nach Lemberg zu kommen.

Der Lemberger Aufenthalt wurde von ausschlaggebender Bedeutung für das weitere Schicksal Elsners. Erstens konnte er hier seine eigenen Kompositionen dirigieren und erlebte zum erstenmal Erfolg als Komponist. Zweitens kam er mit der polnischen Musikkultur zusammen und neigte von nun an immer mehr dazu, seine ganze Arbeitskraft für die polnische Musikkultur zur Verfügung zu stellen. Langsam aber immer stärker wächst er in das Musikleben seiner Wahlheimat hinein.

Zwar überwog in den ersten Jahren von 1792—94 seiner Lemberger Zeit noch völlig der deutsche Einfluß. Er schrieb für das Lemberger deutsche Theater zwei deutsche Opern, besser gesagt Singspiele: „Die seltenen Brüder" oder „Die vier Zauberkugeln", eine Märchenoper inhaltlich ähnlich der Mozartschen Zauberflöte, und „Der verkleidete Sultan". Außerdem setzte er die Reihe seiner Symphonien und Kammermusikwerke fort. Vier Symphonien, 6 Streichquintette, 2 Streichquartette, 1 leichtes Geigenkonzert und Sonaten sind der Erfolg seiner kompositorischen Arbeit in Lemberg.

Doch schon das Jahr 1794 sollte die Entscheidung bringen. Infolge des Kościuszko-Aufstandes mußte der polnische Schauspieler und Theatermann Bogusławski aus Warschau fliehen. Er begab sich nach Lemberg, um dort seine Bühnentätigkeit fortzusetzen. Nun gab es bisher nur einige wenige Opern bezw. Singspiele in polnischer Sprache. Bogusławski erkannte aber mit scharfem Blick, daß Elsner der geeignete Mann sei, der ihm hier helfen könne. Er erkannte dessen kompositorische Fähigkeiten auf dramatischem und melodramatischem Gebiete — Elsner hatte sie ja schon genügend oft unter Beweis gestellt — und bewog ihn, die Musik zu seinen eigenen Versen zu schreiben. Elsner hätte sogleich zugesagt, da er gern neue Aufgaben übernahm, aber es entstand ja die große Schwierigkeit: Elsner beherrschte kaum die polnische Sprache. Wie sollte er da zu polnischen Versen die Musik schreiben? Wie dieser Punkt bei den Verhandlungen zwischen Elsner und Bogusławski geklärt wurde, darüber berichtet Elsner in seinen Erinnerungen: „Eines Tages lud mich Bogusławski zum Essen ein und fragte mich bei der Gelegenheit, ob ich nicht die Stelle eines Kapellmeisters in seinem Theater übernehmen wollte. Es sei seine Absicht, für das Sommertheater des Fürsten Jablonowski einige originale polnische Stücke zu verfassen, brauche dazu nun aber auch die entsprechende Musik und hoffe dabei auf „sein kompositorisches Talent". Elsner, der den Plan natürlich loben mußte, antwortete jedoch mit echt deutscher Offenheit und Bescheidenheit: „Aber Herr Bogusławski, überlegen Sie doch, ich beherrsche doch nicht so die polnische Sprache, daß ich die Musik zu polnischen Versen schreiben kann!" „Es wird sich schon machen lassen, wenn Sie nur wollen" entgegnete darauf Bogusławski. Sie gaben sich die Hände, und damit waren sie sich einig.

Nun verbrachte Elsner viele Stunden, ja ganze Tage bei Bogusławski. Er lernte die polnische Sprache. Dieser übersetzte ihm die Texte, erklärte ihm die Bühnenbilder. Kurz, es entstand eine wirkliche Arbeitsgemeinschaft zwischen beiden. Elsners Fleiß und Begabung brachten es denn auch in kurzer Zeit so weit, daß er sogar in polnischer Sprache kleine Lehrbücher herausgab.

Es dauerte auch nicht lange, so konnte er die Lemberger mit einem Melodrama „Iskahar" erfreuen. Dieses erste Werk, das aus der Arbeitsgemeinschaft mit Bogusławski erwuchs, erfreute sich sehr großer Beliebheit. Kaum war das eine fertig, so legte Bogusławski schon den Text zu einem neuen Melodrama „Sydney und Zuma" vor. Elsner wurde dadurch so in die Kompositionstätigkeit eingespannt, daß er kaum Zeit fand, sich um die Musikakademie zu kümmern, die er in Lemberg gleich zu Beginn seiner Tätigkeit begründet hatte. Er war nun schon nicht mehr der

einfache Konzertmeister, sondern die führende Persönlichkeit des Lemberger Musik- und Theaterlebens.

Aber auch Lemberg war nur Durchgangsstation. Elsners Weg sollte noch höher hinaufführen. Er sollte „der Schöpfer der polnischen Musik" werden. Bogusławski kehrte nach Warschau zurück und nahm seinen Kapellmeister in die polnische Hauptstadt mit. Ursprünglich sollte Elsner sich in Lemberg überhaupt nicht aufhalten, sondern gleich als zweiter Kapellmeister nach Warschau gehen. Aber nach dem ersten Konzert, das er in Lemberg dirigierte, waren die führenden Persönlichkeiten so von ihm eingenommen, daß an seine Stelle ein anderer nach Warschau geschickt, Elsner in Lemberg aber festgehalten wurde. Hier in Warschau nun konnte Elsner endlich alle seine Begabungen und Fähigkeiten entwickeln. Zuerst führte er das Warschauer Theater auf eine wirkliche Höhe. Während der 25 Jahre von 1799 bis 1824, in denen er als erster Direktor an der Oper tätig war, bemühte er sich, aus der Warschauer Oper eine Kulturstätte zu machen, die mit anderen Bühnen Europas den Vergleich nicht zu scheuen brauchte. Natürlich war es nicht leicht, da es an geeigneten Sängern und Schauspielern mangelte, die die polnische Sprache beherrschten. Aber auch hier fand Elsner schon einen Weg, dem Übel abzuhelfen. Doch davon später.

Vorerst galt seine gesamte Tätigkeit dem Opernschaffen. Er komponierte in der ersten Zeit seines Warschauer Aufenthaltes unzählige Opern, von denen die meisten zwar wieder in Vergessenheit geraten sind, einige aber hier genannt werden sollen. Gleich mit der ersten zweiaktigen Oper „Sultan Wampun" im Jahre 1800 erlangte er bei der Warschauer Gesellschaft allgemeine Anerkennung, ja sogar Volkstümlichkeit. Auch die anderen polnischen Bühnen Lemberg und Krakau nahmen sie in ihren Spielplan auf. 1806 entstand die opera seria „Andromeda", die 1807 sogar in Anwesenheit Napoleons aufgeführt wurde. Nach vielen komischen Opern, von denen zu den beliebtesten die 1804 geschriebene „Sieben mal eins" zählt, entstand 1809 die bekannteste Oper „Leszek der Weiße" und einige Jahre später noch zwei weitere „König Lokietek" und „Jagiełło in Tentschin". Mit diesen Werken vermehrte Elsner die bis dahin sehr geringe Zahl polnischer Opernkompositionen und hat sich schon allein dadurch einen würdigen Platz in der polnischen Musikgeschichte erworben. Er ist vor Moniuszko der größte Opernkomponist in Polen. Ein wenig getrübt wurde seine Tätigkeit an der Warschauer Oper durch das Intrigenspiel mit dem zweiten Operndirektor, dem Polen Karol Kurpiński, der 1810 nach dem Tode des alten Maar auf Veranlassung Elsners auf diesen Posten berufen wurde. Elsner hat viel darunter gelitten und sich in seiner Bescheidenheit und Gutmütigkeit von Kurpiński mehr und mehr zurückdrängen lassen, zumal hier auch von einem Teil der Öffentlichkeit Kurpińskis Polentum gegen die deutsche Abstammung Elsners ausgespielt wurde. Es schmerzte Elsner, daß Kurpiński „der erste Nationalmusiker" genannt wurde, wo er doch nun seit seiner Lemberger Zeit all seine Schaffenskraft für die polnische Musikkultur hingegeben hatte. Aber er hat trotz dieser gespannten Verhältnisse dem Polen Kurpiński Empfehlungsbriefe an seine Freunde nach Deutschland und Frankreich mitgegeben.

Um so freudiger nahm er die Ehrung entgegen, die ihm am 3. Dezember 1820 zuteil wurde, als die Jugend ihm einen goldenen Ring überreichte mit der Inschrift „Dem Schöpfer der polnischen Musik". Voller Bescheidenheit lehnte Elsner aber das Wort „Schöpfer" ab und wollte es in „Förderer" umgeändert haben.

Überblicken wir noch einmal kurz die Zeit, die Elsner als Operndirektor in Warschau tätig war. Außer seinen Opern und den wenigen anderen, die zu polnischen Texten komponiert waren, brachte Elsner alle großen Opernwerke der damaligen Zeit heraus. So erklangen in Warschau die Meisterwerke Mozarts (Die Zauberflöte und Don Juan), für Weber, den Elsner in Dresden kennengelernt hatte, setzte er

sich besonders ein. Auch die Meister der italienischen opera buffa wie Paëstiello, Cimarosa, Pergolese und der französischen Opéra comique wie Lesueur, Gretry, Duni, Phillidor, gehörten zum eisernen Bestand des Warschauer Spielplans.

Obgleich Elsner durch die Tätigkeit an der Warschauer Oper äußerst stark in Anspruch genommen war, — hinzu kam noch die intensive Kompositionstätigkeit — fand er dennoch immer wieder Zeit, für die Hebung der allgemeinen Musikkultur auf breitester Grundlage zu arbeiten. Um für diese Arbeit neue Kraft zu schöpfen und neue Anregungen zu bekommen, machte er sich 1805 auf die Reise. Er wollte vor allen Dingen „hören, sehen, lernen, neue Kenntnisse sammeln und Menschen kennenlernen". In Leipzig knüpfte er Beziehungen zu dem Verlage Breitkopf und Härtel an, suchte in Dresden Weber auf, und in Paris verband ihn eine enge und aufrichtige Freundschaft mit Lesueur, dem führenden französischen Singspielkomponisten. Auf einer Theaterreise nach Posen lernte er den großen Schwärmer und Romantiker E. Th. A. Hoffmann kennen, mit dem er dann in enger Freundschaft lebte.

Die Früchte all dieser Reisen blieben nicht aus. Die Musikzeitschrift des Verlages Breitkopf und Härtel „Allgemeine Musikzeitung" gewann Elsner als Mitarbeiter. Er schickte regelmäßig Berichte über das Musikleben der Hauptstadt ein, über Konzerte in- und ausländischer Künstler und über Kammermusik. Außerdem erschienen bei Breitkopf & Härtel einige seiner Ouvertüren.

Aber in erster Linie ging es Elsner nicht um seinen eigenen Ruhm. Nein, er wollte für die Hebung der Musikkultur und die Verbreitung des Ansehens der Musik in Polen überhaupt arbeiten. Deshalb kritisierte er manchmal um der Sache willen recht objektiv und scharf. Daß er dabei oft in eine schwierige Lage geriet, ersehen wir aus den Briefen, die er an Breitkopf & Härtel richtete, wie auch aus seinen Erinnerungen. An einer Stelle heißt es da: „Ich befand mich leider zwischen Hammer und Amboß. Die hiesigen Leser waren nicht zufrieden, weil ich nicht alles lobte, und jene ausländischen Redakteure versahen meine Berichte mit Frage- und Ausrufungszeichen". Und in einem Briefe an den Verlag schreibt er: „Über das hiesige Musikleben schweige ich, ich muß es tun wegen des reizbaren Polonismus, der einseitig die Deutschen zugunsten der Polen beurteilt, z. B. Hummel, um die Polin Szymanowska herauszustreichen".

Außerdem sollten seine Artikel musikgeschichtlichen Inhalts die Lücken in den Arbeiten von Gerber „Quellenlexikon der Tonkünstler" und von Forkel „Allgemeine Geschichte der Musik" ausfüllen.

So war Elsner stets bemüht, das Ansehen der polnischen Musik auch außerhalb der Grenzen Polens zu heben. Noch mehr arbeitete er daran, im Lande selbst, vor allem in der Hauptstadt die Musikkultur immer höher zu führen. Von seiner Tätigkeit als Operndirigent haben wir schon gehört. Dadurch in der Warschauer Gesellschaft bekannt geworden, war es ihm leicht, weiter für ein gesteigertes musikalisches Leben zu werben. Im Jahre 1805 gründete er zusammen mit seinem Freunde E. Th. Hoffmann die Musikressource, eine Gesellschaft von Musikbegeisterten, in der sich nun die gesamte Musikwelt Warschaus, Deutsche und Polen, versammelten. Hier fanden regelmäßig Konzerte statt, Kammermusiken und gesellige Veranstaltungen wechselten einander ab.

Um die Beschaffung des notwendigen Notenmaterials zu erleichtern, beschloß Elsner, in Warschau eine Notenstichanstalt zu begründen. Wir sehen, wie Elsner mit echt deutscher Gründlichkeit vorgeht. Fehlt irgendwo etwas, um die Arbeit durchführen zu können, so muß eben das Notwendige geschaffen werden. Es sind auch monatlich Hefte erschienen mit den neuesten kleineren Kompositionen von Elsner selbst, aber auch von vielen anderen polnischen Komponisten, die ja alle in der

Musikressource vereinigt waren. Als Heft 7 seines „Musikalischen Tageblatts", wie Elsner die Zeitschrift: „Auswahl schöner Musikwerke und polnischer Lieder" nannte, ließ er die Sonate in E-Dur seines Freundes Hoffmann drucken.

Natürlich war auch diese Gründung nicht ohne Schattenseiten. Sehr bald enttäuschten ihn seine Mitarbeiter, so daß Elsner sich schließlich verbittert zurückzog und den Verlag an Cybulski, einen seiner Mitarbeiter, abgab. Im ganzen sind aber doch 12 Hefte erschienen.

Nach dem Einmarsch der Franzosen in Warschau hörte nach und nach die Tätigkeit der Musikressource auf. Aber das musikalische Leben ging noch weiter. Es wurde eine andere Form gefunden. Elsner hatte die Erlaubnis erhalten, eine „Gesellschaft für Kirchenmusik" zu gründen. So entstand nun z. T. als Ersatz für die Musikressource mit Geldmitteln seiner Freunde und wiederum von Elsner ins Leben gerufen eine „Gesellschaft für Kirchenmusik", die dann in der leider nur kurzen Zeit ihres Bestehens sehr glücklich arbeiten konnte. Jeden Sonntag wurden im Rahmen des Gottesdienstes die Messen und Oratorien der großen Meister aufgeführt. Daneben konnte Elsner auch seine eigenen Messen und Motetten musizieren. Denn wie wir noch sehen werden, liegt das Hauptgewicht seines kompositorischen Schaffens auf dem Gebiete der geistlichen Musik, der Kirchenmusik, und nicht nur auf dem der Opernmusik. Es würde zuviel Platz einnehmen, wollte man hier alle Messen a capella oder mit Orchester, die verschiedensten Motetten wie „Gloria in honore" für 2 Chöre, „In te speravi" für 4-stimmigen Chor, den Hymnus „Veni sancte spiritus" für gemischten Chor und Orchester, den er übrigens zur Eröffnungsfeierlichkeit der „Gesellschaft für Kirchenmusik" geschrieben hatte, und all die anderen Psalmen, Gradualien, Offertorien usw. aufzählen wollte.

Nach einer Aufführung von Haydns „Sieben Worte am Kreuz" schrieb die Warschauer Zeitung: „Man muß gerechterweise zugeben, daß die Kirchenmusik ihren Anfang und Fortschritt der Mühe und dem Eifer des geehrten Herrn Joseph Elsner verdankt, der seit 20 Jahren Direktor der Nationaloper ist".

Haben wir nun von den verschiedensten Betätigungsgebieten Elsners gehört, so müssen wir uns wundern, daß er noch ein weiteres großes Arbeitsgebiet übernehmen konnte, ja sogar erst aufbauen half: die pädagogische Arbeit am Warschauer Konservatorium. Als 1810 Bogusławski eine „Dramatische Schule" gründete, übertrug er Elsner den Unterricht in Musik und Gesang. Gleichzeitig sollte dieser einen neuen Plan für die Organisation dieser Schule aufstellen. Elsner hat mit großer Gewissenhaftigkeit seine Aufgabe gelöst. Es wurden erst 2 Zusatzklassen gebildet als Vorbereitung für eine höhere Musikschule, und nach einigen Umänderungen erstand schließlich im Jahre 1820 das Musikkonservatorium mit Joseph Elsner als Direktor an der Spitze. Diese Musikschule gehörte zur Universität und der Direktor erhielt den Titel Professor. Streitigkeiten mit der Universität, die nicht wußte, wo sie mit den „Trommeln, Pauken und Trompeten" hinsollte, wurden schließlich so geregelt, daß Ästhetik und Theorie in der Universität gelehrt wurden, die praktischen Fächer aber im Gebäude des Bernhardinerklosters. Elsner hatte nun also wöchentlich am Donnerstag Theorie und Ästhetik vorzutragen und 3 Stunden wöchentlich Kompositionslehre und Kontrapunkt. Als er infolge der Intrigen Kurpińskis schließlich den Operndirektorposten aufgab, wurde ihm in Anerkennung seiner Fähigkeiten und Bemühungen um das Konservatorium der Titel eines ordentlichen Universitätsprofessors verliehen. Hatte Elsner sich als Operndirektor mit Kurpiński herumzustreiten, so kam hier noch der Sänger Soliva hinzu, der ihn verleumdete, falsche Nachrichten verbreitete und schließlich soweit brachte, daß die Musikschule aufgeteilt wurde in das eigentliche Konservatorium mit Soliva als Direktor und in die Musikhochschule mit Elsner an der Spitze. Auch auf diesem Posten mußte Elsner es sich gefallen lassen, daß man ihm als gebürtigem Deutschen vorwarf, er engagiere nur deutsche Pro-

fessoren. Tatsache ist allerdings, daß sehr viele Professoren deutsche Namen hatten, wie z. B. Würfel, Kratzer, Stolpe und Weinert.

Eine ganz besondere Beachtung kommt Elsner insofern zu, als er der Lehrer Chopins war. Drei Jahre hat Chopin am Warschauer Konservatorium gelernt und Elsner hat ihn in Theorie und Kompositionslehre unterrichtet. Elsner kannte bald die großen Fähigkeiten seines Schülers und konnte nach Beendigung der drei Jahre folgendes Urteil abgeben: Friedrich Chopin, außergewöhnliche Begabung, ein musikalisches Genie. Natürlich mußte solch ein Schüler besonders behandelt werden, bei ihm konnte nicht der übliche Lehrplan angewandt werden, denn die Welt Chopins war einzig und allein das Klavier. Das erkannte Elsner sehr bald und hat sich somit die höchste Achtung und Liebe seines Schülers erworben. Er hat aber trotzdem darauf geachtet, daß Chopin sich eine gediegene Grundlage in Kontrapunkt und Harmonielehre erwarb. Als täglicher Übungsstoff galt ihm Bachs „Wohltemperiertes Klavier". Daß er dabei, wie schon erwähnt, nicht engherzig war, sondern gegenüber manchem seiner Kollegen immer wieder vertrat, daß hier schablonenmäßiger Unterricht oder strengstes Festhalten an überkommenen Regeln nicht am Platze seien, ist aus folgenden Worten zu ersehen: „Es ist wahr, er (Chopin) geht nicht den gewöhnlichen Weg, aber dafür ist ja sein Talent auch außergewöhnlich. Er hält sich nicht an die feststehenden Regeln, sagt Ihr, aber er hat seine eigenen Regeln und, wenn ich nicht irre, führen sie ihn zu einer Höhe, welche bisher noch niemand erreicht hat". Sehr schön wird auch in Schillings Universallexikon das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler beschrieben, das uns wieder zeigt, mit welch pädagogischem Feingefühl Elsner unterrichtete. „Das also war Pan Joseph Elsner, der Stammvater der neueren polnischen Musik, der Lehrer Chopins, der seine Erkenner und vorsichtige Lenker origineller Talente. Denn er machte es nicht, wie nur zu oft andere Lehrer in den Künsten, die durchaus den Schüler auf dieselbe Drehbank schrauben wollen, auf der sie selbst gebildet wurden, die immer ihr eigenes Ich mit aller Gewalt in den Schüler hineinpfropfen möchten, damit er ganz so ein ausgezeichneter Mann würde, wie selbst einer zu sein sie sich dünken. Joseph Elsner machte es nicht so. Als noch alle Leute in Warschau meinten, Friedrich Chopin schlüge einen falschen Weg ein, es sei gar keine Musik, was er machte, er müsse sich an Himmel und Hummel halten, sonst werde sein Lebtag nichts Gescheites aus ihm werden, hatte der kluge Pan Joseph bereits sehr gut erkannt, welch ein poetischer Kern in dem bleichen jungen Träumer steckte; hatte längst sehr gut herausgefühlt, daß er den Begründer einer neuen Epoche des Klavierspiels vor sich habe, und war weit entfernt, ihm einen Kappzaum anzulegen, wohl wissend, daß solch edles Vollblut zwar vorsichtig geleitet, aber nicht auf gewöhnliche Weise trainiert und gefesselt werden darf, wenn es siegen soll".

Wie sehr das Gefühl gegenseitiger Hochachtung und wirklicher Verehrung zwischen Lehrer und Schüler das ganze Leben hindurch bestehen blieb, beweisen die Briefe, die zwischen beiden gewechselt wurden, nachdem Chopin 1829 Warschau verlassen hatte, um sich über Wien nach Paris zu begeben. Damals rief Elsner seinem geliebten Schüler nach: „Zieh in die Welt, dort werden sie dich erkennen, eine große musikalische Zukunft steht dir bevor!" Und Elsner hatte sich nicht geirrt. Bald sollte Chopin der Liebling aller französischen Salons werden und der Schöpfer eines neuen Klavierstils, ja der Meister der Klaviermusik überhaupt.

Elsner fühlte sich glücklich, Lehrer dieses genialen Schülers gewesen zu sein, und Chopin gedachte auch in der Fremde immer wieder seines alten Meisters und setzte sich für dessen Ansehen und Kompositionen ein. Das Urteil Elsners blieb für Chopin immer maßgebend. So schreibt er an einen Freund im Zusammenhange mit einer Probe seines e-moll-Konzertes: „Es werden bei der Probe Kurpiński und Soliva und die gesamte musikalische Welt anwesend sein; aber all den Herren, ausgenommen einzig und allein Elsner, glaube ich nicht sehr."

An Elsner wandte sich Chopin auch, als der berühmte Pianist Kalkbrenner ihn drei Jahre unter seine Fittiche nehmen wollte. Elsner spürte sogleich, daß hier bei Kalkbrenner vor allem Neid und Eifersucht auf diesen ungeheuer begabten jungen Musiker mitsprachen, der ihn durch den Unterricht an sich fesseln wollte. Er antwortete darum Chopin: „Du mußt dir deinen Weg bahnen, dein Genius wird dich führen".

Typisch für die damalige Zeit war die Ansicht Elsners, daß die Oper die größte und höchste musikalische Form darstelle. Deshalb wollte er auch gern, daß Chopin eine Oper komponierte. In manchem Brief versuchte er ihn dazu zu bewegen. Aber nach einigen Versuchen ließ Chopin den Gedanken fallen: „Laßt mir das Klavier — c'est mon affaire!"

Außer Chopin hatte Elsner noch manchen anderen begabten Schüler. In seinen Erinnerungen nennt er u. a. seinen späteren Schwiegersohn, Thomas Nidecki, Peter Wejnert, Ignatz Dobrzyński, August Freyer und Josef Krogulski, die alle im polnischen Musikleben ihren Platz ausgefüllt haben. Alle diese Schüler versammelte Elsner oft bei sich zu Haus zu musikalischen Abenden, bei denen freilich Chopin von Anfang an die stärkste künstlerische Persönlichkeit war.

Zu Elsners Schülern im weiteren Sinne können wir auch den neben Chopin beliebtesten und größten polnischen Komponisten der damaligen Zeit, St. Moniuszko, rechnen, denn dieser war während seines Warschauer Aufenthaltes von 1827—1830 Schüler von August Freyer, dem Organisten an der evangelischen Kirche. Freyer aber hatte — wie wir schon hörten — bei Elsner im Konservatorium studiert. Die Verehrung, die Moniuszko für den ehrwürdigen Meister Elsner hegte, spricht aus folgender Widmung, die er seinem Quartett voranstellte: „Wem am richtigsten wenn nicht dem ersten Begründer unserer Nationalmusik gebührt die Huldigung jedes ihrer Liebhaber? Wenn ich es heute wage, ihm einen Beweis meines aufrichtigsten Lobes und meiner Dankbarkeit zu schenken, so will ich nicht auf das schwache Erzeugnis eines Anfängers, sondern auf meine Gefühle die Aufmerksamkeit richten. Möge auch dieses kleine Werk nicht durch seinen Wert, sondern durch seinen Nutzen geschätzt werden. Stanislaus Moniuszko".

Trotz der bisher erwähnten, doch wahrlich schon vielseitigen Tätigkeit hatte Elsner noch Zeit, auf musikalisch-pädagogischem Gebiet schriftstellerisch tätig zu sein. Wir hatten schon von seinen Artikeln und Berichten für ausländische Zeitschriften gehört. Auch jetzt dachte er wieder in erster Linie daran, wie er die polnische Musik fördern könne. Er spürte den Mangel guter Lehrbücher — ja zum Teil waren überhaupt keine vorhanden — und schrieb daher selber einige. Er, der sich erst seit seiner Begegnung mit Bogusławski näher mit der polnischen Sprache befaßt hatte, war jetzt in der Lage, Lehrbücher in polnischer Sprache zu verfassen, ja noch mehr, über das Wesen der polnischen Sprache zu schreiben. Schon 1803 war er so weit in den Geist der polnischen Sprache eingedrungen und interessierte sich sogar im einzelnen für ihren melodischen Fluß, daß er in Kotzebues Zeitschrift „Der Freimütige" in deutscher Sprache einen Artikel veröffentlichte: „Inwieweit die polnische Sprache zur Musik geeignet sei". Er kommt in dieser Abhandlung zu dem Schluß, daß die polnische Sprache genau so klingend und für die Musik geeignet sei wie die italienische, französische oder spanische. Die Hauptgedanken dieser kleinen Schrift entwickelte Elsner später noch einmal viel umfangreicher. 1818 — diesmal schon in polnischer Sprache — ließ er den ersten Teil unter folgendem Titel in Warschau drucken: „Abhandlung über die Metrik und den Rhythmus der polnischen Sprache und besonders der polnischen Poesie in musikalischer Hinsicht" (mit erläuternden Beispielen des polnischen Dichters K. Brodziński, die Elsner vertonte). Es würde hier zu weit führen, im einzelnen darauf einzugehen, wie Elsner beweist, daß der Bau der polnischen

Sprache dem Bau der alten Sprachen ähnelt. Er behandelt z. B. eingehend den 8füßigen Versfuß.

1830 schrieb er noch einen zweiten Teil dazu: „Abhandlung über die Melodie und den Gesang". Diese Schrift, die leider seinerzeit nicht gedruckt wurde, ist erstaunlich klar und übersichtlich aufgebaut und schneidet eine Menge wichtiger Probleme an. Eingehend erläutert Elsner den Bau einer Melodie, ihren Grundton und die Spannung aller Töne im Verhältnis zum Grundtone, spricht über Intervalle und Kadenzen, über harmonische und rhythmische Fragen, behandelt die Grundsätze, die bei der Vertonung in der polnischen Sprache gültig sein müssen. Ja wir finden in dieser Schrift sogar interessante Bemerkungen über die Eigenart der polnischen Musik, im besonderen der Tanzform der polnischen Musik. Außer einigen Germanismen steht diese Schrift, abgesehen vom Inhalt, auch stilistisch weit über ähnlichen Arbeiten Kurpińskis. Friedrich Rochlitz, der Herausgeber der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung" urteilte über die Arbeit Elsners: „Ihr Werk über die Metrik der polnischen Sprache erfüllt mich mit einer Hochachtung gegen Sie, den Verfasser, und auch gegen die Sprache selbst, welcher ich, mit derselben nicht bekannt, bisher zwar einnehmenden Wohlklang, aber nicht diese grammatikalische Sicherheit und poetische Ausbildung zugetraut hätte". Höchstes Lob und höchste Anerkennung erfuhr Elsner auch aus dem Munde des Wilnaer Universitätsprofessors Śniadecki: „Ich muß diejenigen achten und loben, die über die Schönheit und Harmonie unserer Nationalsprache nachdenken und daran arbeiten . . ." Die Fragen der Deklamation waren für Elsner insofern von größter Wichtigkeit, als er ja bei seinen Opernkompositionen immer wieder auf sie stoßen mußte.

Außer diesen größeren theoretischen Abhandlungen verfaßte Elsner eine „Schule des Gesanges", nachdem er vorher schon zwei Schriften hatte drucken lassen: „Die Anfänge der Musik, im Besonderen des Chorsingens"; nach Worten des polnischen Dichters Brodziński hat Elsner hier 2—5stimmige Chorsätze komponiert, sogar einen 10stimmigen „Hymnus an Gott". Sein zweites Büchlein für den Sologesang „Solfeggioübung" ist im Warschauer Konservatorium nicht eingeführt worden, weil — wie Elsner in seinen Erinnerungen bissig bemerkt — „Herr Soliva, jener Gesangvirtuos, nach Pariser und später nach italienischen Solfeggioübungen unterrichtet hat".

Schon im hohen Alter schrieb Elsner noch ein großes Chorwerk, und zwar das erste polnische Osteroratorium: „Das Leiden Jesu Christi". Es wurde nach vielen und mühseligen Proben im Jahre 1838 in der evangelischen Kirche in Warschau aufgeführt. Die Solopartien sangen: Josephine Bansemer (Sopran), Josephine Turowska (Alt), Anton Teichmann (Tenor) und Eduard Stolpe (Baß). Das Werk, bei dem ein Chor von ungefähr 400 Menschen mitwirkte, wurde von Johannes Braun und bei der Wiederholung von Elsners Schwiegersohn Nidecki dirigiert. Endlich konnten die Oratorien von Pergolese oder Haydn durch ein polnisches Werk ersetzt werden, und so brachte dieses Werk dem greisen Elsner noch einmal einen großen Triumph, ja vielleicht den größten künstlerischen Erfolg seines Lebens. Die Aufnahme bei Publikum und Presse war sehr freundlich, und es wurde bei dieser Gelegenheit wieder einmal auf alle Verdienste hingewiesen, die Elsner sich um die polnische Musik erworben hatte.

Er trug sich noch mit dem Gedanken eines großen Nationaloratoriums, unternahm noch eine Reise nach Petersburg, interessierte sich trotz seines hohen Alters für das russische Musikleben und lernte dort alle bekannten Musikerpersönlichkeiten, vor allem den Begründer der russischen Nationaloper Michael Glinka kennen. Nach seiner Rückkehr war er so begeistert über diese neue russische Musik, daß er eine kleine Schrift veröffentlichte „Gedanken über die russische Oper".

1844 wurde ihm infolge eines Schlaganfalles die rechte Hand gelähmt. Aber auch das konnte ihn noch nicht von seiner Arbeit fortreißen. Im Jahre 1848 komponierte er noch ein „Stabat mater". Er schrieb es mit der linken Hand. Es sollte das letzte größere Werk Elsners sein.

Versuchen wir nun, einen Überblick über die Art und den Stil seines kompositorischen Schaffens zu erlangen. Elsner war durchaus kein Neuerer, kein Moderner. Er hielt sich vielmehr in den Bahnen, die er vorfand. Seine Vorbilder waren die großen Meister Haydn und Mozart und die Neapolitaner. So steht in allen seinen Werken das melodische Element über dem harmonischen und rhythmischen. In den Arien seiner Opern kommt er nur selten über die einfachen Harmonien der Grunddreiklänge hinaus. Rhythmisch und melodisch interessieren seine Opern durch einige eingestreute polnische Volksmelodien. Auch bei der Instrumentierung seiner Werke hält er sich an das damals übliche Orchester. Der bekannte belgische Musikhistoriker Fétis spricht in seiner „Biographie universelle des musiciens" von der „Leichtigkeit der Melodie, der effektvollen und klaren Stimmführung, von der geschickten Anwendung der Formen beim Ausdruck musikalischer Gedanken, von einem großen Talent und großem musikalischem Wissen". Er wirft Elsner nur eine geringe Originalität vor.

Die letzten Jahre verlebte Elsner auf seinem Landgute nahe bei Warschau. Er hatte zwar kein eigentliches Amt mehr, aber er war doch immer noch der Mittelpunkt des musikalischen Lebens. 1852 durfte er noch einmal erleben, wie er anläßlich der Feier seiner goldenen Hochzeit als der „Begründer der nationalen Musik" gefeiert und ihm als äußeres Zeichen dafür eine goldene Medaille überreicht wurde.

Zwei Jahre später, im April 1854, endlich sollte dieses arbeitsreiche Leben ein Ende finden. Auf 85 Jahre voller Mühe, aber auch voller Erfolge, ja höchster Triumphe, hatte Elsner zurückblicken können, und so ist denn wohl selten jemand unter größerer Beteiligung der gesamten Bevölkerung zu Grabe getragen worden als Josef Elsner, dieser schlichte schlesische Musiker, der im deutschen Geist erzogen worden, aber im Laufe der Jahre immer mehr im Polenlande heimisch geworden war. Der polnische Kulturhistoriker Brückner nennt ihn in seiner „Kulturgeschichte Polens" (III, 501/2) den „deutschen Schlesier". Andere beanspruchen ihn zu Unrecht als Polen. Wir können einem Menschen nicht ins Herz schauen und daher auch nicht wissen, ob Elsner sich auch noch am Lebensende so stark als Deutscher gefühlt hat wie in der Jugend oder nicht. Tatsache ist, daß er sich in seinen Erinnerungen an einigen Stellen beklagt, daß man ihn nicht so recht zu den polnischen Musikern zählen wollte, daß er mitunter wegen seines Deutschtums Widerwärtigkeiten erleben mußte. Aber darauf kommt es ja nicht an. Wir wissen, daß er deutscher Abstammung ist und konnten immer wieder erkennen, wie er sein ganzes Leben hindurch nie die ererbten deutschen Charaktereigenschaften verleugnete.

Und das ist das Wichtigste, daß er mit seinen Fähigkeiten, die er als Erbmasse von seinen deutschen Eltern mitbekommen hatte, zu solch entscheidendem Teile am Aufbau der polnischen Musikkultur mitgeholfen hat.

Ein Bahnbrecher der Heilkunde und sozialen Fürsorge in Wilna

Joseph Frank (1771—1842)

Von Dr. med. Hans Pissarek, Posen

In der nationalen polnischen Zeitschrift „Prosto z Mostu" (Nr. 46 vom 1. 11. 1936) schreibt der gelehrte Schriftsteller Adolf Nowaczyński in einem Aufsatz „Wieszczowie między sobą": „Waschechte deutsche Professoren waren in Wilna 17 (siebzehn) und die Zeremonien, Gebräuche, Manieren genau von den deutschen Universitäten übernommen. Das wird bei uns verschwiegen. Es ist nicht bekannt, aus welchen Gründen man verschweigt, daß die ganze Blüte der Wilnaer Universität mit ihrem Philaretentum und der Romantik ihrer Schüler ein Werk und ein Verdienst der Deutschen ist".

Dieses Urteil eines bekannten Polen bildet eine stilvolle Einleitung zu all dem, wovon nunmehr berichtet werden soll, von dem Riesenwerk Joseph Franks.

Joseph Frank, der Sohn Johann Peter Franks, einer der berühmtesten Ärzte seiner Zeit, wurde 1771 in Rastatt geboren. Er war das einzige von vier Kindern, das das Schicksal dem Vater ließ.

Er studierte an den Universitäten Göttingen und Pavia, wo er seinen Dr. der ges. Heilkunde machte. Dann reiste er durch ganz Deutschland, nach England und nach Frankreich. Auf diesen Lehr- und Wanderfahrten knüpfte er wertvolle Bekanntschaften mit Hufeland, Jenner und Corvisart an. Von der Reise zurückgekehrt, übernahm er seine erste Professur in Pavia. Im Jahre 1796 wurde er zum Primarius am Wiener Allgemeinen Krankenhaus bestellt.

Hier lernte Joseph, der viel in musikliebenden Kreisen verkehrte, das Fräulein Christine Gerhardy kennen, die nach dem Tode ihres Vaters und der Verarmung der Familie bei ihren Wiener Verwandten eine sorgfältige Erziehung genoß. Christine hatte eine reizende Sopranstimme und war ein „ausnehmend schönes Frauenzimmer", das Haydn, der zu ihren begeisterten Bewunderern gehörte, dazu veranlaßte, ihr den Part des Gabriel und der Eva in seiner Schöpfung für „ihre Kehle" zu schreiben.

Der musikbegeisterte Frank war sehr bald berauscht von der achtzehnjährigen Künstlerin und bat sie, seine Frau zu werden. Im August 1798 fand die Trauung statt und Christine wurde jetzt nicht nur die Perle seines Heimes, sondern auch besonders in den folgenden Wilnaer Zeiten die Wegbereiterin, die ihm mit ihrer liebenswürdigen Kunst die Straßen zu seiner menschenfreundlichen und ärztlichen Tätigkeit erschloß.

J. Frank hatte in Wien bei einem Dr. Blaszczykiewicz schon etwas Polnisch gelernt. Später kam dieser Arzt, dem es in Wien nicht gut ging, als Dolmetscher und Assistent an die Klinik von Vater Frank nach Wilna. Für die erste Zeit genügte

immerhin das Latein, Deutsch und Französisch den beiden Gelehrten, um sich zu verständigen. Gern folgten die Franks, sowohl der Vater als auch der Sohn, einem Rufe an die Universität in Wilna.

Am Vormittag des 4. November 1803 kamen die Reisenden in Wilna an. Vorerst wurden sie in dem kleinen, sehr elegant eingerichteten Hause der Gräfin Nagórska untergebracht. Bald kamen die Herren von der Universität die Neuangekommenen besuchen. Die ersten waren der Rektor der Universität, Bischof Stroynowski und der Anatom Lobenwein, ein Wiener, der schon vor den Franks nach Wilna gekommen war.

Die Stadt zählte damals nach den Angaben Franks in seinen Memoiren 35 000 Einwohner. Der Großteil waren Katholiken. Dann gab es noch Griechisch-Katholische, zu denen hauptsächlich die russischen Beamten gehörten, und Protestanten, Mohammedaner und eine große Zahl von Juden.

Die Stadt selbst war recht schmutzig, aber dafür entschädigte vollauf die reizende und abwechslungsreiche hügelige Umgebung, in der sich unsere Pioniere der Wissenschaft und der Menschenliebe so oft ihre Sorgen und ihren Ärger von der Seele wanderten, wenn es wieder einmal gar nicht gehen wollte. In diesen wunderbaren grünen Wäldern lagen die Landsitze der vornehmen Wilnaer verstreut.

Frank gibt in seinen Memoiren eine recht eingehende Beschreibung der Stadt, ihrer Bewohner und deren Gewohnheiten, allerdings, wie es der polnische Übersetzer in einer Fußnote vermerkt, sehr mit den Augen des eben aus dem glänzenden Wien Gekommenen gesehen. Der Gegensatz muß wirklich recht groß gewesen sein!

Die eben reformierte Universität hatte vier Fakultäten.

An der physikalisch-mathematischen hatten 10 Professoren ihre Lehrstühle. Die medizinische Fakultät, die verhältnismäßig einheitlich aufgebaut war, zählte 7 Lehrkanzeln, je eine für Anatomie, Pathologie, med. Materie, eine klinisch-internistische, eine chirurgische und eine gynäkologische. An dieser Fakultät wurden auch die Vorlesungen für Veterinärmedizin abgehalten.

Es gab eine Fakultät für Literatur und freie Künste und eine für „Moral und Politik", die Vorlesungen über reine Philosophie, Rechtswissenschaften, Theologie und Geschichte veranstaltete. Frank, dessen ganz seltenes Organisationstalent wir noch eingehender kennenlernen werden, übte gleich Kritik an dieser vom französischen Muster übernommenen Einteilung. Sie war zu lebensfremd für eine Hochschule, die ihre Schüler zu allerlei, und zwar recht praktischen, öffentlichen Diensten vorbereiten muß. „Keine Kanzel mit Ausnahme der medizinischen", so schreibt Frank, „hat ein festgestecktes Ziel. Kann man sich etwas Unklügeres vorstellen, als so eine moral-politische Fakultät, die ein Chaos von Theologie, Rechtswissenschaften und Nationalökonomie durcheinanderwürfelt?"

Im Jahre 1809 haben die Franks eine Reform der Universität durchzuführen versucht und auch ein entsprechendes Projekt ausgearbeitet, das aber nicht realisiert wurde. Immerhin gelang es wenigstens, die medizinische Fakultät zu reformieren. Der Studienplan war nach westeuropäischem Muster in vorklinische und klinische Fächer geteilt und sah eine Unterrichtsdauer von 6 Jahren vor. Damit war die genügende praktische und theoretische Grundlage derjenigen Studenten gewährleistet, die in die klinischen Semester eintraten und sich nun am Krankenbette ihre weiteren Erfahrungen holen sollten.

Dieser Umstand und der Klang des Namens Frank zog viele Ausländer nach Wilna, und man geht nicht fehl, die beiden Franks als Begründer der Wilnaer medizinischen Schule und somit des bodenständigen, polnischen Ärztestandes anzusehen.

Die Lehrstühle der Universität waren zu dieser Zeit teils mit einheimischen, teils mit aus dem Auslande herbeigeholten Professoren besetzt. Chemie las einer der be-

deutendsten polnischen Gelehrten, Jedrzej Śniadecki, der im Leben der beiden Franks öfter eine Rolle spielte. Jędrzej Śniadecki war Johann Peter Franks Schüler in Padua und Wien gewesen und Mitschüler Joseph Franks. Die Begrüßung der Männer bei ihrem Wiedersehen war sehr herzlich. Später kam es manchmal zu einer Trübung des Verhältnisses, das manche darauf zurückführen, daß die beiden Franks und Śniadecki, der auch Arzt war, Konkurrenten wurden. Er hatte zur Zeit der Ankunft der Wiener in Wilna eine gutgehende Praxis.

Es spielte wohl auch dabei der Umstand eine Rolle, daß Śniadecki, der glühender polnischer Patriot war, von den Franks nicht verstanden wurde. Sie liebten ihre polnischen Gastgeber ohne Zweifel, brachten aber doch nie das volle Verständnis für den zeitweise tollkühnen Patriotismus des polnischen Kollegen auf. Als Ärzte und Menschen blieben sich diese Großen der Wissenschaft aber nah. Śniadecki vertrat manchmal die Franks in ihrer Lehr- und klinischen Tätigkeit und war oft, wenn es sich um Angelegenheiten der Wilnaer Universität handelte, ihr Mitkämpfer. Das persönliche Band knüpfte sich enger, als während eines schweren Typhus Śniadecki Joseph Franks Patient wurde.

Zu den engeren Kollegen der beiden Franks gehörten der schon erwähnte Wiener Anatom Lobenwein, August Bécu, Spitznagel, der das Kolleg über medizinische Materie las, der französische Chirurg Briôtet und der Geburtshelfer Matusewicz.

Frank kritisiert in seinen Memoiren seine Kollegen sehr scharf. Es dürfte dies wohl auf seine kritische Einstellung überhaupt zurückzuführen sein und auf den Umstand, daß Frank ja als Kolonist in den Osten gekommen war. Das dortige Gesamtbild stand weit zurück hinter dem, was er in den Großstädten Westeuropas gesehen hatte. So ist es nicht allzu verwunderlich, daß all dies Neue Frank eigenwillig und selbstherrlich stimmte und ihn so manchmal das Kind mit dem Bade ausschütten ließ. Aber daß er im großen und ganzen recht hatte, beweisen immer wieder die Ereignisse.

Es läßt sich die Arbeit des Vaters und des Sohnes Frank zur Zeit ihrer gemeinsamen Wilnaer Tätigkeit, wie es ja aus dem bisher Berichteten schon hervorgeht, nicht streng voneinander trennen. Jeder hatte Anteil und Einfluß auf die Pläne, Sorgen und Entscheidungen des anderen.

In der Lehrtätigkeit übernahm Frank-Vater das Kolleg für spezielle Therapie. Nur 30 Hörer hatten das Kolleg inskribiert, aber knappe 10 waren imstande, den Vorlesungen zu folgen. Es muß recht entmutigend für den von Wien aus an volle Hörsäle Gewohnten gewesen sein, hier wieder von vorne anzufangen. Wir können jedoch seinem Sohne glauben, wenn er in den Memoiren schreibt, daß dieser Umstand seinen Vater durchaus nicht hinderte, mit aller Hingabe vorzutragen.

Er wußte genau, daß er Kolonistenarbeit zu leisten hatte und daß in mancher Hinsicht der Boden erst noch zu roden war, bevor er angebaut werden konnte. So bestieg er auch seine klinische Lehrkanzel erst, nachdem er sie sich gezimmert hatte. Es gab nämlich noch gar keine Klinik in Wilna. In 4 Monaten stand die neue Klinik da, ein Schmuckkästchen in seiner Art, das „nichts zu wünschen übrig ließ", wie Joseph Frank sagt. Im Palaste des Fürsten Radziwill wurden 5 Zimmer mit insgesamt 16 Betten als Spital eingerichtet. Angefeuert durch den Kontrast der Umgebung, wurde Frank zum Hygienefanatiker.

Metallbetten mit weißen Decken, weiß gestrichene Möbel und blitzblank geputztes Zinngeschirr spiegelten sich in den sauber gebohnerten Fußböden. Aber das war ein zu ungewöhnlicher Käfig, als daß sich die heiß ersehnten Gäste bald darin eingefunden hätten. Dazu kam noch die Furcht vor allerlei erschrecklichen „klinischen Prozeduren", die sie erwarteten, so daß die lieben Kranken vorerst einmal in ihren alten, wenn auch um vieles schlechteren Spitälern blieben. Die zweite Schwierigkeit ergab sich für den neuen Direktor der Klinik aus der Unkenntnis der polnischen Sprache,

denn Vater Frank verstand noch kein Wort! Vom klinischen „Material" konnte man ja auch nicht erwarten, daß es Latein oder Französisch sprach. So war schwer Abhilfe zu schaffen, denn außer einem jungen Mediziner war kein geeigneter Mann als Dolmetscher aufzutreiben. Jetzt half also der Wiener Polnischlehrer J. Franks, Dr. Blaszczykiewicz, prächtig aus, der gegen ein Entgelt von 500 Rubeln den Assistenten- und Dolmetscherposten an der Klinik übernahm.

Die Kranken stellten sich auch allmählich und dann immer zahlreicher in der nach dem Wiener Muster eingerichteten Klinik ein. So begann Joh. Peter Frank in Wilna seine Lehrtätigkeit.

Sein Sohn Joseph erhielt die Lehrkanzel für Pathologie. Die glänzende, in lateinischer Sprache gehaltene Antrittsvorlesung über das Thema „De meliori, pathologiam tradendi modo" wurde von den Studenten und den vielen anwesenden hohen Gästen mit rauschendem Beifall aufgenommen. Mit großer Wärme und rednerischem Geschick wies Frank in dieser Rede die Hörer auf die Wichtigkeit der Beobachtung am Krankenbette und die Kenntnis der pathologischen Anatomie hin.

In den Memoiren schreibt er über seine eigene Antrittsrede: „Ich verwarf nicht die Bedeutung der Physiologie" (die damals auf recht theoretischen, spekulativen Grundlagen aufgebaut war), „aber wegen ihrer vielen Hypothesen kann sie nicht als Grundlage der Pathologie angesehen werden".

Im Rahmen seiner Vorlesung veranstaltete Frank, seinem Grundsatz der praktischen Erkenntnisse treu, pathologische Demonstrationen beim Krankenbett im Spitale der barmherzigen Schwestern. Diese Vorlesung erfreute sich bei den Studenten einer großen Beliebtheit, und der Lehrer verstand es auch, die Begeisterung seiner Schüler wachzuerhalten. Dieser Umstand weckte, nach dem eigenen Empfinden Franks, Gefühle der Eifersucht bei seinen Kollegen, aber „dafür vergötterte die Jugend ihren Lehrer", so schreibt Dr. Zahorski in der Einleitung seiner Übersetzung der Memoiren und fährt fort: „Denn Frank als solcher war ohne Tadel. Er liebte die Medizin, die Hochschule und seine Schüler, die er durch Generationen nach den Grundsätzen der Humanität erzog, denen er die Liebe zur Menschheit, Gewissenhaftigkeit und dauernde Arbeitsfreudigkeit einimpfte." Und an anderer Stelle: „Dadurch, daß Frank seine Studenten sehr gut kannte, konnte er die Mehrbegabten herausgreifen, beschäftigte sich persönlich mit ihnen und bereitete sie so zur Professur vor. Sein sehnlichster Wunsch war, alle Lehrstühle, die bisher fast ausschließlich von Ausländern eingenommen wurden, mit einheimischen Gelehrten zu besetzen. Er selbst verwirklichte diesen Wunsch, und es gelang ihm, der Wilnaer Universität so hervorragende Professoren wie Herberski, Bielkiewicz, Niszkowski, Abicht, Homolicki, Rymkiewicz und viele andere heranzubilden. Frank hat die Wilnaer Medizinschule durch die Erziehung mehrerer Generationen von Ärzten geschaffen. Seine erste und wichtigste Forderung an die Mediziner war: die genaue Untersuchung des Kranken, fortwährende Beobachtung des Verlaufes der Krankheit und deren Komplikationen."

So war Frank auch nicht etwa in der Stellungnahme zu seinen Kollegen durch irgend eine nationale Überheblichkeit oder irgend einen Kastengeist bestimmt. Im Gegenteil, er sagt bei Gelegenheit von Versuchen der Klubs der deutschen und der ausländischen Kollegen, ihn in das eine oder andere Lager herüberzuziehen: „Ich antwortete sowohl den einen als auch den anderen, daß niemand weiter als ich davon entfernt sei, zu irgend einer Partei zu gehören! Meine Aufgabe wird es sein, das Vertrauen und die Sympathie der Gesellschaft zu erwerben, in welcher es mir gegeben ist, zu arbeiten."

Diese seine Worte können ruhig als ein Anzeichen jenes echten Kolonistengeistes gewertet werden, der das Gelingen seiner Aufgabe über den Vorteil einzelner Gruppen und auch über das eigene Wohl stellt.

Daß Frank aber immer sein Nationalgefühl gewahrt hat, beweist seine Herzlichkeit und seine Freude, wenn er an seiner Schule, die immer häufiger von Ausländern aufgesucht wurde, wieder einmal einen Landsmann traf, der sich diese Zuneigung auch als Mensch und Arzt verdiente. Seine Sorgen um Deutschland, das unter dem Druck der napoleonischen Heere zusammenzubrechen schien, seine Freude über des Volkes Wiederauferstehung sind reinste Regungen des immer deutschen Herzens beider Franks.

Während der Vater Frank neben seiner Lehrtätigkeit an dem Plane der Neuorganisierung der med. Fakultät arbeitete, wobei ihm sein Sohn tatkräftig half, hielt dieser seine schon erwähnten pathologischen Demonstrationen im Spital der barmherzigen Schwestern ab.

Dieses Spital befand sich in einem kläglichen Zustand. J. Frank schildert ihn folgendermaßen: „Die Kranken lagen vielfach zu zweien in einem Bett und es geschah oft, daß man sie einfach auf den Boden legte, den man mit Sand bestreute, um den Schmutz zu verdecken ... Die Luft in den Sälen war verpestet, da es keine Ventilatoren gab. Die Fenster zu öffnen, war infolge der Kälte unmöglich. Die Nonnen hielten sich an keine diätischen Anordnungen und fütterten die Kranken, wie es ihnen gerade gefiel ... Dr. Szymkiewicz war von Prof. Bécu die Sorge um die Kranken anvertraut worden. Aber er kümmerte sich nur dann um sie, wenn es ihm gerade einfiel. Wurde er auf's Land gerufen, so überließ er das Spital, ohne für eine Vertretung zu sorgen, sich selbst. So waren mehr als 150 Kranke von der Gnade und Ungnade der Nonnen abhängig.

Endlich entgingen diese Zustände nicht mehr der „Litauischen Spitalskommission", die mir die ärztliche Obhut des Spitales der barmherzigen Schwestern anvertraute. Ich übernahm dieses Amt unter der Bedingung, daß ich es nur bis zur Rückkehr des Prof. Bécu behalte, und daß ich dafür keinerlei Bezahlung fordere".

Zum Amtsantritt hielt Frank, der kaum $3^1/_2$ Monate im Lande war, an die versammelten Schwestern eine ¾stündige, polnische Rede. Seine Ausführungen entzückten die guten Nonnen keineswegs! Noch schwerer war die Gunst der Oberschwester zu erwerben, zumal als die Rede auf die von Frank geplanten Verbesserungen kam. Trotz der reichen Einnahmen, die dem Orden zwei vom Zar Alexander überlassene Starosteien brachten, redeten sie sich mit dem Fehlen von Geldmitteln aus, das ihnen jede Neuordnung unmöglich mache.

Das Gesicht der gestrengen Oberin hellte sich auf, als Frank sich erbot, selbst diese Gelder zu beschaffen. Und Frank nahm dieses Aufhellen als eine Zustimmung zu seinen Plänen an.

Es wurde im Kasinosaal bei Herrn Müller ein großangelegtes Amateurkonzert veranstaltet. Zum ersten Male stand hier die reizende, junge Frau Christine in der sozialen und menschenfreundlichen Pionierarbeit an der Seite ihres Mannes. Frank arrangierte selbst den Abend. Die Herren und Damen der vornehmsten Kreise Wilnas hatten ihre Mitarbeit zugesagt. Das Theaterorchester wurde mobilisiert, mit dessen Kapellmeister Frank allerdings keine geringe Mühe hatte, weil der sich um keinen Preis davon abbringen lassen wollte, daß „piano" langsam im Tempo bedeute!

Schließlich klappte doch alles. Frau Frank sang blendend ihre Partie. Ihr Mann war ganz glücklich und stolz, und die Wilnaer Zeitung vom 17. Januar 1805 schrieb: „Der Name Frank, so teuer unserem Lande und von so großer Bedeutung für die leidende Menschheit, ist dank des gestrigen Abends von neuem Glanze umstrahlt worden!"

Der herzensfrohe Frank fühlte in sich das Bedürfnis, auch andere an seiner Freude teilnehmen zu lassen. So bat er die Damen, die die Spenden während des Konzertes gesammelt hatten, das Geld persönlich der Oberin zu übergeben. Es waren 703 holländische Dukaten.

Am nächsten Tage suchte er selbst die Schwestern auf. Aber das, was sich nun zutrug, lassen wir Frank selbst berichten:

„.... kaum hatte ich den Mund aufgetan, als mich die Oberin mit erhobener Stimme unterbrach: „Mein Herr! Wir können auf keine Art und Weise in die Einführung der von Ihnen vorgeschlagenen Verbesserungen einwilligen. Wir sind gerne damit einverstanden, daß sie zeitweilig unseren ständigen Arzt vertreten, aber Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß wir uns etwas dreinreden lassen werden. Wir erkennen das Recht der Spitalskommission, in unsere Angelegenheiten einzugreifen, nicht an. Die Öffentlichkeit war bisher mit unserem Spital zufrieden und wird es auch weiterhin sein, trotzdem Sie uns anzuschwärzen versuchen. Wenn wir unsere Pflichten schlecht erfüllen, werden wir darüber Rechenschaft vor den P. P. Missionaren ablegen. Einer anderen Autorität unterwerfen wir uns nicht, auch nicht der des Wilnaer Bischofs! Aus der Mitte der Patres haben wir uns einen Verwalter in der Person des Pater Pohl gewählt. Bitte wenden Sie sich also an den, wenn Sie mehr erfahren wollen."

„Oh, ich weiß schon genug, und deshalb fordere ich sie auf, meine Damen, so freundlich zu sein und mir das Geld zurückzugeben, das Sie zur Einführung der Verbesserungen im Spital erhalten haben, da Sie dies ja doch nicht tun wollen. Ich werde das Geld anderen Spitälern zur Verfügung stellen." Die Oberin lachte sich fast tot und rief: „Aber was denn, was denn, so nicht, mein Herr! Das Publikum hat das Geld für uns gegeben und wir haben darüber schon verfügt. Zum Teil verwendeten wir es zur Deckung einiger Schulden und zum Teil zur Ausschmückung unserer Kapelle".

Ich muß gestehen, daß ich nach dem Gehörten meine Kaltblütigkeit verlor und in der Erregung mir manchen scharfen Ausdruck erlaubte. Gerade darauf schien die Oberin gewartet zu haben. „Sie haben nicht den richtigen Augenblick gewählt, uns zu schmähen, denn eben hat Ihre Kaiserliche Hoheit die Zarinmutter sich an uns mit der Bitte gewandt, ihr 12 Schwestern zum Dienst an dem von ihr in Petersburg gegründeten Spital zu schicken, und das sichert uns ihren hohen Schutz. Ich werde diesen Schwestern empfehlen, Ihre Kaiserliche Hoheit über das Benehmen zu unterrichten, das Sie uns gegenüber an den Tag legen."

„Macht, was Ihr wollt, aber mein Fuß wird nicht mehr diese Schwelle betreten!"

„Das ist es ja gerade, was wir so sehr wünschen!"

Damit war die Unteredung beendet. Die von der Oberin gegen die Vorwürfe Franks zu Hilfe gerufene Kaiserin-Mutter war übrigens späterhin, gelegentlich einer persönlichen Aussprache mit Frank ganz dessen Meinung, was die barmherzigen Schwestern betraf!

Die ganze Wilnaer Gesellschaft mit ihrem Bischof an der Spitze war bei diesem Kampf mit den Nonnen auf Franks Seite. Vater Frank bedauerte seinen Sohn sehr, aber er meinte, daß das alles die Folge unnötiger Eile in dieser Angelegenheit war und daß man vorher hätte erst entsprechend „die Gegend sondieren sollen".

So schien der Beginn von Franks sozialer Tätigkeit in Wilna nicht viel Gutes zu verheißen. Aber Frank war zu sehr und zu gerne Pionier, als daß er sich hätte von Schwierigkeiten abschrecken lassen. Das Zwischenspiel mit den Nonnen war eine gute Lehre, die ihn vor späteren Fehlschlägen schützen sollte.

Sehr bald gab Frank eine Probe dieser seiner Unerschrockenheit. Der russische Generalgouverneur hatte verfügt, Gebäude, die zur Universität gehörten, für die aus Austerlitz zurückströmenden Truppen zur Verfügung zu stellen. Die Professoren der Fakultät und der Rektor gaben die Angelegenheit verloren und nur Frank unternahm es, für die Sache der Universität mit dem allmächtigen Beamten eine Lanze zu brechen.

Der Gouverneur bekam zwar einen roten Kopf, aber nach einer kurzen und unerschrockenen Unterredung waren die Interessen der Universität für die allernächste Zukunft gerettet.

Am 22. Juli des Jahres 1805 kam aus Petersburg an den Vater, Johann Peter Frank, ein Brief, der ihn einlud, nach Petersburg zu übersiedeln.

Er folgte dem Ruf unverzüglich und nahm auch seine Schwiegertochter und das ganze Hausgesinde mit. Nach Wilna kehrte er nicht mehr zurück. Er wurde in Petersburg nach einer Audienz beim Zaren zu dessen Leibmedikus ernannt, erhielt auch noch andere Ämter an der Universität und lebte und arbeitete nunmehr getrennt von seinem Sohne. Die beiden hatten aber einen sehr regen Briefwechsel, durch den sie sich gegenseitig über ihre Pläne, Arbeiten und Erfolge auf dem laufenden hielten.

Joseph Frank trat also mit Beginn des neuen akademischen Jahres das Erbe seines Vaters in Wilna an. Bei der Übernahme ging es nicht so ganz ohne kleines Scharmützel mit der Universität und seinen Kollegen ab. So glaubte der Sohn, die schöne Stadtwohnung, die der Vater innegehabt hatte, zugleich mit dessen Ämtern übernehmen zu können. Aber die Universität hätte gern anders entschieden, und es gelang erst nach einigem Hin und Her, doch in den Besitz der Wohnung zu kommen.

Am 21. September eröffnete Frank seine klinischen Vorlesungen. Er leitete den Unterricht mit einem vorbereitenden Lehrgang in den Untersuchungsmethoden und in der Anfertigung von Krankengeschichten ein. Dabei legte er sehr großen Wert darauf, daß die Studenten den Kranken keine „Suggestivfragen" stellten, sondern vielmehr die Patienten selbst erzählen ließen. Das ist eine sehr kluge Art, deren Wert auch heute jedem guten Arzte bekannt ist und ihn davor schützt, sich in vorgefaßte Meinungen zu verrennen.

Als Frank den Kurs über spezielle Therapie eröffnete, verlangte er von den Studenten, daß ihr Benehmen im Hörsaal und in der Klinik so sei, wie es in einer guten Gesellschaft üblich ist. Zwei Dinge könne er schon gar nicht vertragen: daß während seiner Vorlesung gegähnt und auf die Uhr gesehen wird.

Erinnert sei an die Schwierigkeiten, die es zur Zeit der Gründung der Klinik machte, Patienten zu bekommen. Die Bevölkerung hatte Vorurteile, und um diese zu zerstreuen, versuchte Frank einen kleinen Kunstgriff. Er irrte sich nicht, wenn er annahm, daß eine „gute Statistik" ihre Wirkung auf das Publikum nicht verfehlen werde. So gab er seinen Assistenten die Anweisung, nur solche Kranke aufzunehmen, bei denen Aussicht auf Heilung bestand. Auch Schwerkranke schloß er nicht aus, wenn nur der Mensch aus voller Gesundheit erkrankt war. Er erreichte es bald, daß sich die Kranken in seine Anstalt nur so drängten. Sie waren sogar bereit, an sich recht schmerzhafte Eingriffe vornehmen zu lassen, „denn es kam ja jeder, der in die Klinik eingeliefert wurde, auch wieder heraus".

Frank betrachtete dieses Manöver nicht als sein Geheimnis, sondern im Gegenteil, als gelungenen Versuch, wie leicht es sei, eine Sterblichkeitsstatistik zu „frisieren". Es geht also gar nicht darum, ob eine Klinik gut geleitet ist oder nicht, sondern nur darum, wie man es sich einrichtet.

Als die Meinung über die Klinik feststand, machte er die Gegenprobe und nahm nun jeden Fall an, wenn er nur lehrreich war. Ja, er ging sogar so weit, unheilbar Kranke herauszusuchen, um seinen Schülern Sektionsmöglichkeiten zu schaffen und das pathologisch-anatomische Museum zu bereichern. Der Ruf der Klinik war allerdings schon unerschütterlich geworden und hielt nun diese statistische Belastung leicht aus.

In dieser Zeit widmete sich Frank ausschließlich der Wissenschaft und seinen Schülern. Die Universitätsbibliothek verfügte nicht einmal über die wichtigsten Handbücher der Medizin, und es hätte viel zu lange gedauert, wenn man diese erst

hätte beschaffen wollen. Frank stellte also den Studenten seine eigene Bibliothek an drei Tagen in der Woche in seiner Privatwohnung zur Verfügung. Später einmal, als Frank seinen Vater in Petersburg besuchte, machte er einen — leider mißlungenen — Versuch, Bücher nach Wilna zu bekommen. Es gab dort große Büchersammlungen, so die wertvolle Bibliothek der Grafen Załuski, die aus Warschau nach Petersburg verschleppt worden war. Der Minister Koczubey, den Frank in dieser Angelegenheit ansprach, lächelte aber und meinte, „der Kaiser würde dies gerne tun, wenn nicht einige Umstände dieser Schenkung im Wege stünden. Vor allem kämen bei einer Überführung der Bibliothek an einen anderen Ort viele Beamte um ihre Stelle. So insbesondere die französischen Emigranten, die daraus die ihnen zum Leben notwendigen Mittel schöpfen. Man würde früher oder später doch erfahren, wer der Urheber des Planes war, und sie zögen sich damit viele Feinde, zu." So blieb es, trotz der Bemühungen Franks, beim alten.

Die persönliche Fühlungnahme mit seinen Schülern suchte und fand Frank nicht nur in der Klinik, sondern auch bei sich zu Hause. Er schreibt: „Ich suchte nur Arbeit und Ruhe. Man sah mich nicht mehr im Kasino, bei den Abendgesellschaften und im Theater. Dafür bat ich jeden Samstag Abend die Professoren, Literaten und die intelligenteren Hörer in meine Wohnung. Bei einer Tasse Tee lasen wir die Zeitungen, lernten die Neuerscheinungen der wissenschaftlichen Literatur kennen und disputierten. Frauen hatten hierzu keinen Zutritt."

Vielleicht waren es diese anregenden Abende, die Frank nicht viel später auf den Gedanken brachten, eine Ärztegesellschaft zu gründen.

Es war der Geburtstag des Zaren. Frank hatte seine Kollegen, die Chirurgen, Pharmazeuten und Ärzte der Stadt zu sich zum Mittagessen gebeten. Bei dieser Gelegenheit legte er seinen Gästen das Projekt zur Bildung einer Ärztegesellschaft vor. Es war sehr einfach: die Ärzte und Apotheker sollten ein bis zweimal monatlich zur Besprechung der in der Stadt gerade herrschenden Krankheiten, seltener Fälle u. ä. zusammenkommen. Über die Sitzung sollte Protokoll geführt werden. Es war der Bezug einiger der besten Fachzeitschriften und das Anknüpfen von Beziehungen mit den Ärzten des Auslandes vorgesehen. Die Gäste waren einverstanden und wurden durch ihre Unterschrift unter das Protokoll zu gründenden Mitgliedern der Gesellschaft.

14 Unterschriften prangten außer der Franks auf dem Schriftstück. Zuerst die Herren der Fakultät: J. Śniadecki, Bécu, Lobenwein, Spitznagel, Wolfgang usw., dann die Unterschriften der Herren Kollegen aus der Stadt.

Genau ein Jahr später fand die feierliche Eröffnung dieser Neugründung statt. Frank unterließ nichts, um dieses Ereignis möglichst eindrucksvoll und feierlich zu gestalten. Er hatte erfahren, daß man ihn zum Präses wählen wollte. Aber er winkte sehr energisch ab und nahm für sich lieber das Amt des Schriftführers in Anspruch, das ja, wie jeder weiß, weniger Möglichkeit zum Repräsentieren, aber dafür umsomehr zum Arbeiten gibt. J. Śniadecki wurde Präses, Lobenwein Vizepräses.

Die Obersten Behörden, die Geistlichkeit und die Aristokratie waren geladen. Auch die Damen der Gesellschaft hatten Zutritt. Da es wieder der Geburtstag des Zaren war, erschienen die Gäste alle in Gala und gaben so der Versammlung ein ausnehmend feierliches Gepräge.

Stehend hörten alle die Verlesung des kaiserlichen Edikts, das die Satzungen der Gesellschaft bestätigte, an. Diese Funktion oblag Frank als dem Schriftführer. Er unterließ es also nicht, besonderen Nachdruck auf jene Stellen der Verordnung zu legen, in denen der Zar den Behörden befiehlt, der Gesellschaft alle rechtliche Hilfe angedeihen zu lassen.



Joseph Frank (1771—1842)
Ein Bahnbrecher der Heilkunde und sozialen Fürsorge in Wilna



Ludwig Bojanus (1776—1827)
Der erste Professor der Tierarzneikunde in Wilna

Darauf folgte eine schwungvolle polnische Rede des Präses J. Śniadecki über „die Nützlichkeit der Ärztegesellschaft" und eine weniger glückliche Lobenweins über „die Vaccine". Lobenwein war kein Redner. Es war so unglaublich langweilig, daß die Zuhörer sicher hätten einschlafen müssen, wenn sie nicht das immer in der Rede wiederkehrende „Neugeborene" (so nannte Lobenwein die Ärztegesellschaft) erheitert und aufgeweckt hätte.

Mit einer Rede über die wissenschaftlichen Institutionen Wilnas suchte Frank den Eindruck der Worte Lobenweins zu verwischen. Daneben verfolgte er die Absicht, auch die nicht der Ärztewelt angehörigen anwesenden Gelehrten Wilnas für die neugegründete Gesellschaft zu interessieren.

Von jetzt ab sprach die ganze Stadt nur mehr von der patriotischen Rede des Sekretärs der Ärztegesellschaft. Graf Plater, ein glühender polnischer Patriot, der damals als Kurator gerade in Wilna anwesend war, umarmte den Redner stürmisch in aller Öffentlichkeit.

So begann die sehr ehrenvolle Geschichte der Wilnaer Ärztegesellschaft, die bis auf den heutigen Tag besteht und viel Licht in die Ärzteschaft des Landes und Segen unter dessen Bevölkerung bringt.

Dr. Zahorski beschreibt in der Einleitung zu seiner Übersetzung von Franks Memoiren diese Zeit so: „Die Wilnaer Universität wurde zur Arche des Bundes zwischen früherer und jüngster Zeit. ... In diesem Athen des Nordens ... lebt die Verlagstätigkeit auf, es erscheinen neue Schriften und Wochenblätter, Abhandlungen, Broschüren und Bücher werden in großer Zahl gedruckt. Buchhandlungen und Bibliotheken entstehen. Eine ganze Reihe von Gelehrten sind am Werk, die Geschichte und Urgeschichte des Landes, seine Natur, seine topographischen Verhältnisse, Land und Leute, deren Gewohnheiten und deren Gesundheitszustand zu erforschen.

Die Worte Kołłątay's bezeugen es, welch eine große Bedeutung diese Kulturbewegung für das ganze Volk hatte. Er schreibt voller Bewunderung für das neu aufblühende Geistesleben in der alten Feste an der Wilja: „Wenn in Wilna das Licht nicht aufgeleuchtet hätte, wäre es möglicherweise den Polen und ihrer Sprache erloschen!"

Das waren Ereignisse, die sich um diese Zeit in den olympischen Höhen der vornehmen und reichen Wilnaer Gesellschaft abspielten. Unten, in den Niederungen des Lebens der Armen und wenig Beachteten gab es aber noch viel, viel mehr Kulturarbeit zu leisten.

Die Fürsorge für die mittellosen Kranken oblag dem Spital der barmherzigen Schwestern. So kam es, daß nur jene Kranken erfaßt wurden, die bettlägerig waren und in ein Spital aufgenommen werden konnten oder mußten. Die ganze Zahl jener, die sich noch gerade schlecht und recht bewegen und auf den Beinen halten konnte, versuchte so lange es eben ging, zu arbeiten, um nicht zu verhungern. Diese waren, wenn nicht ganz ohne, so doch nur in ungenügender ärztlicher Pflege. Es gab zwar in Wilna immer Ärzte, die sich unentgeltlich den Armen in ihren Wohnungen zur Verfügung stellten. Aber was nützte das? Der Arzt kam, untersuchte und beriet den Kranken und — schrieb schließlich sein Rezept. Das konnte der Kranke nun doch nicht in die Apotheke tragen, weil er kein Geld hatte, die Medikamente zu bezahlen.

Zuerst dachte Frank daran, mit Hilfe des Bischofs eine Gesellschaft von einigen angesehenen, reichen Leuten zusammenzubringen, die sich verpflichten sollten, die für die Heimpflege der armen Kranken nötigen Mittel aufzubringen. Der Bischof hörte sich den Plan mit großem Interesse an, aber er tat lange Zeit nichts. So griff Frank zur Selbsthilfe und rückte in die Wilnaer Zeitung folgende Notiz ein:

„Am kommenden Freitag, den 23. März 1806 gibt Frau Frank im Wilnaer Theater ein Konzert. Die Einnahmen des Konzertes sind zur Beschaffung von Me-

dikamenten für Kranke bestimmt, die sich diese nicht selbst kaufen können. Die Veranstalter bitten das Publikum um seine Mithilfe.

Jeder, der glaubt, diese Hilfe für sich in Anspruch nehmen zu können, muß sich bei seinem Seelsorger um ein Armutszeugnis bekümmern. Die Kranken, die dieses Zeugnis besitzen, werden zweimal in der Woche, und zwar am Mittwoch und Sonntag kostenlos vom Professor der praktischen Heilkunde in Anwesenheit seiner Schüler im Gebäude der Universität, das früher dem Mathias Radziwiłł gehört hat, untersucht und behandelt werden. Gegen das Rezept des Professors erhält der Kranke in der Universitätsapotheke die Heilmittel ebenfalls kostenlos. Die Apothekerkosten werden aus den Einkünften bestritten, die das Konzert gibt. Der Rechenschaftsbericht darüber wird publiziert werden".

Das Konzert brachte 1200 Silberrubel Reingewinn. Neben Frau Frank trat bei dieser Veranstaltung auch der bekannte deutsche Sänger Ellmenreich auf, der nachher die Sängerin und ihre Wohltätigkeit in einem polnischen Gedichte feierte.

Bischof Kossakowski war von dem Unternehmen Franks begeistert, aber zu dessen großem Erstaunen bemerkte er, daß es unklug gewesen sei, die Kranken um die Armutszeugnisse zu den Seelsorgern zu schicken. „Es werden sich solche unter ihnen finden", meinte der Bischof, „die mit den Zeugnissen Handel treiben werden".

„Aber Exzellenz", rief Frank, „das ist ja unmöglich!"

„Nun aber hören Sie, ich werde doch meine Priester besser kennen als Sie", sagte der Bischof und er hatte recht. Es wurden Bescheinigungen gegen ein Pfund Kaffee und ähnliches gehandelt und dieser Umstand schreckte die armen Kranken gar nicht so sehr ab, da ja die kleine Ausgabe für das Geschenk an den Aussteller des Zeugnisses in keinem Verhältnis zu den sehr hohen Apothekerpreisen stand. Nur die Ärmsten der Armen konnten auch da nicht mitkommen. Natürlich wurde dieser obenerwähnte Weg erst recht von jenen vermögenden, aber geizigen Leuten begangen, die sich ruhig selbst hätten Arzt und Medikament bezahlen können und so noch dazu die Kollegen in der Stadt und die Apotheker bekürzten. Frank schreibt: „Ich saß nicht wenig in der Patsche, da ich ja gewohnt war, grundsätzlich Wohltaten nicht aus fremden Taschen zu bestreiten".

Innerhalb von 10 Monaten versorgte Frank auf diese Art 369 Kranke. Zu seinen Besuchen nahm er auch die Studenten mit und ließ sie die Krankengeschichten aufnehmen, unter seiner Anleitung Rezepte schreiben, ja er übergab den fähigeren auch Patienten zur Weiterbehandlung. So schuf Frank eine „fliegende Ambulanz" und verband glücklich die Lehrtätigkeit mit der sozialen Fürsorge.

Die literarische Tätigkeit Franks erstreckte sich nicht nur auf eigene Arbeiten. Er redigierte auch mit großer Sorgfalt die Arbeiten seiner Schüler, die den Ruf der Schule rühmlichst verbreiteten. Oft stieß er dabei auf die Vorurteile seiner Kollegen. So war es z. B., als die sehr interessante „Abhandlung über das Blutspucken" (Pneumorrhagie) seines Schülers Collingnon in Druck gehen sollte. Bécu, ganz benommen von der Theorie der Reizmittel Browns, wollte es nicht zulassen, daß darin für die Anwendung von Beruhigungsmitteln eingetreten wurde. Diese Art der Behandlung gilt auch heute noch als richtig. Bécu erreichte das Einverständnis des Rektors, daß die diesbezüglichen Stellen der Arbeit gestrichen wurden.

Aber ihre eigenen Arbeiten hinaus regt Frank seine Schüler auch zum Übersetzen wichtiger Lehrbücher an. So übertrug Herberski die Anatomie Hempels ins Polnische. Die Physiologie Prohaskas wurde von Wojniewicz übersetzt und die Anleitungen Okens zur Sektion der Leichen gab Bielkiewicz in polnischer Sprache heraus.

Frank verstand es auch, seine Kollegen von der Ärztegesellschaft zum Schreiben zu bringen. „Wenn Ihr nicht Latein schreiben wollt", so sagte er zu ihnen, „dann druckt Eure Arbeiten polnisch. Das wird sogar noch dazu eine patriotische Tat sein!" Dieser

Vorschlag machte Eindruck und bald darauf erschien der erste Band der laufenden Berichte der Ärztegesellschaft.

Frank selbst schrieb eine große Zahl von wissenschaftlichen Abhandlungen, gab seine Reden und Vorträge in Druck und verschmähte es auch nicht, für die Wilnaer Zeitung Aufsätze unter dem Strich zu schreiben, wenn es nur darum ging, ein wohltätiges, belehrendes oder kulturelles Ziel zu erreichen.

Sein Vortrag über „die Besonderheiten des Fiebers in Litauen" wurde für die Ärztegesellschaft gedruckt. Er beschäftigt sich in einer Arbeit mit dem damals durch den österreichischen Arzt Mesmer aufgerollten Problem des „tierischen Magnetismus", das die ersten Erkenntnisse aus dem Gebiete der Hypnose umfaßte. Es lag im Wesen dieser Dinge, daß sie nur allzuleicht Kurpfuschern und neugierigen Laien in die Hände fielen, die da herumexperimentieren und viel Schaden anrichten konnten. In dieser Arbeit bezeichnet Frank den tierischen Magnetismus als eine krankhafte Erscheinung von sehr weitgehender Bedeutung. „Ich bekämpfte", schreibt er, „alle Absonderlichkeiten, die diesem (d. tier. Mag.) in die Schuhe geschoben wurden und wies nach, daß der Kranke in der Trance, die nichts mit dem natürlichen Schlafe gemein hat, sich in einem Zustand nervöser Erregtheit befindet, während deren Dauer die im höchsten Maße empfindlich gemachten Nerven innere und äußere Reize aufnehmen, für die sie unter normalen Umständen unzugänglich sind. Gewöhnlich sind mit diesen Überreizungszuständen Illusionen verbunden, die zeitweise den Charakter von Tobsuchtsanfällen tragen".

Frank schrieb ferner über „Die Pflichten des Arztes" und „Polizeiärztliches über die Gefangenenhäuser". Diese Themen, die sein Interesse erregten, waren nicht nur theoretische Erwägungen. Sein praktischer Geist ließ keine Gelegenheit vorübergehen, aufgestellte Theorien zu verwirklichen. So war es auch mit seinem Interesse für die Gefangenenhäuser. Als Frank seinen Vater in Petersburg besuchte, verbrachte er einen Abend bei Graf Korzubey. Nach dem Kartenspiel malte er, mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, den Plan eines Gefangenenhauses nach Howard mit Kreide auf das schöne Grün des Spieltisches. Der Graf war gleich interessiert und damit war die Gelegenheit da, über Verbesserungen in diesen Anstalten zu sprechen. Arzt und Minister kamen hier einander viel schneller nahe, als es sonst bei weitschweifigen Verhandlungen und Vorträgen der Fall gewesen wäre. „Unsere Gefängnisse", sagte schließlich der Graf, „sind ein Schandfleck. Ein Besuch dieser Anstalten wird Sie davon überzeugen. Der Zar konnte seine Aufmerksamkeit bisher nicht darauf wenden, und ich glaube sogar, daß er die volle Wichtigkeit der Angelegenheit gar nicht erkennt".

Einmal wurde von Schiffen das gelbe Fieber in russische Häfen eingeschleppt. Frank beschäftigte sich sofort mit dieser Erkrankung und schrieb einen Aufsatz darüber, der in den deutschen Fachzeitschriften die volle Anerkennung Hufelands fand. Beinahe hätte dieses Ereignis die Abberufung Franks aus Wilna zur Erforschung der Seuche zur Folge gehabt.

Laufend kamen unter seiner Leitung die „Acta instituti clinici cesarea Univ. Wilnensis" heraus. Daneben schrieb er Bücher belehrender Natur, wie seine Reiseerinnerungen, die beim russischen Hof vielen Anklang fanden.

Das Hauptwerk Franks, eine Enzyklopädie der Medizin, die er „Praxeos medicine universae praecepta" nannte, wurde nie vollendet. Das Sammelwerk umfaßte neben eigenen Arbeiten die besten Aufsätze seiner Schüler.

Wenn es um Dinge öffentlichen, kulturellen Interesses ging, bediente sich Frank der Zeitung. Unter dem Strich des Wilnaer Blattes erschienen oft seine Theaterkritiken und Rezensionen von Konzerten. Er fand darin ein Mittel, das Interesse des Publikums für kulturelle Veranstaltungen wachzuhalten.

Reisen! — Die Sehnsucht aller Menschen und umsomehr aller großen Männer, die von neuen Eindrücken neues Wachsen ihres Gedankengutes mit Recht erwarten und neue Anregungen für ihre Lebensarbeit finden. Frank reiste, sobald sich nur eine Gelegenheit bot, und er wußte auch seine Reisen richtig auszunützen. Wenn er Wien oder andere Großstädte besuchte, brachte er immer Wesentliches und Neues für seine Wilnaer Schule mit. Besonders nutzbringend war sein Besuch bei dem berühmten Wiener Augenarzt Beer, der ihm auch für seine internistische Tätigkeit reiche Anregungen brachte. Ein Zeitgenosse Beers in Wien war Prohaska, ebenfalls ein Augenarzt. Frank besuchte diesen seinen alten Bekannten und sah bei ihm wunderbare anatomische Injektionspräparate, die denen von Lieberkühn um nichts nachstanden. Er hätte nun gar zu gerne solche Demonstrationsobjekte, die einen nicht abzuschätzenden Wert für den Unterricht über die Sekretion der Organe hatten, für Wilna erworben.

So schrieb er denn an den Kurator nach Wilna einen Brief, in dem er bat, seine Abmachung mit Prohaska über die Anfertigung einer vollständigen Sammlung der wertvollen Präparate für Wilna zum Preis von 50 Dukaten zu bestätigen. Gleichzeitig bat er, seinen Assistenten Herberski zur Spezialisierung in der Augenheilkunde nach Wien zu schicken und der Universität den Auftrag zu geben, das Projekt zur Errichtung einer Augenklinik auszuarbeiten.

Er bereitete die Reise Herberskis nach Wien sorgfältig vor.

Nicht viel später erlebte Frank die Freude, von Beer aus Wien zu erfahren, daß Herberski in der Augenheilkunde schöne Fortschritte mache und zu großen Hoffnungen berechtige.

Aus der in Wilna für ihn vorgesehenen Augenklinik wurde aber aus mancherlei Gründen leider nichts.

Frank sorgte sich auch darum, seinen Schülern in Wilna alle möglichen Erleichterungen bei ihren Studien zu verschaffen. Um mittellosen, talentierten jungen Leuten den Beruf des Arztes zu erschließen, wurde ein Studentenkonvikt gegründet. Es sollte das ursprünglich eine Einrichtung sein, die der russischen Armee eine größere Zahl von Militärärzten zuführte. Die Studenten wurden kostenlos in Klöstern untergebracht und erhielten außerdem noch Geld, um die übrigen Ausgaben während ihrer Studienzeit bestreiten zu können. Dafür sollten sich die jungen Ärzte verpflichten, im russischen Heer sieben Jahre lang Dienst zu tun. Es war anzunehmen, daß die jungen Polen eine Anstalt meiden würden, die sie zum Dienst in der russischen Armee verpflichtete. Aber es gab eine Klausel, die sie von der unangenehmen Verpflichtung entband, wenn das für sie ausgelegte Geld rückerstattet wurde. Für die jungen Ärzte war es nach Beendigung ihrer Studien sehr leicht, sich die notwendige Summe zum Loskauf zu beschaffen, da sie ja eine glänzende Praxis im ärztearmen Lande erwartete. So blühte das Institut bald auf.

Auf die Bildung der Weltanschauung seiner Schüler, die ihn nicht weniger liebten als verehrten und bewunderten, hatte Frank einen großen Einfluß.

Gegenüber vielen seiner Kollegen die — mit der Leuchte der polnischen Naturwissenschaftler Sniadecki an der Spitze — eingefleischte Materialisten waren, hatte er es nicht leicht, seinen positiven Anschauungen über Gott, dessen Welt und religiöse Dinge für sich und seine Schüler Geltung zu verschaffen. In den Erinnerungen finden wir manche Stelle, die von seiner tadellosen Haltung in diesen Dingen zeugt.

So lehnte er entschieden ab, als ihn die neugegründete Freimaurerloge Wilnas mit allen Mitteln in ihren Kreis ziehen wollte. „Ich blieb standhaft", schreibt er. „Ich hatte zu viel Gelegenheit, auf eigene Faust dem Werke der Barmherzigkeit zu dienen, als daß ich einer Gesellschaft hätte beitreten müssen, deren verborgene Ziele ich doch

nie durchschaut hätte. Im übrigen war mir meine Zeit zu wertvoll, als daß ich sie hätte in der Loge vertrödeln wollen".

Als im Jahre 1806 die russischen Truppen nach der Schlacht bei Austerlitz in die Heimat zurückkehrten, brachten sie den Litauern und Wolhyniern und ihren Städten eine Typhusepidemie mit, die mit jedem Tage drohender wurde. In den Monaten März und April dieses Jahres erreichte die Seuche in Wilna einen Höhepunkt. Der Mai war sehr kalt und so ebbte auch die Krankheitswelle ab. Aber im November ging die zweite, hohe Welle über das Land und seine Bewohner. Spitznagel war Hausarzt im Nonnenkloster nächst der Kirche des hl. Stefanus. Er bat Frank einmal, dahin zu gehen und zu sehen, welche fürchterlichen Formen die Not annehmen kann.

Frank ging hinaus vor die Stadt, wo das Kloster lag. Die zwei südlichen Seiten des Gebäudes umgab ein Friedhof, auf dem die in den Spitälern und Gefangenenhäusern Verstorbenen begraben wurden. Aber wie wurden sie begraben! Die Erde bedeckte kaum die Leichen und die Hunde hatten gar nicht viel Mühe, die Leiber wieder herauszuscharren.

Das Kloster hatte die Aufgabe, Novizinnen heranzubilden. Diese jungen Mädchen waren sehr arm. Die erste, die im Kloster an Typhus erkrankte, war eine junge Nonne, die mit dabei war, als ein Gefangener ohne Sarg begraben wurde. Man kann nicht sagen, ob bei ihr der Schreck die Krankheit auslöste, oder ob sie sich angesteckt hatte. Der Erreger konnte ebensogut mit den Kleidern eines in der Stadt an Typhus Verstorbenen eingeschleppt worden sein, die seine Witwe dem Kloster zum Geschenk machte.

Alle Schwestern lagen krank in ihren Betten, als Frank das Kloster aufsuchte, nur die Oberin war verschont geblieben. Auch alle Novizinnen waren krank und die wenigen, die sich noch schlecht und recht auf den Beinen hielten, machte die Pflege so vieler Kranker so matt, daß sie vor Müdigkeit wie die Fliegen umfielen.

Im Kloster gab es weder Lebensmittel, noch Brennholz, noch Medikamente. Frank konnte da aus eigener Kraft keine ausreichende Hilfe bringen, nur Medikamente konnte er dem Kloster verschaffen. Der Bischof, an den er sich wandte, hatte offensichtlich keine Ahnung von der verzweifelten Lage des Klosters, das mitten in seiner Diözese lag. Er zeigte auch kein allzugroßes Interesse für die Vorstellung Franks und versprach schließlich, einige barmherzige Schwestern zur Pflege der kranken Nonnen von St. Stefanus zu schicken. In Bezug auf alles sonst noch Notwendige brachte der hohe geistliche Herr allerlei Schwierigkeiten und Umschweife vor, bis schließlich Frank sagte:

„Gut, Exzellenz, wenn Sie also den unglücklichen Nonnen nicht helfen können, dann fahre ich unverzüglich zum Generalgouverneur und werde ihm vorschlagen, die reichen Wilnaer Klöster zu Gunsten des Klosters von St. Stephan zu besteuern".

Das wirkte. Trotzdem war alles das, was durch den Bischof zu erreichen war, noch zu wenig. So wandte sich Frank auch noch an die Wilnaer Bevölkerung um Hilfe. Dank deren Großzügigkeit war das Kloster bald mit allem reichlich versorgt, was es brauchte. Die ärztliche Betreuung war schnell organisiert. Den barmherzigen Schwestern, die diesmal willig den Anordnungen Franks folgten, wurden einige Mediziner zur Hilfe beigegeben. Für Spitznagel und Frank lag das Kloster zu entlegen, als daß sie auf jeden Anruf sofort hätten zur Stelle sein können. Es galt also noch, einen geeigneten ständigen Vertreter am Orte zu lassen. Frank schreibt:

„Da ich kein Recht dazu hatte, von meinen Hörern zu verlangen, sich der Gefahr auszusetzen, die mit der Aufsicht über 30 Typhuskranke verbunden war, erzählte ich ihnen nur von meinen Sorgen. Das genügte und zwei Studenten stellten sich mir zur Verfügung. Ich wählte Herrn Stanislaus Kossowski aus, dessen Umsicht und Intelligenz mir bekannt war. Dieser sonderte sofort die Kranken von den Ge-

funden ab, befahl die Räume mit Salpetersäure zu desinfizieren, kurz, er richtete sich ein kleines Spital ein, an dem sich andere Wilnaer Spitäler hätten ein Beispiel nehmen können. Wir verloren nur eine Kranke, wenn ich eine 76jährige Nonne nicht mitzähle, die eher ihrer Altersschwäche als dem Typhus erlag".

Natürlich gab der Typhus Frank in seiner Universitätsklinik auch genug zu tun, zu dem sich noch eine Masern- und Scharlachepidemie gesellte.

Im April dieses Jahres ergab die Bilanz der Heimhilfe für arme Kranke für das abgelaufene Jahr 369 behandelte Fälle. Die Kasse war zwar noch nicht leer, aber es konnte nicht schaden, sie wieder etwas aufzufüllen. Zu diesem Zweck veranstaltete Frank im Kasinosaal wieder ein Konzert, bei dem Frau Christine sang.

Der Reinertrag ergab 1812 Silbergulden für die Kasse der Heimhilfe für arme Kranke.

Das gute Gedeihen dieser Heimhilfe oder ambulatorischen Klinik brachte den Wilnaer Bischof Kossakowski auf den Gedanken, eine Wohltätigkeitsgesellschaft zu gründen. Diese Einrichtung sollte neben der Krankenfürsorge auch der Bekämpfung des Bettlerunwesens in der Stadt, der Arbeitsbeschaffung für Beschäftigungslose und der Fürsorge für Greise und Kinder dienen.

Der Bischof hatte alle Hoffnung, den alten Palast der Familie Radziwiłł, die sogenannten „alten Radziwiłł'schen Mauern" mit dem dazugehörigen Grundstück für diesen Zweck geschenkt zu bekommen. Ohne Frank wollte er aber nicht beginnen. Es war sein Plan, daß dieser seine Heimhilfe mit dem neu zu schaffenden Institut zusammenlege. Das war nun Frank nicht sehr recht, aber schließlich gab er nach, unter der Bedingung, daß die von ihm in Konzerten und anderen Veranstaltungen gesammelten Gelder ausschließlich der Krankenfürsorge zufließen sollten. Zu diesem Nachgeben brachte Frank mehr sein Gewissen, als Verstandesgründe: „Du bist gegen den Zusammenschluß", so sagte er sich, „weil Du lieber wolltest, daß das Institut Deinen Namen trägt. Also bist Du bloß aus Eitelkeit wohltätig!" Der Bischof war über das Mittun Franks sehr erfreut, der Zar gab sein Einverständnis zu den Satzungen und das Institut wurde gegründet.

Frank hatte als Mitglied des Ausschusses die Aufgabe, sich zuerst einmal die ganze Wilnaer Bettlerschaft anzusehen.

„Ich kann nicht beschreiben, was ich da zu sehen bekam und bei dieser Gelegenheit ausstehen mußte. Die Polizei erhielt den Befehl, uns energisch zu helfen. So sammelte sie nun diese schrecklichen Gestalten zusammen, um sie dem Komitee vorzustellen. Wir begannen unsere Tätigkeit damit, die Leibeigenen von den freien Bettlern zu trennen. Die ersteren schickten wir zu ihren Herren, die ja verpflichtet waren, sie zu erhalten. Was die freien Bettler anging, so wiesen wir jene, die krankheitshalber oder aus Schwäche sich nicht ihren Lebensunterhalt verdienen konnten, an die Spitäler. Die, die nicht arbeiten wollten, übergaben wir dem Arbeitsheim, wenn niemand sich fand, der dafür bürgte, daß sie aufhören würden zu betteln. Es fanden sich viele solche Bürgen. Das folgende Beispiel soll zeigen, daß Bettler und Armer nicht die gleichen Begriffe sind. Ein würdiger Greis mit langem weißem Bart, der seit vielen Jahren am Südtor mit dem Gnadenbild (Ostra brama, das spitze Tor) bettelte, entpuppte sich als Eigentümer von 2.000 holländischen Dukaten, die er in seinem Bett verborgen hielt.

Ein schöner Lohn meiner Arbeit war es, daß schon nach einer Woche die Wilnaer Straßen frei von Bettlern waren, die sie seit undenklichen Zeiten beherrscht hatten. Die Öffentlichkeit verstand es, diese Wohltat zu schätzen. Man mußte aber, um nicht halbe Arbeit zu tun, den im Arbeitsheim untergebrachten Bettlern eine gute Behandlung sichern. Leider war es dort anders, besonders was die Reinlichkeit angeht.

Am 21. Februar 1808 gab Frau Frank ein Konzert zugunsten der der Wohltätigkeitsgesellschaft angeschlossenen Heimkrankenpflege.

Das Konzert brachte 1938 Silberrubel ein.

Im Hause des Grafen Tyzenhaus fanden Amateurvorstellungen statt, bei denen Frau Christine auch mittat. Die Gräfin Choiseul gründete eine Liebhaberbühne, zu der die Deutsche ebenfalls gehörte. Es sollten da Komödien und französische Vaudevilles aufgeführt werden. Die Sache klappte nicht ganz, weil die männliche Hauptkraft, ein Herr Merlini, nur dann mittun wollte, wenn sein Gegner Lawiński, mit dem er irgendeinen Streit beim Theater gehabt hatte, sogar aus dem Zuschauerraum ausgeschlossen würde. Schließlich ging es doch so irgendwie mit einer Vorstellung wöchentlich. Diese Bühne gab unter anderem einmal eine Aufführung von Racines „Phaedra" in einer polnischen Übersetzung. Der Reinertrag floß dem Wohltätigkeitsverein zu. Das Konzert brachte 4.000 Rubel.

Die „dritte Abteilung" des Wohltätigkeitsvereines, d. i. die unter der besonderen Obhut Franks gebliebene Heimhilfe für arme Kranke, sollte mit der Blatternimpfung mittelloser Kinder betraut werden. Frank genügte nicht diese unzulängliche Art, die Impfung unter das Volk zu bringen. Er bestand darauf, daß ein Vaccinationsinstitut gegründet wurde, dessen Aufgabe es sein sollte, die Blatternimpfung im ganzen Lande durchzuführen.

Das Institut war sehr kühn aus seiner festen Überzeugung von der Wirksamkeit der Impfung heraus: „Alle nach den veröffentlichten Bestimmungen am Institut Geimpften (wobei alle Vorsichtsmaßnahmen beobachtet wurden, um ein Gelingen der Impfung zu sichern) erhalten ein Zeugnis, daß ihre Impfung typisch verlaufen ist. Das Institut bürgt dafür, daß sie nicht an echten Blattern erkranken werden." Also eine Art Impfzeugnis mit gegenseitiger Haftung! Während des ganzen Wilnaer Aufenthaltes Franks lief keine einzige Reklamation ein.

Die feierliche Eröffnung des Instituts fand am 17. Mai, dem Geburtstage Jenners, statt. Alles, was in Wilna Name und Ansehen hatte, war geladen. Frank hielt eine Rede, in der er von seinen Erlebnissen in England anläßlich einer Feier zu Ehren Jenners erzählte.

Bischof Kossakowski war gestorben und Thomas Wawrzecki wurde Präses des Wohltätigkeitsvereins. Das Größte an diesem Manne war seine restlose Hingabe an die Wohltätigkeit und ihr Werk. Seine zeitweise Heftigkeit war nur der schwache Schild vor seinem weichen Herzen und seine Rechtschaffenheit war ohne Tadel.

Frank drängte es, diesem Polen einen Beweis seiner Wertschätzung zu geben. Der Winter war damals sehr streng und die Not besonders groß. So schlug er ihm vor, ein Konzert zu veranstalten, dessen Reinertrag er zur Hälfte ihm zur Verfügung stellen wollte. Die andere Hälfte bestimmte er für die dritte Abteilung.

Die Wilnaer waren schon sehr verwöhnt. Es mußte also etwas ganz Besonderes ausgedacht werden, um sie wieder, und zwar recht zahlreich in den Konzertsaal zu locken. So entstand das Programm eines ganz eigentümlichen Konzertes, das im Kasinosaal am 15. Jänner 1809 stattfand und 900 Rubel Reinertrag brachte.

Die Amateurschauspieler gaben in diesem Winter zum zweiten Male die „Phaedra". Der Reinertrag überstieg diesmal aber nicht 1.800 Rubel. Man hatte mehr erwartet, da es ja gerade die Zeit der kleinen Landtage war, die den ganzen Adel aus der Umgebung Wilnas und aus ganz Litauen in der Stadt versammelte. Frank, der auch diesen Umstand zu nützen trachtete, trug sich diesmal mit ganz großen Gedanken.

Haydns „Schöpfung"!

„Ja, aber wie . . .!?" Denn erstens war das Werk in die polnische Sprache zu übersetzen, und dann: Kapellmeister, Musiker, Solisten, Chor! Aber Frank ging ganz planmäßig an die Durchführung seines Unternehmens. Herr Xaver Chomiński

war ihm als guter Übersetzer französischer Poesie bekannt, aber er war kein schneller Lieferant. Den Auftrag Franks nahm er mit Freuden an, aber er gab gleich zu verstehen, daß der gewöhnliche Sterbliche mit der Schöpfung nicht so schnell fertig werden könne, wie der liebe Gott. Denn Chomiński war bequem. Da er außerdem auch krank war, ereilte ihn ein Schlaganfall, als er kaum den ersten Teil der Schöpfung beendet hatte. Das übrige übersetzte der Theologieprofessor und Kanzelredner Pater Chodani, und die Übersetzung war ganz vorzüglich.

Frank selbst ging nun daran, den übersetzten Text und die Musik in Einklang zu bringen. Wiewohl die Polen wenig Wert darauf legten, daß die Worte eines Liedes auch ihre normale sprachliche Betonung beibehielten, so trachtete er doch, es so einzurichten, daß der Tonfall der Sprache durch den Notenwert nicht litt. Er mußte da natürlich von seiten des musikalischen Satzes kleine Abänderungen machen, aber diese fielen kaum auf, während die falsche Betonung der Worte einer an sich zum Singen recht geeigneten Sprache, wie es die polnische ist, sehr störte. Besondere Schwierigkeiten machte es, wie er schreibt, kurze, prägnante Ausdrücke zu finden, wie z. B. „Fiat lux" — „Es werde Licht!"

Die Wiedergabe des gewaltigen Werkes verlangte einen entsprechenden Klangkörper, der auch nicht leicht in Wilna zusammenzustellen war. Wohl war Frau Christine zugegen, die ohne Zweifel am besten die Partien bewältigen konnte, die ihr ja Haydn selbst an den Leib geschrieben hatte. Die übrigen Solisten stellte das Theater. Die Schwierigkeit begann mit dem Chor und dem Orchester. 24 Choristen lieferten die Wilnaer Kirchenchöre, das Theater und die Gesellschaft, aber das war viel zu wenig. So wandte sich Frank an den Bischof und den griechisch-katholischen Metropoliten von Minsk mit der Bitte, ihm ihre Sänger mit dem Beginn der Fastenzeit für Wilna zur Verfügung zu stellen. Bischof Dederko lehnte kategorisch ab, weil er es Frank übelnahm, daß er sich die Fastenzeit für dieses Vergnügen ausgesucht hat.

„Als ob diese Zeit nicht gerade die geeignetste zur Aufführung eines Oratoriums wäre und als ob es hier um mein Vergnügen ginge", meinte Frank. Der Metropolit versprach 12 Sänger und bat um die Zuschickung der Noten, daß sie mit dem Üben schon anfangen könnten. Aus der Umgebung Wilnas bekam er 4 Unteroffiziere aus verschiedenen Garnisonen.

Der in Wilna zum kleinen Landtag zusammengekommene Adel hatte seine Hausmusikanten mitgebracht, die es Frank ermöglichten, das Orchester zusammenzustellen. Der Pianist Steibelt, der gerade auf der Durchreise anwesend war, nahm an einer Probe teil und konnte Frank einige wertvolle Ratschläge zur musikalischen Auffassung geben, die er von Haydn selbst haben mochte.

Es galt jetzt nur noch, eine würdige äußere Form zu finden, die der Erhabenheit des Werkes angepaßt war. Der Theatersaal oder andere Räume, in denen sonst Vergnügungen stattfanden, schienen Frank einen zu leichtfertigen Rahmen für das Werk abzugeben. So wählte er den großen Rathaussaal, der bis zu tausend Zuhörer fassen konnte. Der Raum wurde zu einer Weihestätte ausgeschmückt und stimmungsvoll beleuchtet. Auf der baulich schönen Estrade wurden die Chöre untergebracht. Die Sänger erschienen in schwarzen Anzügen, die Sängerinnen in einheitlichem Weiß.

An das Publikum wurden Textbücher verteilt. Der Zustrom war so stark, daß viele Besucher keine Karten mehr erhalten konnten. Für die Spitzen der Behörden waren Ehrensitze reserviert.

Das Konzert wurde ein voller Erfolg und mußte am nächsten Tage wiederholt werden. Auch der Kassenbericht ließ nichts zu wünschen übrig. Trotzdem jeder Besucher nur den Preis seines Sitzes, das waren drei Silbergulden, bezahlte, blieb

allein für die dritte Abteilung Franks ein Betrag von 1000 Dukaten übrig. Es war das nicht zu viel in der drückenden Not dieses strengen Winters.

Die tiefen Temperaturen richteten besonders großen Schaden an der Volksgesundheit an, indem sie gerade das junge Leben empfindlich trafen. Die Sterblichkeit der Kinder und Neugeborenen stieg besorgniserregend an und auch junge Mütter erlagen ihrer Armut. Denn es gab weder Holz zum Heizen, noch eine stärkende Brühe, noch Wäsche, geschweige denn eine entsprechende ärztliche Betreuung. Frank, der die ausgezeichneten Fürsorgeverhältnisse für Mutter und Kind in England und Frankreich kannte, erstrebte für Wilna ähnliches. Die Gründung so eines Wohltätigkeitswerkes mußte natürlich von Frauen ausgehen, und da hatte Frank von Wien her schon seine schlimmen, aber um so lehrreicheren Erfahrungen. Damals vertraute er die Sorge um die jungen Mütter einer kinderlosen Frau an und es wurde ein Mißerfolg. Jetzt machte er es nun besonders gründlich.
fürchtete, ein totes Kind zur Welt zu bringen.

Die Frau des Generals Bennigsen erwartete in kurzer Zeit ein Kind. Dazu hatte sie Muttersorgen, denn ihre Geburten verliefen nicht immer glücklich und sie

„Nur der Gedanke," sagte sie zu Frank, „daß Sie meine Schwangerschaft überwachen und mich auch im Wochenbett betreuen werden, gibt mir Mut. Nächst Gott setze ich meine ganze Hoffnung auf Sie."

Auf so eine Gelegenheit hatte Frank gewartet. „Helfen Sie mir, bitte, bei einem Werk mit" sagte er zu der Frau, „das Gott gefallen und Ihnen Glück bringen wird." Und Frank legte ihr den Plan für die Gründung eines Mutterschaftsinstitutes vor. Frau Bennigsen war mit der ganzen Seele dabei und erhielt bald einen offiziellen Brief vom Präsidenten des Wohltätigkeitsvereines Wawrzecki und Joseph Frank, in dem sie gebeten wurde, die Präsidentenwürde des neu zu gründenden Institutes anzunehmen. Sie tat es gern und bald darauf ging ein neuer Brief, diesmal an Frau Kossakowski, die Schwägerin des kürzlich verstorbenen Bischofs ab, der dieser die Stelle einer Vizepräsidentin antrug. Sekretärin wurde, mit allen Bürden dieser Würde, Frau Frank; für sie war dieser Posten ja Familientradition.

Die neu zu gründende Gesellschaft stellte gut durchdachte Satzungen auf.

Allein die Tatsache des Mutterschaftsinstitutes und seine Satzungen erregten bei den ehrsamen Wilnaern soviel Heiterkeit und gaben ihnen soviel Anlaß zu Späßen, daß es viele Frauen nicht wagten, beizutreten.

Erst als Napoleon in Paris ein ähnliches Institut eingerichtet hatte, schlug die Meinung um. Jetzt wurde Frank wegen seiner Neugründung auch sehr gefeiert. In seinem Rechenschaftsbericht über die Wilnaer Universität erhob Graf Plater Frank ganz auffallend über seine Kollegen. Überhaupt war das Jahr 1809 für die Wohltätigkeitseinrichtungen Wilnas ein großer Erfolg. Das Mutterschaftsinstitut und Vaccinationsinstitut gediehen prächtig, die Heimhilfe armer Kranker wurde erweitert. Es wurden den Armen auch orthopädische Behelfe beigestellt; so Bruchbänder an Bruchleidende, die es ihnen ermöglichten, wieder zu arbeiten. Frank gab auch kostenlos Anweisungen auf warme Bäder aus.

Der Pegel der Kasse war naturgemäß wieder gesunken, und es war nun nach der Aufführung von Haydns „Schöpfung" wirklich allmählich schwer geworden, für die verwöhnten Sinne der Wilnaer etwas Geeignetes zu finden. Denn auch das Geld war rar geworden, und man überlegte es sich, bevor man einen Rubel ausgab.

Die Anwesenheit des italienischen Sängers Torquinio in Wilna brachte Frank nun die ersehnte Gelegenheit, wieder etwas Besonderes zu bieten. Es wurde die Oper „Romeo und Julia" von Zingarelli mit einem kleinen musikalischen Beiprogramm aufgeführt. Frank spielte den Regisseur und gab sich Mühe, Herrn Torquinio den Gesang und die Auffassung der Rolle Crescentinis nahezubringen, und Torquinio verstand es vortrefflich, in dessen Fußstapfen zu treten. Frau Christine

sang die Julia. In Frank wallte auch das Theaterblut ein wenig auf, und er selbst wollte den Vater der Julia singen. Dabei nahm er sich die Liebhaberaufführung der Phaedra zum Beispiel, in der der Tribunalpräsident von Wilna auch eine Rolle übernommen hatte. Aber sein Freund Niszkowski beschwor ihn, das nicht zu tun, denn es sei riskant, die Wilnaer Öffentlichkeit mit einem Professor der Klinik auf der Bühne zu überraschen. Frank folgte ihm und war froh, so einen aufrichtigen und aufmerksamen Freund zu haben. Die Rolle übernahm später der Schauspieler Fiszer und er scheint damit nicht viel Glück gehabt zu haben. Die übrigen Schauspieler, die kleinere Rollen hatten, und der Chor verstanden kein Wort italienisch, so daß Frank ihnen die Rollen in die polnische Schreibart übertragen mußte, also „K" statt „C" und ähnliches. Trotzdem ging es ausgezeichnet, und auch das kleine Ballett arbeitete unter der Leitung des Universitätstanzmeisters recht gut. In dem Stück gab es heftige Kämpfe Mann gegen Mann. Torquinio erhielt Fechtstunden und schlug sich bei der Aufführung wirklich mit Passion.

Das Haus Frank mag um die Zeit der Vorbereitungen gut ausgesehen haben! In einem Zimmer wurde gesungen, im anderen getanzt, im dritten stritten mannhaft 24 Grenadiere unter der Anführung ihrer Helden, und in den übrigen klapperten die Scheren einer lebhaften Theaterschneiderei. Dort rauschte es von Atlas, Samt und Seide, natürlich mit dem dazugehörigen Gold- und Silberflitter. Es wurden Dekorationen gemalt, und zwar sollten sie billig sein. Frank sparte bei Herrn Gonzaga in Petersburg, der diesen ehrenden Auftrag erhielt, nicht mit Worten über dessen Ruhm, Patriotismus und Wohltätigkeit. Ja er ging soweit, ihm zu schreiben, daß er es nicht wage, ihm für seine so hohe Kunst Bezahlung vorzuschlagen. Aber das verschlug nicht. Gonzaga antwortete gar nicht auf den Brief. Schließlich malte Herr Głowacki drei neue Dekorationen, die um 1000 Franken kosteten.

Das Orchester wurde auf die doppelte Zahl der Mitglieder verstärkt und Frank dirigierte selbst. Diesmal hatte auch sein Freund Niszkowski nichts dagegen. Schwierigkeiten gab es mit dem Souffleur, der ja Italienisch können und musikalisch sein mußte. Herr Vicini übernahm diese verantwortungsvolle Rolle. Bei der Generalprobe erklärte Herr Fiszer dem Dirigenten, er sei so ermüdet, daß er fürchte, die Stimme zu verlieren, wenn er vor dem Abend singen würde. Frank ließ ihn gewähren.

Die Preise der Eintrittskarten waren mäßig, aber es gab viele Überzahlungen. Frank war darauf bedacht, zu verhindern, daß Schwarzhörer der Vorstellung beiwohnen könnten. Dabei fand er nach genauer Untersuchung des Theaters eine versteckte Tür, von der nicht einmal der Billeteur wußte, der ganz verzweifelt war bei dem Gedanken, wieviel Verluste er durch diese Türe schon erlitten haben mußte. Nichtsdestoweniger übergab Frank aus Vorsicht die Kontrolle über die Theaterdiener seinen Schülern und ließ die Karten erst am Tage der Vorstellung ausgeben. Damit hoffte er, das Nachahmen der Karten zu verhindern, da er von seinen früheren Konzerten her in dieser Hinsicht schlechte Erfahrungen hatte.

Am 27. April 1810 ging das wohlvorbereitete Wunderwerk über die Bretter und schon vor Ende des ersten Aktes waren alle Logen für die nächste Vorstellung ausverkauft. Fürst Ogiński, der gerade die Oper in Paris mit Crescentini und der Grasini gehört hatte, erklärte öffentlich, daß die Wilnaer Aufführung der Pariser in nichts nachstehe.

Am Schluß der Vorstellung hörte das Publikum nicht auf, die Schauspieler vor die Szene zu rufen. Generalgouverneur Korsakow wollte, daß Frau Christine sich aus seiner Loge dem Publikum zeigen solle, aber Frank hatte sie schon gebeten, Torquinio den Theaterbesuchern als den Held des Abends vorzustellen.

Die Oper wurde zweimal wiederholt und brachte dem Wohltätigkeitsverein 1973 Silbergulden.

„Ich war stolz darauf," schreibt Frank, „daß mein Unternehmen nicht nur der dritten Abteilung Nutzen brachte, sondern daß es auch weiteren Kreisen, den Kaufleuten, Schneidern und Schneiderinnen, den Musikanten und vielen Handwerkern Verdienst gab".

Frank lebte sich immer mehr in diese Arbeit eines Wegbereiters der Kultur hinein, fast ohne es zu merken. Man sollte meinen, daß all das ihn immer mehr von den Aufgaben des Arztes und Professors abgezogen hätte, und er mochte wohl selbst manchmal daran gedacht haben. Trotzdem blieb er allen anderen Pflichten treu.

Das Theater lag ihm sehr am Herzen und er band sich sehr daran. Die Wilnaer Bühne war in argem Verfall, trotz des sonstigen Aufschwunges der Stadt. Die Schauspieler, die gleichzeitig die Besitzer des Unternehmens waren, waren ratlos und baten Frank, ihnen zu helfen. „Ihr Mittun", so sagten sie zu Frank, „wird es bewirken, daß wieder ganz Wilna ins Theater läuft."

Frank tat mit. Er suchte zuerst nach einem möglichst zugkräftigen Stück, das er in der „Lodoiska" Cherubinis gefunden zu haben glaubte. Das Stück mit einer Handlung voll von Schüssen, Hurrarufen und Aufregungen (auch ein Brand fehlte nicht und eine Brücke stürzte ein) tat seine Wirkung.

Ein paar Zugstücke konnten für den Moment helfen, aber um etwas Dauerndes zu schaffen, mußte das Wilnaer Theater reorganisiert werden. Frank arbeitete den Plan dazu aus.

Zur Direktorin des neuen Theaters wurde Frau Morawska bestellt, die schon wiederholt eigene Unternehmen besessen hatte. Frank sicherte seine Mitarbeit zu und behielt sich die Auswahl der Stücke vor. Es sollten kleine Opern, französische Vaudevilles und ähnliches in polnischer Übersetzung gegeben werden. Dem Kurator Fürst Czartoryski gefiel das Projekt sehr gut, aber Frank scheint keine großen Stücke auf diesen Fürsten gehalten zu haben, wie aus seinen Memoiren hervorgeht. Er legt einem braven Tiroler und dem gesunden Verstand, der diesem Volke eigen ist, folgendes Urteil in den Mund, das dieser nach einer Audienz beim Fürsten fällte. „Wissen Sie was?" meinte der Sohn der Berge ohne Umschweife, „Ihr Fürst ist aber schon recht simpel!"

Noch einmal versuchte im Jahre 1811 Frank, die Wilnaer in ein Konzert zu bringen. Diesmal erhoffte er viel von dem polnischen Gesang seiner Frau Christine. Es wurde die Oper „Agiolina" von Silieri in der Übersetzung des polnischen Obersten Merlini gegeben. Nur mehr 200 Dukaten an Reinertrag konnte Frank für seine dritte Abteilung buchen. Dieser hatte Frank eine Art Rettungsgesellschaft angegliedert. Wir erinnern, daß sein Vater in Wien das erste Unternehmen dieser Art überhaupt gegründet hatte. Im Verlauf von fünf Monaten erhielten vier kohlengasvergiftete Soldaten, zwei Arbeiter nach einer Kesselexplosion und ein aus dem Wasser gerettetes Kind hier ihre erste Hilfe.

Um dem Mutterschaftsinstitut zu helfen, das in argen Nöten war, veranstaltete Frank einen Maskenball mit Lotterie.

Während der Franzosenzeit war Frank in Wien, um Ärzte für das russische Heer zu werben. Während dieser Wiener Zeit trat seine Frau einmal in Baden in der „Hochzeit des Figaro" auf, die zugunsten der Obdachlosen nach der großen Feuersbrunst in der Stadt gegeben wurde. Sie erkältete sich vor der Aufführung, sang aber trotzdem und verlor ihre Stimme. Das war ein arger Schlag für das Wohltätigkeitswesen in Wilna, von dem der übers Land gezogene Krieg an sich schon nicht mehr viel übrig gelassen hatte. „Seit jenem verhängnisvollen Abend gewann Frau Frank ihre frühere Stimme nie mehr wieder", schreibt ihr Mann traurig „und ihr Gesang war seither der Sonne ähnlich, deren Strahlen durch den Herbstnebel dringen."

In Wilna, wohin Frank im Juli 1813 zurückkehrte, war nicht mehr viel von dem Geschaffenen übrig geblieben. Auf der Straße sah man wieder die bekannten Gestalten der Bettler, die Heimhilfe lebte nur mehr in der Erinnerung und auch das Vaccinations- und Mutterschaftsinstitut regten sich kaum mehr. Die Nachkriegszeiten erst brachten wieder ein allmähliches Erwachen.

Bei der Oper „L'amor marinaro", die Frank im Mai 1818 in ihrer polnischen Übersetzung durch den schon genannten Oberst Merlini herausbrachte, sang Frau Frank wieder mit, aber es war nicht mehr so wie früher und nur 600 Silbergulden bereicherten die Kasse des Wohltätigkeitsvereins.

Frau Frank suchte in Wilna durch den Unterricht talentierter junger Damen für sich Ersatz zu schaffen und war bald soweit, daß sie mit einem Konzert ihrer Schülerinnen aufwarten konnte. Frau Christine selbst sang dabei die Arie Rossinis „Di tanti palpiti". Noch einmal brach die Sonne durch den Nebel: Frau Frank sang wie vor zehn Jahren und stürmischer Beifall rauschte auf. Das Konzert brachte 200 Dukaten.

Im Jahre 1820 trat Frau Frank wieder mit ihren Schülerinnen auf. Sie selbst sang mit dem Chor eine Arie aus der „Italienerin" Rossinis, ihre Schülerinnen Arien desselben Komponisten und die Hymne der Oberpriesterin aus den „Vestalinnen" Spontinis. Den Schluß bildeten Fragmente aus „Fernando Cortez". Die Musik dieses Konzertes scheint Frank sehr angesprochen zu haben, denn er nennt es in seinen Memoiren das schönste seiner Wilnaer Unternehmungen.

Frank dachte allmählich an seine Abreise aus Wilna und an seine Rückkehr nach Wien. Über die Gesundheit seines Vaters, der schon in Wien weilte, erhielt er schlimme Nachrichten. Er machte ihm einen kurzen Besuch und war im September wieder in Wilna. Der Abschied vom Vater war diesmal schwerer als sonst und beide ahnten wohl, daß sie sich nicht mehr wiedersehen würden. Franks Vater starb wirklich im April des nächsten Jahres.

Im Jahre 1823 fand das letzte Konzert statt, über das die Memoiren berichten. Frau Frank sang mit ihren Schülerinnen das klassische Quartett aus dem „Befreiten Jerusalem" von Rignini. Im übrigen Programm war am stärksten Rossini vertreten. Es wurde die Arie aus der Oper „Bone ventola", das Trio aus der „Palmira", ein Duett aus „Armida", der Chor aus „Moses in Aegypten" und eine Arie aus „Conradino" gesungen. Den Rest des Programms bestritten italienische und französische Komponisten. Wieder flossen 200 Dukaten in die Wohlfahrtskasse . . .

Am 24. Juni 1823 kehrte Frank nach Wien zurück, da die politischen Verhältnisse in Wilna immer schwieriger wurden. Was dieser Riese der Arbeit geleistet hat, bleibt ein unvergängliches Zeugnis der deutschen Aufbaukräfte im Osten. Frank ist ein packendes Sinnbild der gewaltigen Dynamik, die seit jeher die deutschen Auswanderer mit sich nach Osten trugen.

Der erste Professor der Tierarzneikunde in Wilna

Ludwig Bojanus (1776—1827)

Von Dr. med. Hans Pissarek, Posen

Er ist wohl die umstrittenste Erscheinung der neu erstandenen Wilnaer Hochschule. Ein ruhiges, aber starkes Licht, das seinen Schein weit vorauswarf, bis in die heutige Zeit. Keine sprühende Fackel, wie sein weltgerühmter und bekannter Kollege Joh. Peter Frank, der das Glück hatte, mit den immer wieder wechselnden Reflexen seines rastlosen Geistes und seiner vielseitigen Persönlichkeit schon von der zeitgenössischen Umwelt gesehen und gewürdigt zu werden. Bojanus ist schwer zu ergründen. Die Männer, die sich mit seinem Lebenswerk und seiner Wilnaer Wirkungszeit auseinandersetzen, ergreifen, teils recht heftig, für ihn und gegen ihn Partei. Immer ist eben dieser Mann sich selbst treu geblieben, so daß er den einen gefallen und den anderen in mancher Hinsicht mißfallen mußte. Aber auch die Gegner erkennen es rückhaltslos an: Bojanus war der unermüdliche, gründliche und bis ins Äußerste gewissenhafte Wissenschaftler.

In Buchsweiler im Elsaß wurde er am 16. Juli 1776 als Sohn eines fürstlich hessenschen Forstbeamten geboren. Hier besuchte er das Gymnasium. Im Jahre 1793 dienten Vater und Sohn in den Reihen der Bürgermiliz. Nach der Besetzung des Elsaß durch die Franzosen zog die Familie nach Darmstadt, wo sich der Herzog von Weimar ihrer warm annahm und es dem talentierten Ludwig ermöglichte, in Jena, wo damals Hufeland und Loder ihre Vorlesungen hielten, dem Studium der Medizin zu obliegen. Hier promovierte er auch am 16. Juli 1797, es war dies sein 21. Geburtstag, zum Doktor der Medizin und Chirurgie. Seine erste Studienreise nach Wien führte ihn mit seinem späteren Wilnaer Kollegen Joh. Peter Frank zusammen. Dort machten auch die neuen Lehren von Gall, Schädel- und Gehirnlehre, starken Eindruck auf den damals schon für anatomische Dinge sehr interessierten jungen Arzt. Galls Lehren zusammen mit Cuviers Arbeiten waren wohl die Anregung zu einer seiner ersten wissenschaftlichen Arbeiten: „Annonce d'un système de physionomie basé sur l'anatomie comparée du cerveau" und „Encephalocranioskopie".

Durch den Landgraf von Hessen wurde Bojanus, der sich in Darmstadt als praktischer Arzt niedergelassen hatte, der Veterinärmedizin nähergebracht. Der Landgraf trug sich mit der Idee einer tierärztlichen Hochschule, für die er Bojanus als Direktor vorgesehen hatte. Er schickte ihn also zur Durchbildung ins Ausland, nach Alford, Paris, Lyon, London, Wien, Hannover und Berlin, nach Dresden und nach Kopenhagen. Das war die zweite Wanderfahrt, von der Bojanus mit einer reichen Ausbeute auf dem Gebiete der Pferde-, Rinder- und Schafzucht, mit gründlichen Erfahrungen über den Aufbau und die Arbeit in den wissenschaftlichen Forschungsstätten

des In- und Auslandes zurückkehrte. In Kopenhagen lernte Bojanus seine spätere Gattin und stille, treue Mitarbeiterin Wilhelmine, die Tochter des Pastors Rosse, kennen.

Die Anregungen, die die Reise brachte, fanden ihren wissenschaftlichen Niederschlag in einer Schrift über die Auffindung der Arantiusvene beim Pferdeembryo und in einem mit schönen Zeichnungen versehenen Verzeichnis der Muskulatur des Pferdes. Bojanus zeigt in diesem Werke schon sein großes Zeichentalent, das späterhin für seine Schriften und für seine Vorlesungen charakteristisch blieb, und seine Vorliebe für vergleichende Anatomie, die in der Benennung der Pferdemuskeln auf Grundlage der Muskeln des menschlichen Körpers zum Ausdruck kam. So schuf er die Anfänge der vergleichenden Muskellehre.

In Wilna wurde gerade um diese Zeit „die Fackel der Wissenschaft entzündet, die sonst für Polen und ihre Sprache auf immer erloschen wäre", wie Kollontay sagt. Die beiden Frank, Spitznagel, Lobenwein, Bécu und Sniadecki mit dem Rektor der Universität, Bischof Strojnowski, entzündeten das Feuer. Bojanus hatte in Wien durch Symonowicz von Wilna gehört und sandte sein Werk „Über die Tierarzneikunst" an den Senat der Universität ein. In Wilna war die Stelle eines Professors der Tierheilkunde ausgeschrieben worden, und die hessische Akademie, für die Bojanus ja bestimmt war, war noch nicht eröffnet. In Wilna wurde seine Arbeit mit vollem Lob aufgenommen und er erhielt die Berufung auf den Lehrstuhl für Veterinärmedizin mit zwei zusätzlichen Kursen, das waren die Leitung der tierärztlichen Klinik und ein Kurs über vergleichende Anatomie. So wurde Bojanus der erste ordentliche Professor für dieses Fach an der Wilnaer Universität.

Die politischen Ereignisse der Jahre 1804—06 hinderten den jungen Gelehrten daran, nach Wilna zu kommen. Er ließ aber die Zeit nicht ungenützt verstreichen und veröffentlichte eine durchaus umgearbeitete Übersetzung von „Coleman's Grundsätzen des Hufbeschlages". Josef Bielinski beurteilt in einem sehr gründlichen Werk über die Wilnaer Universität diese Umarbeitung besser als das Original, das zwar umfangreich, aber unklar war. Ein zweites, dem Zaren Alexander I. gewidmetes Werk „Über den Zweck und die Organisation der Tierarzneyschulen" hat einen heftigen Streit ausgelöst. Bojanus vertrat in der Schrift in Anlehnung an die Ansichten des berühmten Arztes Reil neue Ideen, die vor allem von seinem ehemaligen Wiener Lehrer J. P. Frank bekämpft wurden. Es mögen dabei wohl auch persönliche Umstände mitgewirkt haben, die, dem Leser von J. Franks „Memoiren" zumindest, den heftigen Ton dieses Kampfes verständlich machen. Aber sei dem, wie es sei, die Stärke Bojanus' lag ja gar nicht auf dem Gebiete der organisatorischen oder sozialen Tätigkeit. Seine besten Werke hat er in peinlich genauer und mühsamer, wissenschaftlicher Arbeit geschaffen, die die Universität von Wilna, der er angehörte, an seinem Ruhm und an seiner Leistung Anteil nehmen läßt. Seine letzte Arbeit vor dem Beginn seiner Wilnaer Vorlesungen war die „Kritische Übersicht der Fortschritte der Tierarzneykunde".

Mit dem Aufbau seiner Schule hatte Bojanus nicht geringe Schwierigkeiten. War doch in dem damaligen Litauen selbst die Humanmedizin nicht hoch im Kurs. Um so schwerer war es, Menschen aus den besseren Ständen für die Tierheilkunde zu gewinnen. Ein eindrucksvolles Kulturbildchen dieser Zeit und ihrer Menschen malt eine kleine Anekdote, die von J. Sniadecki erzählt wird. Während eines Essens wurde dieser polnische Gelehrte etwas verächtlich von einem uradeligen Tischnachbarn gefragt, ob er seinen Sohn auch Doktor werden lassen wolle. „Mein Sohn ist zu dumm zum Doktor, aber für einen Hofmarschall wird es schon reichen", war die Antwort des Professors.

Es waren also nur wenige Schüler, die das Erbe Bojanus' in Wilna antreten und mehren sollten, aber diese waren ihm ehrfurchtsvoll ergeben, wie man es am

klarsten an Adamowicz sieht. Seine Vorlesungen waren fließend und interessant und wurden durch die überaus schönen und klaren Zeichnungen, die Bojanus während des Vortrages an der Tafel entwarf, den Schülern unvergeßlich. Seine hauptsächlichsten Verdienste lagen aber auch hier auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Arbeiten, die er eifrig fortsetzte. Er studierte den Knochenbau des wilden Rindes, eine Arbeit, die zur Aufnahme seines Namens in die Nomenklatur der Auerochsen führte. 1810 erschien in Wilna sein Buch „Anleitung zur Kenntnis und Behandlung der wichtigsten Seuchen unter dem Rindvieh und den Pferden". Darin spricht er von der Ansteckung, d. i. von der Abertragung der Krankheit von einem Tier auf das andere, und gibt zum Schutze bzw. zur Vorbeugung schon Impfmethoden an. Er spricht von „Erregern", die er zur damaligen Zeit natürlich erst ahnen und nicht kennen konnte, und in einer anderen Schrift, „Über die Ausrottung der Rindviehpest in Polen und Lithuanien", von der Isolierung der unverseuchten Gegenden. Die Durchführung dieser Isolierung müsse in die Hände der europäischen Staaten und Länder gelegt werden, es müßte also etwas wie eine Wirtschaftshygiene geschaffen werden.

Vor dem Einzug der Franzosen in Wilna im Jahre 1812 ging Bojanus nach Petersburg. Hier gab er sich während der zwei Kriegsjahre bis 1814 besonderen anatomischen Studien hin. In mühseliger Arbeit klärte er die Frage des verwickelten Aufbaues der Allantois auf Grund von anatomischen Untersuchungen an Hunde- und Kaninchenembryonen. Das Ergebnis veröffentlichte er in einer Schrift „De foetus canini velamentis". Seine wissenschaftliche Tätigkeit wurde durch die Aufnahme in die Petersburger Akademie der Wissenschaften, in die Moskauer Naturforschergesellschaft, in die Berliner Medizinisch-chirurgische Akademie und in die Medizinisch-chirurgische Gesellschaft in Edinburg anerkannt und geehrt.

Immer wieder zeigte sich bei Bojanus der Hang zur vergleichenden Anatomie von Tier und Mensch, deren Erforschung und Lehre er sich nach seiner Rückkehr nach Wilna immer mehr hingab. Ja, er suchte die Linien noch weiter fortzusetzen, und die ersten Anfänge der Entwicklungskette, die schließlich bis zum Menschen führt, bei den Pflanzen zu finden. Sehr schön sprach er diese Ideen gelegentlich seiner Wilnaer Antrittsrede für die Vorlesungen der vergleichenden Anatomie aus.

„.... per gradus miraculorum assurgere duce natura; unam eandemque vitam universam, perpetua lege per singula diffusam, contemplari; arduam et ad intima penetralia absconditam virium contentionem mente perlustrare, atque cognoscere demum, vel minutissima quaelibet corpora, ad universae naturae mysteria intelligenda, suam symbolam conferre."

Mehr einem praktischen Gegenstand gewidmet ist eine Abhandlung über die Ursache der Verschlechterung der Pferderassen, in der er sich für eine kluge Auswahl in der Kreuzung und Inzucht einsetzt. Er kannte schon damals die Möglichkeit und den Wert einer gewollten und planmäßigen Verbesserung der Rasse bei den Haustieren. Eine Arbeit über die Anatomie der Schafe ging verloren. Da sie, wie es Bojanus' Gewohnheit war, durch Zeichnungen (600 Bilder) reich illustriert war, fand er keinen Verleger. Kenntnis von dieser Arbeit haben wir aus dem Vorwort seiner Schrift über die Anatomie der Schildkröte, die im Jahre 1819 in Wilna herauskam.

Das Werk ist ein genauer Abguß von Bojanus' wissenschaftlicher Persönlichkeit. Fünf Jahre brauchte er zu dieser Arbeit. Ihren Wert erläutert am besten in seiner Knappheit der Kommentar, den Josef Bielinski in seinem Quellenwerk über die Wilnaer Universität anführt: „Er zerlegte 500 Schildkröten. Die Größe der Arbeit und des Talentes leuchtet aus jeder Farbtafel, aus jeder Zeichnung auf. Über diese Schrift sagt Cuvier: „Kein Tier wird jemals besser gekannt werden, als die Schildkröte". Als Erster beschrieb der Verfasser darin Besonderheiten der Blutzirkulation

in den Bauchvenen des Tieres, erforschte sein Lymphsystem, den Schädelbau, die Atmungs- und Zeugungsorgane und, immer wieder vergleichender Anatom, zog er Parallelen zur Anatomie anderer Tiere und des Menschen.

1821 kam bei Moritz in Wilna ein Parergon zu dieser Arbeit heraus, in dem Bojanus systematisch die einzelnen Skeletteile der verschiedenen Wirbeltierarten miteinander vergleicht.

In eingehenden Studien beschäftigte er sich noch mit den Darmparasiten, erforschte den Bau der Schädelknochen bei den Fischen, die Harnblase von Pferd und Schaf und den Kreislauf und die Atmungsorgane der zweischaligen Muscheln. In mühsamer Arbeit suchte er die Lage der Rima Glaseri und den Verlauf der chorda tympani beim Kalb auf. Als Anomalie entdeckte er Reißzähne bei einem Füllen.

Es ist nicht zu verwundern, daß diesen wissenschaftlichen Arbeiten eine langwierige Untersuchung des Materials vorausgehen mußte. So wuchs auch die von Bojanus schon vorgefundene Sammlung durch die eigenen Arbeiten und durch Geschenke, die er von seinen Freunden und von anderen tierärztlichen Instituten erhielt. Die Knochensammlung, die durch ein Geschenk des Grafen Czacki großartig bereichert wurde, wies schließlich 2000 Stücke auf. Von Forster fand Bojanus in Wilna eine kleine Sammlung von Insekten, ein paar Fische, Schalentiere und ein paar Wirbeltiere vor, darunter ein Zebra. Dazu kam aus späteren Zeiten noch eine von den Naturwissenschaftlern zusammengebrachte Sammlung von Vögeln, die Bereicherung der Fischsammlung und der Wirbeltiere.

Als das neue Theatrum Anatomicum in Wilna fertiggestellt war, übersiedelte die vorhandene Sammlung dorthin und wuchs unter der Obhut von Bojanus und seinem Mitarbeiter, dem Präparator Laupmann, von Jahr zu Jahr.

Letzterer gab eine Broschüre über die Kunst des Konservierens und Präparierens von Tieren heraus, die dazu führte, daß Jäger und Naturfreunde mit ihren eigenen Arbeiten die Sammlung bereichern halfen. So war bald eine recht vollständige Sammlung der einheimischen Vögel beisammen.

Gleich nach seiner Ankunft in Wilna machte er der Wilnaer Universität seine neue, eben in Auslandreisen ergänzte Bibliothek zum Geschenk.

So lebte Bojanus in Wilna in seine Arbeit vergraben und lehnte selbst die sehr ehrenvollen Berufungen an die Universitäten von Berlin und Edinburg ab. Nicht einmal die ihm angetragene Rektorwürde an der eigenen Universität wollte er annehmen. Er war ein eigener Mensch und schwieriger Charakter. Dieser Umstand läßt ihn auch in den Augen seiner Zeitgenossen, die, wie die beiden Franks, viel umgänglicher waren, oft sonderbar erscheinen. Außerhalb seines engeren Fachkreises erschien von Bojanus eine Schrift über die Kunst der Lithographie und eine Abhandlung „Über eine vaterländische Kleidung der Deutschen". Insgesamt verdanken wir nach Aufzeichnungen im Bande XXXIII der „Warschauer Bibliothek" Bojanus 11 im Drucke erschienene Schriften, etwa 30 Aufsätze in Zeitschriften und 5 unveröffentlichte Arbeiten.

Seine Schüler aber liebten und verehrten ihn. So ist wohl ein Urteil über diesen Mann, auch dem erwähnten Band der Warschauer Bibliothek entnommen, das auf der Meinung seines Schülers Adamowicz aufbaut, erwähnenswert. Er sagt, das Zeichen aller Arbeiten dieses Mannes sei die Genauigkeit bis in die feinsten Untersuchungsmethoden gewesen und seine innere Überzeugung von dem hohen Grad der Sicherheit, mit der man aus einigen Tatsachen der Naturwissenschaften, die grundlegend sind, auf andere Erscheinungen in der Naturlehre schließen könne. Ebenso ist ihnen die Leichtigkeit und Lebendigkeit eines Geistes eigen, der sich in Dinge der Naturwissenschaft vertieft. Eine wahre Freude sei es gewesen, Bojanus zu sehen und zu hören, wenn er im schönen Hörsaal mit einer treffenden Zeichnung den Schü-

lern den Gegenstand erläuterte, die den in fließendem Latein gehaltenen Vortrag mit kühnen, oft witzigen und immer fruchtbaren Gedanken gewürzt, begleitete.

In seiner Meinung über wissenschaftliche Dinge war er durchdringend und überlegt. In allem zeigte er eine sichere Methode und Kritik. Trotzdem blieb er nicht hartnäckig bei vorgefaßten Meinungen, wenn triftige Gründe ihn anders überzeugten. Die glückliche Verbindung seines Zeichentalentes mit seinen anatomischen Kenntnissen erleichterte ihm die Forscherarbeit und verhalf ihm zu der seinen Beschreibungen eigenen Genauigkeit. Als Mensch und Charakter war Bojanus empfindlich, von lebhaftem Temperament und von heftiger Gemütsart. Er vergaß nicht leicht Beleidigungen, aber er war rechtlich und offen, treu in seiner Freundschaft und jedem gegenüber freundlich. Als Ausländer beurteilte er seine inländischen Kollegen gerecht. Er war bescheiden, gar nicht eingebildet und mied bei jeder Gelegenheit gesellschaftlichen Pomp und Ehren. Er hatte ein Herz für die Armen und viel Verständnis für seine Umgebung.

Bojanus war von hohem, schlankem, aber kräftigem Wuchs; seine Haare waren dunkel, ebenso die lebensprühenden Augen, die sein heiteres und freundliches Wesen spiegelten. Trotzdem war seiner ganzen Persönlichkeit eine ungezwungene und angenehme Würde eigen.

Außer seiner Muttersprache (deutsch) beherrschte er fließend das Latein, sprach griechisch, französisch, englisch, dänisch, russisch und polnisch. Manchmal versuchte er sich auch in der Dichtkunst, er war musikalisch, ein guter Reiter und Fechter.

Im Wilnaer Professorenkollegium gehörte Bojanus dem deutschen Klub an, was ihm von mancher Seite eine schiefe Beurteilung einbrachte. Seine letzte Arbeit dort war ein sehr genau ausgearbeiteter Plan über die Gründung einer Veterinärschule in Marimont bei Warschau, die ihm die Verleihung einer anläßlich der Gründung der Universität herausgegebenen Denkmünze eintrug.

Als Mitglied des Professorenkollegiums suchte er zusammen mit Prof. Niemczewski das Ansehen der Fakultät zu heben, für sie das Recht der Verleihung von wissenschaftlichen Graden zu erwirken, das der Universität Wilna vorenthalten war. Um die Ausbildung der Schüler bemühte er sich, indem er einen Plan zur Zusammenstellung von Elementarbüchern redigierte, ein Komitee bildete, das einen neuen Lehrplan ausarbeiten und die Durchführung der Kurse ermöglichen sollte. Trotzdem hatte er mit der Gründung und dem Aufstieg seiner Schule weniger Glück als seine Kollegen Frank. Wir hörten schon davon, daß gerade sein Fach als Lehrkanzel, bei der damals in der Gesellschaft vorherrschenden Meinung, schwierig durchzusetzen war. Es bleibt deshalb doch immer unbestritten, daß er der erste Pionier der tierärztlichen Wissenschaft in Wilna war und daß auf der Grundlage seiner Arbeiten seine Schüler später die Pflege dieser Wissenschaft an der Universität ausbauten.

Im Jahre 1822 begann, viel zu früh, seine Gesundheit zu schwinden. Die Sehkraft der immer so arbeitsfrohen Augen nahm ab, eine Lungenkrankheit begann das noch junge Leben zu zerstören. Auch ein langer Urlaub konnte den begonnenen Verfall nicht aufhalten, und als Bojanus 1826 seine geliebte Frau und treue Mitarbeiterin verlor, verließ ihn der Wille zum Leben.

Am 2. April 1827 erlosch in Darmstadt dieses Leben, das, wie Rostafiński schreibt, für die Wissenschaft zu kurz, jedoch glanzvoll war. Er hinterließ ein reiches Erbe schöpferischer Arbeit zum Ruhme der Wissenschaft und der Hochschule in Wilna, deren Professorenkollegium er als Mitglied angehörte, obgleich er der Herkunft nach ein Deutscher war.

Einer der ersten Träger des Ordens Virtuti militari

Ludwig Metzell (1764—1848)

Von Kurt Lück, Posen

Zu dem wüsten Durcheinander des untergehenden polnischen Königreiches, in dem Chaos von Idealismus und Gemeinheit, von Zurück und Vorwärts, Adelsstarrheit und Gleichheitsbestrebungen, unter hohen Herren und dreisten Schlachtschitzen, Abenteurern und geruhsamen Bauern, Helden und Gaunern, Großsprechern und Verzagten erscheint seine Gestalt in dreimal verschiedener Weise: Hauptmann Ludwig Metzell, der deutsche Kriegsheld, der sich als einer der ersten Polens Ehrenzeichen, den Orden „Virtuti militari" erkämpft — Metzell, der Künstler und Gärtner, der in stiller Beschaulichkeit das „achte Wunder" seines Zeitalters, den in Polens Dichtung und Kulturgeschichte unsterblich gewordenen Potockischen Sophiengarten schafft. Und dann wieder Ingenieur Metzell, der wohlbestallte Regierungsrat und erste fachmännische Ordner der Verkehrswege in Kongreßpolen, dem das Land seine ersten Chausseen verdankt.

Es heißt, er sei der natürliche Sohn des deutschen Grafen Alois Brühl und einer Danziger Bürgertochter gewesen. Beweise dafür gibt es allerdings nicht. Der Zeitgenosse, der es als Tatsache berichtet, stand Metzell und seinem Kreise immerhin nahe genug. Und wenn der Knabe Johann Ludwig, der am 12. Dezember 1764 in der alten Hansestadt Danzig das Licht der Welt erblickte, als Kind des Bürgers Franz Metzell und seiner Ehefrau Adelheid eingetragen wurde, ist mit dieser Tatsache der Bericht des Zeitgenossen nicht unbedingt widerlegt. Der junge Brühl, Sohn des berühmten sächsisch-polnischen Ministers, ein Junker, ausgestattet mit den besten Gaben des Körpers und Geistes, wird ja wohl nicht der einzige seines Standes gewesen sein, der ein Bürgermädchen verführen, und der Vater Metzell nicht der erste noch letzte, der solch Mädel trotz allem ehelichen mochte. Der Graf ging später, durch gründliche militärwissenschaftliche Studien in vieler Herren Länder wohlgerüstet, nach Polen, um als Generalfeldzeugmeister das polnische Artillerie- und Pionierwesen zu organisieren und, durch seine Einheirat in die Familie Potocki mit dem führenden Hochadel des Landes verbunden, zu einem einfluß- und verdienstreichen Exponenten deutscher Kriegswissenschaft und Kultur im Osten zu werden. Ist es da nicht das Nächste, anzunehmen, es sei sein Werk gewesen, wenn der Danziger Bürgerssohn aus dem Dunkel seiner Kinderjahre plötzlich, blutjung und gleich schon in einer Charge, in seiner Nähe, in seiner eigenen Truppe auftaucht? Der Ehrenmann hat die Frucht seines jugendlichen Leichtsinns nicht vergessen, er sorgt für das Fortkommen des geweckten Knaben — und im Jahre 1781 tritt Ludwig Metzell aus Danzig, 17 Jahre alt, in Warschau als Unteroffizier in die reitende Artillerie der Krone Polen ein.

Warschau, das Schloß mit der Sigismundsäule, Lustgärten, Magnatenpaläste, irgendwo im Grünen ein weißes Haus mit einem steifen Wachtposten davor. Soldaten exerzieren hinter gußeisernen Staketen kreuz und quer über den weiten Hof. Des Königs Genie- und Artillerieschule ist es. Und der Flügelmann ist unser Metzell vom Danziger Hafen. Forsch macht er sich. Reiten und fechten, schießen und schwimmen, alles lernt er, als wär's ihm angeboren. „Brühls Sohn", tuscheln die polnischen Kameraden und reichen dem Deutschen anerkennend die Hand. In der Mathematik aber, in der Physik und Technik steckt er sie alle in die Tasche. Zeughaus, Gewehrfabrik, Geschützgießerei und Pulvermühle sind seine Lieblingsstätten, wo gehämmert und gezimmert, gebaut oder gesprengt wird, „überall, wo es Ingenieurarbeit gibt, ist er dabei, und jeder freie Augenblick auf der Stube wird mit Aufrissen, Berechnungen und allerlei Basteln ausgefüllt . . ."

Bald meldet sich der jugendliche Offiziersaspirant in dienstlicher Haltung im Brühlschen Palais, um von Sr. Exzellenz, dem Generalfeldzeugmeister, nach wohlgefälliger Musterung in sein Korps eingereiht zu werden. Der Sproß deutscher Bürger und Edelleute, Erbe deutschen Werk- und Rittersinnes, wird Soldat der polnischen Krone und schwört ihr sein Leben und seine Mannentreue zu. Er wird den Eid halten und in typisch deutscher Treue seine Pflicht tun.

Noch scheint das Neue vorerst nur wie eine Fortsetzung der Militärschulzeit. Wenig kümmert es den 17jährigen Unteroffizier Metzell, was draußen im polnischen Lande gärt und schwärt. Er sitzt in seinem Dienst wie in einem festen Hause, das ihm Raum und Gelegenheit genug bietet, sich nach seiner Art und Neigung zu entfalten. Nicht der stumpfe Kommiß allein ist's ja, was er hier findet. Alles strotzt für ihn von interessanten Problemen. Der geborene Ingenieursoldat hat seine Welt entdeckt. Berufene Führung hilft sie ihm erschließen. Dank Brühls Bemühungen verfügt das Artilleriekorps über treffliche, z. T. ausländische, vor allem deutsche Lehrkräfte, und unter ihrer Leitung wird der praktische Dienst durch theoretische Studien in der Mathematik, Naturwissenschaft und Baukunst ergänzt, die nicht nur den Grund zu Metzells, wegen ihrer Vielseitigkeit und Exaktheit nachmals so gerühmten wissenschaftlichen Bildung legen, sondern auch seiner technischen Erfindungsgabe reiche Nahrung, Zielstellung und Zielsicherheit geben.

Die Vorgesetzten sind nicht blind. Bald wird der Fähige entdeckt. Man betraut ihn mit verantwortungsvollen Aufgaben, zeichnet ihn aus. Die polnisch-russische Grenzkommission fordert einen tüchtigen Mathematiker an, der imstande wäre, die zur Grenzbestimmung nötigen Messungen am Dnjepr auszuführen. Unteroffizier Metzell muß heran, und ist doch erst ein Jahr im Dienst. Aber er schafft's. — Ein Magnat will dem Reiche ein paar Geschützbatterien zum Geschenke machen, wünscht jedoch, sie sollen in seiner Residenz gegossen und montiert werden. Ein erfinderischer Kopf tut not. Wen schickt man hin? Natürlich Metzell. Er nimmt ein Kommando Artillerie- und Piniertruppen mit und stellt ein Dutzend Kanonen auf mit Munitionswagen und allem Zubehör. Und so geht es fort. Ob es gilt, einen bedrohlichen Eiswall auf der Weichsel zu sprengen oder sonstige besondere Arbeiten zu bewältigen, überall ist Metzell zur Stelle, an der Weichsel und am Dnjepr, zu Wasser und zu Lande. Am liebsten freilich zieht es ihn, den Jungen von der Waterkante, zu seinem Element, dem Wasser hin. Hier durchdenkt er in stillen Stunden, am Flußufer, seine Erfinderideen, und hier erwächst ihm auch die Erfindung, die ihm von seinen Vorgesetzten besonders hoch angerechnet wird: der Leinen-Ponton. Oft mußte er's erleben, daß der Pontonzug mit den schweren Kähnen weit hinter den Truppen zurückblieb und den Übergang über den Fluß um ganze Stunden verzögerte. Bisweilen blieb er überhaupt irgendwo im polnischen Moraste stecken und kam gar nicht mit. Auch die Bauarbeit mit dem schwerfälligen Material geschah ihm zu langsam. Das sollte

Kriegstechnik sein, wo es auf jede Minute ankommt? Und so erfindet er das Leinenboot, leicht und handlich, auf- und zuzuklappen, dazu leichtestes, nur präzis bearbeitetes Bauholz, ein paar leichte Wagen. Der Gedanke wird ausgeführt, Stück um Stück säuberlich berechnet und aneinandergefügt, auf dem Wasser, auf dem Wagen ausprobiert, und im Jahre 1786 führt Unteroffizier Metzell, der glückliche Erfinder, der Generalität den neuen Pontonzug vor, baut vor ihnen in Rekordtempo seine neue Brücke auf, läßt Kavallerie und Geschütze fest und sicher über den breiten Fluß ziehen. Die Erfindung wird im polnischen Heere eingeführt, und bald reist im hohen Rate der Plan, den vielversprechenden jungen Mann nach ein paar Jahren, wenn er soweit sein wird, an die Spitze der Pontoniertruppen zu stellen.

So schnell freilich geht es mit der Beförderung nicht. Erst 1789 kommt der durch soviel ehrenvollen Sonderdienst ausgezeichnete, aber auch wohl aufgehaltene Offiziersanwärter ran. Er wird zum Fähnrich ernannt. 1790 erhält Ludwig Metzell das Leutnantspatent, 1791 rückt er zum Oberleutnant auf. Und dann kommt das tolle Jahr 1792.

Ob Brühl sich weiter um ihn kümmert? Man ahnt nur, daß er es ist, der für den Artillerieschüler und angehenden Offizier sorgt; daß er mit den engeren Vorgesetzten über ihn spricht, obwohl der Fähige seine Protektion kaum nötig hat; daß er ihn in der Kaserne, im Übungslager zu sich heranzieht, auch wohl dann und wann in sein Palais am Sachsenplatz befehlen mag. Doch belegen läßt sich das alles nicht. Brühl bleibt hinter den Kulissen. Nur einmal noch macht er sich bemerkbar, um dann endgültig zu verschwinden.

Im Jahre 1785 nimmt der General seinen Abschied und zieht sich nach Deutschland zurück, wo er auf seinen Gütern in der Lausitz fortan ganz seinen literarischen Neigungen lebt. Der Soldat wird zum Dichter. An seine Stelle tritt sein Schwager Graf Felix Potocki, der Generalin Brühl leiblicher Bruder, Herr auf Tultschin und bislang Woiwode von Reußen, der zugleich mit der Würde eines Generalfeldzeugmeisters auch die Fürsorge für des Scheidenden natürlichen Sohn, seinen angeheirateten „Neffen" Ludwig Metzell, als stillschweigende Verwandtenpflicht übernimmt. So geschieht es, daß wir Metzell 1786 in Potockis Residenz Tultschin finden, wohin er zum Kanonengießen und Pontonbauen beordert ist.

Felix (Szczęsny) Potocki — der Name gehört zu den meistgenannten und zugleich meistgeschmähten der polnischen Teilungsgeschichte, an denen die Nachwelt vieles wiedergutzumachen hat. Ein im Grunde reiner Charakter, beseelt von dem besten Willen, seinen Mitmenschen und seinem Vaterlande nützlich zu sein, jedoch durch ein unheilvolles, teils in ihm selber begründetes, mehr aber von außen kommendes Geschick immer wieder geschlagen und zurückgeworfen, erscheint der wie zum Spott Felix, „der Glückliche", Genannte als eine Gestalt voller Tragik. Der mächtigste Herr im polnischen Reiche, Gebieter über 70 Städte und unermeßliche Ländereien, Woiwode von Reußen und General der Kronartillerie, ist bereits ein vom Unheil Gezeichneter, als er in den Gesichtskreis Metzells tritt, und längst schon mögen es die Kameraden dem Brühl-Sohne erzählt haben, welch öffentliches Geheimnis diesen glücklos „Glückhaften" umgibt. War er es doch, der in seinen Jünglingsjahren jene Tragödie erlebte, da ein adelsstolzer Woiwode dem eigenen Sohne in einer Winternacht sein junges Weib entführen ließ, um die vermeintlich Unebenbürtige in ein Kloster zu schaffen, die Schächer aber die Unglückliche erdrosselten und ihre Leiche irgendwo in einen vereisten Teich versenkten. Felix Potocki heißt der unselige Held der unheimlichen Steppenmär, die lange noch im Volksmunde und dann durch Malczewskis Meisterepos „Maria" in der polnischen Dichtung fortleben sollte.

Jahre sind darüber vergangen. Der alte Woiwode lebt längst nicht mehr. Herr Felix, nunmehr selbst Magnat und Großwürdenträger, hat sich der Tradition gefügt und eine an Namen und Erbe Gleichbürtige als Gattin heimgeführt. „Glücklichen

und Tugendhaften ein Heim" ließ er als Leitspruch auf sein prächtiges Schloß schreiben, das er sich in seiner ukrainischen Stadt Tultschin erbaute, um hier in stillem Land- und Familienleben das verlorene Glück zu suchen. Von der Schloßkaserne aus, dem Zeughaus und den Werkstätten, wo des Artilleristen und Geschützgießers Platz ist, erscheint der nunmehr 33jährige Magnat und General dem jungen Deutschen inmitten seiner fürstlichen Hofstatt, umschwärmt von Hunderten von Lakaien und adligen Leibdienern, im farbenprächtigen, waffenblitzenden Spalier seiner Leibgarde, als ein schlichter, etwas melancholischer, aber freundlich und gütig blickender, hochgewachsener Mann von guter militärischer Haltung, der viel Interesse für alles Technische zeigt und gern einmal auf ein Plauderstündchen zu ihm herauskommt. Die Potockischen Leute wissen auch viel Rühmliches von seiner wirtschaftlichen Tüchtigkeit zu erzählen, wie er die Verwaltung seiner riesigen Güter zu meistern, dabei väterlich für seine Untertanen zu sorgen versteht, von seinem Familiensinn, wie treu er der schönen und geistvollen Gattin, wie vergnügt er in der Kinderstube sei. „Tugendhaft" ist er gewiß zu nennen. Doch wenig erfreulich ist's, was Klatschmäuler dem Gast von der Generalin ins Ohr flüstern: Lug und Trug ist ihre ganze Ehe. Der Gatte wird von ihr in der schändlichsten Weise betrogen. Er aber ignoriert es, will nichts davon wissen, betrügt sich selber, um das Aufgebaute nicht zu zerstören. Nur tief im Innern ist zu dem alten Kummer ein neuer gekommen.

Ein und aus geht's im Tultschiner Schlosse. Wagen um Wagen eilen her und hin, sechs- und achtspännige Staatskarossen mit Vorreitern, Leibkosaken und Troß und springende Britschken mit schnauzbärtigen Schlachtschitzentypen. Tag und Nacht rasselt es zum Tor herein und heraus, daß die Schloßwache kaum zur Ruhe kommt. Und eines Tages, im Frühjahr 1787, gerät vollends alles aus dem Häuschen: Fürst Potemkin ist angekommen, der allmächtige Liebling der Zarin Katharina. Fest folgt auf Fest, Raketen steigen, Böller krachen, Fanfaren schmettern, Opern, Konzerte, Bälle jagen in berauschendem Wechsel vorüber. Polnischer Adel und russische Offiziere, bunt durcheinandergemischt, trinken, tanzen, lachen, umarmen sich. Dazwischen aber gibt's Sitzungen über Sitzungen, große Versammlungen mit pathetischem Phrasengedresch und Schlachtschitzengeschrei und Besprechungen hinter fest geschlossenen Türen. Was soll es bedeuten? Der Deutsche sieht und hört dies von ferne und macht sich wohl seinen Reim. Potocki ist erkoren, das Werk einer polnisch-russischen Annäherung in die Hand zu nehmen, und findet sich mit Freuden dazu bereit, erblickt er doch selbst in einem Anschluß an Rußland die einzige Rettung für die zerfallende Republik. Er soll Marschall des kommenden Reichstags werden und das Bündnis mit der Zarin durchsetzen. Katharina aber verspricht feierlich und wünscht (so versichert sie) nichts sehnlicher, als die geliebte „goldene Freiheit" des Adels gegen die Reformgelüste König Stanislaus Augusts zu schützen, auf daß das polnische Adelsreich wiedererblühe wie zur guten alten Zeit. Ja, man munkelt sogar schon von der Entthronung des vom Hochadel gehaßten Emporkömmlings Poniatowski, an dessen Stelle kein anderer gehöre als das Haupt der mächtigsten Familie des Landes, der erste Mann in Polen — Felix Potocki . . .

Und während Metzell, erfüllt von solchen Eindrücken, wieder zu seinen militärischen Alltagspflichten und Studien zurückkehrt, um sich systematisch von Jahr zu Jahr bis zum Premierleutnant durchzuarbeiten, zieht Generalfeldzeugmeister Potocki 1788 siegessicher in seine große politische Schlacht, um eine Niederlage zu erleben, wie sie schmählicher nicht gedacht werden kann. Weder wird er zum Marschall gewählt, noch gelingt es ihm mit all seinem Einfluß und Geld, das Bündnis mit Rußland durchzusetzen oder etwas für die bedrohten Adelsprivilegien zu tun. Die Antwort der Gegenpartei, sie nennt sich die „patriotische", ist der Beschluß, sich zu Schutz und Trutz mit Preußen zu verbünden, außerdem eine wahre Flut von Haß und Verleumdung, die bald in alle Gassen der Hauptstadt dringt, und eines Tages sieht man

eine blauweiße Uniform am Galgen baumeln: es ist die Potockische Leibuniform — der „Verräter" ist in effigie gehenkt!

Fassungslos kehrt der Unglückliche heim, nachdem er dem Staate ostentativ noch 10000 Gewehre geschenkt hat. Er ist entschlossen, seinen ganzen Besitz um ein Butterbrot zu verkaufen und nach Amerika, in den Freiheitskrieg, zu ziehen, läßt sich aber schließlich überreden und begibt sich auf eineinhalb Jahre nach Wien, getreu seinem häuslichen Rezept: „Nichts sehen und hören." Der Warschauer Reichstag aber tagt weiter. Am 3. Mai 1791 wird eine vom König unterzeichnete neue Verfassung verkündet, die den einen im Lande als dessen Rettung, den anderen als sein endgültiger Verderb erscheint. Katharina beschließt einzuschreiten. Sie lädt Potocki zu sich nach Petersburg und bestimmt ihn, unter feierlicher Zusicherung von Polens Integrität und Adelsfreiheiten, der alten polnischen Verfassung gemäß eine sogenannte „Konföderation" des Adels gegen die „jakobinische" Maireform zusammenzurufen, der auch Rußland beitreten würde. Von neuer Hoffnung beseelt, seine alte Idee nun doch zum Siege führen zu können, bringt der General eine mächtige Partei zustande, die sich in seinem Städtchen Targowitza konstituiert und zusammen mit Rußland dem Warschauer Reichstag sowie dem König — nicht der Krone als solcher — im Mai 1792 den Krieg erklärt.

Die Kronarmee steht unter dem Oberbefehl des aus dem Auslande herbeigerufenen Neffen des Königs, Joseph Poniatowski, zwar nicht geschlossen, doch in ihrem Hauptbestande, zu König und Reichstag. Keine Nachricht indessen gibt uns klaren Aufschluß darüber, auf welcher Seite Metzell gefochten hat. Aus dem Drum und Dran aber geht mit größter Wahrscheinlichkeit hervor, daß er auf Potockis Seite, im Oppositionsheer der „Targowitza" gestanden haben muß. Mag sein, daß die polnischen Biographen einem der ersten Träger des „Virtuti"-Ordens mit Absicht diese vermeintliche Schande nicht anhängen wollten, die in Wirklichkeit kaum eine Schande war. Dem Reichstag und König, denen Potockis Herausforderung galt, hatte er ja nicht geschworen, sondern, wie übrigens die ganze polnische Kronarmee, der Krone Polen, dem Adelsreiche, dem die Targowitza ja mit — ihrer Meinung nach — legalen Mitteln die Rettung aufzwingen wollte.

Im Frühjahr 1792, spätestens im März, ist General Potocki wieder im Lande und bei seinem Kommando, obwohl ihn der Reichstag schon im Januar seines Ranges verlustig erklärt hat. Er ist somit bereits ein „Rebell", als er nach jahrelanger Entfernung seinen alten Schützling wieder unter seinen persönlichen Befehl nimmt und ihn, den inzwischen Herangereiften, zu seinem Adjutanten macht. Ein Vertrauensverhältnis spinnt sich zwischen dem Vorgesetzten und Untergebenen an, das erst der Tod nach Jahren lösen soll: „Potocki und sein getreuer Metzell" sind von jetzt ab ein unzertrennlicher Begriff. Die bisher so klare Dienststellung des Kronoffiziers wird nun freilich heikel.

Noch am 27. April ist er an höchster Stelle bestens angeschrieben. Er hätte von Rechts wegen eine Prüfung abzulegen. Der Oberbefehlshaber Poniatowski selbst aber beantragt seine Befreiung wegen dienstlicher Abhaltung und mit Rücksicht auf seine ohnehin bekannten Leistungen: „Den Bau von Leinenpontons verdanke ich seinem Können", schreibt er an die Prüfungskommission. Doch bald kommt es anders. Ungeachtet der Rührigkeit, mit welcher Potocki in dieser Zeit die politischen und militärischen Vorbereitungen zu seinem neuen großen Schlage betreibt, und die ihn, wie auch seinen Adjutanten, gewiß viel in Bewegung setzt, dürfen wir Metzell jetzt am häufigsten in Tultschin selbst vermuten, in dessen Militärwerkstätten seiner ja besonders reiche Aufgaben harren, sind doch ausgedehnte Werbungen im Gange. Potocki allein hat für das Konföderiertenheer auf eigene Kosten eine Division von 7200 Mann aufgestellt, und da gibt es denn auch für ihre artilleristische und technische Ausrüstung alle Hände voll zu tun. Hier nun trifft eines schönen Tages,

anscheinend in Abwesenheit des Schloßherrn, von Poniatowski der Befehl an den Premier-Leutnant Metzell ein, unverzüglich das Tultschiner Arsenal an die Kronarmee auszuliefern und überdies sechzehn weitere Pontons seines neuen Typs für sie herzustellen. Und damit ist der entscheidende Augenblick gekommen: Metzell weigert sich. Das bedeutet Rebellion. Der Adjutant stellt sich offen auf die Seite seines Chefs. Erst als nach einiger Zeit der Befehl in verschärfter Form wiederholt wird, versteht sich der Widerspenstige dazu, die Schlüssel zum Zeughause zu übergeben. Wer weiß, welche Absicht dahinter steckt. Von den Pontons ist nun nicht mehr die Rede. Ihn selbst aber ruft es bereits dahin, wo er endlich ganz Soldat sein kann.

Oberleutnant Metzell an der Spitze seiner Batterie beobachtet wie ein kühl berechnender Mathematiker durchs Fernrohr die weißen, roten und blauen Truppenfelder zu seinen Füßen, schätzt die Entfernungen ab, kommandiert Feuer. Die Salven sitzen. Die Gruppen unten verwirren sich, Rot und Blau und Weiß geraten durcheinander. Sie fluten zurück, 500 Fuß weiter. Feuer! Ihnen nach ziehen die Soldaten Potockis. — So geht es mehrere Stunden. Metzell setzt seine ganze Tatkraft, sein ganzes Können ein.

Bei Zieleńce tobte die Schlacht, am 18. Juni 1792, als die vereinten Truppen der Zarin und der Targowitza die polnische Kronarmee unter Poniatowski und Kościuszko schlugen und zum Rückzuge zwangen. Zum ersten Helden dieses Tages aber wurde der auf dem Schlachtfelde zum Hauptmann beförderte Oberleutnant Metzell, Potockis Adjutant, der bürgerliche Deutsche, dem nun Adel, Ehren und eine glänzende Zukunft gewiß sind.

Noch ein Gefecht bei Dubienka, und der Krieg ist aus. Die Targowitza hat mit der Zarin Hilfe gesiegt. Der Landadel jubelt den Wiederherstellern der „goldenen Freiheit" offen zu, und König Stanislaus August, der ohnehin nie an den Erfolg seines Heeres geglaubt und sich in seinen Warschauer Hoffreuden nicht im geringsten hatte stören lassen, kommt den Siegern mit Lächeln und Avancen entgegen, als wäre alles nur ein galantes Schäferspiel gewesen. Man sagt sogar, er werde demnächst selbst der Targowitza beitreten, und man rät nicht fehl . . . Indes kann er sich jetzt in einer neuen Rolle gefallen. Die Zeit ist da, Heldenmut zu belohnen, den Kriegsorden auszuteilen, den er soeben aus Anlaß dieses Krieges, seines ersten und einzigen, gestiftet hat. Auch in dieser Komödie wird er sich sicherlich gut ausnehmen.

Und kaum acht Tage nach Zieleńce wird es Wahrheit, so außergewöhnlich es auch scheinen mag. Eins der ersten Kreuze des ersten polnischen Soldatenordens schmückt die Brust eines Deutschen: Hauptmann Ludwig Metzell wird am 25. Juni 1792 zum Ritter des polnischen Kriegsordens „Virtuti militari" geschlagen. Der Danziger aus deutschem Stamme tritt mit an die Spitze aller derer, die Polen jemals mit diesem Heldenzeichen ehren wird. Aber noch mehr wird ihm zuteil. König und Stände erheben den Bürgerlichen für seine Kriegsverdienste in den polnischen Adelsstand. Sein Wappen ist ein goldener Balken, um den in rotem Felde drei goldene Sterne leuchten, im Helmschmuck eine gewappnete Faust mit einem Pallasch.

Ein Targowitza-Kämpfer, ein Rebell gegen König und Regierung von demselben König in ehrenvollster Weise für seine Rebellentaten belohnt? Kann dieser Mann auf der Gegenseite, muß er nicht in den Reihen der Kronarmee gefochten haben? In der Tat, man mag es grotesk finden, doch an Grotesken, und gewiß an ärgere, ist man ja in der polnischen Teilungsgeschichte gewöhnt. Sie haben in der Impulsivität des polnischen Volkes ihren Ursprung, das, damals in die Enge getrieben, zu besonders krassen Stimmungsumschlägen neigte. Auch war ja der Targowitza-Feldzug so flüchtig über das Volk hingegangen und der König so wenig von ihm berührt worden, daß es immerhin erklärlich ist, wenn bei der auch sonst erstaunlich schnellen

Legitimierung der Potockischen Bewegung die Kriegsverdienten beider polnischer Fronten — wohl nicht ohne Nachdruck seitens der Konföderierten — in gleicher Weise ausgezeichnet wurden. Nähme man dagegen das andere an: Metzell habe gegen Potocki gefochten, so gäbe das einen gänzlich unmotivierten Knick in seiner Lebenslinie, der sich weder mit dem Vorhergehenden noch mit dem Nachfolgenden, und zumal mit dem letzteren, in Einklang bringen ließe.

Befördert, ordensgeschmückt und geadelt, sieht sich jetzt Hauptmann von Metzell nicht unverdient auf der Welle der Land und Krone beherrschenden Partei als einer ihrer Besten hochgetragen und darf mit seinen 28 Jahren die stolzesten Hoffnungen für die Zukunft hegen. Sein Aufstieg soll nun erst beginnen! Potocki, ein König, der nur der Krönung bedarf, ist seinem Ziele, so scheint es, nahegekommen, Polen, das alte, freie Adelspolen scheint gerettet, von Westen und Osten durch feste Bündnisse und Garantien gesichert, winken nicht auch ihm große Aufgaben, dem seiner Fähigkeiten wohl bewußten, nunmehr als Schlachtschitzen auch für die höchsten Chargen nicht mehr zu geringen Artillerieoffizier? — Da rücken die Preußen in Posen ein. An kriegerische Abwehr ist nicht zu denken. Potocki eilt hilfesuchend nach Petersburg. Vergebens. Katharina ist wie umgewandelt. Sie weist ihn ab, löst die Konföderation von Targowitza auf und hat die Hände frei. Ihre Truppen aber stehen in Polen. Am 23. Januar 1793 einigt sie sich mit König Friedrich Wilhelm über die zweite Teilung des polnischen Reiches. Mit einem Schlage ist das ganze Werk des Tultschiner Magnaten zusammengefallen, dicht am Ziele seine Rettungstat dem Polenreiche zum Todesstoß geworden. Ein endgültig Besiegter und Gebrochener, gedemütigt und von allen verlassen, geht er außer Landes, um für immer seiner unheilbringenden politischen Tätigkeit zu entsagen. Nur einer verläßt ihn nicht: der Getreueste der Getreuen folgt ihm ins Exil. Wo Potocki fiel, mag auch Metzell nicht stehen. Seine militärische Laufbahn ist zu Ende, der Held von Zieleńce wird nie mehr zu seinem Waffenhandwerk zurückkehren. „Potocki und sein getreuer Metzell" — das sprichwörtliche Freundespaar: nun sind sie ganz beisammen.

Sie gehen nach Hamburg. Nicht lange bleiben die beiden Träumer allein. Eine Frau gesellt sich ihnen bei. Eine Griechin ist es, Sophia Celice, die, auf abenteuerlichste Weise nach Polen gekommen, als Gattin des polnischen Offiziers Witte auch weiter ein recht bewegtes Leben geführt hat. Paris, Warschau, Petersburg kennen sie gleicherweise als eine der berauschendsten Amoureusen der Zeit. Seit aber Fürst Potemkin, ihr letzter Freund, gestorben ist, hat Madame Witte es nur auf den einen abgesehen, der ihr reich genug erscheint, um ihren Lebensansprüchen zu genügen, und naiv genug, um sie zu heiraten: Felix Potocki. Der 40jährige Mann, daheim ebenso glücklos wie draußen, hat denn auch richtig den Angelhaken geschluckt. Er läßt die opferbereite Freundin nach Hamburg nachkommen und genießt ein gestohlenes Glück, das ihn eine Reihe von Jahren über die innere Leere hinwegtäuschen soll.

Freund Metzell kennt den Roman natürlich von seinen ersten Kapiteln an. Er ist kein prüder Sittenrichter. Darf er dem Schicksalverfolgten die Illusion mißgönnen, die ja ohnehin — er weiß es ebenso gewiß wie die künftige Gräfin Potocka selbst — nach Überwindung der beiderseitigen Hindernisse die Form einer gesetzlichen Ehe annehmen wird? Und dieweil sich im fernen Polen der letzte Akt der großen Tragödie abspielt, schlürft hier sein mächtigster Magnat in vollen Zügen aus dem Becher der Liebe. Hamburg ist auch kein Gefängnis. Man reist, man sieht sich in den interessantesten Gegenden Deutschlands um, fährt über die Alpen nach Italien. Bald ist der eine, bald der andere der Kenner und Reiseführer. Die Besichtigung verschiedenartigster Sehenswürdigkeiten läßt jeden zu Worte kommen und jeden vom andern lernen. Der Ingenieur Metzell erklärt dem Liebespaar die erschauten Wunder der Technik und Natur, Brücken und Bauten, Steinbrüche und Grotten, Vulkane und Wasserfälle durch seine Erläuterungen, während ihn selbst das schöngeistige Ver-

ständnis des Grafen im Erleben der betrachteten Kunstschätze fördert und der lebhafte Sinn Frau Sophiens für landschaftliche Schönheit, Gärten und Blumen seine Einbildungskraft auch in dieser Richtung anzuregen weiß. So erfreut man sich dreieinig der schönsten deutschen Städte, besucht berühmte landschaftliche Anziehungspunkte, genießt Gebirgsausblicke und Alpenglühen, geht diskutierend durch Museen, entzückt sich, von Madame Wittes, der Südländerin, Begeisterung angesteckt, an Italiens blauem Himmel, seiner Blumenpracht, enträtselt Altertümer, bewundert Denkmäler und Bauwerke; läßt sich durch blaue Meeresgrotten rudern, sieht den Ätna rauchen, staunt vor der rauschenden Macht der Wasserfälle von Frascati und Tivoli. Und schon ist man eins, errät des andern Gedanken, hat dieselben Einfälle und Phantasien, als nach zwei Jahren das längst zu Erwartende geschieht, das, für den Polen traurig genug, dennoch den freiwillig Verbannten Heimkehr und eine leidliche Lösung ihrer auf die Dauer unhaltbaren Lage bedeutet.

„Finis Poloniae" — die letzte Aufwallung des polnischen Volkes, der Aufstand Kosciuszkos, niedergeschlagen, das Reich der Piasten und Jagellonen von der Landkarte gelöscht. Ende Oktober 1795 weiß es bereits ganz Europa. Die Zarin ist befriedigt und läßt dem neuerworbenen Lande ihre Gnadensonne leuchten. Potocki, nunmehr ihr Untertan und damit einer der reichsten und mächtigsten Herren des Zarenreiches, muß wieder freundlich gestreichelt werden. Sie übersendet ihm die Ernennung zum General en chef der russischen Armee und lädt ihn ein, heimzukehren. Den Hamburger Emigranten leuchtet es ein. Es nützt nichts, man wird daheim ein neues Leben beginnen, ein genügsames Glück ums eigene kleine Ich herum suchen müssen, wie man es ja in diesen Jahren gelernt hat. Doch da kommt noch ein anderer Brief vertraulichster Art aus Tultschin. Die Gräfin ist kompromittiert, ihre Untreue schlagend erwiesen. Die Lösung der Ehe liegt in der Hand des Gatten. Sophia hat gesiegt . . . Nun gibt's kein Bedenken mehr. Frauenehrgeiz treibt zur Eile, und schnell fahren die drei quer durch Deutschland der ukrainischen Heimat zu.

Das neue Leben beginnt... Im nächsten Herbst, 1796, finden wir die Hamburger Verbannten auf einem der Potockischen Landsitze eingenistet. Nicht in die prächtige Tultschiner Residenz sind sie gezogen, wo immer noch des Grafen ungetreue Gattin haust und stolz auf die exotische Rivalin herabblickt, denn mit der Scheidung geht es denn doch nicht so einfach, wie es sich die Abenteurerin gedacht hat. Derweilen aber läßt sich's das zärtliche Paar mit dem unzertrennlichen Metzell in dem 10 Meilen davon entfernten Humań behagen, wo ein geräumiges, säkularisiertes Basilianerkloster, zu einem stattlichen Herrensitz umgestaltet, ihnen die gemütlichste, von aufdringlichen Gästen und Schmarotzern verschonte Heimstätte bietet. Abwechslung freilich bietet weder ein Schloßgarten, noch das elende, zum Gute gehörige Städtchen. Die drei Freunde lassen sich's immerhin nicht verdrießen, sich auf erfrischenden Spazierritten, denn alle drei sind passionierte Reiter, in der Steppe umherzutummeln. Und eines Tages ist etwas entdeckt, das sie erst stutzen, dann aber sich in den phantastischsten Plänen ergehen läßt.

In der Ebene öffnet sich überraschend, scharf eingeschnitten, eine tiefe Schlucht, die felsigen Hänge fallen so steil ab, daß die Reiter weit herum müssen, um hineinzukommen. Über Geröll sickert ein Bach, umstanden von malerischen Baumgruppen, ein paar alten Linden, Rüstern und Trauerweiden; die hohen Granitmauern links und rechts, hinter denen sich phantastische Felsenkeller weit unter der Grassteppe hinziehen mögen, geben dem Idyll eine klösterliche Weltabgeschlossenheit, die ganz wunderlich anmutet. Doch die Neugier der Entdecker drängt weiter: die Schlucht weitet sich, die steinernen Wände werden immer grotesker, grüne Matten hängen wie Wandteppiche dazwischen, Grotten springen hervor, Höhlen führen ins Erdinnere, überhängende Felsblöcke drohen niederzustürzen, und — eine Quelle. Aus dem

Gestein springt sie heraus wie hervorgezaubert, klar und rein, in kräftigem Bogen. Der Graf springt ab: „Laßt sehen." Er trinkt. Es ist das köstlichste Wasser, das er je genossen. Frau Sophia muß trinken, auch Metzell muß es versuchen, und sie können es nicht genug loben. Doch schon hat der Kapitän Neues gefunden: der Boden steigt an, ein Wasserfall rauscht, in sanftem Anstieg weitet sich der Blick. „Hier soll unser Zaubergarten sein", ruft Sophia begeistert. Das Wort dünkt den andern, als hätten sie es selbst gesagt. Die Ideen überstürzen sich. Hier ein Zypressenhain; dort Orangerien, Blumenbeete; droben ein englischer Park; ein Tiergarten hier, eine Liebesgrotte dort, ein griechischer Tempel, Springbrunnen, Kaskaden — alles möchte auf einmal heraus und wird zum Chaos. Metzell aber übersieht bereits das Ganze. Seine Einfälle hängen aneinander. Gleich weiß er auch, wie es zu machen ist, hier der Fluß zu einem See gestaut, mit einem Segelschiff darauf, dort zu einem mächtigen Wasserfall geführt, die Felswand so und so behauen, daß er in Stufen abfällt wie in Tivoli, der Blumengarten drunten in der geschützten Enge, der Naturpark auf der Höhe, hier Bäume von der, dort von der Art, wie sie zu beschaffen, zu pflanzen, zu behandeln sind. Und allmählich verstummt das gräfliche Paar, um den Kapitän seinen Plan entwickeln zu lassen. Wer konnte ahnen, daß in diesem Artilleristen und Militärtechniker ein Gartenkünstler steckt? Kein Zweifel mehr: nur er kann das Wunderwerk schaffen, das sich die beiden anderen nur unklar erträumen. Jeder seiner Gedanken scheint ihnen aus der Seele gedacht, von ihm allein jedoch fest in die Hand gepackt und zu Ende gebracht. Der Graf spricht es aus. Metzell *muß* es vollbringen. Und er *wird's* vollbringen, mag es immer kosten, was es wolle, eine Million oder zwanzig Millionen! Gleichviel — gilt es doch, die Geliebte zu erfreuen und zu ehren, die sich diesen Garten gewünscht, und der zu Dank er Zofiówka, der *Sophiengarten* heißen soll. Metzell schlägt ein. Endlich wieder eine richtige Aufgabe!

Ludwig Metzell hat nun sein Reich. Er ist 32 Jahre alt, kerngesund, kraftstrotzend, ißt für zwei und schläft ungewiegt. Eine straffe Soldatengestalt, offene, klarblickende Augen aus einem sonnenverbrannten Gesicht. Alle Bedrücktheit der letzten Zeit ist jetzt von ihm gewichen. Der abgedankte Offizier fühlt sich wieder als Befehlshaber. Ein paar tausend Arbeiter werden sofort eingestellt. Die gräfliche Kammer ist angewiesen, ihm unbegrenzte Zahlungen zu leisten. Das Arbeiterregiment tritt an und schon hackt und gräbt man, daß es eine Freude ist. Der Kommandant aber, nachdem er den Werkführern die nötigen Weisungen hinterlassen, reist ins sächsische Erzgebirge und nach Schlesien, um seine Kenntnisse in der Bearbeitung von allerlei Gestein zu vervollständigen und bringt bei seiner Heimkehr schwere Züge voller Maschinen und Werkzeug mit. Im Frühling 1797 geht es mit Volldampf los. Das Tal füllt sich mit Arbeitsgeräusch, Hämmer klingen, Steinfeilen und Holzsägen kreischen, Sprengschüsse krachen, Taue knarren, kettenrasselnde Aufzüge steigen auf und nieder. Felsblöcke werden behauen, Brunnen gebohrt, Kanäle gegraben, Dämme aufgeschüttet, Brücken gebaut; man mauert, zimmert, pflügt und gräbt, sät und pflanzt. Hier arbeiten Glaser an Treibhäusern, dort wachsen feingerundete Ziegelwände zu einem Tempelbau empor, da wird an Seilen ein Baum aufgerichtet, um in der offenen Grube eingepflanzt zu werden. Daneben setzt eine am Boden kauernde Reihe von Gartenarbeitern Blumenpflanzen in die Erde. Tagaus, tagein schleppen Ochsengespanne neue Lasten, neue Überraschungen herbei. Heut sind es gewaltige Granit- und Marmorblöcke, morgen Wagen auf Wagen voll pyramidenförmiger Pappeln aus Italien oder aus der Krim, dann wieder Ahornriesen von nie gesehener Art und Größe, die mit Wurzeln und Laub übers Schwarze Meer aus Asien gekommen sind und den neugierig herbeieilenden Arbeitern Rufe des Erstaunens entlocken. Oder man bringt seltsame, auf der Krim ausgegrabene griechische Götterbilder, schlanke Marmorsäulen, südliche Fruchtbäume, Palmen, baumhoch blühende

Agaven, und immer wieder neue Ladungen von Maschinen, Geräten und Material verschiedenster Art.

So geht es Tag um Tag, Monat um Monat. Fast täglich findet sich auch das gräfliche Paar ein, um bewundernd und ermunternd an allen Einzelheiten des großartigen Werkes teilzunehmen, und besonders der Graf kann es kaum erwarten, bald dies, bald jenes fertig zu sehen. Nur nicht sparen, heißt es immer wieder, Geld ist genug da, keine Ausgabe zu groß, daß nur das Wunder wahr werde. Und als nach endlicher Überwindung der gesetzlichen Schwierigkeiten General Graf Felix und Gräfin Sophia Potocka als angetrautes Ehepaar die Stätte ihres Liebesglücks verlassen, um offiziell in Tultschin einzuziehen, ist in ihrem Zaubergarten bereits soviel Schönes aufgegangen, daß sie mit schwerem Herzen von ihm scheiden. Doch 10 Meilen sind ja für Potockis Pferde keine Entfernung. Und geschieht es nun auch nicht mehr täglich, so versäumt doch der General auch weiterhin keine Gelegenheit, allein oder mit der jungen Gattin seinen getreuen Adjutanten und Gartenbauer zu besuchen, die letzten Fortschritte in seinem Feengarten in Augenschein zu nehmen, neue Anregungen zu geben und zu empfangen. Die drei Vertrauten spielen ihr Spiel weiter. Jeder gibt etwas dazu. Der Spielleiter Metzell nimmt es zusammen, baut es nach seinem Kopfe aus, Jahr um Jahr. Der Meister darf sich rühmen, einen Traum zur Wahrheit gemacht zu haben. Ein Phantom ist aus der Wüste gezaubert, das anzustaunen die Leute von nah und fern herbeieilen, um das Lob des Zauberers Metzell und des Krösus Potocki in alle Welt zu tragen.

„Ein Märchen, eine Dichtung, ein Poem" — ähnliche Worte aus dem Munde überschwenglicher Bewunderer hört der nun schon berühmt gewordene Gartenbaumeister gewiß bis zum Überdruß. Etwas anderes aber ist es denn doch, seine Schöpfung als Gegenstand eines wirklichen Poems, sie von einem bedeutenden Dichter bedeutend verstanden und verklärt zu sehen, wie es Metzell jetzt zu seiner Genugtuung widerfahren soll. Stanislaus Trembeckis Beschreibungsgedicht „Sophiówka" wird ihm zum zweiten Ehrenzeichen, das des Deutschen Verdienst um Polen für die Nachwelt festlegt. Dem „Virtuti militari" des Kriegers um Polens Freiheit fügt der Dichter gleichsam ein „Virtuti artificali" für den Schöpfer eines Gartenwerks an, wie es Polen und nach seiner besonderen Art und Umständen die Welt noch nicht gesehen, und gewiß ist der Orden nicht geringer als jener. Soll doch das Gedicht dereinst als unerreichtes Muster seiner Gattung in der polnischen Literaturgeschichte zu klassischer Bedeutung gelangen und damit auch den Sophiengarten samt seinem Meister, Metzell, im polnischen Volke unvergessen machen.

Im Jahre 1804 mag es sein, als der Dichter Trembecki, ein trotz seiner 70 Jahre noch wenig gebeugter und eleganter Hofmann, von Tultschin, seinem Altersitz, herüberkommt, um den berühmten Garten zu besichtigen. An die sieben Jahre ist es nun her, seit Metzell sein Werk begann und sich in ihm auslebte. Noch haust er nach wie vor in seinem behaglichen Quartier im Humaner Schlosse. Sein Leben aber spielt sich draußen in Zofiówka ab. Hier regiert und arbeitet und spielt er, ist unermüdlich bald bei den Steinarbeiten, bald beim Pflanzen, beim Aufstellen einer Figur, bei einer gewagten Brückenkonstruktion, schwimmt, rudert, segelt, die unverbesserliche Wasserratte, auf seinem selbstgeschaffenen See. Den eingebildeten Deutschen nennen ihn manche, der von obenherab auf die finstere polnische Masse herabblicke und jeden für „ein Stück Vieh" achte, wenn er nichts von der Mathematik verstehe. Er fährt gern nach Tultschin hinüber, wo er Gesellschaft finden kann. Auch da ist gewiß nicht alles Gold, was glänzt. Unter den alten Targowitza-Kumpanen des Grafen finden sich Typen, die ihn nur abstoßen können, wie der Bischof Sierakowski und eine ganze Reihe wüster Spieler und Abenteurer. Doch abgesehen vom Grafen und der Gräfin selbst, fehlt es auch sonst nicht an hochgebildeten und interessanten Leuten, mit denen es sich zu unterhalten immerhin verlohnt und unter denen der geistreiche

Kammerherr Trembecki an erster Stelle steht. So kann ihm auch sein Besuch nur willkommen sein, und mit Freuden tritt er mit dem feinsinnigen Manne den Rundgang durch sein Gartenreich an.

Der Dichter enttäuscht ihn nicht. Das Verständnis des Beschauers wird dem Schöpfer zum ehrlichen Genuß. Denn Trembecki versteht zu loben. Er fühlt gleichermaßen den gewaltigen, schier an pharaonische Pyramidenarbeiten gemahnenden Einsatz von Kraft und Berechnung, das Mächtige wie das Stille, das Phantastische wie das Nachdenkliche, in mythologischen Symbolen zu ihm Sprechende, die ganze seltsame, in Felswände gezwungene Harmonie von Kunst und Natur, die ja das wahre Problem des Gartens bildet, geht dem Begreifenden ohne Worte auf. Und schön ist es, mit dem verstehenden Bewunderer durch sein eigenes Werk zu wandeln, daß es einem selber klarer erscheint. Vorbei geht es an den Glashäusern mit Feigen, Orangen, Palmen, Ananas und allerlei exotischem Gewächs aus gepflegten Obst- und Ziergärten in die Welt der Phantasie. Rasengrün und weiße Säulentempel in dunklen Hainen, kühle Grotten und Baumgruppen von erlesener malerischer Wirkung umsäumen den Weg. Die herrlichsten und seltensten Blumen prangen auf mächtigen, 10 Ellen breiten Granitkolossen. Und immer die Felsen, jeder Vorsprung, jede Laune der Natur ist künstlerisch bedacht und genutzt. Götterbilder, mythologische Gruppen, ein Altar, einem Griechengotte zum Dank für glückliche Genesung gewidmet, Obelisken, ranke Säulen leuchten auf grünen Matten. Überall rauscht es, murmelt und plätschert es von Bächen, Springbrunnen und Wasserfällen, bald mit schönen Bassins, mit zierlichen Hängebrücken und luftigen Stegen, bald in freier und doch befohlener Naturentfaltung gelöst. Über 40 Ellen hoch stäuben Fontänen, wie ein „Haus aus fließenden Mauern" wölbt sich die schillernde Wasserglocke des „Thetidion". Hier murmeln empfindsam drei kleine Fälle, die „drei Tränen", zum Andenken an Sophiens drei frühverstorbene Kinder. Von ferne hörbar aber donnert die gewaltige Kaskade, die von der Felswand in breiten Massen herniederstürzt. Dann weitet sich's. Der See! Ein golden bemaltes Segelschiff führt die Wanderer auf eine Insel mit einem Tiergarten voll grotesker Geschöpfe und aufs andere Ufer, wo sich ihnen von erhöhter Stelle der herrlichste Blick hinunter ins eben durchmessene Tal bietet. Auch weiter hinauf ist Schönheit in Fülle. Da ziehen sich die „elysäischen Felder" zu rundum ansteigenden Bergen hin, auf deren „Amphitheatrum" der Naturpark beginnt. Asiatische Ahornriesen, ja Bäume vom Libanon und vom afrikanischen Atlas findet man hier.

In einigen Monaten kann der Dichter sein Werk dem Herrn von Tultschin überreichen, und Potocki weiß sich dem Sänger seines Sophiengartens dankbar zu erweisen: 2000 Dukaten sind immerhin ein schönes Honorar, wenn auch eine Lappalie im Vergleich zu den 20 Millionen, die sich der Magnat — ungerechnet die von Tausenden von Leibeignen umsonst geleistete Arbeit — diese seine „monarchische" Geste, wie Trembecki sie nennt, hat kosten lassen. Der verunglückte „Monarch" soll sich freilich auch dieses bescheidenen Trostes nicht lange mehr erfreuen. Schon hat sein Glück mit der schönen Griechin ein wahrhaft erschütterndes Ende gefunden. Er weiß es bereits, daß ihn die Frau mit seinem eigenen ältesten Sohne, ihrem Stiefsohn, betrügt. Die Tragik seines Lebens geht jetzt fast schon ins Abscheuliche. Bald ist denn auch das Ende da. Felix Potocki, der Unselige, stirbt im März 1805, 52 Jahre alt, mit der Gewißheit, von Frau und Sohn vergiftet worden zu sein . . .

Das Sophienidyll ist aus. Der 42jährige Metzell stürzt abermals aus der Höhe des Erfolges ins Ungewisse, ganz wie vor 9 Jahren. Wie ein Gesetz erscheint es fast. Sein General und Freund ist tot, die ungetreue Gräfin ihm entfremdet. Sie hat auch weder Interesse noch Geld mehr für den kostspieligen Weiterausbau des Gartens. Das Erbe verteilt sich auf eine zahlreiche Familie. Der Schöpfer läßt sein Werk wohl nicht unfertig, doch noch nicht so vollendet, wie er sich's gedacht hatte. Dennoch

ist es ein Denkmal, das noch lange von Reisenden aus der Ferne und Nähe aufgesucht und bewundert werden wird. Er übergibt seine Pflege dem Gärtner Oliva, siedelt, so heißt es, nach Warschau über — und verliert sich in der Menge. Die nächsten 10 Jahre seines Lebens versinken in völligem Dunkel. Was mag er in dieser Zeit getan haben?

Erst 1815 taucht sein Name wieder auf. Der Schöpfer des Wundergartens wird eines Tages durch einen vornehmen französischen Polenfreund zum Gespräch der hohen Herrschaften, die in Wien über die Geschicke Europas beraten. Graf de la Garde, ergriffen von dem Gartenwunder, das er während eines Besuches in Tultschin kennengelernt, hat die 1806 im Druck erschienene Trembeckische Dichtung in französische Verse übertragen und in einem feinen bildgeschmückten Bändchen der Wiener Kongreßgesellschaft vorgelegt. An der Spitze der Subskribentenliste glänzt Se. Majestät Kaiser Alexander I. von Rußland, nunmehr auch König von Polen. Und ein Jahr darauf erhält der Ingenieur Ludwig Metzell durch den kaiserlichen Delegierten in der autonomen Regierung des neuerrichteten kongreßpolnischen Staates das hohe Amt eines Leiters des Verkehrsbauamtes für das Königreich Polen in Warschau. Der Held von Zieleńce und Schöpfer der Zofijówka erscheint in seiner dritten Phase: als Wegebaumeister, oberster Herr der polnischen Land- und Wasserwege.

Metzell ist nun für den Geschichtsschreiber wieder greifbar. Das Abenteuerliche und Romantische liegt weit hinter ihm. 52 Jahre alt, ein völlig Gesetzter und Geläuterter, jedenfalls längst auch schon verheiratet und Familienvater, fügt sich dieser dritte Metzell ganz einem geruhsamen und wohlgeordneten bürgerlichen Gemeinleben ein. Das Bürgerblut hat gesiegt. Von den Idealen des Jünglings und jungen Mannes, vom Streben nach Ehre und Schönheit, finden wir den Gereiften entschieden dem Gemeinnützigen zugewandt. Und abermals weiß der Deutsche an verantwortlicher Stelle dem Lande seiner Wahl Dienste zu leisten, die ihn in der polnischen Kulturgeschichte denkwürdig machen. Allein schon als Erbauer der ersten polnischen Chausseen und Schöpfer der ersten Kanalisation von Warschau hat Metzell Anspruch auf die Dankbarkeit der Polen, deren Nachlässigkeit gerade in der Erhaltung ihrer Wege und Straßen ja von jeher sprichwörtlich war, sogar bei ihnen selbst. Doch mehr: das erste durch Maschinen bewegte Schiff, das als Vorbote der späteren Dampfschiffe auf der Weichsel erscheint, ist ein höchst originell von Metzell konstruierter Schlepper, der Korn und Braugerste flußaufwärts schafft. Er baut vielbewunderte, auf besondere Weise an Ketten aufgehängte Brücken, zuerst eine zierliche Brücke im Łazienki-Park, gleichsam eine Reminiszenz an die Zofijówka-Zeit, dann aber überträgt er das Miniaturmodell nach weiteren gründlichen Experimenten ins Große und schlägt eine Hängebrücke über die ganze Weichselbreite zwischen Warschau und der Vorstadt Praga. Die Hauptstadt erhält eine zweite Hauptbrücke. Die interessanten Leistungen des Ingenieurs bleiben nicht ohne Nachhall in den führenden Physiker- und Mathematikerkreisen der Universität und der Warschauer Gelehrten Gesellschaft (Towarzystwo Przyjaciół Nauk). Seine statischen Kettenversuche draußen auf einem vorstädtischen Fabrikgelände versammeln ein erlesenes Fachpublikum und werden zum Gegenstande angeregter Debatten in den Sitzungen der Gesellschaft, die denn auch den grundgelehrten Mann im Jahre 1827 zu ihrem Mitgliede ernennt. Ebensowenig fehlt es ihm an Anerkennung seitens der vorgesetzten Behörden, und mit dem goldenen Verdienstkreuz ausgezeichnet, selbst guter Verdienste wohl bewußt, hochgeachtet als Staatsbürger wie als Staatsdiener, bekannt, berühmt bei hoch und niedrig, kann der königliche Verkehrsbaudirektor Ludwig Metzell Anno 1833 im Alter von 69 Jahren in den wohlverdienten Ruhestand treten.

Nicht weniger als 15 Jahre ist es dem Langlebigen noch vergönnt, seinem seltsamen Leben nachzusinnen, und gewiß tut er es ebenso oft mit Lächeln wie mit Kopfschütteln.

84 Jahre ist er alt geworden und dann eingeschlummert. Ein Lebensroman wie ihn die blühendste Phantasie nicht seltsamer auszudenken vermöchte, wurde in die lakonische Inschrift zusammengepreßt, die auf einem Grabstein des Warschauer Stadtfriedhofes von Powązki zu lesen ist:

„Hier ruht Ludwig Metzell, ehemaliger Regierungsrat, Chef der Verkehrsingenieure der Land- und Wasserwege, Ritter des Militärkreuzes, Mitglied der ehemaligen Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, geboren zu Danzig im Jahre 1764, gestorben am 21. November 1848 in Warschau, Schöpfer des Sophiengartens, von Trembecki dichterisch verewigt. Dem Gedächtnis des ausgezeichneten Mannes widmen diesen Stein die Hinterbliebenen."

Der Begründer der geologischen Wissenschaft in Polen

Georg Gottlieb Pusch (1791—1846)

Von Karl Lübbike, Posen

Eine Steinzeichnung von Aschenbrenner stellt Georg Gottlieb Pusch als einen behaglichen Mann in mittleren Jahren mit freundlich-ernsten Gesichtszügen und sinnenden, dabei aber fest und klar blickenden Augen da. Stünde nicht der Name darunter, man würde schwerlich hinter dieser anspruchslosen Erscheinung einen der interessantesten Zeitgenossen Berzelius', Cuviers und Humboldts vermuten, der sich in der Geschichte der Naturwissenschaften als der Begründer der Geologie von Polen unsterblich gemacht hat. Bei näherer Betrachtung jedoch gewinnt das stille Gelehrtenantlitz Charakter und Bedeutung, und man braucht eben kein besonderer Physiognomiker zu sein, um einen Menschen in ihm zu erraten, der mit einem mathematisch exakten und weitzielenden Denkvermögen zugleich Willensfestigkeit und Wärme in sich vereint.

Sein Ausgangspunkt ist Kohren, eine kleine Stadt im sächsischen Osterländchen bei Altenburg. Die nördlichen Ausläufer des Erzgebirges fallen hier in einem letzten hohen Gebirgsbuckel ab, an dessen Felsmassen mancher Steinbruch nagt. In diesem Städtchen wurde am 12. Dezember 1791 der Geologe G. G. Pusch geboren, und die erste wissenschaftliche Arbeit, die er als 21jähriger Student veröffentlichte — sie erschien 1812 in Leonhard's „Taschenbuch für die gesamte Mineralogie" unter dem Titel „Beschreibung einer merkwürdigen Abänderung von Granit und der in ihm brechenden Fossilien zu Penig im Königreich Sachsen" — ist hier, in den Kohrener Bergen entstanden. Die Gymnasialzeit, das Studium auf der Freiberger Bergakademie, das den Hochbegabten unter der Führung des größten Mineralogen der Zeit, Abraham Gottlob Werners, und anderer bedeutender Männer bereits mit 19 Jahren zu einem hervorragenden Berg- und Hüttenfachmann macht; dann die Leipziger Universitätsjahre, zuletzt der Freiheitskrieg, der auch unsern jungen Geologen zu den Fahnen ruft und 1814 als Freiwilligen mit dem sächsischen Korps über den Rhein ziehen sieht — alle diese Entwickelungsetappen münden immer wieder in der osterländischen Heimat. Sie bleibt Puschs wahres Zuhause, sein eigentlicher Lebens- und Forschungsraum bis zu seinem 25. Jahre, und er selbst hält es in der erwähnten Erstlingsarbeit für seine selbstverständliche Lebensaufgabe, an der mineralogischen Erforschung der Heimat und „seines sächsischen Vaterlandes" mitzuarbeiten. So scheint es sich auch zu fügen, als der heimgekehrte Freiheitskämpfer im Jahre 1815 sogleich im heimischen Bergdienst angestellt und der Gruben- und Hüttenverwaltung einer der sächsischen Enklaven zugeteilt wird, die damals noch im thüringischen Gebiet verstreut lagen. Vermutlich wird es das Bergamt Suhl in der Grafschaft Hennegau gewesen sein. Die politischen Ereignisse der Zeit indessen

wenden die Dinge in einer für Pusch höchst unerwarteten Weise und verschlagen ihn schließlich in einen Lebenskreis, an den er wohl am wenigsten gedacht hatte.

Die Durchrüttelung Europas durch Napoleon und seine Gegenmächte wirken sich jetzt außerhalb wie innerhalb Deutschlands in nicht unbedeutenden Veränderungen der Landkarte aus. Infolge der am 18. April 1815 erfolgten Teilung Sachsens fällt neben anderen, ausgedehnten Gebieten auch der Landbrocken, in dem unser junger Erdforscher soeben seine bergmännische Laufbahn angetreten hat, an Preußen — Pusch ist, kaum eingesetzt, wieder entlassen. In ziemlich aussichtsloser Lage finden wir ihn Anfang 1816 wieder in Kohren, wie er Monat um Monat, dreiviertel Jahre werden es zuletzt, einer günstigen Schicksalswendung harrt, inzwischen aber sich die Wartezeit mit allerhand wissenschaftlichen Arbeiten zu vertreiben sucht. Doch derselbe Wiener Kongreß, der ihm gleich vielen anderen sächsischen Beamten mit einem Federstrich seine heimische Wirkungsstätte genommen, hat in derselben Zeit auch anderwärts, in dem Deutschland benachbarten Osten, neue Zustände geschaffen, die den freigewordenen Kräften in der Fremde ein lohnendes Tätigkeitsfeld eröffnen.

Das einstige Königreich Polen, von Bonaparte als Herzogtum in Personalunion mit Sachsen zu kurzem Schattendasein wiedererweckt, ist jetzt von den verbündeten Mächten in seinem zentralen Hauptteile wieder als autonomes Königreich erklärt, doch zugleich in eine andere Personalverbindung gebracht: man hat es an Rußland angeschlossen. König von Polen ist nunmehr Kaiser Alexander, und unter seiner klugen und rücksichtsvollen Herrschaft regt sich das in ziemlicher Selbständigkeit lebende Land zu wirtschaftlicher und kultureller Tätigkeit, um seine vielfach noch recht mittelalterlichen Zustände zu bessern. Deutsche Helfer aller Art werden in großer Zahl herangezogen, Handwerker, Beamte, Gelehrte, Kaufleute aus allen deutschen Gauen eilen erneut herbei, dies vernachlässigte Stück Europa zu europäisieren, und auch manchem brotlos gewordenen oder sonst wanderlustigen sächsischen Beamten öffnen sich hier Lebensaussichten. Zu den wirtschaftlichen Fragen aber, die den neuen kongreßpolnischen Ministern besonders am Herzen liegen, gehört mit in erster Linie die Ausbeutung der noch sehr ungenügend erschlossenen und doch so reichen Bodenschätze des Landes, und auf diesem Gebiete, im Berg- und Hüttenwesen, sind ja gerade die Sachsen so berühmt, daß ein tüchtiger sächsischer Bergfachmann in Polen zu den begehrtesten Leuten gehört.

So nimmt es nicht wunder, daß die polnische Regierung, als sie im Frühjahr 1816 an die Reform des Bergbauwesens geht, sich nach Freiberg wendet, um bei der sächsischen Bergdirektion und -akademie guten Rat zu erfragen, und diesem Rate gemäß nicht nur ihre eigne Bergbehörde mitsamt einer Bergakademie nach Freiberger Muster einrichtet, sondern auch bei der Besetzung der leitenden Stellen völlig nach den dortigen Vorschlägen verfährt. Daß bei solchem Stand der Dinge auch für Pusch eine ehrenvolle Berufung herauskommt, kann ebensowenig überraschen. Denn obwohl er erst 25 Jahre zählt und noch mit keiner bedeutenderen wissenschaftlichen Arbeit hervorgetreten ist, so gehört er doch zu den Glanz- und Lieblingsschülern der maßgebenden freibergischen Gelehrten, u. a. Altmeister Werners, mit dem er auch nach Beendigung des Studiums in vertrautem Briefwechsel geblieben ist. Nicht minder schätzt ihn der Chemiker Lampadius, und der Gruben- und Hüttenspezialist S. A. Herder, der Sohn des großen Dichters, in Polen durch seine mehrjährige Tätigkeit nicht unbekannt, mag ein gewichtiges Wort dabei mitgesprochen haben. Einiges Gedruckte liegt ja auch schon vor, auf das sich die Herren berufen können, wenn's auch eigentlich nur als ein Versprechen für die Zukunft und noch kaum als Legitimation für einen Professor gelten kann.

So geschieht es, daß Georg Gottlieb Pusch trotz seiner Jugend einen Lehrstuhl an der neuen Bergakademie erhält, und zwar, da die Mineralogie und Geologie schon anderweitig besetzt sind, einstweilen als Professor der Mineralchemie und

Hüttenkunde, zugleich mit dem Posten eines Bergassessors bei der königlich-polnischen Generalbergdirektion, beides in der zu einem polnischen Freiberg ausersehenen Bergmannsstadt Kielze, nördlich von Krakau.

Bereits am 1. Juli 1816 hat die neuorganisierte Kielzer Bergbehörde ihre Tätigkeit aufgenommen. Pusch schreibt bald darauf an Leonhard, den Herausgeber des Mineralogischen Taschenbuches:

„Kielze im Königreich Pohlen,
25. Januar 1817.

Wie ich Ihnen vorläufig schrieb, bin ich hier als Professor der Chemie und Hüttenkunde bei der neuerrichteten Bergakademie und als Assessor bei der General-Berg-Direktion angestellt worden. Pohlen, ein Land, das seit drei Jahrhunderten vernachlässigt wurde und durch ewige Kriege unendlich litt, bedarf auch in bergmännischer Hinsicht einer neuen Organisation. Alles ist bei uns erst im Werden, oder muß noch Verbesserung erfahren; dagegen ist der Bergbau und besonders das Bergfabrikenwesen sehr vielversprechend, und die Russische (gemeint ist natürlich die polnische) Regierung läßt es an keiner Unterstützung fehlen. Der Sitz der General-Berg-Direktion, unter welcher zum Behuf des Bergbaus 5 Herrschaften und 3 Städte, gegen 200 Dörfer, über 70 000 Morgen Wälder und alle in jenen liegende Königl. Domainen stehen, die uns jährlich ungefähr 1 000 000 Rthl. rentiren, ist zu Kielze . . . Ich will Sie nicht . . . mit bergmännischen Notizen belästigen, die Sie vielleicht nicht interessiren. Ich bemerke nur, daß man immer mehr Deutsche, besonders Sachsen hierher zieht, um diesen wichtigen Zweig der Landes-Industrie zu beleben.

Pohlen ist in bergmännischer und mineralogischer Rücksicht in Europa so gut wie nicht bekannt und ich werde es für meine Pflicht halten, nach und nach die vielen interessanten Verhältnisse desselben bekannt zu machen. Jetzt kenne ich es selbst erst ganz im Allgemeinen, werde aber im Frühjahr meine geologischen Untersuchungen beginnen und Ihnen dann das Wichtigste für das Taschenbuch mittheilen . . . wobei ich aber bemerken muß, daß es hier schwieriger, mühsamer und unbequemer ist, eine Quadratmeile zu untersuchen, als in Sachsen deren zehn. Doch dies soll mich nicht abschrecken, künftigen Sommer werde ich auch Wieliczka und die nur 26 Meilen entfernten Karpathen besuchen.

Was unsere hier errichtete Akademie betrifft, so ist sie auch erst im Werden begriffen, aber so fondirt, daß sie gewiß einen guten Fortgang haben und manchen Nuzzen leisten wird. Die Lehrstellen sind meist schon besetzt und deren im Ganzen 10 errichtet. Ich theile Ihnen darüber noch Einiges mit, weil Sie dies vielleicht eingermaßen näher interessirt. Die Lehrstellen sind:

1. Mathematik und 2. Bergmaschinenlehre. — Professor Lempe aus Sachsen.
3. Allgemeine, metallurgische und analytische Chemie, sowie
4. Hüttenkunde. —
5. Oryktognosie (Mineralogie) und Geognosie (Geologie). — General-Sekretär Tomaszewski.
6. Bergbaukunst. — Assessor Królikiewicz.
7. Markscheidekunst und Feldmeßkunst. — Ober-Markscheider Graff aus Sachsen.
8. Forstkunde,
9. Zeichenkunst und
10. Bergrecht sind noch unbesetzt.

Die Vorträge werden theils in Deutscher, theils in Polnischer Sprache gehalten. Sie fangen jährlich mit dem 1. Okt. an und schließen mit dem Ende Mai, so daß 4 Monate Ferien zu praktischen Übungen und Reisen übrig bleiben.

Pusch."

Der junge Professor steht also bereits mitten im neuen Leben und findet es recht interessant. Wir haben, um den Leser nicht mit allzuvielen „Terebrateln und Belemniten" und dergleichen fachmännischer Geheimsprache zu belasten, aus dem Briefe die bergbaulichen und geologischen Einzelheiten herausgelassen, dürfen aber nicht verschweigen, wie erfolgreich der tatendurstige Forscher sich in der kurzen Zeit doch schon im Ganzen und Großen seines neuen Gebietes umgesehen hat und mit welchen

Superlativen er die sich ihm bietenden Aussichten begrüßt: hier den Sandstein mit den „unerschöpflichen Eisenstein-Lagern" höchster Qualität, dort die Kreide „mit unendlich vielen Versteinerungen", sogar von vierfüßigem Urzeitgetier, da wieder „ein mächtiges Flözgebilde mit vielem Blei und Kupfer" und so fort. Ja, er legt dem Briefe gleich auch, mit mehreren andern, wohl noch aus Kohren mitgebrachten Mineralbeschreibungen, die fachmännische Bestimmung eines polnischen Fundes, des Wieliczkaer „Gekrösteines", bei. „Sie sehen daraus, wie viel hier noch zu thun ist", ruft er aus. Und der Entschluß steht denn auch fest: dieses Land muß und wird erforscht werden, so riesenhaft und mühsam auch die Arbeit sein und so lange Jahre sie sich hinziehen möge. Georg Pusch hat die Aufgabe gefunden, die seinen geistigen Ausmaßen entspricht.

Es läßt sich denken, daß es dem Deutschen gerade an diesem Orte nicht schwer werden kann, sich einzuleben. Schon bei der Einreise mußte ja ihn, den Sohn der sächsischen Berge, die romantische Lage der Stadt in der schönsten Gegend des „polnischen Harzes", — das Heiligkreuzgebirge nennt ihn das Volk, — mußten ihn die den sächsischen so ähnlichen Bergmannsuniformen in den auffallend sauberen und judenfreien Gassen seltsam anheimeln; denn ein altes Privileg hat Kielze vor der Plage Israel bewahrt. Vollends heimatlich aber wird dem Fremdling zumute, als er sich bei seiner Dienstmeldung in der Generalbergdirektion in unverfälschtem sächsischen Dialekt von den Bergräten Graff, Lempe und Becker aus Freiberg begrüßt findet, nach vollendetem Antrittsrundgange aber sich geradezu fragen muß, ob er denn wirklich in einer königlich polnischen und nicht vielmehr in einer deutschen Behörde sei. Mit Ausnahme von zwei, drei Polen ist hier nämlich alles deutsch, vom Oberberghauptmann Ullmann bis herunter zu den Kanzlisten Schließ und Just. Deutsch die Sprache, die hier gesprochen, deutsch der Geist, in dem gedacht und gehandelt wird. Sogar der Verkehr mit dem Warschauer Ministerium vollzieht sich beiderseits in deutscher Sprache, die eben die amtlich anerkannte Bergmannssprache Polens ist. Ähnlich ist es auch draußen im Lande: deutsch die Berginspektoren, die Gruben- und Hüttendirektoren, deutsch die Steiger und Hüttenmeister. Deutsche sind die tüchtigsten Bergarbeiter und bilden, vielfach in rein deutschen Bergwerksdörfern zusammengeschlossen, die Mustergarde der Kielzer Befehlshaber. Der Zuzug geht aber, wie Pusch ja schon an Leonhard schrieb, mit der jetzt kräftig fortschreitenden Entwickelung des polnischen Bergbaues immer noch weiter und wird auch künftig weitergehen. Neue deutsche Arbeiterdörfer werden angesetzt, dauernd neue wertvolle Kräfte aus Deutschland, immer wieder vorzüglich aus Sachsen, mit den verlockendsten Gehaltsangeboten an leitende Stellen berufen, und sie kommen gern, nicht nur junge Empordränger, sondern auch ältere, bewährte Freiberger Räte und Professoren, so daß auch in der Bergakademie die deutsche Vortragssprache bald zur alleinherrschenden wird.

In dieser deutschen Bergbeamten- und Professorenkolonie findet der junge Prof. Pusch seitdem einen Kreis, der ihn im Dienst- wie im Privatverkehr in Kielze und auch später in Warschau stets in ein Stück Heimat hüllt und nicht wenig dazu beiträgt, daß er sein Leben lang in seinem Denken und Fühlen *deutsch* bleibt, sowie im Gegensatz zu den meisten seiner gelehrten Landsleute, die in Polen gewirkt haben, seine wissenschaftlichen Arbeiten deutsch schreibt. Nur ein paar Kleinigkeiten hat er gegen sein Lebensende polnisch geschrieben, falls er sie überhaupt selbst geschrieben und nicht, wie mehrfach, von andern hat übersetzen lassen.

Ein außerordentlich vielgestaltiges Arbeitsreich ist es, das der Kulturpionier nunmehr von drei Seiten her in Angriff nimmt. Sie sind gewiß nicht gleichgeordnet, diese drei: der *Forscher* steht für Pusch selber stets und überall obenan, während der *Beamte* wie der *Professor* mehr oder weniger als seine Handlanger, und nebenbei auch *Ernährer*, erscheinen.

Die Kielzer Bergakademie! Freiberg ist's ja natürlich nicht, so freibergisch auch der Zuschnitt, der Lehrkörper, ja sogar die Uniformen sind, in denen Professoren wie Studenten auf gut bergmännisch einhergehen. Noch fehlt der jungen Schule die Tradition, die geistige Atmosphäre, wie man sie, gleichermaßen befruchtend für Lehrer wie Schüler, auf den alten berühmten Akademien zu finden pflegt. Zu den ungünstigen Voraussetzungen gesellt sich auch noch der Umstand, daß die deutsche Vortragssprache den polnischen Schülern Schwierigkeiten bereitet. So fügt es sich, daß das Bergstudium den Polen vorerst eine rein praktische Angelegenheit bleibt. Dies alles aber drückt auf das Niveau und die Pulskraft der neuen Akademie.

Eine solchermaßen bedingte und beengte Lehrtätigkeit kann einen Mann wie Pusch natürlich auf die Dauer nicht sonderlich fesseln. Sie sei ihm mehr nur „ein Spiel" gewesen, heißt es in einem Zeugenbericht. Wir dürfen das immerhin nicht wörtlich nehmen. Pusch war gewiß kein leichtfertiger Lehrmeister.

So muß es auch der hohe Rat befunden haben, da er ihm, dem ohnehin meistbeschäftigten und vielseitigsten Professor, nach einiger Zeit zu seinen beiden Lehrstühlen noch einen weiteren dazugibt. Ihm selbst kann diese Arbeitserweiterung insofern nur willkommen sein, als er dadurch — abgesehen von einer vermutlichen Gehaltserhöhung — endlich an seinen eigentlichen Platz kommt, waren doch die bisher von ihm vorgetragenen Wissensgruppen, Chemie und Hüttenkunde, für ihn nur wohlgemeisterte Lehrgegenstände, nicht aber Forschungsgebiete, nicht Lebensinhalt wie die Mineralogie und Geologie, die er nunmehr nach dem früheren Krakauer Professor, jetzt Generalsekretär der Oberbergdirektion, Tomaszewski, übernimmt.

Die von einsichtsvollen polnischen Staatsmännern mit dem Naturfreund Staszic an der Spitze so großartig gedachte und fundierte, von besten deutschen Lehrern so zielsicher auf einen „guten Fortgang" hingesteuerte Bergakademie ist allerdings bereits nach 10 Jahren eingegangen. Am 1. Juli 1827 wird sie zugleich mit der Generalbergdirektion nominell von Kielze nach Warschau verlegt, wo sie noch bedeutend ausgebaut werden soll, jedoch infolge des Aufstandes von 1830/31 und der nachfolgenden Einverleibung Polens ins russische Reich nicht mehr eröffnet wird. Ein treffliches deutsches Werk findet auf diese Weise ein vorzeitiges Ende. Eines aber ist nach ihm geblieben, das dereinst seine Sendung doch noch erfüllen und den Polen tatsächlich zum ABC und zum Ausgangspunkte ihrer erd- und bergwissenschaftlichen Bestrebungen werden sollte: das Forscherwerk Georg Gottlieb Puschs.

Doch das ist vorläufig noch Zukunftsmusik. Im Augenblick sehen wir, wie der gelehrte Professor und Bergassessor Pusch in Kielze sich seine Beschäftigungen zurechtlegt, um dabei, ohne seine Amtspflichten zu vernachlässigen, möglichst günstig mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten herauszukommen. Wir finden ihn mit bedeutend höherem Freude- und Kräfteeinsatz in der Bergpraxis tätig als in der pädagogischen Arbeit mit unreifem, stammfremdem Jungvolk. Hier erkennen wir den Mann der Tat, der neben seinem Forschertriebe auch einen mächtigen Vorrat an praktischer Lebensenergie übrig hat und sich freut, sie in tätiger Wissenschaft nutzbar zu machen. Jede Dienstreise wird ihm zur Forschungsfahrt, jeder amtliche Gruben-, jeder Hüttenbesuch, jede Erkundung bergbaulich interessanter Formationen und Gelände, jede Mineraluntersuchung gibt dem Forscher irgendwie neues Material in die Hand, wirft neue Fragen und Antworten auf. Seine dienstlichen Referate — im Archiv der ehemaligen Generalbergdirektion haben sich ganze Stöße davon erhalten — wachsen sich zu den gewichtigsten und umfangreichsten Abhandlungen aus, und die Direktions- und Ausschußsitzungen mit ihren oft sehr lebhaften Auseinandersetzungen unter tüchtigen deutschen Fachmännern, es sind fast alles Mitprofessoren von der Bergakademie, schaffen ihm ebensoviel Genuß als Vorteil. Bedeutende Stücke und Erkenntnisse seines großen Werks über Polen sind fraglos, wie er selbst zugibt, aus dem Bergdienste erwachsen.

Bald aber stellt sich's heraus, daß er, der junge Assessor, unter all den erfahrenen Räten und Oberräten einer hochweisen Generaldirektion nicht nur mitreden kann, sondern mehr und mehr das Gewichtigste zu sagen hat und mehr und mehr die Entscheidung an sich bringt. Und als im Jahre 1824 der Minister, Fürst Lubecki, aus Warschau zur Visitation kommt, ein ungewöhnlich gescheiter und kritischer Mann, der nichts von dem in solchen Fällen üblichen Ministerialdunst hören mag, läßt er Pusch nicht von seiner Seite. Er muß den hohen Herrn durch alle Industriebezirke geleiten, mit ihm in die Gruben fahren, ihm die Hüttenarbeiten erläutern, wird auf allen Konferenzen als erster befragt und dringt mit allen seinen Vorschlägen durch, auch gegen die Meinung älterer Bergräte und des Oberberghauptmanns in eigener Person. Seit dieser Visitation ist Pusch, obwohl immer noch Assessor, unwiderruflich der erste Mann in der polnischen Bergverwaltung und tritt als solcher besonders in derjenigen Frage hervor, die viele Jahre hindurch die Regierung und den Reichstag als eine der brennendsten bergwerklichen Fragen überhaupt in Atem hält: in der Salzfrage.

Da die galizischen Steinsalzlager von Wieliczka und Bochnia, die früher das ganze polnische Reich versorgten, nunmehr als österreichisch von dem kongreßpolnischen Restlande abgelöst sind, ist das letztere ohne eigene Salzbergwerke geblieben, und man kann verstehen, wieviel dem Lande an der Auffindung von Salzgewinnungsmöglichkeiten in den eigenen Grenzen gelegen sein muß. Es werden denn auch bedeutende Geldmittel dafür ausgeworfen, und ein gut empfohlener deutscher Spezialist, der ehemals sächsische, jetzt „polnische" Oberbergrat Ernst Wilhelm Becker, nimmt das wichtige Werk in Angriff, indem er Versuchsbohrungen an einigen Stellen nördlich des oberen Weichsellaufs unternimmt, wo er eine Fortsetzung des Wieliczkaer Salzflözes vermutet. Hier nun aber zeigt sich unser Pusch von einer Seite, die wir bisher nur ahnen konnten. Der Überzeugungsmutige, der schon als 21jähriger gelobt hat, sich niemals „durch wenig bedeutende, zum Teil nur Scheingründe, vom Wege der Wahrheit ablenken zu lassen", hat sich zu einem angriffslustigen Wahrheitskämpfer entwickelt. Er steht Beckers kostspieligen Versuchen von vornherein kritisch gegenüber. Er glaubt, wie er die polnischen Bodenverhältnisse kennt — und er kennt sie bereits besser als irgendeiner —, weder an den Erfolg der Beckerschen Bohrungen noch an die Möglichkeit, überhaupt in Kongreßpolen Steinsalz zu gewinnen. Das Ministerium nimmt das zur Kenntnis, doch der Wunsch ist stärker als der Zweifel, den der junge Assessor zu erregen vermag. Becker bohrt weiter — ohne Erfolg. Pusch warnt fortgesetzt, Becker versucht's an einer anderen Stelle. Der Warner verstummt aber auch jetzt nicht, und der Sucher sucht wiederum vergebens, bis der unerbittliche Gegner durch eine vernichtende Kritik seiner ganzen Tätigkeit auch hier seinen Bankerott besiegelt. Und je höher Pusch im Ansehen steigt, desto mehr wird er dem armen Becker zum Schreckgespenst. Schließlich kommt es dann so weit, daß die Autorität Alexander v. Humboldts angerufen werden muß, den man eigens nach Warschau einlädt, um diesen leidigen Salzkrieg zu schlichten, und der sich entschieden auf Puschs Seite stellt, Becker aber als „in einem geognostischen Irrtum" befangen abfallen läßt. Der Oberbergrat hat dann immerhin noch einige Jahre bescheiden fortgewurstelt, der Enderfolg aber hat Pusch glänzend recht gegeben. Es ist weder damals noch später in Kongreßpolen ausbeutbares Steinsalz gefunden worden.

Ein vielseitiges, drei Katheder umfassendes akademisches Lehramt und dazu eine so außerordentlich rege bergmännische Tätigkeit, wie wir sie hier vor uns sehen, erscheint wahrlich genügend, um einen gewöhnlichen Sterblichen vollauf zu beschäftigen. Doch Puschs Lebensenergien sind nicht so leicht auszuschöpfen, und Vorlesungen, Schullehrbücher und Dienstreferate, so viel er auch in sie hineinlegt, genügen seinem Schaffenstrieb nicht.

Mit einem Großblick ins Weite und einem erneuten Bekenntnis zur mutigen Forschung eröffnet Pusch bezeichnend genug die polnische und wesentlichste Periode seines

wissenschaftlichen Schaffens, kaum daß er im neuen Lande Platz genommen und sich in seinen neuen Pflichten umgesehen hat. Unmittelbar hinter dem ersten Kielzer Briefe läßt er bereits in den Jahrgängen 1817 und 1818 des Leonhardschen Taschenbuchs eine 113 Seiten umfassende Arbeit erscheinen unter dem Titel: „Kritische Bemerkungen über das auf die elektrochemische Theorie und die chemische Proporzionslehre gegründete, Mineral-System des Herrn Professor Berzelius. Von Herrn Georg Pusch, Professor der Chemie an der Königlich-Pohlnischen Berg-Akademie zu Kielze bei Krakau." Das klingt wohl schlimm und versucht den Laien, dem es in die Hände gerät, es schleunigst wieder beiseitezulegen; doch birgt sich hinter diesem Stacheldraht das erfreulichste menschliche Selbstporträt und eines der prächtigsten Antrittsprogramme, mit denen sich je ein neugebackener junger Professor der Öffentlichkeit vorgestellt hat.

Man lese es nur, und man wird seine helle Freude daran haben, wie dieser junge Mann seine Gesteinswelt erlebt und liebt, wie er fühlt und mit allem Eifer darauf besteht: die Steine sind nicht tot. Sie leben auf ihre Weise im All und mit dem All und dem Menschen; wie dies Grundgefühl sein ganzes mineralogisches und philosophisches Denken durchpulst, und mit welchem Mut, welch poetischem Schwung und logischer Konsequenz er diesen seinen Grundsatz gegen eine Weltgröße wie Berzelius, den unsterblichen schwedischen Chemiker, zu verteidigen weiß. Nein, die Chemie in allen Ehren, sie regt sich ja mächtig in jenen Tagen und ist auch dem Mineralogen bereits unentbehrlich geworden, aber die ganze Mineralogie in die Chemie aufsaugen, das ganze Mineralreich mit all seinen Elementarkräften im chemischen Schmelztiegel, durch lebentötende chemische Zerlegung ergründen zu wollen, das geht Pusch doch zu weit. Das Leben, das schlagende Herz soll ihm keiner aus dieser seiner lebendigsten und geliebtesten Welt herausanalysieren! Freilich, Pusch contra Berzelius, eigentlich ist's ja ein wenig lächerlich. Der unbekannte kleine Anfänger gegen den schwedischen Geistesriesen, der ihn mit einer Hand zudecken könnte. Doch dem um seine Überzeugungen kämpfenden Wahrheitsfanatiker, wir kennen ihn ja schon, gilt's gleich, wer ihm gegenübersteht, das „was" allein entscheidet. Es ist einfach eine Pflicht der Wissenschaft gegenüber, so lautet sein Kredo, „daß Jeder mitspreche zu ihrer Förderung, der sich geprüft, ob er tief genug in ihre Lehren eingedrungen; ob er den mächtigen Fortschritten der Naturwissenschaften der neuesten Zeit gefolgt, und ob er frei sey, von blinder Anhänglichkeit an eine Schule, frei von Nazional-Vorurtheilen, und entschlossen, sich vom gewohnten Ideengange zu trennen, wenn es die Erfahrungen, eine gesunde Philosophie, und das wahre Interesse der Wissenschaften verlangen. Wer in dieser Prüfung bestanden, hat ein Recht mitzusprechen", ohne Ansehung der Person und ihres großen oder kleinen Namens. Und danach wird er nun sein Leben lang weiter handeln. Mit der Polemik gegen Berzelius beginnt eine Reihe von Streitschriften und gelegentlichen Seitenhieben, durch die er sich manchen Feind schafft. Er wird auch nicht immer recht damit haben, wie ja auch seine Berzelius-Kritik vieles enthält, was vor der heutigen Forschung nicht bestehen kann. Trotzdem ist es ein sauberer Kampf, den der junge Pusch hier gekämpft hat.

Sollte jedoch nicht noch ein Weiteres hinter dieser munteren Arbeit stecken? Ist sie nicht letzten Endes einfach eine Art ins Allgemeine erhöhtes Selbstgespräch, eine Auseinandersetzung zwischen dem einen Pusch, den ein merkwürdiges Geschick von seinem 18ten Lebensjahre an immer wieder aus der Gottesnatur seiner Berge ins chemische Laboratorium gedrängt und zuletzt zum Chemieprofessor gemacht, und jenem andern, der sich ja mit Leib und Seele als Mineraloge fühlt und von dem ersten nicht länger tyrannisiert sein will? Tatsächlich erreicht er es jetzt, daß ihm auch der mineralogische Lehrstuhl anvertraut wird, und obwohl er auch weiterhin zugleich als Chemielehrer sowie in seinem Bergamte gelegentlich als praktischer Chemiker tätig bleibt, veröffentlicht er seitdem nichts mehr, was die Chemie als solche anspräche. Pusch schließt sich als schaffender Forscher von nun ab ganz in seine geliebte Spezialität ein,

ohne zwar die große Orientierung zu verlieren. In übergeordnete wissenschaftspolitische Fragen jedoch greift er nicht mehr ein. Der schwungvollen Vorrede folgt, gleichsam in ihr Oberlicht gestellt, die Mühe der Kleinarbeit: in 10 Jahren unermüdlicher Einzelforschung reift das große geologische Polenwerk heran.

Nun geht es hinaus in die Berge wie einst in seinen Kinder- und Studentenjahren, nur daß es jetzt statt Kohren und Sachsen Kielze und Polen heißt. Das wird freilich nie so vertraut klingen wie die alten Heimatnamen, dafür aber hat man tüchtig dazugelernt und kann sich an den unvergleichlich großartigeren Aufgaben schadlos halten, die das unbekannte, weite Land dem Entdecker stellt. Gleich die ersten Spaziergänge, die er nach seiner Ankunft in der polnischen Bergstadt unternimmt, haben ihn nicht nur landschaftlich, sondern auch als Mineralogen entzückt, und die erfreulichsten Hoffnungen mußten in ihm erwachen, als ihm in den Kalkfelsen des Kanzelberges sogleich die schönsten Versteinerungen urzeitlichen Getieres entgegentraten, da in dem dunkelgrünen Gestein des Schloßberges und weiter zum alten Leonhardskloster hinaus jene seltsamen Nieren und Kugeln seine Aufmerksamkeit erregten, die, wie sich beim Aufschlagen ergab, den feinst auskristallisierten Strahlkies mit einer unendlichen Menge kleinster Seetierchen, Ammoniten, Nautiliten und dergleichen enthielten. Und dann die weitere Umgegend, die Ausflüge auf den von Hexensagen umwobenen Blocksberg dieses „polnischen Harzes", den windumsausten, durch scharfkantige Quarzblöcke und buntscheckiges Geröll unwegsam gemachten Kreuz- oder Kahlberg, polnisch Łysa Góra (bekanntlich die höchste Erhebung der ganzen osteuropäischen Ebene); in die Marmorbrüche von Chęciny mit ihrem Gestein, das Puschs Farbensinn mit seinem feinen weißen, roten, gelben, grünen Geäder erfreut; in die phantastischen alten Bleigruben von Miedzianka auf dem grotesken Dreizackberge, deutsche Bergleute legten sie im 16. Jahrhundert an, in die Arbeitsromantik der gleich hinter Kielze aus Berg- und Waldwildnis rauchenden Essen von Miedzianagóra (zu deutsch Kupferberg) mit ihren Eisen-, Kupfer- und Bleigruben und Hüttenwerken — wie vielversprechende Aussichten haben sie ihm nicht für die Zukunft eröffnet! Auch die Dienstreisen haben bereits eingesetzt, die ihn bei der günstigen Lage der Stadt bequem die wichtigsten Bergbaubezirke von Polen fürs erste kennenlernen ließen. Doch die systematische Erforschung des Landes kann nicht dem dienstlichen Zufall überlassen bleiben. Sie muß eignen Gesetzen folgen. Und so beginnt nach dem schon im Januar 1817 feststehenden Plane noch in demselben Frühjahr die erste regelrechte Forschungsfahrt.

Die Dienstmappe bleibt nun zu Hause. Kein Sekretär, kein Bergrat noch -assessor noch sonstiges Oberbergtier ist beigeordnet, um den Geologen mit amtlichen Interessen und Konferenzen zu belästigen. Allein mit seinem notwendigsten Gerät und seinem Forschergewissen wandert er von Kielze westwärts die Berge herunter und drüben wieder hinauf auf die oberschlesischen Höhenzüge bis zum Odertal, überschaut mit geognostischem Blick das Große, um es an geeigneten Stellen im einzelnen nachzuprüfen und zu detaillieren, meißelt an Felsen, mißt Verhältnisse und Höhen aus, untersucht Gesteinsplitter und Kristalle durchs Vergrößerungsglas, geht der und jener merkwürdigen Formation nach, daß sich ihm der Weg meilenbreit nach rechts und links weitet. Er durchforscht den ganzen Industriebezirk um Teschenstochau mitsamt dem anschließenden oberschlesischen Bereich, fährt unter Tag, um aus dem Erdinnern zu ergänzen, was die Oberfläche nicht verrät, prüft in den Schmelz- und Saigerhütten Schlacke, Kohle und Reinerz; bald legt er problemlose Strecken im Wagen zurück, den Blick beobachtend hinausgerichtet, bald läßt er halten, um einer auffallenden Erscheinung wegen auszusteigen und abermals zu hämmern und zu meißeln. Seine Notizhefte aber füllen sich in gleichem Maße wie sein Reisesack, der mit seiner zunehmenden Last von mineralogischen Merkwürdigkeiten den Gasthausknechten manchen Fluch entlockt. — Und so geht es von nun ab jahraus jahrein immer wieder von der Kielzer Bergwarte herunter in allen Himmelsrichtungen kreuz und quer durch die

polnischen Gebiete, in immer neuen Strahlen, der Windrose nach, an den rund herumgehenden Bogen der Weichsel heran und darüber hinaus, heut einem der von der Łysa Góra niederrauschenden Bäche folgend, morgen quer über Berg und Tal, dann wieder, wie es ein Gebirgszug, der Zug einer Gesteinsschicht gibt. Es enthüllt sich dem Forscher Jahr um Jahr, Zug um Zug das Grundbild des Landes, dieses ganzen, in weiter Fläche wogenden Erdmeeres des Ostens, mit der mittendarin aus Urzeittiefen herausragenden Berginsel der Łysa Góra, umrändert im Süden von den gewaltigen Felsenufern der salzspendenden Karpaten, im Südwesten von den pittoresken weißen „Korallenriffen der Vorzeit", dem Jurazug von Krakau nach Wielun die schlesische Grenze entlang und dem Steinkohlen- und Erzgebiete dahinter, denen dann fern im Osten das seltsam verhüllte Gebirge, das mächtige Granitmassiv von Podolien und der Ukraine gegenüberliegt, jene rätselhafte „Granitsteppe", deren Felsmassen man nur sieht, wenn man in den tief eingeschnittenen Schluchten steht, und deren unterirdisches Geheimnis sich so eindrucksvoll in den Kaskaden und Stromschnellen des Dniepr offenbart. Allmählich scheint alles Schritt für Schritt erforscht und in den Grundzügen klargelegt, doch immer noch ist hier ein Ungeklärtes, dort ein Unerklärliches, immer findet sich die Notwendigkeit, schon besuchte Gebiete aber- und abermals aufzusuchen, und namentlich ins schlesische Industrierevier und zu den Salzlagern der Karpaten kehrt Pusch immer wieder zurück, um seine Beobachtungen zu überprüfen, zu vergleichen und durch neue zu ergänzen. So gehen ihm zehn volle Jahre wie im Fluge dahin, und als er im Herbst 1827 sich endlich Halt gebietet, sind es nicht weniger als fünfzehn solcher Forschungsreisen geworden.

Nicht immer ist Pusch auf diesen Fahrten allein geblieben. Gesinnungsverwandte Freunde haben sich eingefunden, die ihn gelegentlich begleiten. Zumal der Berginspektor Gottlob v. Blöde, Leiter der dicht bei Kielze gelegenen Werke von Miedzianagóra, ein gebildeter und auch schöpferisch tätiger Geologe, ist ihm ein guter Kamerad gewesen. Ein weiterer Freund, ebenfalls ein erfahrener Bergmann und Geognost, der k. k. Gubernialrat Karl Lill v. Lilienfeld in Wieliczka, hat ihm in den Karpaten Gesellschaft und Hilfe geleistet. Das Verdienst, die erdwissenschaftliche Erforschung Polens durchgeführt zu haben, kommt trotzdem durchaus und allein Pusch selber zu, und wer auch nur einen Blick auf die Landkarte wirft, kann nur kopfschüttelnd staunen, wie ein einzelner Mann bei seinen zahlreichen und mit soviel Einsatz ausgeübten Amtspflichten noch eine solche Nebenarbeit zu leisten vermochte.

Das Material ist nunmehr beisammen. Die geologische Geographie von Polen kann geschrieben werden. Die wissenschaftliche Welt erwartet sie längst. Zwar hatte Pusch noch Anfang 1817 im „Taschenbuch" angekündigt, er werde die geologischen Verhältnisse Polens „nach und nach" der Öffentlichkeit bekanntgeben, doch haben ihn bereits seine ersten Forschungszüge in den oft rätselhaft ineinanderfließenden Gebirgen dieses Landes von der Unmöglichkeit eines solchen „nach und nach" überzeugt, und in seinem Briefe vom 1. Januar 1818 benachrichtigt er die Leser des Taschenbuches von seiner veränderten Absicht, eine zusammenhängende mineralogische Geographie von Polen und von Oberschlesien vorzulegen. Der Brief ist auch insofern interessant, als er eine sehr scharfe Polemik Puschs gegen den Markscheider Schulze aus Eisleben enthält, der ihm mit einem Aufsatz über das „Oberschlesische Gebirge" unbequem in die Quere gekommen war und den er meinte, für „gänzlich unstatthafte" Irrtümer und „unhaltbarste Hypothesen" abkanzeln zu müssen. Eine zweite Polemik über die Themen Oberschlesien und Polen, diesmal gegen den Geologen v. Oeynhausen gerichtet, hat Pusch dann im Jahre 1823 Gelegenheit gegeben, abermals etwas von seinem Unternehmen hören zu lassen und sich vor dem „mineralogischen Publikum" zu entschuldigen, warum er es trotz fünfjähriger Forscherarbeit „immer noch nicht wagte, öffentlich mit seiner Darstellung aufzutreten". Der Grund liege in den besonderen Schwierigkeiten des Terrains und des Stoffes sowie in dem Mangel an Vorarbeiten; außerdem „mag

er sich durchaus nicht auf Beobachtungen Anderer verlassen". Und nun die Folgerung: „Aus diesen Ursachen kann ich unter zwei bis drei Jahren mein Versprechen nicht lösen, eine geognostische Beschreibung von Klein-Polen (wohl als ersten Teil eines größeren Ganzen) nebst petrographischer Karte zu liefern; um so mehr muß mir aber daran gelegen seyn, unrichtige Vorstellungen, die sich davon bis zu jener Zeit verbreiten, und, wie meist geschieht, leicht fest wurzeln könnten, wenigstens rhapsodisch zu bekämpfen". Und so hat er dann auch diesen Unbequemen 37 Seiten lang zwar nicht ganz so brüsk wie den armen Markscheider Schulze, aber immerhin ziemlich kräftig, und bei Gelegenheit auch gleich noch einen in die Karpaten- und Salzfrage ungelegen dreinredenden Franzosen, Mr. Beudant, mit abgefertigt.

Versprechungen, Ankündigungen, Entschuldigungen — nun, er hat in diesen Jahren auch schon Greifbareres aus seiner Forscherarbeit an den Tag gebracht. Eine jener 15 Reisen, die großangelegte, den ganzen Sommer und Herbst 1821 umfassende Karpatenwanderung, die ihn von Krakau in die Salzgegend von Wieliczka, weiter nach der Grafschaft Zips sowie tief nach Ungarn hinein bis in die Gegend von Tokai und dann in weitem östlichen Bogen zurück über den Dukla-Paß herunter ins polnische Flachland geführt hatte, diese Salzfahrt, denn ums Salz ging es ja vor allem, hat er bereits in den nächsten Jahren ausführlich beschrieben und ein ordentliches Buch, sein erstes wissenschaftliches Buchwerk, daraus geformt. 386 Seiten stark und mit 10 geologischen Tafeln illustriert, liegt es seit 1824 gedruckt in den deutschen Buchläden aus als „Geognostisch-bergmännische Reise durch einen Theil der Karpathen, Ober- und Nieder-Ungarn, angestellt im Jahre 1821" und hat den Namen G. G. Pusch immerhin schon ernsthafter legitimiert als die bisherigen Streitschriften. Es hat ihm auch den Titel eines korrespondierenden Mitglieds der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes eingebracht, nachdem er bereits seit 1818 wirkliches Mitglied der mineralogischen Gesellschaft zu Dresden, seit 1820 der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn, seit 1823 der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau gewesen war. Gewiß, ein Niemand ist er in der gelehrten Welt nicht mehr. Doch auch dies Werk bildet nur eine Vor- und Teilstufe zu dem Ganzen, das inzwischen weiter gewachsen ist und jetzt reif erscheint, in literarische Form gebracht zu werden. Das soll aber nicht mehr in Kielze geschehen.

Am 1. Juli 1827 siedelt die gesamte polnische Generalbergdirektion von ihrem bisherigen Sitze nach Warschau über. Pusch bringt die Übersiedelung keinen Gewinn. Daß die Bergakademie vorläufig geschlossen wird, kann ihn zwar kaum betrüben, läuft doch sein Professorengehalt weiter, er selbst aber gewinnt dadurch eine Menge Zeit für seine eignen Arbeiten. Dagegen muß er es schmerzlich empfinden, zugleich von seinem eigentlichen Forschungsgebiet entfernt, aus seinem geistigen Nähr- und Lebensboden herausgerissen zu werden, von der liebgewordenen Gegend Abschied nehmen zu müssen, die ihm 10 gute Jahre lang das erwünschte Ausfallstor zu seinen wissenschaftlichen Eroberungszügen gewesen ist und ihn in enger Fühlung mit seinen Bergen und Gruben gehalten hat. Es ist kein Zufall, daß gerade jetzt, mit der letzten Herbstreise im Jahre 1827, seine Forschungszüge aufhören.

Aus den noch 1823 vorausgesehenen zwei bis drei Jahren freilich werden nicht weniger als dreizehn, bis das ganze Werk gedruckt vorliegt. Mögen einesteils die neuen, ungewohnten Verhältnisse in der polnischen Hauptstadt und die eingreifende Umgestaltung der Bergbehörde — die bisherige Generalbergdirektion heißt von jetzt ab „Landesbergausschuß beim kgl. Finanzministerium" — mit zu der Verzögerung beigetragen haben, so liegt doch der Hauptgrund in der echt wissenschaftlichen Einstellung unseres Gelehrten, der immer noch mehr Fragen als Antworten vor sich sieht und sich vielleicht auch jetzt noch nicht von seinen Terrainforschungen losgerissen hätte, wäre er nicht durch die Versetzung nach Warschau dazu gezwungen worden. So verarbeitet

er denn seinen Stoff unter gründlichster Vergleichung mit den Ergebnissen der gesamten europäischen Fachliteratur, studiert die aufschlußreichen Akten der ehemaligen südpreußischen Bergverwaltung, die so Vortreffliches für den polnischen Bergbau getan, berücksichtigt auch mit gehöriger Kritik die Mitteilungen seines Freundes Lill, des Naturforschers Andrzejowski, Assistenten des Botanikers Besser in Kremenez, schreibt und streicht aus, geht vorwärts und blättert doch immer wieder zurück, prüft nochmals, baut um. Inzwischen aber teilt er der Öffentlichkeit, kann er ihr auch noch nicht das fertige Ganze vorlegen, wenigstens den vorläufigen Entwurf mit.

Eine Einladung zu dem Kongreß der deutschen Naturforscher und Ärzte, der im Herbst 1828 in Berlin stattfindet, bietet ihm die Gelegenheit, vor der berufensten Hörerschaft zum erstenmal die Hauptergebnisse seiner geologischen Polenforschung bekanntzugeben. Es ist derselbe Kongreß, von dem der 18jährige Friedrich Chopin in seinen Briefen so lustige Blitzbilder hingeworfen hat, war doch zugleich mit Pusch aus Warschau auch der Zoologieprofessor Jarocki hingefahren, der den genialen Sohn der befreundeten Familie Chopin mitgenommen hatte. Und es ist belustigend, sich an der Hand der Chopinschen Beschreibung vorzustellen, mit welchem Behagen sich unser Geologus in dieser Elite der deutschen Kultur und Gesellschaft bewegen mag, wie er auf dem Empfang bei Humboldt in seiner Art mit dem geistvollen Hausherrn, mit Buch, Leonhard u. a. deutschen Berühmtheiten über Kalk und Salz, Tierversteinerungen und Weltentstehung diskutiert; wie er sich mit ungelenkem Gelehrtenbückling dem preußischen Kronprinzen vorstellen läßt und Kunstgrößen wie Spontini und Zelter anstaunt. Am 18. September steigt sein Vortrag: „Über die geognostische Konstitution der Karpathen und Nordkarpathen-Länder", mit anderen Worten: die Skizze seines Polenwerkes, und erntet den Beifall des auserlesensten Fachpublikums. Auch der junge Chopin hört ihm andachtsvoll zu. Der Vortrag ist dann im folgenden Jahr in dem neubegründeten Karstenschen „Archiv für Mineralogie" im Druck erschienen, und zur gleichen Zeit die Ernennung Puschs zum wirklichen Mitglied der kaiserlichen Sozietät der Naturforscher in Moskau erfolgt.

Die Warschauer Verhältnisse und die Veränderungen, die mit der Übersiedlung auch Puschs alten Kielzer Kollegen- und Freundeskreis betroffen haben, bringen es mit sich, daß er sich jetzt auch polnischen Kreisen nähert. Inwiefern etwa auch Familiengründe mitgesprochen haben mögen, ist schwer zu sagen. Fest steht, daß Pusch verheiratet war und Nachkommen hinterließ, die in Polen in angesehener Stellung gelebt haben müssen, da sie in einem Nachrufe an die Ehrenpflicht erinnert werden, die nachgelassenen Werke ihres Vaters drucken zu lassen. Berücksichtigt man, daß Pusch im Jahre 1846 gestorben ist, so muß er, um erwachsene Kinder hinterlassen zu können, bereits in Kielze geheiratet haben. Ob er freilich eine deutsche — wie es uns nach allem das wahrscheinlichste bedünkt — oder auch eine polnische Frau heimgeführt hat, konnten wir nicht feststellen. Bleibt auch die Bergbehörde nach wie vor mit geringen Ausnahmen deutsch, schreibt unser Bergassessor nach wie vor auch seine Wälzer von Dienstreferaten in deutscher Sprache, findet er überdies auch wohl manch anregenden Privatverkehr in den Warschauer deutschen Gelehrtenkreisen der Linde, Kolberg u. a., so kann es doch nicht ausbleiben, daß Pusch, schon durch die letztgenannten, auch mit polnischen Wissenschaftlern, vor allem mit Universitätslehrern wie Jarocki, Fühlung gewinnt. Auf seine deutsche Gesinnung hat das zwar nicht den geringsten Einfluß, bewirkt aber, daß von nun ab verschiedene seiner kleineren Arbeiten in polnischer Sprache erscheinen. Die erste darunter ist abermals eine Vorskizze des heranreifenden großen Polenwerks, von ihm selbst deutsch niedergeschrieben und ins Polnische übersetzt von A. Kitajewski, der das Werkchen zuerst 1829/30 in seiner Zeitschrift „Sławianin", dann in einem 104 Seiten umfassenden Sonderdruck veröffentlicht unter dem Titel: „Krótki rys geognostyczny Polski i Karpat Północnych" (Kurze geognostische Beschreibung Polens und der nördlichen Karpaten).

Wird das gemeinverständliche Büchlein von den wenigen naturwissenschaftlich interessierten Polen bereits als eine Art Offenbarung begrüßt, so müssen sie vollends erfreut sein, als der Geologe mit einer noch mehr versprechenden Initiative auf sie zukommt und mit seinem Amtskollegen, dem Bergreferenten Reklewski, im selben Jahre 1830 die erste polnische bergmännische Zeitschrift, den „Pamiętnik górnictwa i hutnictwa" (Zeitschrift für Bergbau und Hüttenwesen) begründet, worin er selbst auf 76 Seiten einen, wohl von Reklewski übersetzten Überblick über das polnische Berg- und Hüttenwesen gibt. Nur eins fehlt dem trefflichen Unternehmen: die Abonnenten bleiben aus. Es endet mit dem ersten Jahrgange. Einstweilen scheint es aussichtslos, Polen geologisch aufklären zu wollen. Puschs Publikum bleibt das deutsche. Die Mitgliedschaft der „Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften" aber und dazu der geologischen Gesellschaft von Frankreich in Paris sind neue Anerkennungsbeweise, die den Gelehrten erfreuen.

Allmählich geht das Hauptwerk der Vollendung entgegen. Noch eine Reise in die Karpaten, eine dienstliche Salzreise zwar, doch sie gibt Gelegenheit, nachzuprüfen und zu bessern; hier verglichen, dort nachgelesen, zu guter Letzt noch eine tüchtige Auseinandersetzung mit zwei neuerdings unbequem dazwischenkommenden, allzu flüchtigen Karpatenforschern angehängt, so erscheint 1833 der erste, nach weiteren drei Jahren der zweite Band der polnischen Geologie, alsbald aber auch noch eine, und hinterher noch eine Ergänzung dazu, so daß mit Anfang des Jahres 1837 ein vierbändiges Großwerk vorliegt: die „Geognostische Beschreibung von Polen so wie der übrigen Nordkarpathen-Länder", erschienen in Stuttgart und Tübingen, der erste Teil 1833, der zweite 1836, zusammen 1065 Seiten, der dazugehörige „Geognostische Atlas von Polen", 10 Blätter in Großfolio, Stuttgart 1837, sowie „Polens Paläontologie" (Versteinerungskunde), 231 Seiten in Großquart mit 16 lithographierten Tafeln, Stuttgart 1836 — vier Offenbarungen der polnischen Erde in all ihren Höhen und Tiefen, ihrem Offenen und Verborgenen, Gewaltigsten und Winzigsten, vom steinigen Riesenrücken der Tatra bis zum mikroskopischen Kristallkrümchen, von farbig im Sonnenschein leuchtenden Marmorgestein und spiegelndem Fraueneisgetürm zu den Geheimnissen des Unterirdischen, den Rätseln felsentief versteinerten Urlebens, aus dem Dunkel von Jahrmillionen in ein frisches zukunftfrohes berg- und ackerbauendes Menschenschaffen hinaus ...

Schier zu bedeutend ist es, um aus der Nähe voll erfaßt zu werden. Auserwählte nur begreifen es sogleich. Weitere gelehrte Gesellschaften, zuletzt die geologische in London, drücken dem aufgehenden Stern der Wissenschaft ihre Anerkennung durch ihre Mitgliedsdiplome aus, während manch gelehrter Bücherwurm, wie üblich, dem Bären ein Haar ausreißt und meint, sein Fell zu haben. Aus Lob und Krittelei der Zeitgenossen kann erst mit zunehmender Entfernung ein allgemeines Verständnis des Ganzen erwachsen. Heut aber steht es fest, daß hier eine „epochemachende Tat" vollbracht, ein „Monumentalwerk" geschaffen wurde, wie auch die modernen polnischen Beurteiler es in einhelliger Bewunderung bezeichnen: vier Bände, die „miteinander das tatsächlich bereits völlig modern zu nennende Grundgerüst des gesamten damaligen geologischen Wissens über Polen bilden, eine unerschöpfliche Fundgrube genauester und vielseitigster Beobachtungen und scharfsinnigster Schlüsse, aus der das ganze 19. Jahrh. hindurch zahlreich Scharen, ja fast ganze Geschlechter späterer polnischer Geologen, Bergmänner und Geographen geschöpft haben", — eine Offenbarung, die Georg Gottlieb Pusch zu einer „wissenschaftlichen Größe ersten Ranges von wahrhaft internationaler unvergänglicher Bedeutung" stempelt, wie polnische Gelehrte sich ausdrücken.

Wie aber sieht der Schöpfer selbst sein Werk? Stolz darauf zu sein, hat er ja wahrlich alles Recht, und er ist sich auch bewußt, etwas Ungewöhnliches vollbracht

zu haben, „besitzen wir doch im Ganzen", so sagt er in der Vorrede zur geognostischen Beschreibung, „nur wenige geognostische Darstellungen oder mineralogische Geographien ganzer Länder oder Reiche, wie sie etwa England oder Schweden aufzuweisen haben". Er weiß aber auch nur zu gut, „daß etwas Vollkommenes oder unumstößlich Wahres zu liefern, im Reiche der Naturwissenschaften zu den Unmöglichkeiten gehört", so gründlich er auch vorgesorgt hat, sein Werk „gegen zu schnelle Vergänglichkeit zu sichern". Er kennt sehr wohl die wichtigeren Mängel, das nicht Erreichte sowie das vorläufig nicht zu Erreichende seiner Arbeit und zählt es in offener Selbstkritik auf, nimmt auch verschiedentlich frühere Irrtümer zurück und zeigt überhaupt jetzt eine freundliche Zugänglichkeit für anderslautende Meinungen, wie er sie in solcher Form früher nicht immer erkennen ließ. Auch in der Polemik, denn daran fehlt es trotzdem nicht, haben ihm die Jahre und seine Gegner viel von seiner früheren Schroffheit abgeschliffen. Doch Milde bedeutet noch keineswegs Schwäche. Der alte Wahrheitskämpfer ist noch jederzeit auf dem Posten, um für seine Überzeugungen einzutreten, und man freut sich, dem nun 42jährigen Manne ein Glaubensbekenntnis abzuhören, das doch mit ein paar Erfahrungsrunzeln nur eine Variante desselben ist, wie es einst schon der 21jährige Jüngling ablegte. „Oftmals", so heißt es jetzt, „habe ich Gründe gehabt, von den Ansichten anderer Beobachter, selbst angesehener Geognosten, abzuweichen. Ich habe freimütig gerügt, was ich nicht für wahr annehmen konnte, aber ferne sey von mir jeder persönliche Meinungsstreit. Es ist mir nur um die Wahrheit zu thun; und wenn schon früher Einige meine Widersprüche gegen ihre Ansichten fast bitter rügten, so werden sie sich jetzt überzeugen, daß ich selbst meine eigenen Irrthümer freimüthig bekenne, aber auch durch fremde Ansichten mich nicht bestechen lasse, wenn ich keine eigene Überzeugung vom Gegentheil erlangen konnte". Und mit ähnlichen Worten erledigt er jetzt auch seinen alten Streit mit dem so hart von ihm angefaßten Markscheider Schulze, der ihm später noch viel gröber mit persönlichen Ausfällen geantwortet hatte. Jetzt gewährt ihm Pusch die Genugtuung, ihm in der Hauptsache nachzugeben. Ein sokratisch gefärbtes Wort aber, das unser Gelehrter bei dieser Gelegenheit ausspricht, verdient es, diese leidige Schulziade auch für uns zu beschließen: „Ich weiß, daß wir Alle im Gebiet der reinen Geognosie eigentlich nur sehr wenig mit Sicherheit wissen" ...

Das klingt nun alles nicht danach, als ob dieser Wahrheitssucher seine Lebensarbeit für abgeschlossen hielte und fortan auf seinen Lorbeeren auszuruhen gedächte. Man wird ihn, so ahnt man, schon von außen her gar nicht zur Ruhe kommen lassen, selbst wenn ihn inneres Müssen nicht zu weiterer Tätigkeit triebe. Sind doch von ihm nunmehr soviele neue Gegner herausgefordert, daß er noch so manchen Gegenangriff wird parieren müssen. Da sind nicht nur namhafte Geologen wie Puschs Karpatenkonkurrenten Boué und Keferstein oder der Wilnaer Professor Eichwald, dem er in der Paläontologie sogar ziemlich deutlich gekommen ist für seinen „unseligen und leider durch egoistische Eitelkeit hochgesteigerten Hang, aus jedem lokalen Individuum oder jeder unwesentlichen Abänderung eigene Arten mit neuen Namen zu machen". Es sind auch Zoologen mit dem berühmten Cuvier an der Spitze, die, von Pusch in Fragen der vorzeitlichen Tierwelt angegriffen, gewiß noch manchen Klingenwechsel erwarten lassen. Inzwischen jedoch hat sich in seinen äußeren Lebensumständen manches in einer Weise geändert, die der wissenschaftlichen Arbeit nicht eben günstig scheint.

Im Vorwort zur geognostischen Beschreibung finden wir bereits auch eine Anspielung auf „seine Verhältnisse", die es ihm „in Zukunft nicht erlauben möchten", sich in wünschenswertem Maße seinen Forschungen zu widmen. Das ist im Jahre 1833 geschrieben. Tatsächlich ist in der Zwischenzeit die Bergakademie endgültig aufgelöst worden und damit Puschs, ohnehin nur mehr nach Rubeln zählendes, im übrigen

totes Lehramt erloschen, er selbst aber, nachdem er sich in der stellvertretenden Leitung der Abteilung für Hüttenwesen ausgezeichnet bewährt, im Jahre 1832 zu ihrem ordentlichen Leiter mit dem Titel eines Bergrats bestallt worden. Wir kennen seinen Diensteifer zur Genüge, um uns vorstellen zu können, wie dieses verantwortungsvolle Amt gerade ihn in Anspruch nehmen und von seinen geologischen Beschäftigungen abziehen muß, mit denen es ja auch nur lose zusammenhängt. Es kommt aber noch schlimmer. Im Jahre 1834 erfolgt anläßlich einer neuerlichen Reform des Bergausschusses eine große Beamtenreduktion und -umgruppierung, die Pusch aus dem Direktionsdienst herausdrängt und — als Münzmeister von Polen in jener speziellen Metallindustrie landen läßt, die das Land mit Bargeld zu versorgen hat. Der Titel sagt freilich nicht alles. Tatsächlich ist die Warschauer Münze eine nicht unwichtige Domäne der Bergverwaltung, der sie unterstellt ist, da sie außer den eigentlichen Metall- und Prägungswerken eine große Fabrik von Bergbaumaschinen in sich umfaßt, die als Versuchs- und Fortschrittswerkstatt für die gesamte polnische Bergindustrie die größte Bedeutung besitzt. Der Münzmeister nimmt daher eine immerhin recht verantwortliche Ausnahmestellung im Direktionsbereiche ein. Daß diese Versetzung den Geologen noch weniger fördert, als es sein voriges Amt getan, läßt sich ja denken, fällt doch nun auch der engere dienstliche Kontakt mit dem Terrain, mit den Gruben und Hütten im ganzen Lande aus, den der Hüttendezernent bisher noch besaß. Acht Jahre lang wirkt unser Gelehrter nun hier im Engeren, ein Fabrikdirektor, der Gruben- und Hüttenmaschinen baut und Gold und Silber, Nickel und Kupfer zu Münzen verarbeitet, bis er 1842 wieder ins Höhere und Umfassendere aufsteigt. Er wird wieder als Bergrat in die Zentralbehörde zurückberufen, um hier die ihm nur noch verbleibenden vier Lebensjahre als Chef der technischen Abteilung in alter rastloser Tätigkeit zu verbringen, ein hochverdienter, höchst angesehener, natürlich auch ehren- und ordensgeschmückter Beamter.

Wo aber ist bei alledem der alte Pusch geblieben? Ist der Phantasievolle ausgetrocknet, der so stark in sich Lebende und Erlebende abgestorben, das herrliche große und bunte Weltbild in ihm erloschen? Was er nach 1837 an wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht, bedünkt uns nur mehr wie eine Handvoll kunterbunter Reste nach einem großen Ausverkauf. Da sind ein paar Splitter über allerhand Versteinertes, über einen fossilen Krebs, über Hirsche, Frosch- und Schlangengetier der Urzeit, paläontologische Notizen zu einem Aufsatz seines alten Freundes Blöde, dann aus den letzten Jahren einige kleine polnische Aufsätze meteorologischer Natur; dazwischen zwei respektable, aber doch auch nur Gelegenheitssachen: eine ausgezeichnete, 90 Seiten lange Streitschrift über die von ihm in der „Paläontologie Polens" behauptete zoologische Identität von Auerochs und Wisent (Tur und Zubr), die er mit viel Scharfsinn und einem überraschenden Aufgebot an historischen und philologischen Kenntnissen gegen Cuvier und v. Bär überzeugend zu verteidigen weiß; das zweite, nicht minder verdienstlich, 116 Seiten stark, eine bienenfleißige, geschickt geordnete Bibliographie „der auf Bergbau-, Hütten- und Salzwerkskunde bezüglichen Abhandlungen und Aufsätze, welche sich in verschiedenen periodischen Schriften zerstreut befinden, von 1740 bis 1830"; und zu guter Letzt ein Jahr vor Puschs Tode, das einzige eigentlich Geologische: eine „Vorläufige Nachricht von neu aufgefundenen mächtigen Steinsalz-Flötzen bei Stebnik in Ost-Galizien". Ein merkwürdiger Kramladen! Man weiß gar nicht recht, wie man alles zusammenbringen soll. Urzoologie, Meteorologie, alte Chroniken und Reisebeschreibungen, Sprachwissenschaftliches und was sonst noch: welche Vielheit! Aber Pusch weiß genau, was er mit alledem will.

Die erste Andeutung darüber finden wir 1839 in Karstens „Archiv", sie dürfte aber bereits aus dem Jahre 1838 stammen. Es ist die folgende Mitteilung des dermaligen Münzmeisters Pusch: „Seit ungefähr einem halben Jahre wiederum be-

schäftigt, durch eine Reihe einzelner Abhandlungen einige wesentliche Berichtigungen zur Geologie des Landes zu liefern, an das mich das Schicksal so lange gefesselt hat, fühle ich von neuem recht gut die Mängel meiner Beschreibung von Polen. Ich habe mehre schon früher bemerklich gemacht und hätte gewünscht, daß in der Anzeige, welche dieses Archiv davon enthält, dieser Umstand mehr als geschehen hervorgehoben worden wäre. Wenn ich aber bedenke, wie lange es gedauert hat und wie viele Arbeiten erforderlich waren, ehe die geologische Constitution Deutschlands, dieses viel durchforschten Landes, im rechten Lichte erkannt wurde, so darf ich mich wohl trösten, daß ich, fast auf mich allein beschränkt, in einem Lande, wo mehr eigenthümliche Schwierigkeiten die richtige Erkenntniß der Gebirgs-Verhältnisse sehr erschweren, auch nicht gleich überall das Richtige erkannt habe. Fortgesetzte Beobachtungen, nähere Erörterung und genauere Bestimmungen in paläontologischer Hinsicht und die neuen, ziemlich ansehnlichen Versuchsarbeiten zur Auffindung von Steinsalz in der Muschelkalkformation und am Rande des so problematischen Karpathen-Systems haben mehre wichtige neue Thatsachen geliefert, durch die auch manche ältere Beobachtungen, mir vorher unverständlich, ihre Erklärung gefunden haben. Da ich nicht wissen kann, wann mir meine ziemlich gehäuften Dienstarbeiten die Vollendung und Bekanntmachung jener Abhandlungen erlauben werden, so glaube ich, daß diese vorläufige Notiz darüber nicht ohne Interesse seyn wird ..."

Es folgt dann noch der Plan der einzelnen Abhandlungen, deren Krönung eine umfassende Entstehungsgeschichte der polnischen und oberschlesischen Gebirge bilden soll. Der Forscher ruht also keineswegs, so sehr ihn seine „ziemlich gehäuften Dienstarbeiten" in der Münze behindern, und hat keineswegs hinter der Amtsbrille seinen Blick fürs und ins Große verloren, sondern wird an seinem Lebenswerke weiterbauen, um es gerade jetzt erst, da er das einzelne überwunden, in die Höhe der Weltallsgeschichte zu heben. Die Öffentlichkeit aber genügt es derweilen mit gelegentlichen Abfällen abzuspeisen, nur um eben nicht untätig zu erscheinen.

Und allem Amtskram zum Trotz schreitet der neue Bau rüstig voran. Aus Berichtigungen und Ergänzungen beginnt sich ein selbständiges, ansehnliches Werk zu runden. Schon am 12. Dezember 1839, es ist gerade sein 48. Geburtstag, kann Pusch dem Schriftleiter des „Neuen Jahrbuchs für Mineralogie", Prof. Bronn, erfreuliche Fortschritte melden: „Meine Nachträge und Berichtigungen zur Geognosie von Polen, obgleich aus einzelnen Abhandlungen zusammengesetzt, sind wieder zu einem ziemlich bedeutenden Werkchen angewachsen und werden noch etwas mehr anwachsen, weil ich noch einige interessante Objekte vor mir habe, zum Theil selbst aus früherer Zeit, mit deren Veröffentlichung ich lange gezaudert habe, an welche ich aber nun doch gehen muß". Am 17. März 1840 ist es sogar schon so weit, daß er, abermals in einem Briefe an Bronn, die „Neuen Beiträge zur Geognosie von Polen" — der Titel steht also auch schon fest — bald zum Druck zu befördern hofft.

Doch Jahr um Jahr vergeht, und die Veröffentlichung läßt immer noch auf sich warten. Man erfährt nun überhaupt nichts mehr von Puschs wissenschaftlichen Bestrebungen, als jene paar Kleinigkeiten verraten, die er von ohngefähr für die und jene Zeitschrift hinwirft, und wäre nun wirklich geneigt, ihn für erlahmt zu halten, wenn nicht der nach seinem Tode vorgefundene Nachlaß es an den Tag gebracht hätte, wie dieser Mann gleichsam bis zum letzten Atemzuge gearbeitet hat, um der Wissenschaft nichts schuldig zu bleiben.

Die „Neuen Beiträge zur Geognosie Polens", nunmehr wirklich aus ihrer bescheidenen Urabsicht zu einem großen, „selbständigen und hochbedeutenden Werke" erwachsen, sind nur ein Teil des handschriftlichen Schatzes, der sich im Schreibtisch des zu früh verstorbenen Meisters findet. Mit Staunen sieht man Wälzer über Wälzer hervortauchen, von denen man auch nicht die geringste Ahnung hatte. Ein Geo-

logiekolleg stellt nur ein schönes Andenken an die Kielzer Akademie dar. Doch nun folgt Neues über Neues. Da ist eine „Systematik und Physiologie der metallführenden Lager und Ganggesteine, oder die natürlichen Erzniederlagen"; eine umfangreiche Abhandlung „Über die Sündfluth und die von ihr abgeleiteten Diluvial-Gebilde, nach den Sagen der heiligen Mythen der Völker und den Ergebnissen geologischer Forschungen", ein Problem, dessen Größe auch der aufgebotene gelehrte Apparat entspricht, der die gesamten Naturwissenschaften und obendrein noch Historie und Sagenforschung umfaßt. Dann aber kommen Manuskriptstöße, die man nur nach und nach herausnehmen und zusammenreimen kann. „Allgemeine Paläontologie oder vollständige Versteinerungslehre" heißt das mächtige, auf vier starke Druckbände zu schätzende Werk, das, mit einer Menge erläuternder Tafeln versehen, die Summe des gesamten Zeitwissens über die in Versteinerungen erhaltene Tier- und Pflanzenwelt der Vorzeit in sich begreift. Und hinterher gar noch ein zweites Großwerk, ganz aus eigner Forschung entstanden, die auf zwei umfangreiche Bände nebst einem großen Tafelband berechnete „Aërometrie Polens", die Erfassung sämtlicher Naturerscheinungen auf der Oberfläche des Landes, von den Eigenschaften der Erdrinde, des Wassers, der Quellen, dem Klima, der Temperatur, den Witterungsverhältnissen bis zur gesamten Tier- und Pflanzenwelt. Mit einem Wort, nach der Entdeckung des unterirdischen Polen wird das oberirdische in einem großartigen Vollbilde erschlossen. Und jetzt erst erscheint Puschs Lebensleistung ganz: die Natur des Landes ist aufgedeckt in ihrer Gesamterscheinung, drunten und droben, im Organischen und Unorganischen, in Wasser, Luft und Erde, als das eine, wunderbar allesumfassende Leben, wie er's von jeher in sich getragen. Was aber ist aus dem Mineralogen und Geologen geworden? Darf man ihn überhaupt noch so nennen? Nun begreift man das anscheinend Zusammenhanglose seiner letzten Veröffentlichungen, dies Durcheinander von Meteorologie und Zoologie, Versteinerungskunde und Philologie, Salzforschung, Geschichte und Hüttenkunde; und man begreift auch das wissenschaftliche Kaliber dieses Mannes, der ja schon vor Jahren als Jüngling bekannt hatte: „Es gibt nur eine Naturwissenschaft", wie er denn im Grunde von seinem 21. Lebensjahre bis zum Ende immer derselbe gewesen ist und die gleichen Grundanschauungen und Interessen gezeigt hat. Was ging ihn, als er nach Kielze kam, bei aller Vielseitigkeit als Chemiker, Mineralogen und Hüttenkundler letzten Endes die Meteorologie an? Jetzt stellt sich's heraus, daß er tatsächlich von 1816 bis 1846, also seit seiner Ankunft in Polen tagtäglich mehrmals exakte meteorologische Beobachtungen anstellte, und jetzt weiß man auch, wo es hinaus sollte und mußte: die Ergebnisse davon haben in den Tafeln zur „Aërometrie" ihren Platz gefunden. Es gibt eben in alle den Jahren auch nur einen Pusch, nur daß dieser sein Wesen immer deutlicher und breiter entfaltet und zuletzt noch allgemeiner als einstmals von sich sagen konnte: „Es gibt nur eine Wissenschaft".

So ist denn das Werk eines reichen Lebens beisammen, sein erster Teil in gedruckten Büchern festgelegt und der Welt übergeben, der zweite nun auch bereit, aus der Verborgenheit zu treten. Der es schuf, aber ist nicht mehr. In aller Stille ist Georg Gottlieb Pusch am 2. Dezember 1846 von hinnen gegangen. Er hat seinen 55. Geburtstag nicht mehr erlebt. Wie und warum dies allzu frühe Ende? Wir wissen von seinem Tode nicht mehr als von seiner Geburt. Er verschwindet unauffällig, wie sein ganzes persönliches Leben gewesen ist, und die breitere Öffentlichkeit, die aus ein paar Nachrufen vernimmt, daß er gestorben sei, erfährt dadurch überhaupt erst, daß er gelebt hat. Wohl scheint es, als ob gerade in der letzten Zeit seine Beziehungen zur polnischen Gesellschaft wieder um einiges enger geworden seien, darauf deuten nicht allein seine verschiedenen polnischen Beiträge in der „Biblioteka Warszawska" hin; er hat sogar seinem Namen zuletzt einen polnischen Zusatz

gegeben, und es klingt fast wie ein ordentlicher Schlachzizenname: „Jerzy Bogumił Pusch-Koreński". Man sieht aber auch die Absicht dahinter, mit dem er sich diesen Paradenamen ausdachte, heißt er doch zu deutsch einfach „Pusch von Kohren". In der kleinen äußerlichen Konzession liegt gleichzeitig eine Verwahrung: Heimat bleibt Heimat ... Und da ohnedies sein Denken und Fühlen nach wie vor deutsch geblieben, — die deutschen Nachlaßwerke beweisen es zur Genüge — und auch seine gedruckten Hauptarbeiten in Polen noch wenig bekannt waren und ihn mit keinerlei Popularität belasten konnten, so hat er, von Natur gewiß kein Gesellschaftsmensch, von der Menge unbemerkt im Schatten seines Werks gelebt und ist ebenso unmerklich dahinter fortgeglitten. Das Werk aber ist dageblieben.

Nur eine Hälfte davon ist gedruckt auf die Nachwelt gekommen. Wohl hat diese Hälfte genügt, Pusch zum Range einer „wissenschaftlichen Größe von wahrhaft internationaler, unvergänglicher Bedeutung" zu erheben und ihn neben Samuel Linde an die Spitze aller der deutschen Gelehrten zu stellen, die in Polen und für Polen gewirkt haben; wohl ist sie der ganzen späteren polnischen Geologie zu einem wahren Gesetzbuch geworden, und ein *deutsches* Gesetzbuch ist es geblieben, ein dauerndes deutsches Denkmal der deutschen Bergakademie in Kielze und der imposanten deutschen Bergbauleistung in Polen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wurde doch die einzige, töricht gekürzte und schlecht übersetzte polnische Ausgabe von den Polen selbst als Verhunzung eines Meisterwerkes („ein Denkmal zu einem Fabrikschlot herabgewürdigt", sagt der Pole J. Sloma) mit Entrüstung abgelehnt. Daran läßt sich aber auch ermessen, wieviel das Jahrhundert an der *zweiten* Hälfte dieses Lebensschaffens verloren hat, der Hälfte, die jene noch mehr ins Allgemeinbedeutende und Großartige zu heben bestimmt war und auch von dem einzigen zeitgenössischen Fachmann, der sie uns noch aus vollständiger Anschauung beschrieben hat, als die „*erheblich wichtigere*" befunden wurde. Der Appell dieses Zeugen an Puschs Kinder, etwas für die Veröffentlichung des väterlichen Nachlasses zu tun, ist leider im Leeren verhallt. Einzig die „Neuen Beiträge zur Geognosie Polens" wurden viel später, 1881—1884, und nur in polnischer Übersetzung, der Vergessenheit entrissen und auch sofort als „eine Arbeit von erstklassiger Bedeutung" erkannt („Wszechświat" v. J. 1884). Das deutsche Original jedoch, ebenso die große Versteinerungskunde, auch jenes Allerkühnste und Eigenartigste, das Naturbild Polens in seinen oberen Regionen, die „Aërometrie" — alles dies und was noch daranhängt, ist bis zum heutigen Tage unveröffentlicht geblieben.

Wahrscheinlich fand sich niemand, der sich an das Riesenwerk Puschs herantraute und der Herausgabe des ganzen Nachlasses geistig gewachsen war. Aber auch ohne diese letzten, unbekannt gebliebenen Leistungen bleibt der hervorragende deutsche Gelehrte der Begründer der Geologie Polens. Das Verzeichnis seiner kleineren Arbeiten und Aufsätze umfaßt mehrere Seiten. Sie alle zu erwähnen und zu kennzeichnen, war im Rahmen unserer Schilderung nicht möglich. Doch ist auch ohne sie unsere Aufgabe gelöst, den bahnbrechenden Gelehrten der Vergessenheit zu entreißen, jener Vergessenheit, der leider so viele deutsche Ordner und Gestalter des Ostens anheimgefallen sind.

Der Schöpfer der klassischen Philologie in Polen

Gottfried Ernst Groddeck (1762—1823)

Von Alfred Lattermann, Posen

In den polnischen Lehrbüchern findet man stolzgeschwellte Abschnitte über die hervorragende Bedeutung der Wilnaer Universität in den Jahrzehnten vor dem Novemberaufstand 1830, also kurz nach den Teilungen des alten Doppelstaates Polen-Litauen, mit Hinweisen auf die unter den Studenten selbst blühenden Verbindungen wie die Philomathen und Philarethen und darauf, daß diese Hochschule zahlreiche geistige Führer des vorigen Jahrhunderts ausgebildet hat. Nun sagt der bekannte polnische Schriftsteller Adolf Nowaczyński in der Zeitschrift „Prosto z mostu" (1936 Nr. 46) im Zusammenhang mit dem Dichter Vinzenz Pol (v. Pollenburg): „Und als er an die Wilnaer Universität kam, mußte er zeitweise in der deutschen Bildung untergehen oder doch darin baden. Waschechte deutsche Professoren waren dort 17 (siebzehn) und die Sitten, Gebräuche und Manieren genau von den deutschen Universitäten übernommen. Das wird bei uns verschwiegen. Es ist nicht bekannt, warum man verschweigt, daß die ganze Blüte der Wilnaer Universität mit ihrem Philarethentum und der Romantik ihrer Studenten ein Werk und Verdienst der Deutschen ist".

Nur einer aus dieser Reihe, wenn auch wohl der Bedeutendste neben dem Philosophen Joh. Heinr. Abicht aus dem Rudolstädtischen und den beiden Medizinern Joh. Peter Frank und seinem Sohn Joseph Frank, nämlich Gottfried Ernst Groddeck, soll uns hier beschäftigen. Wenn auch schon mancherlei über ihn geschrieben worden ist, so ist uns die Bedeutung dieses Mannes erst kürzlich durch eine dickes, polnisch geschriebenes Sammelwerk deutlich geworden. Ant. Szantyr, der den umfangreichsten Beitrag dazu geliefert hat, beginnt ihn so: „Die geschichtliche Bedeutung G. Ernst Groddecks in der Geschichte der polnischen Kultur liegt in dem ungeheuren Einfluß, den er einesteils unmittelbar auf seine Schüler ausgeübt hat, anderseits dank ihnen auf das gesamte Geistesleben in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts", und weiter: „Die enge Verknüpfung der erziehlichen Wirkungen der Wissenschaft mit den Hochzielen rein wissenschaftlicher Forschungswerte gibt der ganzen Tätigkeit Groddecks ihr besonderes Gepräge". „Gelehrter, Lehrer und Organisator in einer Person, das ist der geistige Schattenriß Groddecks."

Gottfried Ernst Groddeck entstammte einer aus Schlesien um ihres evangelischen Glaubens willen um 1630 ins Danzigsche geflohenen Familie, aus der bis zur Gegenwart eine ganze Reihe tüchtiger Männer wie Danziger Bürgermeister, Ratsherren, Reeder usw. hervorgegangen sind. Die gelehrten Berufe waren schon vor ihm durch zwei Professoren am Danziger Akademischen Gymnasium vertreten, von denen Gabriel G. auch Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften war und der als Gräzist und Orientalist bekannte Benjamin G. der Vater unseres Gottfr. Ernst

wurde. Seine Mutter war eine Kaufmannstochter Beate Constantin geb. Ehlert. Am 17. November 1762 geboren, besuchte er das hochstehende Akademische Gymnasium seiner stolzen Heimatstadt. Hier eignete er sich neben seiner deutschen Muttersprache von lebenden Sprachen auch noch fließend das Französische und wahrscheinlich die Anfangsgründe der Polnischen an; doch hat er es in letzterer nie so weit gebracht, daß er in ihr Arbeiten schrieb. Die von ihm polnisch veröffentlichten sind vielmehr immer aus dem Deutschen übersetzt, und seinen umfangreichen Briefwechsel führte er in den beiden genannten Weltsprachen oder lateinisch. Der Einfluß seines Danziger jungen Professors Trendelenburg ließ ihn die Göttinger Alma Mater aufsuchen, die Stätte der damals wohl besten Philologenschule J. M. Geßners und dann Chr. G. Heynes. Dort wirkte auch der bedeutende Geschichtsforscher J. Chr. Gatterer auf ihn ein. Er wurde einer der neun Teilnehmer an dem berühmten Seminar Heynes. Schon 1785 erhielt er für eine theologische Arbeit — die klassischen Philologen gehörten bei der alten engen Verbundenheit des Geistlichen- und Lehrerberufes zu dieser Fakultät — eine Golddenkmünze. Im folgenden Jahr ebnete ihm seine Doktorarbeit über die Fragmente der homerischen Gesänge die Hochschullaufbahn, und für eine andere ehrte ihn die Societas Regia Scientiarum in Göttingen. Es sah so aus, als ob der begabte und fleißige junge Gelehrte eine Zierde der dortigen Hochschule werden sollte, wo er offenbar auch schon las.

Doch es kam anders. In Puławy an der Weichsel, das Fürst Adam Czartoryski und seine kunstverständige Gemahlin, die geborene Gräfin Flemming, zu einem Sitz der Musen umgestaltet hatten, wurde die von einem dänischen, übrigens auch in Göttingen ausgebildeten Hauslehrer Schow besetzte Hauslehrerstelle für klassische Literatur frei, und Herder vermittelte dem Fürsten 1786 durch eine Anfrage bei Heyne den Großes versprechenden Groddeck als Nachfolger für Schow. Obwohl damit vorläufig die erträumte Universitätslaufbahn ins Wasser fiel, siedelte Anfangs 1787 der junge Groddeck nach dem Osten über. Das war die Schicksalswende in seinem Leben; denn bis zu seinem Tode im Jahre 1820 wirkte er nun im Gebiet des ehemaligen Doppelstaates Polen-Litauen, zunächst bis 1793 als Hauslehrer in Puławy und bis 1797 in Landshut (Łańcut) in Galizien beim Fürsten Lubomirski, dann wieder als Bibliothekar in Puławy. Bei dem und durch den hochgebildeten General Fürsten Czartoryski kam er persönlich oder brieflich mit vielen in- und ausländischen Gelehrten in Verbindung und begann hineinzuwachsen in die ihm vom Fürsten zugedachte Aufgabe, das geistige Leben Polens zu heben.

1804 wurde er als Professor der griechischen Sprache und Literatur an die erneuerte Hochschule in Wilna oder „in der Wilda", wie deutsche Bewohner es nannten, berufen, und dieser letzte Lebensabschnitt, in dem er auch Kaiserlich Russischer Staatsrat wurde, bedeutet den Höhepunkt seiner Wirksamkeit für die neue Wahlheimat.

Eine Riesenarbeit wartete hier auf ihn. An der Universität der Hauptstadt des ehemaligen Großfürstentums Litauen, die aus einer alten Jesuitenakademie hervorgegangen war, fehlte es an wissenschaftlichen Mitteln und Einrichtungen. Ihr Stand war sehr niedrig, wie der verdienstvolle polnische Darsteller der Tätigkeit Groddecks, Szantyr, feststellt. Manche von den hingeholten ausländischen, meist deutschen Professoren fanden sich nur schwer hinein, andere wagten überhaupt nicht anzutreten oder verließen die Stadt bald wieder, aber manche wie Groddeck fesselte gerade die große Aufgabe, die erschwert wurde durch viele zeitraubende Nebenbeschäftigungen. So war Groddeck zeitweilig Dekan, Mitglied des Ausschusses für Satzungen, für Zensur, Schulbücher usw., da ja der Universität das sonstige Schulwesen unterstand.

Die Vorlesungsforderungen an den neuen Professor waren nicht zu hoch, 7 Stunden wöchentlich. Aber Groddeck las freiwillig weit mehr, Themen aus der griechischen und lateinischen Sprache und Literatur, ferner eine Enzyklopädie der Philologie und Archäologie, u. z. trug er lateinisch vor; sehr selten französisch, mischte gelegent-

lich auch polnische Brocken ein, doch merkte man seiner Aussprache zeitlebens den Deutschen an. Dabei behandelte er nicht, wie viele seiner Amtsbrüder, Jahr für Jahr die gleichen Themen, sondern möglichst immer wieder andere. Neu führte er auch kostenlose Übungen ein. Dabei behinderte die meist schlechte Vorbildung der Studenten. So mußte er ein neuzeitliches Studium der klassischen Philologie in dem weitgefaßten Umfang, wie Heyne sie begründet hatte, erst eigentlich schaffen, denn diese Wissenschaft hatte vor Groddeck am Ort in den letzten Jahrzehnten kaum bestanden, wie Szantyr feststellt. Dazu gehörte auch die Schaffung eines philologischen Seminars, dessen Leitung er unentgeltlich innehatte. Auf dieses bezieht sich wohl die Nachricht, daß er Ehrenvorsitzender des „Towarzystwo Nauk Moralnych" geworden sei. „Nicht von den Studenten ging also der erste Anstoß zur Gründung von wissenschaftlichen Vereinen an der Hochschule Wilna aus, die erste humanistische Verbindung gründete Prof. Groddeck, und die Geschichte des Lelewelschen „Towarzystwo Filologiczne" weist eben diesen als wirklichen Vater dieser Strömung vor Mickiewicz nach." Und eigenartig, Groddeck, dieser Verkünder des Neuhellenismus, wurde dadurch zugleich trotz seines ablehnenden Urteils über den jungen Romantiker Mickiewicz auch ein Wegbereiter des polnischen romantischen Schrifttums im Verkehr mit den Vertretern des damaligen Parnasses. Die meist nur längst veraltete theologische Werke umfassende Bücherei der Jesuitenakademie, aus der die kaiserliche russische Universität erwuchs, wurde durch ihn größtenteils in mühevoller Arbeit erst neu aufgebaut. Eine wichtige Neuerung war auch die, daß er sie allgemein zugänglich machte, während die entsprechende frühere Anordnung der Commissio boni ordinis aus den letzten Jahrzehnten des alten Polen wie vieles andere auf dem Papier stehen geblieben war.

Zusammenfassend meint Szantyr: „In den Arbeiten der Universität spielte Groddeck eine hervorragende Rolle, indem er sich um ihre wichtigsten Einrichtungen kümmerte. Großenteils dank seiner Sorge konnte die Wilnaer Akademie bald mit den bekannteren ausländischen Universitäten wetteifern."

Nachdem Groddeck schon im Jahre 1786 in Göttingen zusammen mit einem anderen eine Zeitschrift „Bibliothek der alten Literatur und Kunst" herausgebracht hatte, schrieb er später für verschiedene deutsche Zeitschriften Aufsätze und gründliche Besprechungen. In der „Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung" betreute er allein die Abteilung Polen. In Wilna arbeitete er für den kurzlebigen „Dziennik Wileński" und gründete und erhielt auf eigene Kosten die Wochenschrift „Gazeta literacka wileńska" das Jahr 1806 hindurch. Da sie aber noch zu wenig Bezieher fand, stürzte sie ihren Gründer in Schulden. Der von dem Bibliographen Bentkowski behauptete starke Mitarbeiteranteil des Polen Kontrym wird von dem öfters genannten neueren gründlichen Forscher Szantyr als nicht nachweisbar abgewiesen: „Anstoß und Verwirklichung der Zeitschrift ist allein das Verdienst des Professors der griechischen Literatur." Die anderen Mitarbeiter waren die „Ausländer" Frank, Copelli und Abicht. Öfters wurden Beiträge aus deutschen Zeitschriften in Übersetzung gebracht. Beseelt von dem Gedanken der Einheit und Gemeinschaft der Wissenschaft, knüpfte Groddeck auch Fäden mit Universitäten in verschiedenen Ländern an und schrieb weiter für reichs- und außendeutsche Zeitschriften (so auch in Mitau und Dorpat), aber auch für das Pariser „Magazin encyclopédique" über Wilnaer Fragen.

Wenn seine kritischen Ausgaben von Handschriften antiker Schriftsteller weniger Sonderbedeutung für den Osten haben, so um so mehr die Bearbeitung verschiedener noch fehlender Lehrbücher durch den Groddeckschen Arbeitskreis. Während die Schüler meist aus dem Deutschen ins Polnische übersetzten, gab er eine Grammatica Graeca Buttmanniana contracta in usum tironum (Vilnae 1817), also ins Lateinische übertragen und umgearbeitet, heraus.

Da er im Sinne Heynes die Altertumswissenschaft nicht nur auf Schriftdenkmäler bezog, arbeitete er sich auch in die antike Münzkunde ein, zumal ihm auch die hauptsächlich solche alten Stücke umfassende Münzsammlung der Hochschule anvertraut wurde. Daß auch die Epigraphik ihn beschäftigte, sei nur nebenbei erwähnt. Bei seiner Vielseitigkeit brachte er aber auch religionsgeschichtlich-methodologische Arbeiten heraus und setzte sich mit den geographischen Systemen des Altertums von Joh. Heinr. Voß auseinander. Im Mittelpunkt seiner Arbeiten standen aber wohl Geschichte und Theorie des alten Schrifttums, die er mit philosophischer Vertiefung anpackte. Ganz neuzeitlich mutet es dabei an, wenn er gegenüber einer Preisfrage der Mannheimer Gelehrten Gesellschaft schon 1788 „Ob die Teutschen in einigen Deutungen der Dichtkunst und Beredsamkeit die Römer und Griechen erreicht oder übertroffen" erklärt, daß man die Schrifttümer der verschiedenen Völker wegen der grundsätzlichen Unterschiede im Volksgepräge nicht einfach vergleichen könne.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten und Besprechungen hat Szantyr am lückenlosesten zusammengestellt. Es sind 74 gedruckte und 14 in Handschrift verbliebene. Es würde zu weit führen, darauf genauer einzugehen.

Nebenher läuft ein reger Briefwechsel. Die Jagellonenbücherei in Krakau besitzt 553 in deutscher, polnischer, französischer, englischer, italienischer und lateinischer Sprache an ihn gerichtete Briefe, die ein Bild seiner weitreichenden Beziehungen geben.

Kein Wunder, daß er verschiedene Ehrungen erfuhr. Neben den schon genannten erhielt er die Mitgliedschaft der Warschauer „Towarzystwo Przyjaciół Nauk", der Lateinischen Gesellschaft in Genua und der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Mitau.

Während ihn seine Amtsbrüder in menschlicher Beziehung z. T. als selbstsüchtig, hochmütig und unfreundlich bezeichneten, wobei wohl manchmal das Gefühl der eigenen geistigen Unterlegenheit mitgesprochen haben wird, verehrten ihn seine Studenten geradezu. 1821 ließen sie auf eigene Kosten seine Bronzebüste nach einem von dem Wilnaer Universitätsprofessor Rustem gemalten Bilde herstellen mit der Inschrift: „Imaginem hanc Viri Doctissimi studiorum indefessi Moderatoris optimeque de se meriti Juventus Academica grati animi et amoris declarandi ergo aeri incidendam curavit." Sein Bibliothekshelfer Marcinkiewicz schreibt polnisch über ihn: „Jetzt erst, wo ich ihn von nahe sehe, wage ich und kann ich die Huldigung der Bewunderung gegenüber dieser schönen, rastlosen und großen Seele darbringen. Was ist das für eine Liebe zur Wissenschaft! Welches Herz und welche edlen Wünsche für das Land seiner Wahl! Welch unbeugsame Gewalt über den armen, gequälten Körper! Was für ein Vater, Freund, Kenner und sorgsamer Richter der Studenten, was für ein Gefühl, eine Seele, was für ein Mensch!"

So hatte er auch die Genugtuung, daß, ganz abgesehen von dem jüngeren Fürsten Adam Czartoryski, der die bekannte große Rolle im Leben des Polentums spielte, auch eine Reihe anderer Schüler und Studenten tüchtige Gelehrte wurden wie der größte polnische Geschichtsforscher Joachim Lelewel, der Nachkomme des preußischen Gesandten am Warschauer Hofe zur Zeit des Soldatenkönigs Löllhöffel von Löwensprung, mit dem er persönlich befreundet wurde, oder sein Lieblingsschüler aus der Ukraine Jan Stanislaus Kostka Hryniewicz, weiter Sobolewski, Bogatkiewicz usw. Er konnte geradezu eine Schule bilden, wie Szantyr feststellt. Weiter heißt es: „Groddeck hemmte in Polen die französischen Einflüsse. Wie er in der Wissenschaft der Oberflächlichkeit die deutsche Gründlichkeit entgegenstellte, so im Schrifttum dem Pseudoklassizismus den wirklichen Klassizismus, den Neuhellenismus." „Er war ein in gleichem Maße analytischer wie synthetischer Geist. Die Tatsache jedoch, daß die meisten Werke in Wilna gedruckt wurden, hat wohl verschuldet, daß sein Name in Europa nicht so bekannt wurde, wie er es verdient hätte."

Viele andere begeisterte Urteile liegen über ihn vor, und zwar von Angehörigen verschiedener Völker. Anerkennend schreibt später einer von ihnen z. B.: „Die Philologie hatte in ihm einen Gelehrten ersten Ranges, die Jugend einen erfahrenen und leidenschaftlichen Führer durch die Welt des alten Hellas und Roms. Er stellte auf der Universität die klassische Bildung dar, und durch seine persönliche Würde gab er diesen Studien den Ton an. Ihm verdankt die klassische Philologie ihre Wiedergeburt und ihr Aufblühen." Und Szantyr, der sich am gründlichsten und liebevollsten mit Groddeck beschäftigt hat und auch seinen Lieblingsspruch „Alles, was man will, kann man auch" in deutscher Sprache anführt, meint geradezu: „Groddeck ist eigentlich der Schöpfer der klassischen Philologie in Polen. Er lehrte neuzeitliche philologische Verfahrensarten und schuf so die Grundlagen zu einer weiteren normalen Entwicklung. In wievielen Gebieten — genannt seien nur Geschichte, Erdkunde, Götterlehre, Münzkunde — bahnte er neue Wege, kennzeichnete erstmalig Ziel, Umkreis und Wert dieser Wissenschaften. Er war in Polen der Rechtsetzer für ein ganzes Geschlecht von Gelehrten. Er brachte wieder gute wissenschaftliche Sitten hoch, kämpfte mit der Oberflächlichkeit, lehrte zu den Urquellen hinabzusteigen, während man sich bisher überwiegend mit solchen aus zweiter oder dritter Hand begnügt hatte. Und seine Verkündung neuer Verfahrensweisen war um so nützlicher, als er in jedem Fall in seinen wissenschaftlichen Arbeiten ihre praktische Anwendung gab. Groddeck ist der Vorkämpfer neuer literarischer Begriffe und neuer Anschauungen über die Sprache und Schrifttumsgeschichte. Die Wahl des Fürsten Adam Czartoryski erwies sich als wirklich vorsehungsvoll. In einer Nation, die ihre Freiheit verloren hatte, spielte dieser Mann eine recht nützliche Rolle. Er ist einer von denen, die in den Leuten das Gefühl weckten und seine Bedeutung zurückerwarben." Und der junge Odyniec nannte ihn „fast den größten Gelehrten und Ästhetiker in einer Person".

Uns als Deutsche aber freut besonders, daß in der Stadt seines Wirkens, in der sich auch in letzter Zeit mehrfach eine vorurteilslosere Einstellung gegenüber dem Deutschtum als anderswo gezeigt hat, die bisherigen Vertreter seines Hauptfaches ihm durch ein stattliches Buch ein würdiges Denkmal ihrer Dankbarkeit gesetzt haben. Das sei auch ihnen hoch angerechnet!

Der Entdecker der Pflanzenwelt Galiziens und Wolhyniens

Willibald Besser (1784—1842)

Von Kurt Lück, Posen

In Wolhynien gibt es ein Städtchen, Kremenez genannt. Dort verbrachte den größten Teil seines Lebens ein Deutscher, dessen Name uns unbekannt ist und der doch der große Ordner der Pflanzenwelt Galiziens und Wolhyniens auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung gewesen ist: Willibald Besser.

Wolhynien, ein ukrainisches Land, heute zu Sowjetrußland gehörend, bildete Jahrhunderte hindurch einen Bestandteil des polnisch-litauischen Doppelreiches. Der alte Bojarenadel wechselte zum Polentum und zum Katholizismus herüber, polnische Einwanderer aus dem Westen kamen hinzu, so daß sich eine dünne polnische Oberschicht bildete, die über die Geschicke des Landes und seine kulturelle Entwicklung entschied. Diese Oberschicht aber vermochte es niemals, ihre politischen, militärischen und kulturellen Aufgaben mit den eigenen Kräften zu erfüllen und holte daher im Ablaufe der Jahrhunderte immer wieder deutsche Hilfskräfte nach dem Osten. So geschah es, daß der Pole Czacki zur Schaffung des bekannten Kremenezer Lyzeums zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Reihe deutscher Wissenschaftler nach Wolhynien holte, unter ihnen auch Willibald Besser, der den Ruhm des „polnischen Athen" in den Naturwissenschaften über ganz Europa verbreitete und des Lyzeums höchsten Stolz, den von Charkow bis Madrid, von Modena bis London berühmten Kremenezer botanischen Garten schuf. Willibald Besser, den hochverdienten Botaniker und Erschließer der Flora weiter, noch unentdeckter Gebiete zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, ihn wollen wir der Vergessenheit entreißen.

Die Schicksalslaune, die diesen Mann aus der Tiroler Heimat nach dem Osten verschlug, erscheint wie eine Fortsetzung des abenteuerlichen Fatums, das schon über dem Leben seiner Eltern waltete. Der Großvater Besser war noch kursächsischer Offizier und Platzkommandant von Dresden gewesen. Sein Sohn Samuel Gottlieb jedoch trat, angezogen von der Persönlichkeit des großen Friedrich, gleich so vielen anderen Sachsen in den Dienst des „feindlichen" Heldenkönigs, machte den Siebenjährigen Krieg als preußischer Offizier mit und geriet, verwundet, in österreichische Gefangenschaft nach Innsbruck. Er sollte nicht mehr zurückkehren. War es die Frau, war es das schöne Tirol, oder auch einfach die Aussicht auf gutes Fortkommen, die ihn hier fesselte, — der Friderizianer zog den Soldatenrock aus und wurde, nun schon ins dritte Lager übergehend, Beamter der Kaiserin; er erdiente sich einen Rang im Baufach mit dem schönen Titel eines „k. k. ersten Hofbaudirektors-Adjunkten" zu Innsbruck, heiratete eine Tochter des Landes mit Namen Josepha v. Lansenhofer. Der Ehe entsprossen sechs Kinder, und damit schien das Bessersche Geschlecht in Tirol

festverwurzelt. Hier wurde denn auch am 7. Juni 1784 des sächsisch-tirolischen Ehebundes nachmals berühmt gewordener Sproß geboren, den der Herr Adjunkt mit zeitüblicher Umständlichkeit als Willibald Suibert Gottlieb Besser ins Innsbrucker Taufregister eintragen ließ. Und die Tiroler Heimat, so mochte der Vater hoffen, würde gewiß auch zum Lebensraume des Knaben werden, der da schon nach wenigen Jahren in seiner bunten Schülermütze in den Bergen herumkletterte, um, der geborene Naturforscher, allerhand farbenglitzernde Kristalle und feingezeichnete Falter heimzubringen.

Doch das Fatum der Besser hatte es anders im Sinne. Im Jahre 1796 starb der Vater, ein halbes Jahr darauf auch die Mutter, und der zwölfjährige Gymnasiast fand sich als Vollwaise mit all seinen Geschwistern unversehens aus der Bahn geworfen.

Dennoch meinte es das Schicksal nicht schlecht mit ihm. Es wollte ihn, scheint's, nur an einem anderen Platze haben. Und verlor er Heimat und Elternhaus, so fand er dafür einen väterlichen Freund, der ihm nicht allein Vater und Mutter ersetzen und eine zweite Heimat schaffen, sondern überdies als Mann des Forschens und Wissens bestimmend auf seine Lebenssendung einwirken sollte. Ein Oheim war es, Mutter Josephas Vetter, S. V. Schivereck, Professor der Botanik und Chemie an der Universität Lemberg, selbst wohl ein geborener Tiroler und kulturell mit Österreich verwachsen, der den Elternlosen mit nach Ostgalizien nahm, um ihn seinen gar bald erkannten Anlagen gemäß aufzuziehen.

Lemberg, das mitsamt den unter dem Namen Galizien zusammengefaßten Ländern bei der Aufteilung Polens an Österreich gefallen war, hatte seitdem bereits einen so starken deutschen Einschlag gewonnen, vorzüglich im Bildungs- und Amtswesen, doch auch im freien Handel und Wandel, daß der bildsame Geist des jungen Besser den gewagten Sprung aus der Innstadt in das seltsame polnische und deutsche, armenische und ukrainische Völkergemisch des neuen Wohnorts wohl vertragen und sogar diesem Sprach- und Sittengemisch manchen Reiz abgewinnen konnte. Und wiewohl ihn der deutsche Gymnasialunterricht, wie auch später die von deutschen Professoren deutsch gelesenen Universitätskollegien hier in der gleichen Kultur aufwachsen ließen, wie sie ihm die Heimat geboten hatte, so gewann er doch durch polnische Kollegen auch mit der Sprache und Kultur ihres Volkes Fühlung, die sich nachher noch verengen sollte. Daheim aber, im Hause des Oheims, fand er zugleich den gütigsten, treu besorgten Pflegevater, sowie den echten deutschen Gelehrten, dessen Beispiel und Lehre dem geistesverwandten Knaben und Jüngling beizeiten die eifrige und noch peinlich saubere Lebens- und Arbeitsart des wahren Wissenschaftlers in Fleisch und Blut übergehen ließ, und der auch die große Liebe seines Lebens: die Liebe zur Pflanzenwelt und Pflanzenkunde, auf den Neffen übertrug. Aus den Tiroler Spielen mit bunten Steinen und Schmetterlingen wurde jetzt Bessers Naturstudium. Auf gräserreiche Wiesen, in die Wälder und Felder ging es jetzt mit Messer und Botanisiertrommel, um dann die heimgebrachten Blüten und Blätter, Gräser und Kräuter säuberlich, wie er es beim Oheim sah, ins Herbarium einzuordnen. So war es auch, als er das Gymnasium beendet hatte, völlig klar, daß sein Leben der Botanik gehören würde. Als ihr jüngster Adept schrieb er sich auf der Universität ein, und zwar nach damaligem Brauch bei der medizinischen Fakultät, wobei denn auch rein medizinische Fächer belegt werden mußten. Noch war ja die Pflanzenwissenschaft, trotz Linné, vom derzeitigen Hochschulzopf nicht als voll anerkannt und galt offiziell nur als Hilfsfach für Ärzte, da man sich tatsächlich nur zu dem Zwecke ernsthafter mit Pflanzen beschäftigte, um Zauber- und Heiltude daraus zu brauen ... Daß es heute anders geworden und die Botanik von einer praktischen Handlangerin des Arztes und Apothekers zur unabhängigen Wahrheitssucherin aufgerückt ist, daran hat u. a. auch der Systematiker Willibald Besser ein Verdienst.

Vorerst jedoch sehen wir den künftigen Forscher als fröhlichen Fuchs in die Alma Mater einziehen, die aus ihm erst einen Menschen machen soll. Und sie tut ihr Bestes. Hier endlich kann der Studiosus seinem verehrten Vorbilde Schivereck mit voller Kraft nacheifern. Auch Professor Hacquet gewinnt Interesse an dem eifrigen Botanikus, und rasch sind auch Studentenfreundschaften geschlossen. Die Brüder Kosiński sind es und andere, alles begeisterte und später bekannt gewordene Jünger der Flora, die in Besser den Geistesverwandten spüren. Häufig sieht man nun an sonnigen Tagen die Studenten mit Besser zum Tor hinauswandern oder im Postwagen irgendwo ins Weite kutschieren, um ihr Pflanzenmaterial zu sammeln, das dann daheim oder unter des Professors wachsamem Auge im Seminar bearbeitet, präpariert und eingereiht wird. Keiner aber kennt sein Ziel so wie Besser: er will zum Kolumbus der Pflanzenwelt Galiziens werden und sie der Wissenschaft in einem großen Werke erschließen! Die Freunde finden den Gedanken grandios und teilen dem Tatendurstigen neidlos von ihren eigenen Funden mit. Schon hat er etliche Semester hinter sich, und seine Sammlung ist stark angewachsen. Da geschieht ein Unerwartetes: 1805 wird die Lemberger Hochschule geschlossen.

Meldet sich das alte Besserſche Fatum? Brennt abermals das Dach über dem Kopf? — Das Schlimme läuft glimpflicher ab, als man fürchten mußte. Die Lemberger Professoren verlieren nichts dabei, sondern werden samt ihren Instituten der Universität Krakau eingegliedert. Und da somit Schivereck einfach nach Krakau versetzt ist, bedeutet der für manchen recht tragische Fall für den jungen Besser nur eine vorteilhafte Veränderung. Er wird eine ihm neue, interessante Stadt, wird neue Verhältnisse, neue Professoren, neue Institute kennenlernen, wird seine Kenntnisse erweitern — und wird zu alledem seine, bisher auf Ostgalizien beschränkte Sammlung auf den westlichen Landesteil ausdehnen können. Seine Hoffnungen täuschen ihn nicht. Neue Anregungen erhält er in Hülle und Fülle, und die botanische Arbeit unter Schivereckς Leitung nimmt ihren früheren Lauf. Doch findet der junge Botaniker jetzt auch an der eigentlichen Medizin Gefallen dank dem Chirurgen Hildebrandt, der in ihm auch den tüchtigen Arzt wittert. Nur dem treuen Schivereck bringt die Verpflanzung keinen Segen. Ein Jahr noch währt das Zusammenleben von Oheim und Neffe, da bricht der Tod sein freiwillig übernommenes, 10 Jahre lang mit Güte und Liebe durchgeführtes Erziehungswerk an dem Vater- und Mutterlosen kurz vor dem Ziele ab. Mitten im freudigsten Streben sieht sich der Jüngling abermals verwaist. Gott sei Dank ist er nun kein Kind mehr. Als 22jähriger, seines Lebenszieles klar bewußter, kräftig dem Doktorexamen zusteuernder junger Mann steht er dem Leben nicht mehr ratlos gegenüber. Auch wird ihn der vorsorgliche Oheim wohl nicht ohne Mittel hinterlassen haben. Das wertvollste Erbe aber, das ihm der Gute vermacht, ist ihm in Kopf und Herz gelegt, und des Verblichenen höchster Schatz, sein großes Herbarium mit seiner reichen, bestens erläuterten Übersicht über die Pflanzenwelt Tirols, Österreichs und Galiziens soll in seinen Händen kein totes Kapital bleiben. Überdies hält ihm das Besserische Schicksal, nachdem es ihn geschlagen, auch wieder eine Entschädigung bereit: Schivereckς Nachfolger auf dem botanischen Lehrstuhl, Professor Schultes, hat kaum sein Amt angetreten, als er sich auch schon klar darüber ist, in diesem Jüngling einen Berufenen vor sich zu haben. Er übernimmt ihn als seines Vorgängers Vermächtnis, bestrebt, ihm wenigstens in der Wissenschaft den verlorenen Freund zu ersetzen. Das Werk über die galizische Flora wird dem Lehrer nicht minder zur Herzensangelegenheit wie dem Schüler selbst. Gemeinsame Botanisierfahrten in die Umgegend von Krakau und die westlichen Beskiden, nach Krynica, ins Sandezer Bergland, auf die Babiagora lassen das Material von Tag zu Tag anschwellen und sich abrunden. Auch das klinische Studium schreitet erfolgreich dem Ende zu — und am letzten Tage des Jahres 1807, am 31. Dezember, steht Willibald Besser aus Innsbruck, 23 Jahre alt, feierlich in Barett und Toga vor des Rektors

hermelingeschmückter Magnifizenz, um auf sein Zepter der Wissenschaft den Treueid zu leisten, aus des Promotors Händen aber die rote Bulle eines Doktors der Medizin entgegenzunehmen. Ein gekorener Ritter der Forschung geht ins neue Jahr. Die Lebensbahn liegt vor ihm offen. Wohin wird sie ihn führen?

Im weißen Arztkittel hantiert ein blutjunger Medikus in der Krakauer Universitätsklinik, prüfend, pulsfühlend. Mit freundlichem Zuspruch schreitet er von Bett zu Bett, um hernach dem Professor bei einer Operation zur Hand zu gehen, oder auch selbst an einem kranken Körper den heilbringenden Schnitt zu versuchen. Dr. Besser ist es, Prof. Hildebrandts jüngster Assistent, der hier am 15. April 1808 stolz sein erstes Amt antritt. — Noch ist er in seiner neuen Würde kaum warmgeworden, da ergehen fast zu gleicher Zeit zwei Rufe an Schultes und Besser, den Lehrer wie den Schüler: an Schultes von der Universität Innsbruck, an Besser aber vom Grafen Thaddäus Czacki, dem hochsinnigen Gründer und Kurator der berühmten, von der russischen Regierung vorerst als „wolhynisches Gymnasium" genehmigten, tatsächlich aber als künftige Universität gedachten akademischen Schule zu Kremenez, wo der junge Gelehrte als Lehrer der Botanik und Zoologie und Direktor des botanischen Gartens das Erfreulichste für sich erhoffen darf. Vielleicht mag es ihn, den Tiroler, eine krause Schicksalsironie bedünken, daß er den verehrten Lehrer just nach Innsbruck ziehen sieht, das doch seine Heimat ist, seine Lebensstätte sein sollte, während er selber noch weiter nach Osten, über die russische Grenze, ins völlig Fremde und Ungewohnte getrieben wird. Was hilft's! Das Fatum der Besser will es wohl so. Der Naturforscher ergreift immerhin mit Freuden die Aussicht, nun ganz seiner Wissenschaft leben zu können, und er müßte nicht 23 Jahre alt sein, daß gerade das Abenteuerliche dieser Ostfahrt, das Unbekannte dieses fernen Landes nicht auch viel Verlockendes für ihn haben sollte.

Die Geste, mit welcher der polnische Graf seinem neuen Botaniker von vornherein entgegenkommt, kann ihn in seinen Hoffnungen nur bestärken. Woher Czacki von ihm weiß, wer ihn auf den öffentlich ja noch nirgends hervorgetretenen jungen Gelehrten aufmerksam gemacht — vielleicht ist es Schultes gewesen, vielleicht einer von Bessers polnischen Bekannten. Gleichviel, der Graf ist bestens unterrichtet und zeigt volles Verständnis für den Wunsch des gewissenhaften jungen Mannes, vor der Amtsübernahme noch einen botanischen Mustergarten wie etwa den Wiener zu studieren und außerdem seine galizische Flora ins Reine zu bringen. Ohne ein Wort zu verlieren, findet er sich bereit, ihn auf ein Jahr nach Wien zu schicken, empfiehlt ihm nur noch, sich in dieser Zeit auch im Polnischen zu vervollkommnen, das ja in Kremenez als Unterrichtssprache gilt. Und auf gräfliche Kosten ist Besser ein Jahr fruchtbarster Anregung in der Kaiserstadt geschenkt. Tagaus tagein sehen wir ihn in dem berühmten Pflanzgarten der Wiener Universität durch die Anlagen und Treibhäuser wandeln, wie er mit dem Notizbuch in der Hand wissensbegierig jeder Einzelheit nachspürt, um es dann in Kremenez möglichst ebenso gut zu machen; wie er dann in Professor Zieglers botanischen Vorlesungen mit Bescheidenheit seinen Kenntnissen ein weiteres Stockwerk aufsetzt; wie er hier wie dort, im Garten wie im Institut, auch in der Bibliothek und im Gedanken- und Materialaustausch mit anderen Fachgenossen nach neuem Vergleichsstoff für sein galizisches Pflanzenwerk fahndet, um daheim unermüdlich daran zu bessern und zu ergänzen. Und eines Tages ist die Arbeit wirklich fertig. In zwei Bänden mit 1215 bestens klassifizierten und beschriebenen Pflanzen ist zum erstenmal ein botanisches Bild des galizischen Landes erfaßt und mit tiefster Befriedigung setzt der 25jährige Forscher den Titel auf sein Erstlingswerk: „Primitiae florae Galiciae austriacae utriusque. Viennae 1809". Sogleich geht das Werk auch in die Druckerei und nach ein paar Monaten hat es die gelehrte Welt in der Hand. Graf Czacki kann zufrieden sein. Als ein Mann von Verdienst kommt sein jüngster Professor nach Kremenez.

Kremenez. Wie mochte es wohl dem Fremdling scheinen, da er an einem Augusttage des Jahres 1809 mit Sack und Pack in seinem Reisewagen vor einem der alten Häuser hielt, das ihm zum Wohnsitz bestimmt war? Konnte das Städtchen selbst in seinem malerischen Bergtal den Naturfreund gewiß anheimeln, so bot es in seinem Leben und Treiben eine bunte Fülle, die eine dauernde Tätigkeit an solchem Ort wohl reizend genug erscheinen ließ. Ost und West toll vermischt, den schlichten europäischen Bürgerrock mit dem phantastischen Kontusch des polnischen Schlachzizen, die farbenfrohe Tracht des Landvolkes mit dem tragikomischen Schwarz des Judenkaftans. Kremenez war aber damals, ungeachtet der russischen Staatsherrschaft, eine Metropole der polnischen Kulturbestrebungen. Die Kremenezer Schule — man hatte ja auch in Krakau mancherlei von ihr gehört. Zu einer Zeit, da die Provinzen des ehemaligen Polenreiches großenteils keine polnischen Bildungsstätten besaßen, mußte die Gründung des wolhynischen Magnaten als eine nationale Tat angesehen werden, und aus allen Gauen trugen opferwillige Patrioten ihre Kunst-, Altertums- und Naturalienschätze herbei, um sie den ohnehin bedeutenden Czackischen Sammlungen hinzuzufügen. Die bildungsdürstige Jugend aber strömte bald so zahlreich zusammen, daß in den vier Jahren, die seit der Eröffnung der Schule (1805) verstrichen waren, das schlafende Städtchen rasch zu einer lebhaft bewegten, von vielen Fremden besuchten und danach auch in seinem bürgerlichen Alltag belebten kleinen Hochschulstadt erwachen konnte. So waren es gewiß die vertrauenerweckendsten Eindrücke, die der neue Professor hier gewann, und wie mußten sie vollends bestärkt werden, als er sich am nächsten Morgen ins Schulgebäude selbst begab, um sich zum Dienste zu melden und von einem ortskundigen Mentor auf dem Schauplatze seiner künftigen Tätigkeit in den Hörsälen und Korridoren, den stillen Leseräumen der berühmten 15 000bändigen Bibliothek, dem aus dem Nachlaß König Stanislaus Augusts erstandenen Münzkabinett, dem naturhistorischen Museum, den mechanischen, geodätischen, hygienischen u. a. Instituten umhergeführt zu werden. Und mochte er auch den Kopf schütteln, als ihm das seltsam bepflanzte Stück Erde gezeigt wurde, das ein botanischer Garten werden sollte, so konnte er doch nach allem, was er gesehen und erfahren, versichert sein, eine lohnende Aufgabe gefunden zu haben, bei deren Durchführung ihm verständnisvolle Hilfe nicht fehlen würde. So geschah es, daß der Tiroler Willibald Besser im fernen Wolhynien Lebenszweck und Heimat fand, um gleich so vielen deutschen Landsleuten als der Tüchtigsten einer am Aufbau der Kultur des Landes mitzuwirken.

Das Bild, das sich jetzt vor uns aufgerollt, zeigt nach einer bewegten, in launenhaftem Zickzack durch allerlei Engpässe, um allerlei überraschende Ecken und Vorsprünge geleiteten Werdezeit ein freies, breites Strömen über weite Flächen. Da steht er nun, der Neuling, vor dem großen Problem, sich in die durch fremde Verhältnisse und fremde Menschen bedingte Berufsarbeit zu finden. Schon sehen wir ihn unter eifrigem Getuschel der neugierigen Studiosen den Hörsaal betreten, wo auch sein — vom Vorgänger übernommener — Assistent bereits mit einer Batterie von Demonstrationsmaterial, Pflanzen und allerlei Präparaten wartet. Der neue Botaniker! Die Gespräche verstummen. Er besteigt das Katheder und beginnt seinen Vortrag. Der Assistent horcht auf. In den Reihen der Füchse aber kichert's und prustet's verstohlen los, und selbst unter den Älteren kann mancher schwer das Lachen verbeißen. Was ist's? Das Polnische? Nun ja, ganz glatt mag es ja auch noch nicht sein; aber nicht das reizt zum Lachen, sondern etwas Schlimmeres: der Neue hat einen Sprachfehler! Lallt er nicht ganz verteufelt ähnlich wie der Narr auf dem Jahrmarkt neulich? — Besser weiß es nur zu gut. Er hört das Kichern, drückt die Fäuste zusammen und spricht mutig weiter. Und siehe da, nach und nach sind die Lacher verstummt. Man gewöhnt sich, hört hin, ist gefesselt, fühlt sich bereichert. Voller Erwartung kommt man wieder, ist von Vorlesung zu Vorlesung eifriger bei der Sache, wird vollends hingerissen, als es hinausgeht, in die Wälder und Felder und

der lallende Professor zum flammenden Propheten wird, läßt sich auch die Mikroskop- und Forscherarbeit im Laboratorium nicht verdrießen — und bald hat der jugendliche Botanikprofessor eine Jüngerschar um sich, wie sein Vorgänger Scheidt, der Frühverstorbene, sie sich nicht erträumen konnte. Des Lehrers Liebe teilt sich den Schülern mit, sein Naturerleben vervielfältigt sich in ihnen. Der Assistent aber, ein Jahr jünger als der Meister, verschreibt sich ihm mit Leib und Seele als getreuester Schüler und Helfer und weicht nicht eher von seiner Seite, als bis ihn nach 20 Jahren äußere Schicksale dazu zwingen. Anton Andrzejowski ist es, derselbe, der hernach als Professor in Kiew Bessers Schule glänzend bewähren sollte.

Menschen bilden, Pflanzen züchten — ist's nicht das gleiche? Dem Botaniker Besser fließt es vollends in eines zusammen. Und mit demselben, wenn nicht mit noch heiligerem Eifer, als er junge Männer zur Wissenschaft erzieht, pflegt er auch den Garten, darin ihnen lebendiger Wissensstoff in die Hände wachsen soll. Der Anfang ist freilich noch schwerer als im Hörsaal. — Mit welch freudigem Stolz empfängt nicht der brave irische Gärtner Mac Clair den neuen Direktor an der Pforte seines geliebten „botanischen Gartens", denn seine Schöpfung ist's ja. Prof. Scheidt hat sich überhaupt nicht darum gekümmert. Erwartungsvoll blickt er dem neuen Herrn ins Gesicht, während er ihm alle die Wunder weist, die hübschen Kieswege zwischen Hecken und Baumanlagen, die malerischen Ausguckhügel, die Spaliere und Blumen, Treibhäuser und Mistbeete, und die ganze „Botanik" darin, alle die 760 ausländischen und 460 inländischen Pflanzenarten, die so in dem Ganzen verteilt sind wie Zucker in der Kaffeetasse ... Doch der Beifall bleibt aus. Teils belustigt, teils kopfschüttelnd läßt der Professor den Guten schwätzen und bedauert im stillen, nicht eine freie Ackerfläche überkommen zu haben. Armer Mac Clair! Und ist doch ein Park, wie er mit seinen 16 Morgen probater, echt englischer Naturreize nicht besser angelegt sein könnte, um die Sonntagsspaziergänger und Liebespaare der Stadt, ja die vornehmsten Landherrschaften der Umgegend zu entzücken! Da sind nun die Treibhäuser verbaut, die Beete haben nicht die rechte Sonne, hier muß ein Hügel weg, dort einer aufgeworfen werden. Die Wege will der alles Bemäkelnde völlig anders geführt, Flächen freigelegt, andere wieder bepflanzt haben. Und dann gar das „Systematische", wie er es nennt. Mit kurzer Handbewegung läßt's der Gelehrte abgetan sein. Der enttäuschte Gartenkünstler versteht ja doch kein Wort. Alsbald aber geht ein Bauen und Graben an, daß der Ärmste nicht aus dem Entsetzen herauskommt, und nach einiger Zeit ist von Mac Clairs schönem Spazierpark nichts mehr übrig. Ein wirklicher botanischer Garten ist daraus geworden, in dem nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnete Pflanzengruppen aller Klimate und Bodenarten gedeihen und sich dem Beschauer klipp und klar darbieten können. Der Ire kann das nicht länger mitansehen. Er zieht es vor, wieder adligen Herren ihre Landsitze zu verschönern, wie es ja sein Fach ist. Besser findet, nachdem er es vorübergehend noch mit dem Polen Grabowski versucht, in einem deutschen Gärtner den rechten Mann, um mit ihm die nun einsetzende Entwicklung des umgestalteten Gartens durchzuführen: Karl Witzell heißt er, der prächtige Cerberus, der in ewigem Kampf und Krach mit den auf seine Blumen lüsternen Studiosen lebt. Ja einmal, als er einem auf Blumenraub ertappten seinen Junker richtig deutsch kommt, wird ein Mordsspektakel daraus, der ihn beinahe Kopf und Kragen kostet und den Professor in die größte Verlegenheit bringt. Dabei aber kann kein Verliebter zärtlicher zu seiner Liebsten sein als sich dieser Groblan mit seinen Pflanzen tut, und in der Systematik lauscht er seinem Meister mit der Zeit soviel ab, daß er sogar selbständig an den Katalogen mitarbeiten kann. Zuverlässige Hilfe findet Besser auch nach Witzells Scheiden — er geht 1827 nach Wilna — bei seinem, ebenfalls deutschen Nachfolger Joseph E. Hoffmann. Die Hauptarbeit freilich, und das ist ein gewaltig Stück, läßt er sich selbst nicht nehmen.

Das erste ist natürlich, die gezüchteten Pflanzenarten durch eigenes Sammeln und organisierte Hilfsarbeit aus den nächstliegenden Gebieten zu vermehren. Exkursionen werden unternommen, Wolhynien, Podolien, die Ukraine buchstäblich abgegrast bis nach Odessa hin. Andrzejowski trägt Wertvolles vom Dniester, Dniepr und Bug herbei. Auch die Lehrerschaft des Landes weiß Besser durch einen Befehl der Schulbehörden in Tätigkeit zu setzen, und geleitet durch seine in polnischer Sprache abgefaßten „Vorschriften zum Anlegen von Herbarien" (Przepisy do układania zielników, Wilno 1826), bereichert sie nicht nur die Pflanzenfriedhöfe, genannt „Herbarien", sondern auch den lebenden Pflanzengarten von Kremenez durch gar manch seltenes und typisches Exemplar. Dann heißt es wieder Katalog führen. Aufs sorgfältigste besorgt Besser auch dies. In gleichem Schritt mit dem dauernden Anwachsen der Pflanzenwelt in seinem Garten entstehen immer wieder neue gedruckte Verzeichnisse, Supplemente und nochmal Supplemente. Am Ende sind ihrer nicht weniger als dreizehn geworden, die uns über das Werden des Gartens aufs genaueste unterrichten. Mit das Wichtigste aber, das diese Pflanzenschau aus der Enge einiger Provinzen heraus ins Hohe und Weite heben kann, ist der Austausch. Und wieder fällt die Arbeit Besser zu, der sich ihr um so freudiger widmet, als er dabei Gelegenheit findet, sich in einer ihm besonders zusagenden Weise auszuleben.

Eine weitläufige Briefverbindung, die er mit den namhaftesten Botanikern Europas anknüpft, löst in ihm ein wahres Herzensbedürfnis aus, sich aus seiner Abgesondertheit heraus glücklicher gestellten Fachgenossen mitzuteilen. Er wird zu einem geradezu fanatischen Briefschreiber, und man kann nur staunen, woher er bei all seinen Beschäftigungen die Zeit hernimmt, eine solche Zahl von auswärtigen Freunden über jede eben gefaßte Idee, über jeden Fortschritt und jede Stauung seiner Arbeiten auf dem laufenden zu erhalten, überdies auch noch keinen ihrer Briefe unbeantwortet, keinen von ihnen aufgeworfenen Gedanken unerörtert zu lassen, so daß er es — auch hierin der vor jedem Blättchen und jedem Stäubchen besinnlich haltmachende Sammler — am Ende seines Lebens zu einer Briefsammlung gebracht hat, die in einer Reihe stattlicher Foliobände seine ganze innere Biographie dieser Zeit in sich schließt. Dabei aber kommt auch sein Liebling, der botanische Garten, nicht zu kurz.

Auf Grund seiner Gartenkataloge, die er seinen Brieffreunden pünktlich zusendet, und derer, die er von ihnen erhält, entwickelt sich ein lebhafter Pflanzenaustausch, bei dem Kremenez sicherlich das meiste gewinnt. Fast aus allen Ländern Europas, aus den berühmtesten und minder berühmten Gärten, überall weiß sich Besser das Rechte auszusuchen. Da ist Rußland und Deutschland, Ungarn und die Schweiz, Italien und Frankreich, Spanien und Dänemark; Schott aus Wien, Willdenow aus Berlin, Thouin aus Paris, Lagasca aus Madrid und der große Decandolle aus Genf; da sind Modena, und Parma, Pest und Kopenhagen, Zürich und Prag, Bonn, Dresden, Breslau, Königsberg, Hamburg, Heidelberg, Göttingen, Warschau, Wilna, Dorpat, Charkow, Petersburg und wer mag sie sonst noch alle zählen — sie alle, aus Ost und West, Süd und Nord spenden Ableger und Samen, Einheimisches und über das Meer Gebrachtes. Aus allen Ländern und Zonen und allen Erdteilen kommt phantastisches Gewächs herein, um im wolhynischen Boden Wurzel zu schlagen und sich mit dem Flor des Landes zu einem umfassenden Bilde von der ganzen Pflanzenwelt zu vereinen.

Der Raum wird enger und enger. Doch weise Ordnung läßt auch die Fülle nicht zum wirren Gedränge werden. Bereits anderthalb Jahre nach seinem Amtsantritt hat es Besser auf etwa 2406 Pflanzenarten gebracht; nach einem weiteren Jahr, 1811, bringt er es auf 3632; 1816 auf 5000; 1823 auf 9000; 1831 aber ist die Rekordziffer erreicht: 12 000. Aus Mac Clairs gutgemeintem, „botanisch" bezetteltem Promeniergarten ist ein Schönes höherer Art: ist ein botanischer Mustergarten, die bedeutendste Pflanzensammlung des Ostens geworden, eine Offenbarung für Polen

wie Russen und mit Hochachtung genannt, wo irgend in Europa Naturwissenschaften zu Hause sind, ein Pionierwerk wissender und werbender deutscher Naturliebe, das allein schon den Namen Besser wert macht, von den Nachkommenden hochgehalten zu werden.

Ist dies noch derselbe Besser, dem Schiverecks freundliche Hand denn doch ein anderes Lebensideal gewiesen — Besser, der leidenschaftliche Forscher von damals, da sein ganzes Ich in seinem Galizienwerke aufging? — Freilich ist er es. Keinen Zoll breit bog er von seiner Bahn ab. Und gibt er mit deutscher Redlichkeit dem Kaiser, was des Kaisers ist, füllt er seine Amtswaltung als Menschenerzieher und Pflanzenzüchter mit einem Maße von Arbeit und menschlicher Hingabe aus, die als Übermaß erscheinen muß, so findet er, der Kräftereiche, immer noch genug in sich, um nach ertragreichen Stunden in Hörsaal, Büro und Garten nicht minder fruchtbar im Eigensten zu wirken, in wissenschaftlicher Selbstaussprache. Wohl hängt alles zusammen, ist miteinander verhakt und verwoben, der Unterricht, die Ausflüge, die Herbarienarbeit, das Lupen- und Mikroskopstudium mit den Schülern, die mit ihren verblüffenden Querfragen gar manches noch nie bedachte Problem aufrühren; das Experimentieren mit lebendem Pflanzenmaterial in den Treibhäusern und Beeten des Gartens; das Belauschen der Natur in der hellhörigen Einsamkeit naher und ferner Forschungszüge; dann die Katalogenarbeit, das systematische Ordnen des Gartenmaterials, die Korrespondenz mit den besten Botanikern der Zeit und was alles dabei aufgerollt wird — eins wirkt aufs andere, fließt ineinander, mischt und befruchtet sich. Das Ergebnis aber klärt sich und gewinnt Form erst daheim am Schreibtisch, um in Letter und Bildzeichnung über Raum und Zeit zu wachsen. Durch den Druck vervielfältigt, wird das aus flüchtigem Vielerlei Eingefangene und Festgewordene in die Welt hinausgehen und manch Geschlecht überdauern.

Aus den Kreuz- und Querfahrten durch die umliegenden Gebiete reift so in stillen Jahren das Werk, das der nunmehr 38jährige, wie einst Galizien, nun auch seiner neuen Heimat als Tribut darbringt; die erste Beschreibung der Vegetation Wolhyniens, Podoliens und Bessarabiens bis zum Schwarzen Meere ist es, auch sie wieder in internationales Gelehrtenlatein gefaßt. Ihr Titel lautet: „Enumeratio plantarum hucusque in Volhynia, Podolia, Gub. Kioviensi, Bessarabia cis-tyraica et circa Odessam collectarum. Vilnae 1822". Eine schöne Pflicht ist nun erfüllt. Die Lande, die ihm das Schicksal bestimmt, sind in seinem Bereiche der Wissenschaft erschlossen. Erst war es sein Jünglings- und Werdeland, jetzt die Bleibestätte der Reife. Bald folgt sein polnisch geschriebener „Überblick über die physische Geographie Wolhyniens und Podoliens" (Wilna 1828). Dann aber wendet sich Bessers Blick in die Weite.

Die stetig anwachsenden Naturschätze, die durch Austausch aus fernen Zonen in seinen Garten und seine Herbarien gelangen, haben ihn ohnehin in Gedanken manche Reise über Berg und Meer machen und Vergleiche darüber anstellen lassen, wie doch solch eine Pflanze, wenn sie die Welt durchwandert, oft die abenteuerlichsten, ungeahntesten Gestalten annimmt. Und nun er jenes abgeschlossen, macht er auch hiermit Ernst. Er unternimmt es, diese Abwandlungen über weite Flächen hin an bestimmten Pflanzenarten wissenschaftlich zu verfolgen und zu ergründen. Es entstehen weitgespannte Abhandlungen über den Beifuß, die Rosen, die Doldenträger. Ein Wagnis ist es und eine Zumutung an die eigene Arbeitskraft und Ausdauer, worüber manch ein Fachgenosse staunend den Kopf schüttelt. Fände er nicht hundert leichtere und dankbarere, die ihm überdies weit glänzendere Erfolge bringen könnten? — Gewiß fände er sie. Er sucht sie aber nicht, weil ihn gerade das reizt, was diese bequemen Herren meiden: das schwer Erreichbare, nicht an der Oberfläche Schwimmende, das Ferne und Zutiefstsitzende. Und weil er außerdem, was freilich seine fest in ihre Fachsprache verankerten Arbeiten nicht leicht erkennen lassen, Phantasie besitzt,

die ihm solche Unternehmungen eben zu den vergnüglichsten, jahrelang ausgesponnenen Weltreisen machen. Der Erfolg bleibt nicht aus. Die naturwissenschaftlichen Gesellschaften und gelehrten Akademien Europas überschütten Besser mit Ehrungen. Der bedeutendste lebende Botaniker De Candolle druckt, was wohl der Ehren größte ist, seine Beifuß-Arbeit fast wörtlich in seinem großen „Prodromus systematis regni vegetabilis" ab. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg stellt ihm die Mittel zur Verfügung, um seine Forschungen weiter auszubauen.

Und nun ist's, ohne vielerlei Nebenwerk mitzurechnen, so viel geworden, daß es für einen fast zu viel erscheint. Dennoch ist auch dies noch nicht alles, was dieser „Arbeiter" vor sich gebracht hat. Der Arztkittel, den er mit seiner Berufung nach Kremenez mit Freuden ausgezogen, sollte dennoch auch hier eines Tages wieder zu Ehren kommen. Nach einem Jahrzehnt völligen Aufgehens in seinen botanischen Beschäftigungen sieht man Anno 1818 — im gleichen Jahre, in dem das „wolhynische Gymnasium" zum Lyzeum erhoben wird — den 34jährigen Professor, wie es seinem Alter bestens zukommt, mit Luise Falvienholz vor den Altar treten, um mit ihr im Osten die Familie der Besser neu zu begründen und sein bisheriges Junggesellenleben für das Behagen eines geordneten Heims einzutauschen. Er hat nicht fehlgegriffen. Daß er in der Fremde die Deutsche fand, ist doppelter Gewinn. Frau Luise erweist sich als die rechte Gelehrtenfrau, die den still seiner Arbeit lebenden Mann mit fraulicher Herzenswärme zu umgeben und alles Störende von ihm fernzuhalten weiß. Die Ehe ist von jener Art, die gleichbleibend beglückt. Auch Nachwuchs stellt sich ein. Besser ist der zufriedenste Mann unter der Sonne. Nur eines fehlt: die Einkünfte sind knapp. Doch hat er es nicht in der Hand, sie zu vermehren? Er ist ja diplomierter Arzt, und ein tüchtiger Arzt ist gerade das, was in Kremenez fehlt. Das Diplom gilt nur für Österreich. Es müßte von einer russischen Universität anerkannt werden. Flugs ist die rote Rolle mit dem siegelbehängten Pergament hervorgeholt, der Ranzen gepackt, und schon rumpelt die Reisekutsche zum Tor nach Wilna hinaus, um ein, zwei Wochen später einen für das heilige Zarenreich patentierten Doctor medicinae in Frau Luisens Arme heimzuführen. 1821 ist es auf dem Kalender. Dr. Besser eröffnet seine ärztliche Praxis. Man weiß nicht, was man mehr an ihm loben soll, seine Tüchtigkeit oder seine menschliche Güte. Nie versagt er, zu keiner Tages- oder Nachtzeit schlägt er einen Krankenbesuch ab, mag es noch so weit über Land gehen. Bald ist seine Doktorbritschka zum volkstümlichsten Gefährt der ganzen Umgegend geworden. Zu Pferd und Wagen kommen bald auch Haus und ein richtiger, hübscher kleiner Gutshof vor der Stadt mit eignen Feldern, Wiesen und Kühen und Kälbern für die drei kleinen Bessers, die nach und nach erfreulicherweise zusammengekommen sind. Wohlstand und Familienglück können nicht vollständiger sein.

Wie ist das möglich? Wieder drängt sich die Frage auf. Wie kann das sein: eine ausgedehnte Arztpraxis in Stadt und Land — und dazu die Riesenleistungen in Schule, Garten und Wissenschaft! Muß nicht notwendig das eine oder das andere unter dieser Überfülle leiden? Keins leidet, keines mindert sich. Nur Besser wächst an Arbeitskraft und Arbeitskunst ins Unwahrscheinliche. Wie in einem bis ins Kleinste durchorganisierten Fabrikwerk surrt und schnurrt und läuft das Tag und Nacht über Treibriemen, Zahnräder und -rädchen aus der einen großen Kraftquelle ins Vielfältige. Peinlichste Präzision läßt kein Fünkchen Energie verloren gehen. Alles wird restlos ausgenützt, und das verwirrend Verschiedenartige, das am Ende herauskommt, läßt kaum noch glauben, daß es alles aus einer Kraft entstanden sei. Organisation, Genauigkeit, Ausnutzung jeder Minute, so lauten die Zauberformeln, mit denen Besser es schafft. Und er schafft es so, daß er sich, nun im Kleinen wie im Großen, im Engen des Landes wie im Weiten des Erdteils anerkannt, geehrt und geliebt findet, wie er sich's nur wünschen kann. Er freut sich darüber. Er liebt die freundlichen Zeichen der Anerkennung, wie er die Arbeit liebt, womit er sie sich ver-

dient, und betrachtet sie in stiller Besinnungsstunde wohl mit der gleichen Genugtuung wie der Krieger seine Schlachtenmedaillen.

Da liegen sie nun fein säuberlich unter dem Glas. Frau Luise stäubt sie täglich mit Andacht ab — das Dutzend Mitglieds- und Ehrendiplome der Akademien und gelehrten Gesellschaften. Berlin, London und Petersburg prangen an erster Stelle. Da sind die Briefe De Candolles und sovieler anderer berühmter Naturforscher; und aus jedem Brief und jedem Diplom ruft's ihm erfreulich zu: „Bravo, Besser, Du bist unser Mann und würdig unsres auserwählten Kreises". Dann hier die Ernennung zum russischen Hofrat. Sie hat auch ihren Wert. Doch da ist noch etwas Schöneres: das wolhynische Adelsdiplom. Noch vieles andere aber geht ihm durch den Sinn, das nicht in der Schauvitrine glänzt. Wie lieben ihn die Leute, denen er als Arzt geholfen oder zu helfen versucht hat. Wie lieben ihn seine Schüler, wie liebt ihn ganz Kremenez und das ganze Land, wieviel Sympathie und Verehrung strömt ihm aus der ganzen polnischen Gesellschaft weit und breit entgegen. Freilich, er hat ja auch redlich ihrer Kultur gedient. Er hat es im Polnischen so weit gebracht, daß längst kein Student mehr darüber lächelt. Er ist Verfasser einer Reihe polnischer Bücher. Er kann sich rühmen, gleich dem alten Anton Schneeberger, dem Schweizer, der einst im 16. Jh. als erster den Pflanzen polnische Namen gab, durch seine „altgriechischen Pflanzennamen ins Polnische übertragen" (Nazwiska roślin Grekom starożytnym znanych, na język polski przetłumaczone, Wilno 1827), an dem botanischen Sprachschatz der Polen mitgearbeitet zu haben. Und doch wird ihm keiner sagen können, daß er sich selber verloren — daß er nicht Deutscher geblieben sei. Weder das Polnische seiner täglichen Umgebung, noch das Internationale seiner lateinischen, französischen, deutschen und polnischen Schriften haben es ihm nehmen können, was er daheim im vertrauten Familienkreise als sein Eigenstes hält und hegt: an seinem Deutschtum soll ihm keiner tasten.

Ahnt es der 46jährige, daß sein Lebenswerk vollbracht ist? Daß es mit diesen 20 Jahren angespanntester Tätigkeit sein Bewenden haben muß? — Das alte, schon halb vergessene Fatum der Besser, das ihm in guter Laune diese Frist vergönnt, meldet sich wieder. Das Grauen der Cholera vereint sich mit den Wirren des Polenaufstandes von 1830/31, um das Idyll von Kremenez jäh zu unterbrechen. Den Arzt Besser läßt der mutig aufgenommene Kampf mit der Epidemie nicht zur Besinnung kommen. Da erfolgt die andere Katastrophe, die ihn vollends aus dem Boden reißt. Als Antwort des Zaren auf den niedergeschlagenen Aufstand wird 1831 das wolhynische Lyzeum geschlossen. Die Professoren sind brotlos. Besser kann sich noch glücklich schätzen, seine Praxis zu haben. Schlimm wird es dennoch auch für ihn. Zwei Jahre währt dieser Zustand. Erst 1833 kommt die Entspannung. Das Lyzeum wird mit allen seinen Instituten und Sammlungen als St. Wladimir-Universität nach Kiew verlegt. Die Lehrer erhalten ihre rückständigen Gehälter, und die namhafteren unter ihnen werden mit an die neue Hochschule übernommen. Ein Gelehrter von Bessers Rufe kann natürlich nicht übergangen werden. 1834 erhält er die Ernennung zum ordentlichen Professor der Botanik in Kiew und soll nun aus seinem geliebten Kremenez in die „goldene" Hauptstadt Altreußens übersiedeln.

In materieller Hinsicht könnte er zufrieden sein, doch geht er nicht gern. Er zieht den Umzug hin. Der Vorwand ist leicht gefunden. Seine Lieblingsschöpfung, der botanische Garten, soll nach Kiew verpflanzt werden. Das braucht Weile. Ein Jahr noch darf er in Kremenez bleiben. 1835 aber läßt sich's nicht mehr vermeiden. Er siedelt nach Kiew über und liest — lateinisch. Russisch kann er nicht und lernt es nicht. Und der Garten? Ja, der ist, wie er war. Bessers getreuer Gärtner Hoffmann läßt ihm nichts antun. Gewiß, es soll ja alles nach Kiew kommen, die „Liquidation" ist ja im Gange. Man merkt nur nichts davon. Und so „liquidiert" der Professor seinen Garten glücklich durch, bis er selbst 1838, als kaiserlicher Kollegien- und bald

darauf Staatsrat, ausgezeichnet mit drei russischen Orden, einem Brillantring vom Zaren und einer goldenen Tabaksdose von der Zarin, den Abschied nimmt und mit fliegenden Fahnen nach Kremenez, auf sein kleines Gut und zu seinem botanischen Paradies zurückkehrt, um hier in Ruhe seine Pension zu verzehren und weiterzuforschen.

Fast neun Jahre schlimmer Unrast sind nun vorüber. Selbst in dieser Zeit ist der Immertätige seiner Forscherarbeit nicht untreu geworden. Jetzt aber wird er, der rüstige 53jährige Mann, vollends ein neues Dasein beginnen. Er wird nur noch seiner Wissenschaft leben, seine früheren Gedanken in Muße zu Ende denken, wird alles sagen, was zu sagen bisher keine Zeit war. Er wird sich der gottlob wiedergewonnenen Stätte freuen, an die er sein Herz hängt, und meint, jetzt erst seines Lebens Erfüllung vor sich zu sehen. — Nicht also! Er sieht, wie alles auseinanderfällt. Wie in seinem Institut, seinem Lyzeum statt fröhlich strebender Studenten verzückte Popen ihre Gebete murmeln. Wie Kremenez immer stiller wird.

Im Juni 1842 trifft den scheinbar noch Rüstigen ein leichter Schlaganfall, der besonders sein Sehvermögen empfindlich schwächt und damit dem geistigen Arbeiter doppelt schmerzlich wird. Eine mehrmonatige Kur in Kiew bringt nur scheinbare Besserung. Heimgekehrt, erliegt der Kranke am 11. Oktober einem wiederholten Anfall, der das Ende bringt. Mit 58 Jahren bricht Willibald Bessers Leben ab. Kremenez hat ihn für immer, nicht in der Erde allein. Sein Name ist fest mit der Geschichte und dem Geiste dieser Stadt, dieses Landes und des wolhynischen Lyzeums verbunden. Nicht nur Russen und Polen aber sollen Kränze auf sein Grab legen. Auch wir Deutschen sind es ihm schuldig, dem bedeutenden deutschen Naturforscher im slavischen Osten und dem deutschen Arbeitsriesen, aus dessen Lebenswerk man schier zwei, ja drei machen könnte. Jedes der drei wäre immer noch gewichtig genug. Seine zahlreichen Veröffentlichungen bedeuten die Entdeckung der Pflanzenwelt Galiziens und Wolhyniens.

Der Initiator der ersten Eisenbahn in Kongreßpolen

Peter Steinkeller (1799—1854)

Von Hans Schmidt II, Posen

In der Peter- und Paulskirche in Koszyki wurde im Jahre 1904 eine Gedenktafel angebracht, die dankbare Bürger zu Ehren „des verdienstvollen Pioniers der polnischen Industrie" — wie die Inschrift lautet (Zasłużonemu przodownikowi polskiego przemysłu) — aus Anlaß des 50. Todestages Peter Steinkellers errichteten. Die Gedenktafel zeigt oben das Bild Steinkellers und Fabrikanlagen, in der Mitte einen Bergarbeiter, der gläubig seine Hand zu ihm erhebt. Es ist Sinnbild für das Leben und Schaffen eines genial-veranlagten Menschen, dem das Schicksal nicht vergönnte, selbst noch den Erfolg seiner Arbeit zu sehen. Sein Wirken mag als Beispiel für die ungeheure Kulturarbeit gelten, die deutsche Menschen zu allen Zeiten im ganzen ehemaligen Polen geleistet haben. Um ein klares Bild seines Schaffens zu erhalten, ist es notwendig, zuvor eine kurze Charakteristik der geschichtlichen Hintergründe zu geben.

Der polnische Staat ging seinem Verfall entgegen. Noch sammelten sich um den König Stanislaus August Poniatowski Menschen, die durch wesentliche Umgestaltungen dem staatlichen und sozialen Leben einen neuen Sinn geben wollten. Sie erkannten, daß die Zukunft entscheidend von der Belebung und der gesteigerten Anspannung aller verfügbaren inneren Kräfte abhängt. Der König selbst gab auf allen Gebieten das Beispiel, u. a. durch die (allerdings später gescheiterte) Industrialisierung des Landes. Er legte in Warschau ein Münzamt an. Im Jahre 1766 entstand dort eine Glockengießerei, in Belweder eine Steingutfabrik. Er förderte das Bergwerkwesen im ganzen Lande usf. Die Bemühungen kamen jedoch zu spät. Die Uhr des polnischen Staates war zum ersten Mal in der Geschichte abgelaufen. Die drei Nachbarn Rußland, Österreich und Preußen machten der polnischen Wirtschaft 1772, 1793 und schließlich 1795 ein Ende. Es dauerte jedoch nicht lange, und es entstand nach dem Frieden von Tilsit 1807 von Napoleons Gnaden wieder ein Gebilde, dem der Schöpfer aber nicht den Namen „Polen", sondern nur „Großherzogtum Warschau" gab. Wenn die Polen glaubten, den Franzosen für diese Tat ewig dankbar sein zu müssen und sie als Ausdruck der unzerreißbaren Freundschaft zu betrachten, so sah die Wirklichkeit bedeutend ernster aus. Waren die volkswirtschaftlichen Bedingungen schon ohnehin schwer, so mußte trotzdem das Großherzogtum die Kontinentalsperre mitmachen, die tödliche Folgen für es haben konnte. Ein Allheilmittel, das sich schon oft bewährt hatte, gab es, und es wurde auch diesmal wieder angewandt: eine ganze Reihe von Gesetzen und Verordnungen erleichterte den „Ausländern" (lies: Deutschen) die Niederlassung im Herzogtum. Man versprach ihnen Freiheit „von Konskriptionen für sich und ihre Kinder, von allen Steuern und öffentlichen Lasten . . .". War auch Europa auf dem Wiener Kongreß 1815 neu



Peter Steinkeller (1799—1854)
Der Initiator der ersten Eisenbahn in Kongreßpolen



Ludwig Geyer (1805—69)
Der Schöpfer des ersten Großbetriebes der Litzmannstädter Industrie

geordnet worden, wobei das Herzogtum Warschau wieder verschwand und aus seiner Asche unter den Fittichen Rußlands ein „polnisches Königreich" entstand, so war doch dasselbe Übel weiter geblieben. Man beschloß deshalb, die sich im Königreich niederlassenden Deutschen „von Steuern und Abgaben für 6 Jahre zu befreien, sie und ihre Söhne von der Militärpflicht und ihre Habseligkeiten vom Zoll".

Der Erfolg sollte auch nicht ausbleiben. Ströme unternehmungslustiger „Ausländer" kamen nach Polen und arbeiteten hier entscheidend am Aufbau, der von dem 1821 zum Finanzminister des Königreichs ernannten Lubecki geleitet wurde. Es ging diesem Organisator darum, im eigenen Lande für die eigene Bevölkerung selbst alles Notwendige zu erzeugen. Er setzte daher alles daran, neuentstehende Fabriken zu unterstützen, die Wollzufuhr zu sichern, Tuchmachern und Leinewebern zu helfen, den Verkehr durch gepflasterte Straßen zu erleichtern und das Wichtigste, Unterstützungsgelder bereitzuhalten. Er rief zwei Institutionen ins Leben — die „Landwirtschaftliche Kreditgesellschaft" (Towarzystwo Kredytowe Ziemskie) und die „Polnische Bank" (Bank Polski), die für das gesamte wirtschaftliche Leben von größter Bedeutung wurden. Oft wurden gerade hierdurch fähige Männer, wie auch Steinkeller, zu großzügigem Schaffen ermuntert. Eine ganze Reihe von Männern machten sich an die Arbeit. Die Industrie entwickelte und der Handel belebte sich. Frischöfen und Walzwerke wurden gebaut. Hochöfen zur Eisengewinnung wuchsen aus dem Boden, die Zinkgewinnung wurde gesteigert. Man suchte nach neuen Zink- und Salzvorkommen usw. Zu dieser Entwicklung hat in nicht geringem Maße auch der Deutsche Peter Steinkeller beigetragen, der von den Polen seiner vielen Verdienste wegen sogar zu den Ihrigen gezählt wird.

Peter Anton Steinkeller, dessen Leben hier geschildert werden soll, wurde am 15. Februar 1799 in Krakau als Sohn eines Kaufmanns geboren. Die Geburtsurkunde und andere Dokumente über seine Vorfahren sind 1852 auf seiner Heimreise nach Krakau verlorengegangen. Ein Dokument in deutscher Sprache jedoch ist aufgefunden worden, das sicherlich einen Auszug aus alten Breslauer Stadtakten darstellt. Es gibt Aufschluß über den Familiennamen. Die Steinkeller sollen demnach unter den pommerschen hochadligen Geschlechtern zu finden sein, wo sie als Wappen einen blauen Schild führen, auf dem ein rotes Herz mit drei Degen zu sehen ist. „In der Stadt Breslau sind sie ihres Alters und der Meriten wegen zu den vornehmsten adeligen Patriziern schon anno 1331 gerechnet, und der schlesischen Ritterschaft incorporirt worden." Die Familienüberlieferung besagt, daß die Steinkeller infolge religiöser oder politischer Verfolgung die pommersche Heimat verlassen und nach der Schweiz auswandern mußten, daß sie dann eine Zeit in Venedig und Wien gewohnt haben, wo sie sich mit Handel beschäftigten. Sicherlich wanderte der Großvater aus Schlesien nach Krakau aus. In amtlichen Dokumenten wird auch immer festgestellt, daß der Vater bereits ständiger Bürger Krakaus und zur Zeit des Herzogtums Warschau ein bekannter Kaufmann war. Er bekleidete damals nämlich das Amt eines Richters im Handelstribunal. Seinen Sohn Peter, den ältesten von 5 Kindern, der auch im Testament für den Kaufmannsberuf bestimmt war, ließ er in Wien erziehen. Wie ein Zeitgenosse berichtet, sprachen beide Eltern nicht Polnisch und waren „verbissene Deutsche". Nach dem Tode des Vaters Josef Steinkeller führte die Witwe mit dem Buchhalter Karl von Scholtz das Geschäft weiter, bis Peter nach Übernahme seines Erbes das Geschäft in Krakau im Jahre 1826 auflöste und nach Warschau übersiedelte. Der Vater hatte bereits mit Warschau Handelsbeziehungen angebahnt und als seinen Korrespondenten Jean Anthonin entsandt. Schon als junger Mensch war auch der Sohn, als sich die Beziehungen mit Warschau immer mehr belebten, oft in Geschäftssachen des Vaters in Warschau. Er lernte hier Fräulein Anthonin, die Tochter Jean Anthonins, kennen, die er nach der Übersiedlung nach Warschau zu seiner Lebensgefährtin wählte.

Für Steinkeller war das Gebiet der Freien Stadt Krakau sicherlich zu klein. Deshalb zog er nach Warschau, wo er mehr Entfaltungsmöglichkeiten erhoffte. Hier wurde er auch gleich in die Bürgerversammlung aufgenommen und am 6. Mai 1826 unter Nr. 252 in das Warschauer Kaufmannsbuch eingetragen. „Scharf und eindringlich im Enträtseln der wirklichen Notwendigkeiten des Landes, unermüdlich im Entwickeln und Ausführen seiner Einfälle, wurde der junge Industrielle hier bald die Seele aller Unternehmungen, die das öffentliche Wohl zum Ziele hatten." Diesen Platz hat er nicht eher verlassen, bis seine materiellen und geistigen Kräfte völlig erschöpft waren. Bis ihn aber dieses traurige Schicksal ereilte, hat er Taten vollbracht, die auch nach seinem Tode von ihm zeugen sollten.

Aus wirtschaftlichen Gründen war Steinkeller nach Warschau gekommen. Der wichtigste war wohl der Kontrakt vom 25. Juni 1825, den Steinkeller noch in Krakau mit der kongreßpolnischen Regierung über die Salzlieferung abgeschlossen hatte. Das Salz, eines der wichtigsten Artikel des täglichen Bedarfs, hatte die königliche Staatskasse vor dem Erscheinen Steinkellers zu hohem Preise von der österreichischen Regierung aus den Bergwerken in Wieliczka gekauft, da in Kongreßpolen kein Vorkommen ist. Im Jahre 1826 ging der Kontrakt, den die Regierung über den Transport des gekauften Salzes mit dem Juden Schmul Berek abgeschlossen hatte, zu Ende. Unter günstigeren Bedingungen schloß nun Fürst Lubecki als Vertreter der Regierung am 25. Juni 1825 mit Konstantin Wolicki und Peter Steinkeller, „dem Bürger und Bankier der Freien Stadt Krakau", einen Vertrag auf 10 Jahre über die Zufuhr des Salzes bis zum 1. April 1836 ab. Zur Sicherung gaben Wolicki und Steinkeller eine Kaution von 400 000 polnischen Gulden. Sie waren verpflichtet, jährlich 100 000 Wiener Zentner Salz zu liefern, wofür sie der österreichischen Regierung 800 000 polnische Gulden zahlen sollten, die den Unternehmern nachher von der polnischen Regierung zurückgegeben werden sollten. Artikel 5 des Vertrages besagt ferner, daß die Unternehmer auf eigene Kosten eine Flotte anschaffen und in 2 Jahren 100 Segelboote und ein Dampfboot bauen müssen. Damit verwirklichte sich zugleich der Wunschtraum Lubeckis von einer Schiffahrtsgesellschaft auf der Weichsel.

Indem man den Unternehmern außer dem Salztransport auch die Zufuhr aller Bergwerkerzeugnisse auf mindestens 5 Jahre übertrug, wollte man hierbei noch einen Vorteil für das Land erreichen. Man verpflichtete sie nämlich, Gräben und Bergbauanlagen in der Gegend von Kunowo, Ruda und Brody zu errichten. In der Handelsgemeinschaft übernahm Wolicki den Bau der Flotte, den Ankauf von Kähnen (sog. berlinki), sowie den Bau von Fabriken in Kunow, Steinkeller die Salzlieferung. Und diese Aufgabe verlangte eine wirklich ausgezeichnete Organisation. Die Organisationsgabe aber brachte Steinkeller ja mit. Da alle Transporte aus Wieliczka durch Krakau mußten, errichtete er hier ein Büro und verschickte das Salz von hier aus in die Magazine Kongreßpolens. Die Salzmagazine wurden in 7 Gruppen eingeteilt und jede einem entsprechenden „Subinterpreneure" übertragen, nachdem noch einige Teilhaber, wie Karl Scholtz und Anton Hoelzel, in das Unternehmen aufgenommen worden waren.

Der aus der Salzlieferung erzielte Gewinn wird nicht hoch gewesen sein, obwohl viel Zeit und Mühen damit verbunden waren. Doch auch für Steinkeller war das Wichtigste, daß er die Aufgabe zur Zufriedenheit der Regierung und des ganzen Landes ausführte. Schließlich hatten ja alle dazu einen Grund, da er die Preissenkung für das Salz bei der österreichischen Regierung erwirkte. Als Steinkeller die Lieferung übernahm, zahlte die polnische Regierung 8 polnische Gulden für den Zentner. Im Jahre 1828 nun fuhr Steinkeller nach England, Deutschland und Österreich, um die dortigen Verhältnisse kennenzulernen. Dank seiner Beziehungen und seiner Energie konnte er durch Drohungen, von England in Zukunft Salz zu kaufen, im Februar 1829 in Wien einen Vertrag abschließen, in dem die österreichische

Regierung in die Herabsetzung des Preises auf 3 polnische Gulden und 16 Groschen für den Zentner einwilligte.

Auf diesen Erfolg hätte Steinkeller wirklich stolz sein können. Wie er jedoch darüber dachte, geht aus einem Briefe hervor, den er und sein Handelspartner Karl Scholtz im Jahre 1832 an den Geheimrat Engler über die Vorteile der Preissenkung des Salzes schrieben: „Der Gewinn, der sich daraus ergibt, wird mindestens 22 Millionen für die Dauer des Kontrakts betragen, ein Gewinn, auf den die Unterzeichneten stolz sind, für ihr Vaterland herbeigeführt zu haben, ohne ihr eigenes Geschäft (dabei) zu suchen."

Steinkeller brauchte nun jemanden, der ihn in seinen weitverzweigten Unternehmungen finanziell stützen könnte. Er fand die Hilfe in der „Polnischen Bank", die ihre Aufgabe gerade darin sah, fähigen Leuten weiterzuhelfen. Die Bank traute mehr den Fähigkeiten und dem moralischen Werte dieses jungen Industriellen, als den materiellen Sicherheiten, über die er noch gar nicht verfügte. Obwohl er nur eine Hypothek eines Hauses, das er selbst um 40% mit 120 000 polnischen Gulden überzahlt hatte, aufweisen konnte, eröffnete sie ihm ein Kreditkonto und gab ihm auf dieses Objekt einen Kredit von 250 000 polnischen Gulden. Die Bank sollte sich nicht getäuscht haben, denn nach der Renovierung konnte Steinkeller das Haus 10 Jahre später für 400 000 polnische Gulden verkaufen. Dieser Kredit jedoch versetzte den jungen Unternehmer in die Lage, seinen Verpflichtungen in dem Salzgeschäft nachkommen zu können.

Auch von der Organisationsgabe Steinkellers sollte sich die Bank bald überzeugen. Er verstand es ausgezeichnet, die Fähigkeiten einzelner Menschen zu erkennen und sie an den Platz zu stellen, an dem sie am meisten leisten konnten. So übertrug er Karl Scholtz die Leitung der Leinenfabrik in Zyrardów, ein in der damaligen Zeit kühnes Unternehmen, das jedoch bald dem Staate größten Nutzen bringen sollte. Steinkeller gehörte auch zu den „Freiwilligen", die, von Lubecki angeregt, sich entschlossen, Baumwollfabriken anzulegen. Doch alle Pläne wurden durch die politischen Ereignisse durchkreuzt, um erst später wieder in Angriff genommen werden zu können.

Der polnische Novemberaufstand der Jahre 1830/31 gab dem Russischen Kaiserreich die Handhabe, ein neues Zollgesetz einzuführen, das sich für Kongreßpolen überaus unvorteilhaft auswirkte. Bisher konkurrierten die Erzeugnisse Kongreßpolens nicht nur im Kaiserreich, sondern auch in Asien, zumal seit 1825 der Transit preußischer Woll- und Baumwollwaren durchs Kaiserreich verboten war. Infolgedessen entfaltete sich die Wollindustrie im „Königreich". Die Ausfuhr stieg zugunsten Polens mit jedem Jahre. Das neue Zollgesetz führte eine Abgabe von 3—15% für fertige Waren ein, beschnitt das Ausfuhrrecht nach Asien und unterband es bald darauf (1834) völlig. Das hatte einen jähen Wandel zur Folge. Die gesamte Tucherzeugung verfiel, der Handel erlahmte.

Dieser Zustand ermöglichte es Steinkeller wieder, seine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Sein Unternehmungsgeist war durch solche Maßnahmen nicht zu brechen. Er stand nur vor der Notwendigkeit, die Richtung zu ändern. Die östlichen Absatzmärkte mußten aufgegeben werden, und an ihre Stelle mußten in verstärktem Maße die inneren Märkte treten.

Das Scheitern des Novemberaufstandes war aber auch nicht ohne Folgen für die Salzlieferung Steinkellers. Der Aufstand brachte die strenge Aufsicht der österreichischen und preußischen Grenze und erschwerte den Transport des Salzes sehr. Der Schiffsverkehr verzögerte sich, zur Landbeförderung fehlten oft Pferde und die Unkosten stiegen ungemein. Nur durch Kredite der Bank konnte Steinkeller seine Verpflichtungen erfüllen. Obwohl die Regierung sich zur völligen Entschädigung unvorhergesehener Unkosten verpflichtet hatte, hatte Steinkeller doch vielerlei Scherereien und

Verluste. Aber trotzdem muß der Transport ein gewinnbringendes Unternehmen gewesen sein, da Steinkeller 1836 und 1842 den Vertrag erneuerte und fast bis zum Ende seiner Warschauer Tätigkeit sich damit beschäftigte. Durch die Kriegsereignisse waren die Geschäfte sehr verworren, um so mehr, als Wolicki auswanderte und Steinkeller sich mit ihm auseinandersetzen mußte, und auch hierbei hatte er Verluste. Die Kähne, die er von Wolicki gekauft hatte, waren von beiden Heeren zu Brückenbauten verwandt, vernichtet oder verbrannt worden, so daß er von 42 nur 14 bedeutend beschädigte vorfand. Dieser Reinfall war auch ein Anlaß zum zeitweisen Abstieg.

Aber das alles konnte Steinkellers Energie nicht brechen. Die Kredite der „Polnischen Bank" wuchsen ständig. Um die Verluste in der Salzlieferung zu decken, suchte der Unermüdliche neue gewinnbringende Arbeit. Und nun begann, ungefähr um 1835, die erfolgreichste und schönste Zeit seines arbeitsreichen Lebens.

Um eine Forderung von 120 000 polnische Gulden zu retten, hatte Frau Alexandra Anthonin 1832 die Güter Żarki, im Kreise Lelow bei Olkusch in der Woiwodschaft Krakau, für 593 972 polnische Gulden bei einer Versteigerung erworben und zu ihrem Verwalter Peter Anton Steinkeller gemacht. Im Jahre 1835 kaufte nun Steinkeller die Güter von seiner Schwiegermutter für 600 000 polnische Gulden. Er hatte jetzt freie Hand, seine Pläne auszuführen, und zugleich steigerte sich durch diesen neuen Besitz sein persönlicher Kredit bei der Bank. Das war angesichts der neuen politischen Lage sehr erfreulich. Die deutliche Repressaliengesetzgebung, die nach 1831 in Kraft trat, ließ als einzige wirtschaftliche Entfaltungsmöglichkeit fast nur das Bergbauwesen unbetroffen. Diese Tatsache erkannte Steinkeller, und er lenkte deshalb seine Energie in diese Richtung. Als Hauptaufgabe sah er die Steigerung der Zinkproduktion an. Bisher war es wirklich übel mit diesem Wirtschaftszweig bestellt. Es gab damals 3 staatliche Zinkhütten: in Będzin, Dąbrowo und Niemcy. Außerdem bestanden noch private, die der großen Unkosten wegen jedoch stillstanden. Die Produktionskosten für einen Zentner Zink betrugen nämlich 14 polnische Gulden, während der Marktpreis nur 10—11 polnische Gulden ausmachte und der Absatz außerdem noch fehlte. Doch gelang es der „Polnischen Bank" als dem Verwalter, diese Schwierigkeiten zu meistern. Die Produktionskosten ließen sich verringern, und neue Absatzmärkte konnten erschlossen werden, so daß der Preis auf 15 p. G. für den Zentner stieg.

Dieser Aufschwung lenkte die Aufmerksamkeit der Industriellen auf die Zinkgewinnung, und die Bank konnte schon 1835 mit Steinkeller, der sich mit englischen Kapitalisten verbunden hatte, einen Vertrag abschließen, in dem er sich verpflichtete, 5 Jahre hindurch 60 000 Zentner Zink zum Preise von 15 p. G. abzunehmen. Der Kontrakt war günstiger für die Bank als für Steinkeller. Die Tatsache, daß er ihn trotz Kenntnis der wahren Lage abschloß, zeugt jedoch von der Kühnheit des Unternehmers und dem Vertrauen zu seinen Kräften. Durch seine Initiative entfaltete sich nicht nur die Zinkerzeugung, sondern er machte es überhaupt erst zu einem Handelsartikel. Mit Hilfe von englischem Kapital erbaute er in London ein Walzwerk, das das aus Polen gebrachte Zink in Blech umarbeiten sollte. Damit sich das Walzwerk wirklich entfalten könne, war es notwendig, daß Steinkeller über die gesamte polnische Zinkerzeugung verfüge. Deshalb schloß er schon im Jahre 1836 mit der „Polnischen Bank" einen neuen Vertrag ab, der ihm bis zum Jahre 1856 die gesamte staatliche Erzeugung sicherte. Weiter wurden ihm alle Zinkhütten, das Walzwerk Sławkowska und alle staatlichen Galmeigruben übergeben, wofür er sich verpflichtete, den eigenen Bedarf des Landes in dem Walzwerk zu Sławkowska zu decken, die Gruben in Olkusch zu entwässern usw. Als Pacht sollte er jährlich 600 000 p. G. entrichten, solange die Produktion nicht 110 000 Zentner übersteige.

Dieser Vertrag enthielt schon den Anlaß zum Niedergange Steinkellers, aber es folgten vorerst 9 Jahre höchster Blüte. Es gab fast kein Unternehmen, mit dem

Steinkeller sich nicht befaßte. Seine Arbeit erstreckte sich sowohl auf Warschau als auch auf sein neues Besitztum Zarki.

In Warschau kaufte er von der „Polnischen Bank" im Jahre 1835 eine Dampfmühle für 1 500 000 p. G., die die Bank ein Jahr zuvor für 535 000 p. G. erworben hatte. Steinkeller kaufte die Mühle, um das inländische Mehl nach England auszuführen. Der Plan wurde aber von Preußen, das eine Konkurrenz befürchtete, durch Zollerhöhung vereitelt. Es blieb nur die Inlandskonkurrenz übrig. Die Voraussetzung dazu war eine erhebliche Herabsetzung der Erzeugerunkosten. Das war keine geringe Aufgabe, doch er wußte mit ihr fertig zu werden. Von jetzt ab begann eine Reihe von Verbesserungen und fast vollkommener Umgestaltungen dieses Werkes, die die Monopolstellung der bisherigen Konkurrenz beseitigten und auch eine Preissenkung zur Folge hatten. Er verbesserte die Maschinen, führte amerikanische Beutelsiebe und Eisenloren ein, dann erbaute er riesige Speicher. Weiter wurde auf seine Veranlassung eine Kunststraße vom Stadtteil Nowy Swiat zur Weichsel gebaut, Schutzwälle, die den ganzen Stadtteil vor der Flut schützten, wurden aufgeworfen und Dämme, die das Hochwasser lenkten. So hat er fast 800 000 p. G. zur Verbesserung der Werke verwandt, und doch warfen nur die Speicher Gewinn ab. Die Mühle selbst brachte nur Verluste, aber für das ganze Land war ihr Vorhandensein von größter Bedeutung. Die Dampfmühle zwang durch ihr gutes Mehl nämlich auch die anderen Mühlen dazu, ihre Erzeugnisse zu verbessern bzw. den Preis zu senken. Schon allein aus diesem Grunde waren ihm die Mitmenschen zu Dank verpflichtet.

Nach genauen Prüfungen der örtlichen Verhältnisse ging Steinkeller dazu über, eine Ölpresse und ein Sägewerk auf dem Gelände der Mühle anzulegen, um so die Kraft völlig ausnutzen zu können. Dazu kamen noch andere Produktionszweige, die alle mit dem Werk verbunden waren. Das alles tat er aus einem inneren Schaffensdrange. Man kann wohl wirklich nicht sagen, daß er persönliches Wohlleben damit erstrebt hat. Auch seine Zeitgenossen legen ein rühmliches Zeugnis von seiner unermüdlichen Tätigkeit ab. So lesen wir in der Warschauer Zeitung (Gazeta Warszawska vom 17. Juli 1852) u. a.: „Es ist allen bekannt, welch ungeheure Entfaltung Peter Steinkeller seinen Werken in den verschiedenen Fabrikationszweigen verschaffte. Neben der Dampfmühle erhoben sich neue Werkstätten, wie neue Stämme, auf denen sich Schwärme aus diesem alten Bienenstock niederließen. An einem ununterbrochenen Bande zogen sich Schmieden, Schlosserwerkstätten, Stellmachereien, Tischlereien, Lackieranstalten, Schuppen für landwirtschaftliche Maschinen, Hallen für Fahrzeuge, Mehl, Grütze, Öl, Furniere, Bretter, Waschfässer, Brennholz, Fliesen, Tonröhren, Balkons hin usw." 700 Arbeiter fanden in diesen Anlagen ihr Brot. 1852 jedoch standen sie vor einem Nichts. Die gesamten Werke Steinkellers waren ein Raub der Flammen geworden. Doch Steinkeller hatte das allgemeine Wohl im Auge und begann sofort, von neuem Fundamente zu legen. Maschinen und Motore wurden aus Berlin bezogen, ja selbst der Ton zu den Ziegeln, obwohl man auch bei Warschau Ton fand. Doch der Wasserweg kostete weniger als das Herbeischaffen des polnischen Tones auf den „polnischen Wegen".

Nach der ausführlichen Beschreibung der neuen Anlagen schließt der Berichterstatter: „Wieviel nützliche Sachen verdanken wir dem Eifer, dem unternehmenden Geiste, der Sorge um das allgemeine Wohl und den Bemühungen Herrn Peter Steinkellers. Die Verbreitung des Zinks, die Einführung beguemer Posthutschen, die sogar volkstümlich unter dem Namen „Steinkellerki" bekannt sind, die Verbesserung der Droschken, die Einführung vieler praktischer landwirtschaftlicher Maschinen, die Anlage von 5 großen Speichern an der Weichsel in der Nähe der Dampfmühle, schließlich die Herstellung vernünftiger Kacheln und Dränen, und viel vergessen wir noch — das sind die jedem sichtbaren wichtigen Verdienste Herrn Steinkellers, die einen Anlaß zu unserem Danke darstellen. Und kein Wunder, daß seinen

Namen jeder kennt und alle ihn mit Ehrfurcht aussprechen, der Reichste und der Ärmste!"

Er war ja auch der Mann von Idee, Geist und Tat. Denn außer den aufgeführten Unternehmungen in Warschau — ganz zu schweigen von Zarki — hatte er noch eine landwirtschaftliche Maschinenfabrik in Solec. Die meisten in dieser Fabrik hergestellten Geräte waren eine Neuheit für die polnische Landwirtschaft. Dadurch allein hat sich Steinkeller um die Landwirtschaft des Landes verdient gemacht. Aber er führte außerdem noch vielfache Verbesserungen ein, denn er war zugleich qualifizierter Landwirt und fortschrittlich, wie keiner seiner Zeitgenossen. Von jeder Auslandsreise brachte er nämlich einen reichen Schatz nützlicher Erfahrungen mit und versuchte, sie sogleich dem Heimatlande nutzbar zu machen. So wurde Zarki das Experimentierfeld und die Schule der Volkswirtschaft. Hier wandte er zunächst künstliche Dünger an, als einer der ersten ließ er Rassevieh aus der Schweiz kommen, führte neue Eiseneggen, Sämaschinen, belgische Pflüge ein. Besonders eifrig beschäftigte ihn die Dränierung, worüber er selber einen Aufsatz veröffentlichte.

Nachdem er die Dränierung der Felder in Zarki durchgeführt hatte, ging Steinkeller daran, die landwirtschaftliche Erzeugung rationell auszunutzen. Jedes Erzeugnis sollte auf der Stelle verarbeitet werden. Deshalb entstanden in Zarki eine amerikanische Mühle und Bäckerei, Destillation, Zuckerfabrik und die Brauerei in Jaworznik. Daneben schuf er noch etwas Neues von großem Werte: industrielle Anlagen, und hierin hat Steinkeller wirklich Staunenswertes geleistet. Als Erstes legte er in Zarki eine Maschinenfabrik an, deren Produktion so bedeutend war, daß er die Leitung dem bekannten Techniker Philippe de Girard übergab und, um mit den englischen Maschinen konkurrieren zu können, die damals in Polen als die besten galten, berief er auch englische Mechaniker hierher. Eine Liste der bestellten Maschinen zeigt die Vielseitigkeit des Unternehmens, und daß die Maschinen nicht schlecht gewesen sein müssen, beweist der Umstand, daß das Bergbauamt sie jahrelang benutzte. Doch die Fabrik bestand nicht lange. Als im Jahre 1843 das Bergbauamt von der Bank abgezweigt wurde, konnte sie die Konkurrenz mit der Fabrik in Solec nicht lange aushalten. Sie übernahm immer mehr nur Privataufträge und legte sich besonders auf die Fabrikation von Fahrzeugen nach englischem Muster, die dann in ganz Kongreßpolen als „Steinkellerki" bekannt waren. Er selbst richtete auf eigene Kosten Wagen-Kuriere auf den Strecken von Warschau nach Krakau, Kauen, Brest am Bug, Kalisch, Posen und Thorn ein. Die Mehrheit der öffentlichen Meinung glaubte anfangs nicht, daß sich das Unternehmen bezahlt machen würde, und doch hat die Erfahrung gezeigt, daß es einer der besten Entschlüsse Steinkellers war, denn es brachte in den Jahren bis zur Eröffnung der Eisenbahn Warschau—Wien einen Reingewinn von fast 16 000 Silberrubeln. Es war außerdem im Augenblick die einzige Möglichkeit einer Verkehrssteigerung und Postbeförderung.

Diese Verkehrsbelebung genügte aber Steinkeller durchaus nicht. Neben Henryk Lubieński ist er der Initiator des Baues der Eisenbahn Warschau—Skierniewice—Petrikau bis zum Anschluß an die Wiener Bahn. Sein rühriger Geist gab ihm nicht eher Ruhe, bis der Bau der Bahn begonnen wurde, da er von den außerordentlichen Erfolgen gehört hatte, die die neue Erfindung in Westeuropa gezeitigt hatte. Der Plan brachte seinen Schöpfern anfangs zahlreiche und schmerzliche Proteste ein. Die polnischen Zeitgenossen waren für seine gigantischen Unternehmungen noch nicht reif. Sie konnten nicht verstehen, daß der Verkehrsweg entscheidend auf die Entwicklung des Wohlstandes der ganzen Bevölkerung einwirken könne. Sie machten Steinkeller zum Vorwurf, daß er Geld verschwende, daß der Bau einer Eisenbahn in einem wenig industrialisierten Staate, wie es Polen war, mehr schädlich als nützlich sein werde. Steinkeller fuhr nun selbst ins Ausland, um die Frage zu studieren, und schon im Jahre 1838 legte er der Regierung eine Bitt-

schrift vor. Er schlug vor, im Laufe von 3—4 Jahren einen Eisenweg von Warschau über Skierniewice und Petrikau bis zur österreichischen Verbindung, die nach Wien führte, zu bauen. Den Gedanken eines Eisenbahnweges von Warschau an die österreichische Grenze hatte Steinkeller schon im Jahre 1834 gefaßt, kurz nach der Übernahme der Bergwerke des Königreichs durch die Bank.

Mit Hilfe der Regierung gelang es Steinkeller, eine Aktiengesellschaft mit 21 Millionen Kapital zustande zu bringen, wobei die „Polnische Bank" die Sicherung übernahm. In einem ausführlichen Brief an den Statthalter Paszkiewicz legte Steinkeller seine Gründe dar. Es heißt darin, daß die Handelsbeziehungen Polens sich ums Zehnfache steigern werden ... Warschau werde Mittelpunkt des großen Handels werden, Polen werde sich an dem europäischen Transithandel bereichern. Aber bevor es soweit war, tauchten erst einmal technische und finanzielle Schwierigkeiten auf. Zugleich tauchte auch die Frage auf, ob nach amerikanischem System gebaut werden sollte, wobei nämlich als Motor Pferde verwandt wurden. Dann sollte eine Lokomotive nur teilweise verkehren, die Strecke überall eingleisig sein usw. Nur durch Steinkellers Initiative beschloß man, an den Stationen Doppelgleise zu bauen. Das Fehlen eines konkreten Planes und besonders die Notwendigkeit, Änderungen durchzuführen, die dem technischen Fortschritt entsprachen, waren ein Grund dafür, daß das geplante und begonnene Unternehmen erst verschleppt und dann gänzlich aufgegeben wurde

Und gerade jetzt ließ der Gigant Steinkeller nach. Es stellte sich heraus, daß das amerikanische System mit flachen Schienen und Längsschwellen den Erforderungen nicht mehr gewachsen war und deshalb das englische System mit Querschwellen eingeführt werden mußte. Da aber eine große Menge Schienen bereits gekauft waren, brachte der Wiederverkauf allein einen Verlust von 2 Millionen p. G. Da die Baupläne auf Grund des englischen Systems gemacht waren, waren jetzt auch noch fast 10 Millionen p. G. mehr Kapital notwendig. Infolge der neuen Verbesserungen und Anforderungen wuchsen die Schwierigkeiten ständig. Sogar die zuerst veranlagten 21 Millionen ließen sich nicht zusammenbekommen. Steinkeller selbst suchte Aktienkäufer und fand sie in dem Wiener Handelshaus Steiner & Co. Dieses Haus verpflichtete sich, Aktien für 8 400 000 p. G. abzunehmen, aber infolge der politischen Ereignisse war es Steiner Mitte 1841 nicht möglich, die Aktien zu erwerben. Der Umstand brachte den Unternehmern wieder eine Niederlage bei, nur sehr gering blieben schließlich die Kasseneinkünfte aus den verkauften Akten. Ob für die Verluste immer Steinkeller verantwortlich war oder die ihm gleichgeordneten polnischen Herren, steht nicht fest.

Die Lage schien aussichtslos. Zum Letzten gezwungen, überreichten die Erbauer der Bahn im Jahre 1842 dem Direktor des Hauptschatzamts eine Denkschrift, die die Unmöglichkeit der Weiterführung der Arbeit schilderte und die Regierung bat, die Gesellschaft sich auflösen zu lassen und sie von dem mit der „Polnischen Bank" abgeschlossenen Vertrage zu lösen. Die Auflösung erfolgte im Mai 1842, und das ganze Geschäft ging in die unmittelbare Verwaltung des Schatzamts über. Die Arbeiten mußten eingestellt werden. Die Ausgaben waren um 5 Millionen p. G. höher als die Einnahmen, und das konnten Privatleute länger nicht aushalten. So hat Steinkeller den Bau der Eisenbahn nicht beendigen können. Doch bleibt ihm das Verdienst, daß er durch seine Energie und Arbeit den Anlaß gegeben hat und den Nachfolgern die Ausführung ermöglichte.

Trotzdem wurde Steinkellers Unternehmungsgeist auf anderen Gebieten nicht geschwächt. Der Gedanke an die Gründung einer Baumwollspinnerei und Weberei, den die Ereignisse der Jahre 1830/31 zunichte gemacht hatten, kam wieder auf. Inzwischen hatte das Tuchmachergewerbe in Lodsch, Pabianitz, Turek, Kolo, Tschenstochau und Zdunska Wola eine gewisse Blüte erreicht. So faßte auch Steinkeller

den Entschluß, in Zarki eine große Baumwollspinnerei anzulegen, in der 900 Arbeiter beschäftigt werden sollten. Der Augenblick war auch wieder günstig. Am 21. April 1850 nämlich wurde die Zollgrenze zwischen Rußland und Polen aufgehoben und dadurch der Industrie in Polen und besonders den Tuchfabrikanten neue Märkte geöffnet. Aber infolge der großen Mißerfolge, die Steinkeller ereilt hatten, begann in dieser Zeit schon sein Kredit zu schwinden, und auf eigene Faust konnte er den großen Plan nicht mehr ausführen. Er wandte sich deshalb um Hilfe nach Deutschland und schloß mit Lindheim aus Breslau einen Vertrag, worin er auf jeden Eigengewinn verzichtete. Ganz offensichtlich trat hier sein Bestreben zutage, den einheimischen Handel zu beleben und die soziale Lage der Arbeiter zu bessern. Der Erfolg blieb aber diesmal aus, denn schon ereilte ihn der Zusammenbruch, der sich langsam, fast unsichtbar vorbereitet hatte.

Schon seit 1845 war Steinkeller in Geldsorgen. Er konnte zwar noch von Privatpersonen Kredite aufnehmen, die keine materiellen Garantien verlangten. Bei der „Polnischen Bank" stiegen ihm die Schulden langsam über den Kopf. 1844 betrugen sie 1 700 000 Silberrubel, 1846 schon über 1 800 000 Rubel. Auf dem Wege eines Vergleichs ging Steinkellers Haus in den Besitz der Bank über. Aber das half wenig. Am 1. Januar 1852 betrugen die Forderungen der Bank mehr als 2 700 000 Rubel. Nachdem schon mehrere Vergütungen abgezogen worden waren, blieb immerhin noch die Summe von 1 800 000 Rubel. Zur Tilgung gab Steinkeller sein gesamtes Hab und Gut ab, so seine Häuser, Fabriken, das Gut in Zarki, das Zinkwerk in London, seine Segelboote und die Salzvorräte, mit einem Wort — alles. Es blieb ihm nur ein Gut in Galizien, die Pachtung einer Gipsgrube bei Krakau, ein Haus in Krakau, ein kleines Haus in Warschau und einige „ungewisse Aktiva", alles mit Hypotheken überladen.

Mit Bitterkeit erfüllt und völlig überarbeitet kehrte er müde in seine Vaterstadt Krakau zurück und beendigte hier am 11. Februar 1854 seine arbeitsreichen Tage.

Betrachtet man nun zusammenfassend das Leben des „Gescheiterten", so steht wohl fest, daß er seine Arbeit um der Sache willen verrichtete. Er wäre bestimmt reich geworden, wenn er irgendwann mal an den eigenen Nutzen gedacht hätte. „Sein Auge leuchtete vor Eifer; das Gesicht, gewöhnlich kalt und ernst, strahlte von einer eigentümlichen Erregung, wenn er erzählte, was er im Auslande gesehen hatte und nun auf die väterliche Scholle verpflanzen wollte. Im Besitze von Millionen hätte er ein angenehmes Leben führen können. Er verzichtete freiwillig auf das Vergnügen, die Reichtümer zu gebrauchen. Er scheute nicht Schwierigkeiten und Bemühungen, um dem Lande die Bürgerpflicht zu erfüllen — so wie er sie auffaßte —, und diesem edlen Ziele opferte er den größten Teil seines Vermögens." Dieser Dienst an der Gesamtheit überstieg die Kräfte einer Einzelpersönlichkeit. Dazu kamen das Mißgeschick mit fremden und eigenen Leuten, die er nach sich selbst beurteilte und die ihn deshalb öfters enttäuschten, der Brand in Solec, das Fehlen von Bankinstituten, die ihn hätten stützen können, usw.

Wenn der eingangs erwähnte Arbeiter auf der Gedenktafel, die zum Andenken Steinkellers gestiftet wurde, in ihm seine Hilfe sieht, entspricht das den Tatsachen, denn jeden, auch den niedrigsten, hörte Steinkeller geduldig und liebenswürdig an, half ihnen, wo er nur konnte. Für die arme Bevölkerung in Zarki gründete er eine neue Bäckerei, die gesundes gutes Brot herstellte, sorgte für gesunde Wohnungsverhältnisse und eine gediegene Ausbildung der Jugend in seinen Werken. Oft führte er Techniker und Handwerker aus dem Auslande herbei, weil polnische Facharbeiter fehlten, um der Jugend gute Lehrmeister zu geben.

Steinkeller hat an der Spitze der Aufwärtsentwicklung in Kongreßpolen gestanden. Konnte er an seinem Lebensende auch nicht freudig seine Vergangenheit überblicken, so durfte er doch die Gewißheit haben, daß er das Fundament zu neuer Entwicklung

durch seine rastlose Arbeit gelegt hatte. Daß aber derjenige, der so viel für das polnische Volk getan hat, wirklich ein Deutscher gewesen ist, geht daraus hervor, daß sein Vater ein eingefleischter Deutscher (zabity Niemiec) war und ebenso wie die Mutter weder polnisch dachte noch sprach, daß die einzigen Familienaufzeichnungen, die er selbst hinterlassen hat, deutsch geschrieben waren.

Daß der Gigant Steinkeller, nachdem er die Aufwärtsentwicklung in erstaunlicher Weise gefördert hatte, selber stürzte, lag an zwei Ursachen: an den politischen Wirren und Schwierigkeiten sowie an der Verständnislosigkeit der meisten polnischen Zeitgenossen, denen Steinkeller in seinem ungestümen Wollen um Jahrzehnte vorauseilt war.

Der Schöpfer des ersten Großbetriebes der Litzmannstädter Industrie

Ludwig Geyer (1805—69)

Von Dr. Walter Bloch, Posen

Der Name des Fabrikanten Ludwig Geyer, dessen Nachkommen bis in die Gegenwart ihren Sitz in Lodsch haben, taucht im Zusammenhang mit der Gründung der Industrie in diesem Gebiet zuerst im Bericht des masovischen Woiwoden Rembielińśki vom 7. November 1826 auf. Ludwig Geyer, der zusammen mit Johannes Linke erwähnt wird, fordert als Bedingung für seine Übersiedlung nach Polen die Einfuhr einer bestimmten Menge eigener Garne zu $^2/_5$ des normalen Zolls. Auf eine Geldanleihe verzichte er, dagegen brauche er das eingeführte Garn als Betriebskapital, um seine Fabrik in Lodsch schnell ausbauen zu können. Geyer hat bei den nun aufgenommenen Verhandlungen mancherlei Widerstände zu überwinden. Die Behörden lassen sich reichlich Zeit, ehe sie den Vertrag genehmigen. Bevor man die endgültige Formulierung festlegt, trifft Geyer im Januar 1828 mit seinen Eltern in Lodsch ein. Er bringt seine Fabrikeinrichtungen mit und einen Teil seiner Warenvorräte, so 12 Zentner sächsisches Gewicht Baumwollgarn und Farben.

Ludwig (Louis) Geyer wurde am 7. Januar 1805 in Berlin als Sohn von Adam Christoph und Sophie Charlotte Geyer geb. Tietze geboren. Er war evangelisch-augsburgischen Bekenntnisses. Sein Vater besaß eine Baumwollfabrik in Neugörzdorf bei Löbau in Sachsen. Der Vater begleitete den Sohn nach Lodsch, trat jedoch jetzt gleich in den Hintergrund.

Ludwig Geyer unterschrieb den ersten Niederlassungsvertrag in Warschau zusammen mit dem Leiter der Fabrikabteilung Benedikt Tykel, der bei seinem Deutschlandbesuch auch Geyer aufgesucht und ihn zur Übersiedlung nach dem Osten veranlaßt hatte. Der Schlußvertrag wurde am 9. August 1828 mit der masovischen Woiwodschaftskommission abgeschlossen. Er ist in deutscher und polnischer Sprache aufgesetzt und umfaßt 10 Paragraphen. Die wichtigsten Bestimmungen des Vertrages lauteten: Geyer verpflichtet sich, innerhalb von 10 Jahren 100 Webstühle auf eigene Rechnung zu errichten und zu beschäftigen, und zwar in einem Fabrikgebäude, das er selbst nach einem zu bestätigenden Plan zu erbauen hat. Er erhält dafür freies Bauholz. Für den Bau wird ihm eine Anleihe von höchstens $^1/_3$ der veranschlagten Kosten gewährt, die erst erhöht wird, wenn das Gebäude unter Dach ist. Geyer erhält die Zusicherung, bestimmte Mengen Baumwollgarne gegen $^2/_5$ des Normalzolles aus dem Ausland einzuführen, unter der Bedingung, daß er die Waren in seiner eigenen Fabrik verarbeitet. Diese Zusicherung gilt auch für die Zukunft, solange andere Fabrikanten die gleichen Vergünstigungen genießen. Der Vertrag enthält dann noch

verschiedene Sicherheitsklauseln, die zeigen, daß die Regierung sich reichlich Handhaben für Eingriffe vorbehält.

Die Gewerbetätigkeit Ludwig Geyers nahm zunächst keinen großen Umfang an. Geyer erwies sich als vorsichtiger Unternehmer, der sich bei den damals noch ungewissen Erfolgsaussichten der neuen Industrie mit einem Geschäftsbetrieb in bescheidenem Rahmen begnügte. Er baute eine Handdruckerei aus, in der er den von den Webern gewebten Perkal bedruckte und dann verkaufte. Damals gab es kaum eigene Spinnereien im Lande, so daß der größte Teil der Garne aus dem Ausland eingeführt werden mußte. Da die einzelnen Weber kapitalschwach waren, waren sie zumeist auf den Verkauf ihrer Waren an größere Fabrikanten angewiesen, oder aber sie sanken sogar zu Lohnwebern herab. Das Verlagssystem hatte sich frühzeitig ausgebildet. Es waren zumeist Juden, die sich hier gleich einschalteten und die deutschen Weber in Abhängigkeit brachten. Geyer hatte neben eigenen Webstühlen auch solche Weber beschäftigt, denen er zum Teil sogar die Webstühle lieferte.

Der polnische Aufstand vom Jahre 1830/31 vernichtete viele hoffnungsvolle Ansätze der Tuchmacherindustrie in Kongreßpolen. Die politische Selbstverwaltung der Polen wurde aufgehoben. Rußland erhöhte die Zollsätze für polnische Tuche ganz erheblich und erschwerte dadurch ihren Zugang zu den russischen Märkten. Viele Tuchfabrikanten mußten darum ihren Betrieb aufgeben und wanderten aus, zum Teil jenseits der Zollgrenze in das Gebiet um Bialystok und in andere Städte. Von den größeren Unternehmen, die sich vor dem Jahre 1830 in Lodsch niedergelassen hatten, überstand lediglich Ludwig Geyer die Krise. Sein Betrieb war noch verhältnismäßig klein, ohne fremde Hilfe aufgebaut und darum widerstandsfähig. Geyer verbrachte die Zeit des polnischen Aufstandes in Warschau, während sein Vater in Lodsch zurückgeblieben war.

In jenen Jahren begann die Baumwolle die Wolle und das Leinen zu verdrängen. Das am frühesten in Lodsch eingeführte Wollgewerbe ging immer mehr zurück, ebenso das Leinengewerbe, die beide bisher ihren Hauptabsatz in Rußland und China gehabt hatten und jetzt auf große Zollschwierigkeiten stießen. Baumwolle war verhältnismäßig billig. Kongreßpolen hatte bisher für den eigenen Bedarf des Landes viele Baumwollwaren aus Rußland eingeführt. Jetzt begann sich das Baumwollgewerbe immer mehr vorzuschieben und die russische Einfuhr überflüssig zu machen (bis 1840), später sogar Gebiete des russischen Absatzmarktes zu erobern.

Ludwig Geyer war von Hause aus Baumwollfabrikant. Er erkannte deutlich, daß die billigen Baumwollstoffe, so auch der bisher von ihm hergestellte Perkal, am ehesten Absatz im Inland finden würden. Die Bevölkerung war ja im großen und ganzen arm. Jetzt war überdies die Konkurrenz der Leinen- und Wollwaren nicht mehr so fühlbar. Viele Leinen- und Wollweber waren zufrieden, wenn sie dauernde Arbeit bekamen, und sei es auch zu billigen Löhnen. Geyer nutzte die sich bietende Konjunktur aus und begann zum Großunternehmer aufzusteigen. Er vergrößerte seine Fabrikanlagen und baute neue Gebäude. Nach einer Bescheinigung des Lodscher Bürgermeisters vom 25. Februar 1833 besaß Ludwig Geyer damals ein Vermögen von 143 317 polnischen Gulden (p. G.), darunter Gebäude im Werte von 39 855, Maschinen und Geräte von 23 266 und Warenvorräte von 80 196 p. G. Er hatte 33 eigene Webstühle, ferner 11 Drucktische und 436 Formen und beschäftigte außerdem 60 Webstühle in Lodsch und rund 100 in Pabianitz. Sein Arbeitsbereich ging also über die Stadt Lodsch hinaus.

Geyer zeigte sich als ein Mann des Fortschrittes und ließ sich im Jahre 1833 aus Wien eine Weberdruckmaschine kommen, nachdem er bisher das Gewebe mit der Hand bedruckt hatte. Trotz der ihm zugestandenen Zollfreiheit verausgabte Geyer für die Maschine und die Walzen einschließlich Transport nicht weniger als 149 800 p. G., eine für die damalige Zeit und seine finanzielle Lage außerordentlich hohe Summe.

Das hereingesteckte Kapital machte sich jedoch bezahlt, zumal die Arbeitskräfte billig zu haben waren. Die von ihm beschäftigten Weber beklagten sich zwar über den geringen Verdienst und rechneten ihm vor, daß seine Gewinnspanne viel zu groß sei. Geyer, der Arbeitskonflikte scheute, suchte einen Ausweg in der Weise, daß er den rohen Perkal aus Deutschland zu ermäßigtem Zoll einführen wollte, wo die Baumwollerzeugnisse billiger als im Inlande waren. Die Regierung wies jedoch seinen Antrag zurück, unterstützt durch die Beschwerdeschriften der Weber, von denen diejenige aus Pabianitz besonders charakteristisch war. Die Einfuhr von rohem Perkal hätte damals viele Weberfamilien brotlos gemacht. Da Geyer jedoch keine Hemmnisse in seinem Ausdehnungsdrang dulden wollte, beschloß er, sich von den fremden Webern unabhängig zu machen und eine eigene Spinnerei und Weberei zu errichten. In solchem Falle brauchte er nur noch den Rohstoff Baumwolle, um einen völlig selbstgenügsamen Betrieb zu besitzen. Sein Vermögen hatte sich in den beiden letzten Jahren erheblich vermehrt und betrug nach einer vorgenommenen Schätzung im März 1835 nahezu 250 000 p. G. ohne die Warenbestände. Er besaß insgesamt 19 Gebäude mit Maschinen und Einrichtungen. Rund 600 Weber wurden von ihm beschäftigt.

Mit welch weitgehenden Plänen Ludwig Geyer sich damals trug, zeigt sein Antrag an die Regierung und später sogar an den Zaren, ihm die Zolleingänge des Königreiches Polen zu verpachten, um dadurch dem vielverbreiteten Schmuggel entgegenzuarbeiten. Er beklagte sich darüber, daß die auf gesetzwidrigem Wege eingeführten Baumwollgarne den inländischen Tuchfabrikanten die Preise und den Absatz verdürben. Wie vorauszusehen war, wurde sein Antrag ablehnend beschieden. Auch sein Gesuch um Ermäßigung des Zolls für Baumwollgarne berücksichtigte man nicht. Geyer war es jetzt nicht mehr darum zu tun, einen bescheidenen Betrieb zu besitzen, sondern er wollte zugleich Einfluß auf die Erzeugungsverhältnisse des ganzen Landes gewinnen. In der Tat war er damals schon der größte Unternehmer von Lodsch und behielt diesen Rang auch bis kurz vor seinem Tode.

Ludwig Geyer führte im Jahre 1837 als erster die Dampfmaschine in der Textilindustrie des damaligen Kongreßpolens ein und gab damit seinem Unternehmen einen ganz neuen und gewaltigen Auftrieb. Vorher schon errichtete er ein großes Fabrikgebäude, das zur Aufnahme der Maschinen dienen sollte. Er hatte allerlei Schwierigkeiten bei diesem Bau, da ihm die Behörden und einzelne Beamte der Baupolizei mehrfach Widerstand entgegensetzten. Doch Ende 1836 war das Gebäude errichtet. Es lag auf der Petrikauerstraße und war drei Stockwerk hoch, 120 Ellen lang, 28½ Ellen breit und 23½ Ellen hoch. Dazu kam ein Nebengebäude für den Einbau der Dampfmaschine mit einem hohen Schornstein. Zwecks Ankaufs der Maschinen trat Geyer in Verbindung mit der damals berühmtesten Maschinenfabrik von Europa, die den Brüdern Cockerill in Seraing bei Liège (Belgien) gehörte und 2000 Arbeiter beschäftigte. Am 1. April 1837 schloß der Vertreter von Geyer einen Vertrag ab über den Bau und die Lieferung von Maschinen für die Spinnerei und Weberei. Folgende Maschinen wurden bestellt: die notwendigen Spinnmaschinen, um in 72 Arbeitsstunden 1800 engl. Pfd. Kette 30er, 1200 engl. Pfd. Kette 40er, 1000 engl. Pfd. Einschuß 50er Baumwollgarn guter Qualität zu spinnen; weiterhin für die Weberei: 180 mechanische Webstühle für die Herstellung glatter und geköperter Stoffe, 7 Schlichtmaschinen, 4 Klettschermaschinen, 3 Spulmaschinen. Diese Lieferung kostetete 362 000 fr. Fr., die in vier Raten zu bezahlen waren. Dazu kam dann noch die Dampfmaschine zu einem Preise von 78 500 fr. Fr. ab Fabrik. Die Firma Charles James und John Cockerill verpflichtete sich, Sachverständige nach Lodsch zu schicken, um die Aufstellung der bestellten Maschinen sowie deren Inbetriebsetzung zu besorgen und zu überwachen. Die Maschinen waren schon im August 1837 fertiggestellt und wurden in kurzen Abständen auf drei Dampfern von Antwerpen aus an die Firma C. A. Pantzer nach Danzig versandt. Das Verladegewicht betrug

265 800 kg. Von Danzig gelangten die Maschinen die Weichsel hinunter bis Nessau, nachdem sie auf Kähne umgeladen worden waren. Von hier aus mußte der Transport bis Lodsch mit Wagen bewerkstelligt werden. Allein der Transport der Maschinen von Seraing und Liège bis Lodsch kostete Geyer nicht weniger als rund 100 000 p. G.

Geyer, der bisher ohne Regierungskredit ausgekommen war, war bei einer derart großen Investition gezwungen, die Hilfe von Banken und anderen Stellen in Anspruch zu nehmen. Durch Hinzutreten anderer Hindernisse kam Geyer sogar bald in Geldschwierigkeiten, mit denen er künftig ständig zu kämpfen hatte. Es zeigte sich, daß für seine hochfliegenden Pläne die eigenen Mittel nicht ausreichten. Doch wurde ihm von seiten der Gläubiger Verständnis entgegengebracht, so daß er ohne große Erschütterungen den Betrieb weiterführen konnte.

Das Kreditbedürfnis von Geyer war recht groß. Er brauchte Geld nicht nur für die Vollendung der Fabrik, sondern auch zum Ankauf von Rohstoffen, um seinen jetzt so bedeutenden Betrieb auch ausreichend beschäftigen zu können. Im Jahre 1837 trat Geyer zuerst in geschäftliche Beziehungen zu der „Polnischen Bank" und bestellte im Jahre 1838 eine Sicherungshypothek in Höhe von 190 000 p. G. für eingeräumte Kredite in laufender Rechnung. Weiterhin ließ er eine Darlehnshypothek von 400 000 p. G. zugunsten der Bank eintragen für den Kredit, den er zur Bezahlung der von den Brüdern Cockerill gekauften Maschinen benötigte. Dieses Darlehn verpflichtete er sich in 20 gleichen Halbjahresraten zu bezahlen. Schließlich bemühte er sich auch noch um einen Regierungskredit und erhielt ihn nach längeren Verhandlungen im Betrage von 200 000 p. G., rückzahlbar in 12 Jahren.

Die Regierung und das mit ihr in Verbindung stehende Geldinstitut kamen dem neuen Großunternehmen also durchaus wohlwollend entgegen. Der Wert der Betriebe von Geyer wurde damals von dem Regierungskommissar Radwan und den Sachverständigen auf nahezu 1 Million polnische Gulden geschätzt. Auch der Fabrikkommissar Lelowski bescheinigte etwas später die Kreditwürdigkeit von Geyer. Wir erfahren dabei, daß dieser eine Spinnerei mit 7 584 Spindeln eingerichtet hatte, die er auf 10 000 Spindeln zu erhöhen sich verpflichtete.

Die Regierung unterstützte den Industriepionier auch, als erneut Klagen gegen ihn von seiten der Weber vorgebracht wurden. Sie wandten sich vor allem gegen die Einfuhr von 180 mechanischen Webstühlen. Die Weber von Pabianitz und Lodsch machten eine Eingabe an die Regierung, in der sie gegen das neue Unternehmen von Geyer Protest einlegten. Der Beschuldigte erwiderte darauf, daß er lediglich den Wohlstand der Weber verbessern würde, er könne die bisher auf eigene Hand arbeitenden Weber jetzt in seiner Fabrik beschäftigen, wo sie besser verdienen würden als zuvor. Die Behörde stellte sich auf den richtigen Standpunkt, daß Geyer durch sein Fabrikunternehmen zur Steigerung des Staatseinkommens beitragen würde und letzten Endes auch für die Handwerker von Nutzen sein werde. Die Beschwerden der Weber wurden daher abgelehnt.

Anfang 1839 konnte Ludwig Geyer einen Teil seiner Spinnerei in Gang setzen. Da er für die Aufstellung der Maschinen ausländische Monteure benötigte, nahm die Fertigstellung des ganzen kombinierten Betriebes viel Zeit in Anspruch. Die Spinnerei und Weberei wurden so erst am 1. November 1840 in vollem Umfang in Betrieb genommen. Als besonders wertvoll für das Land wurde die mechanische Spinnerei angesehen, da Garne bisher zu $^9/_{10}$ aus dem Ausland eingeführt werden mußten.

Die Erzeugnisse der Fabrik von Geyer waren für die damaligen Verhältnisse gut. Um ihnen einen größeren Ruf zu verleihen, beteiligte sich Geyer an mehreren Ausstellungen und fand dort auch gebührende Anerkennung. So schickte er im Mai 1838 verschiedene Waren auf die öffentliche Ausstellung für Gewerbeerzeugnisse und schöne

Künste nach Warschau. Weiterhin beteiligte er sich an der großen Ausstellung in Petersburg im Mai 1839, auf der zum ersten Male Fabrikate der Lodscher Industrie gezeigt werden konnten. Hier stellte er Proben seines Spinngarns aus, das er auf den neu eingeführten Maschinen hergestellt hatte. Geyer erhielt Anfang 1840 für seine vorzüglichen Erzeugnisse auf dieser Ausstellung die Goldene Medaille mit dem Ordensband der Hl. Anna. Fabrikate seiner Weberei zeigte Geyer im Jahre 1843 auf der öffentlichen Ausstellung für Gewerbeerzeugnisse in Moskau. Als Belohnung für die Güte seiner Waren und seine Verdienste um das Textilgewerbe durfte er jetzt das Staatswappen auf seinen Aushängeschildern und den Erzeugnissen seiner Fabrik führen. Die Stadt Lodsch aber ehrte Geyer im Jahre 1841, indem sie ihn zusammen mit Karl Traenkel, Karl Reimann, Anton Bittdorf und Stanislaus Gozdowski zum Ehrenrat ernannte.

Der große Ausbau des Geyerschen Unternehmens fiel in eine Zeit, die wenig günstig für den Absatz der Textilerzeugnisse war. Seit 1841 setzte eine schwere Krise im Lande ein, die, noch gesteigert durch große Naturkatastrophen, bis zum Jahre 1847 währte. Der Beginn der Krise war zunächst eine mehr lokale Absatzstockung im Lande, vor allem infolge der Überproduktion im Woll- und Leinengewerbe. Viele Unternehmen stellten damals ihre Arbeit ein. Die Industriearbeiterschaft verließ panikartig die Stadt, so vor allem im Jahre 1845, in dem Lodsch innerhalb eines halben Jahres ungefähr 20 % seiner Bevölkerung verlor.

Geyer konnte seinen Zahlungsverpflichtungen nicht nachkommen und bat um Stundung der Schuld und die Verteilung auf bequeme Jahresraten. Die „Polnische Bank" sandte eine Delegation zu Geyer, die das Unternehmen eingehend besichtigte und ein wohlwollendes Gutachten über die Vermögenslage abgab. Die Aktiva betrugen danach im Jahre 1843 rund 2,4 Millionen p. G., die Passiva 1,2 Millionen p. G., so daß ein Reinvermögen von 1,2 Millionen p. G. übrig blieb. Wichtiger als die Vermögensaufstellung, die insofern nicht günstig war, als ein erheblicher Teil des Anlagevermögens und des eisernen Bestandes an Waren durch Bankkredite finanziert war, ist das allgemeine Urteil der Kommission über die Geschäftslage des Unternehmens. Das Unternehmen sei ein blühendes und zukunftsversprechendes, wenn die Erzeugnisse weiterhin guten Absatz fänden. Geyer hätte bisher jeden eigenen Groschen und die ihm erteilten Kredite restlos in sein Unternehmen gesteckt, um es ständig zu vergrößern und auf den neuesten Stand zu bringen. Zur Zeit sei die volle Leistungsfähigkeit noch nicht erreicht. Man solle darum Geyer entgegenkommen und dadurch anerkennen, daß er trotz der Möglichkeit, auf andere Weise leichter leben zu können, seine ganze Arbeit und sein Vermögen an ein so risikoreiches Unternehmen gewandt habe.

Geyer war von einem zähen Arbeitstrieb durchdrungen und benutzte jede Gelegenheit, sein Besitztum zu vermehren — ohne allzu große Rücksicht auf die eigenen Mittel. Der kühne Wagemut, der schon einen spekulativen Charakter annahm, ließ ihn auch nicht den Sinn und Wert einer geordneten Buchführung erkennen, was wiederholt ernstliche Beschwerden von seiten der Gläubiger hervorrief. Zugleich mit dem Ausbau der Spinnerei erwarb Geyer eine ganze Reihe von Plätzen und Bauwerken, die er damals bequem gegen Kredit und mehrjährige Ratenzahlungen mit Freijahren kaufen konnte. Er legte eine Torfgrube an, aus der er den Torf für seine Fabriken herausholte. So kaufte er auch das Färbereiunternehmen von Johann Traugott Lange und die Fabrik von Gustav Zachert. Schließlich erwarb Geyer auch das Vorwerk Ruda mit den dazugehörigen zwei Dörfern, mit der Mühle und dem anschließenden Wald.

Die Spinnerei vergrößerte Geyer ständig. Die Zahl der Spindeln stieg auf 11 708 im Jahre 1846, 16 144 im Jahre 1847 und 20 384 im Jahre 1849. In der Spinnerei wurden im letztgenannten Jahr 700 Arbeiter beschäftigt, die 480 000 Pfund Garn herstellten. Sein Unternehmen stellte einen ganzen Komplex von Betrieben dar,

nämlich Spinnerei, Weberei, Färberei und Druckerei. Nachdem die allgemeine Krise im Lande überwunden war, ging es auch mit der finanziellen Lage von Geyer stetig aufwärts. Er konnte den größten Teil seiner Schulden abzahlen und stand nunmehr gefestigt da. Durch die im Jahre 1851 erfolgte Aufhebung der Zollgrenze zwischen Kongreßpolen und Rußland waren überdies neue Auftriebe in der Lodscher Textilindustrie durch Ausweitung der Absatzmärkte zu erwarten. Leider ließ Geyer sich jetzt durch neue Erwerbsmöglichkeiten verleiten und begab sich auf ein ihm bisher völlig fremdes Gebiet. Mit Hilfe neuer Anleihen baute er in Ruda bei Pabianitz eine Zuckerfabrik und setzte sie 1852 in Gang. Durch diese Tat hatte Geyer das finanzielle Gleichgewicht seiner Unternehmungen erneut erschüttert und konnte es nicht mehr wiederherstellen. Es setzte ein langsamer Niedergang ein, der auch noch durch andere Momente beschleunigt wurde.

Geyer war Wegbereiter der neuen Industrieentwicklung, nämlich des modernen Großbetriebes. Er hatte mehrere Jahre hindurch eine Monopolstellung inne. Doch nun fand er Nachahmer, die ihn zu überflügeln drohten. Unternehmer wie Grohmann, Lande, Peters, Moes und andere erschienen und wandelten in seinen Fußstapfen. Da tritt vor allen Karl Scheibler auf den Plan und erbaut im Jahre 1854 eine neuzeitliche Spinnerei mit 18 000 Spindeln und eine Weberei mit 100 mechanischen Webstühlen. Immerhin behielt Geyer noch eine Zeitlang den ersten Platz. So betrug die Gesamtproduktion im Jahre 1860 in allen seinen Betrieben rund 300 000 Rubel gegenüber rund 200 000 Rubel in der Fabrik von Scheibler. Der finanzielle Zusammenbruch kam 1865, bald nach dem zweiten polnischen Aufstande, nur wenige Jahre vor dem Tode Geyers, der am 9. November 1869 erfolgte. Ludwig Geyer war nahezu 65 Jahre alt, als er starb, und hatte davon 42 in Lodsch verbracht. Er hinterließ 8 Kinder, die in seinem Unternehmen fortarbeiteten, es wieder hochbrachten und mit ihren weiteren Nachkommen den Namen des Gründers forterbten bis in die Gegenwart. Das Unternehmen wurde später in eine Familienaktiengesellschaft umgewandelt und behauptete seinen Rang unter den größten Textilfabriken von Lodsch, der Stadt, die heute den Ehrennamen Litzmannstadt führt.

Der Vater der Stadt Pabianitz

Gottlieb Krusche (1769—1851) und seine Nachfolger

Von Seminaroberlehrer Emil Kunitzer, Litzmannstadt

Die Stadt Pabianitz, schon Anfang des 14. Jahrhunderts gegründet, blieb fast 500 Jahre lang nur ein kleines, unbedeutendes Städtchen. Im Jahre 1823 zählte es kaum 400 Einwohner und nur einige Häuser an dem Ort, wo heute die Altstadt ist.

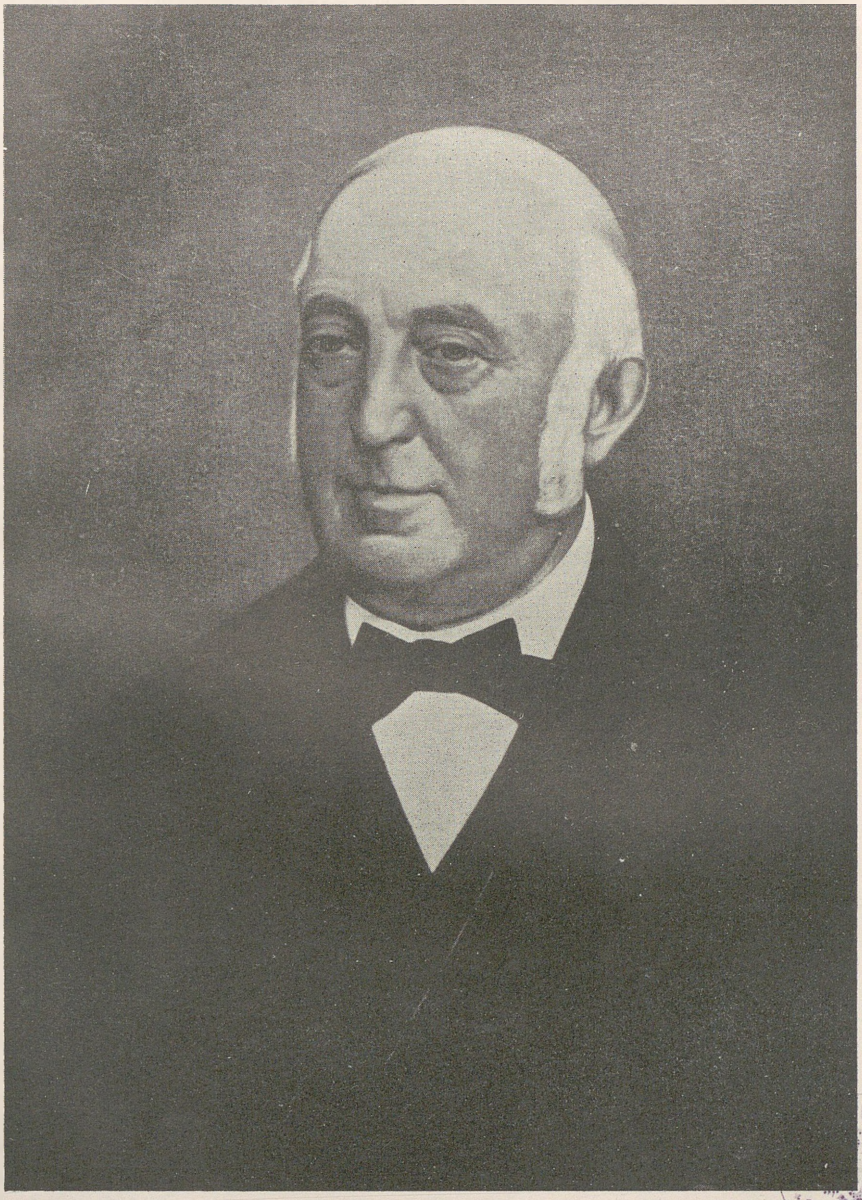
Der Aufstieg begann erst um 1825 mit der Einwanderung der deutschen Tuchmacher und Leineweber.

Zu den tüchtigsten unter den Einwanderern gehörte Gottlieb Krusche aus Reichenau in Sachsen. Er legte nicht nur den Grundstein zu den heute größten Fabrikanlagen der Stadt, der Baumwollspinnerei und Weberei von „Krusche und Ender", sondern auch zu dem heutigen Pabianitz.

Die Familie Krusche ist in Lichtenberg bei Reichenau (am Gickelsberge) altansässig. Hier lebten schon im 16. Jahrhundert mehrere Familien dieses Namens. Der nachweisbare Stammvater von Gottlieb Krusche ist Bastian (Sebastian) Krusche in Lichtenberg, gestorben 1616. Sein Sohn Hans und dessen Nachkommen siedelten sich in dem naheliegenden Reichenau an. Es sind alles Häusler und Leineweber oder auch Gärtner. In Reichenau ist auch Gottlieb Krusche als Sohn des Leinewebers Gottlob Krusche im Jahre 1769 geboren. 1790 verheiratete er sich mit Anna Rosine, Tochter des Bauern Gottlob Rolle in Reichenau. Im Jahre 1825 verkaufte er den vom Vater übernommenen Garten für 1000 Taler, da er nach Polen ziehen wollte. Seine Barschaft, die er nach dort mitnahm, muß nicht unbedeutend gewesen sein, denn in seinem Gesuch an die polnische Regierung vom Jahre 1836 wegen einer Anleihe heißt es: „Jedem unserer Mitbürger sowie auch der hies. Orts-Behörde muß es genau bekannt sein, daß wir ein ziemliches Vermögen hierher gebracht haben, jedoch bei dem starken Betreiben unserer Fabrikation, durch Aufbauung unserer Häuser und Anschaffung der Maschinerie, unser, zum Handelsbetrieb in Händen gehabtes Vermögen, geschwächt wurde".

Gottlieb Krusche wanderte mit drei Söhnen aus. Der älteste, Johann Gottfried, äußerte Bedenken, ob es denn richtig wäre, wegen materieller Vorteile das Vaterland zu verlassen. Erst nach einigen Jahren zog er dem Vater nach.

Doch nicht aus Gewinnsucht ging Gottlieb Krusche nach Polen, sondern um hier die umgehemmte Schaffensmöglichkeit zu finden, die ihm die Heimat nicht bieten konnte. Das bestätigt sein Brief, den er aus Pabianitz in Polen an seinen Freund Schade nach Reichenau schreibt: „Es hat mich auch großen Kampf, schwere Reisen und schöne Rubeln gekostet, nun lieber Schade, beurteile unparteiisch, welche Lage für mich die beste ist, in Reichenau oder in Pabianitz. In Reichenau mußte ich mit meiner Familie dem gänzlichen Untergange entgegensehen, hier ist vor mich und die ich bey mir habe, wenn sie es nicht mißbrauchen wollen, — auch der, der noch zu Hause ist (der älteste Sohn Johann Gottfried), wenn er es annehmen will — so weit gesorgt, daß sie alle gut leben können, wenn sie auch das ihrige thun, ...



Benjamin Kruſche, der Sohn Gottlieb Kruſches
Ein hervorragender Induſtriepionier in Pabianitz (geſt. 1882)



Ludwig Mauve (1840—1915)
Der Schöpfer des Industriereviers Sosnowitz—Sielce

dort war ich im gänzlichen Drucke und Verachtung, hier bey der Kalischen Regierung in Guter Aufnahme, eines Schmertzt mich zwar, das ich mich in Reichenau noch von so vielen Liebloſen Splitter-Richtern muß beurteilen laſſen, so viel Neid und Mißgunſt, als ich dort hatte, deſto mehr eröffnet ſich hier mit jeder Woche neuer Anwachs in meinen Fabricaten, ich habe um weiter nichts mehr zu bitten: als das mir Gott Leben und Geſundheit ſchenken wolle. denn was mir jetzt zu teil geworden iſt. davor kann ich Gott nicht genug danken, in Reichenau mußte ich mich laſſen von vielen untergraben, hier wurde ich von vielen geſchätzt.....".

Das Handwerk und Gewerbe machte in Deutſchland nach den Napoleoniſchen Kriegen eine ſchwere Kriſe durch, und der deutſche Handwerker hatte bei niedriger Löhnung einen harten Konkurrenzkampf zu beſtehen. Da kam die Werbung der polniſchen Regierung, die ihm die weitgehendſten Vergünſtigungen und die beſtmöglichen Abſatzbedingungen ſeiner Erzeugniſſe in Ausſicht ſtellte.

Gottlieb Kruſche machte ſeine „ſchwere Reiſe" nach Polen, wie er ſie ſelbſt in ſeinem Brief nennt, über Kalisch nach Turek. Hier begann er ſeine Arbeit mit gutem Erfolge, ſo ſchreibt er darüber: „Waaren-Abſatz und Geld löſen war an der Tagesordnung, denn es fielen Tage aus, wo ich von 50 bis 130 Rubel Geld löſte". Trotzdem mochte er in Turek nicht bleiben, weil hier die Böhmen die erſte Rolle ſpielen wollten. Zudem kam noch die briefliche Mahnung aus der ſächſiſchen Heimat: „...und nehmt keine Frau aus dem Böhmiſchen". Doch war es wohl nicht allein die Abneigung gegen das Böhmiſche, als vielmehr das Streben nach unbeeinflußter Tätigkeit, das ihn bewog, einen neuen Siedlungsort aufzuſuchen. Die Regierung von Kalisch hatte in Gottlieb Kruſche ſofort eine wertvolle Perſönlichkeit erkannt, denn als ſie ſeine Abſicht, ſich in Lodſch niederzulaſſen, hörte, ſetzte man alles daran, ihn in der Woiwodſchaft Kaliſch zu behalten. Man bot ihm die günſtigſten Siedlungsbedingungen an, wenn er ſich in Pabianitz niederließe, auch wies man ihn darauf hin, daß hier „die ganze Lage der Natur nebſt gutem Waſſer noch weit beſſer iſt, wie in Lodſch".

Da es auch der Warſchauer Regierung daran lag, den tüchtigen deutſchen Einwanderer für ſich zu gewinnen, ſo kam es zwiſchen beiden Regierungen zu Verhandlungen, die endlich dahin ausliefen, daß Gottlieb Kruſche mit dem Kommiſſar nach einem 14tägigen Aufenthalt in Warſchau einen Vertrag abſchloß, wonach er ſich für das Verbleiben in Pabianitz entſchied.

In einer Verfügung vom 7. September 1825 legt der Präſes der Woiwodſchaftskommiſſion in Kaliſch dem Bürgermeiſter der Stadt Pabianitz nahe, „daß er den Überbringern Grunwald und Kruſche, den Fabrikanten von Webſtoffen, die die Abſicht haben, ſich in Pabianitz niederzulaſſen, nach Möglichkeit die allerbeſte Wohnung einrichte und bevollmächtigt ihn ſogar, ihnen Zimmer im Schloſſe zur Verfügung zu ſtellen bis zur Ankunft des Staatsreferendars Dunin, der über die Angelegenheit das Weitere veranlaſſen werde. Es wird auch Pflicht des Bürgermeiſters ſein, darauf achtzugeben, daß dieſelben Fabrikanten irgend welches von ihren Sachen nicht nach Lodſch ausführten und daß er ſie aufs beſte behandle".

Durch ein Schreiben vom 11. September 1825 an den Präſes der Woiwodſchaftskommiſſion „meldete der Bürgermeiſter der Regierungsſtadt Pabianitz, daß Johann Grunwald und Gottlieb Kruſche am heutigen Tage mit ihren Webſtühlen und dem Hausgerät angekommen ſind und hierſelbſt für die Zukunft ihren ſtändigen Wohnſitz gewählt haben".

Während nun im Schloſſe und dem von der Regierung neuerrichteten „großen Fabrikgebäude" mit ſeinen 20 Stuben und ebenſoviel Kammern an den Webſtühlen emſig gewebt wurde, ſetzte draußen eine eifrige Aufbauarbeit ein.

Am weſtlichen Ufer des Dobrzynka-Fluſſes, wo nur einige Wirtſchaftsgebäude des Vorwerks ſtanden und ſonſt nur leeres Feld lag, entſtand die heutige Neuſtadt.

Hier nahm auch Gottlieb Krusche seine Aufbauarbeit in Angriff. Darüber berichtet er in einem Briefe: „1) Habe ich erhalten einen platz, 100 Schritte breit und 450 Lang mit gutem Grund, auf welchen ich zwei Häuser bauen will, nebst 300 Stämme Holz aus dem Walde ohne Entgelt, die Zieglen werde ich mir auf dem Bauplatz vermutlich selbst brennen, weil ich einen schönen Leimen Grund habe. 2) Habe ich erhalten 3 Große Gärten, welche 15 Scheffel Land betragen. 3) Bekomme ich zu einem Hausse 500 Gulden Vorschuß auf zwei Jahre ohne Interesse, und wenn ich es nöthig habe, so kann ich es in 10 Terminen wieder zurücke zahlen, also jedes Jahr 50 Gulden". Der Schreiber des Briefes gibt auch noch die Zollvergünstigungen an, die ihm bei der Wolleinfuhr gewährt werden. Er geht an den Bau eines Hauses, „welches in die Länge 34 Ellen, und breit 18 Ellen nebst einen Erker von 12 Ellen ins Gevierte werden soll".

Er bittet auch in seinem Briefe, ihm Arbeitskräfte zu schicken: „Es fehlt nur jetzt noch an guten und fleißigen Arbeitern, um welche ich in diesem Schreiben bitten wollte, daß solche, welche wünschen ein besseres Vorwärtskommen zu erlangen, sich nach Polen begeben möchten, aber solche, welche denken, sie dürfen nur den Sack aufhalten, daß es ihnen Geld und Brot vom Himmel hineinregnen sollte, der bleibe lieber, wo er ist ... Was nun Übrigens die Sache Pohlen betrifft, so darf keiner, wenn er rechtlich zu Werke geht, verderben, wie wohl das Vieler ihr theil seyn wird, sie sind aber selbst Schuldner, wer sich hier ins Fabrikat schicken lernt, und es gut betreibt, der hat keinen schlechten Verdienst. Und schicke mir rechtschaffene Leute nach, unter welchen auch du dich befinden sollst, es möchte mich sehr freuen."

Krusche baute sein Unternehmen auf solider Grundlage auf, indem er „rechtschaffen zu Werke ging" und „fleißige und rechtschaffene Leute" zur Arbeit heranzog. Da er sich auch „ins Fabrikat schicken lernte", sicherte er von vornherein das Fortbestehen seines Unternehmens, und dieses wird auch seit der Einwanderung das einzige, das sich trotz der Widerwärtigkeiten der Zeit, nicht nur erhalten hat, sondern zu dem heutigen Riesenwerke herangewachsen ist.

Den Anfang machte Krusche mit 9 Stühlen, die er seinem Brief nach „in und auswärts stehen" hatte. Er arbeitete als unabhängiger „Fabrikant", d. h. als solcher, der die Ware nicht im Auftrage herstellte, sondern auf eigene Rechnung lieferte.

Während die meisten der eingewanderten Weber von den Kalischer jüdischen Garn- bzw. Rohstofflieferanten Mamroth und David Lande, die auch zugleich Abnehmer ihrer Erzeugnisse waren, dadurch in materielle Abhängigkeit gerieten und arm blieben, daß sie gezwungen waren, gegen den ihnen von den Juden gewährten Kredit ihre Webstücke zu niedrigen Preisen abzugeben, entzog sich Krusche dieser Abhängigkeit, indem er mit Warschau in geschäftliche Verbindung trat und hier sowohl günstige Kredite wie auch einen vorteilhafteren Absatzmarkt fand.

Im Jahre 1829 betrug die Zahl der Stühle, die Gottlieb Krusche selbst besaß oder an denen er seine Landsleute beschäftigte, 29. Im Jahre 1832 arbeitete er mit 18 eigenen und 22 auswärtigen Stühlen. 1833 stieg die Zahl der eigenen mit denen der Kleinweber, die in seinem Auftrage arbeiteten, auf 80.

Neben leichten Baumwollstoffen, die in rohem Zustande (ohne Appretur) für die Ausfuhr nach Warschau bestimmt waren, stellte Krusche noch diejenigen Stoffe her, die auch in seiner deutschen Heimat gangbar waren, echt im Gewebe wie auch in der Farbe.

So vor allem den eisenrostfarbenen Nanking als Hosenstoff, der auch in Rot und Gelb geliefert wurde. Das Rot war ein Türkischrot, das Gelb eine matte Zitronenfarbe. Außerdem Schürzenstoffe, Tischtücher und ähnliches in Blau, gefärbt mit Kiepenblau (Indigo), Braun aus terra japonica und Chromkali oder Schwarz, mit Chromkali und Blauholz entwickelt.

Für Hauskleider wurde das halbwollene Kassinett gewebt.

Zu einer Spezialität der Kruscheschen Waren gehörten die Einschüttenstoffe, deren Herstellungsverfahren ganz besondere Ansprüche an das Können des Webers stellte. Die Garnspulen mußten in heißem Wasser gebrüht werden, um 100 Schuß auf einen Zoll zu ermöglichen; bei 96 Schuß galt die Ware schon als minderwertig. Für diesen Einschüttenstoff gab Krusche die Gewähr, daß 30 Jahre lang kein Federchen durch den Stoff herauskommt.

Diese Einschüttenstoffe waren berühmt und wurden auch von Fabrikanten gekauft, die selber ähnliche Stoffe erzeugten.

Während die Echtheit der Waren dem Unternehmen eine ständige Kundschaft sicherte, erwarb sich Krusche durch seine kaufmännische Umsicht und Solidität sowohl das Vertrauen der damaligen Großfinanz als auch der Regierung. Schon 1829 betraute ihn der Garnverleger Redlich aus Kalisch mit der Verwaltung seiner Zweigstelle in Pabianitz und späterhin gewährten ihm die Warschauer Verleger bedeutende Kredite und die Regierung erteilte ihm Anleihen unter günstigen Bedingungen. In der wirtschaftlich kritischen Zeit nach dem polnischen Aufstand von 1830 linderte Krusche das Elend der arbeitslosen Kleinweber, indem er ihnen Garn zur Verarbeitung zuteilte.

Im Jahre 1835 ist Gottlieb Krusche schon der wohlhabendste Fabrikant in Pabianitz. Seinem Sohne Benjamin, in dem er bisher den tüchtigsten Mitarbeiter hatte, baute er in diesem Jahre eine Weberei und kaufte für ihn von dem Färber Saytz eine im Bau begriffene Färberei, die dieser nicht imstande war fertigzustellen.

Von dieser Zeit ab zog er sich nach und nach von seiner Geschäftstätigkeit zurück und überließ die Leitung des Betriebes seinem Sohne. Benjamin Krusche wurde zum würdigen Nachfolger seines Vaters.

Während Gottlieb Krusche seinem Unternehmen als Handweberei eine feste Grundlage schuf und ihm dadurch die Weiterentwicklung sicherte, baute es Benjamin Krusche durch Mechanisierung und Anwendung der Dampfkraft zu einem Großbetrieb und modernen Textilwerke aus.

Schon im Jahre 1838 vertrat Benjamin Krusche auf der Ausstellung in Warschau nicht nur seinen Vater, sondern auch sämtliche aus Pabianitz und Umgebung ausstellenden Fabrikanten, die ihn, da er sich zwecks Warenabsatzes öfter in Warschau aufhielt, bevollmächtigten, das Geld für die ausgestellten Waren entgegenzunehmen, falls diese verkauft würden.

Sein Exponat ist Barchent im Werte von 22 Zloty 15 Groschen. Die übrigen Fabrikanten stellen aus:

Gottfried Klötig — ein Tischtuch für	24,—	Zloty
Stefan Dreschel — Kattun	18,—	„
August Maßlich — Merinozeug	14,12	„
Florian Müller — bedruckten Kattun	33,61½	„
Joseph Nowotny — Kattun	16,—	„
Anton Kittel — rohes Flachsgarn	1,15	„
Franz Schubert — ein Paket Garn in verschiedenen Farben .	4,—	„
Gottfried Herwig — schwarzes Wachstuch	6,—	„

Benjamin Krusche erzeugte vorerst Baumwollstoffe, und zwar Barchent, Kattun, Zwillich und Nanking.

Im Jahre 1843 beschäftigte er in seiner Fabrik 36 Stühle, 1844 — 94, 1845 — 91 Stühle.

1845 richtete er eine eigene Bleiche ein. Er versorgte in dieser Zeit mit Arbeit 82 Familien und sicherte dadurch den Lebensunterhalt von 432 Menschen.

Von der allgemeinen Krise, hervorgerufen durch Verminderung des Warenabsatzes und durch Mißernten, blieb auch Pabianitz in diesem und den folgenden Jahren nicht

verschont. Viele Meister wurden bankrott und mußten ihre Gesellen entlassen. Da kam Benjamin Krusche den ärmeren Webern dadurch zu Hilfe, daß er sich Kredite und ihnen Arbeit verschaffte.

Im Jahre 1845 stand Benjamin Krusche in Bezug auf die Zahl der beschäftigten Webstühle unter den größten Fabrikanten an zweiter Stelle. So zählte Geyer in Lodsch 180 Stühle, B. Krusche 91, Hille in Zdunska-Wola — 72, Grohmann in Lodsch — 48, Ulrich in Turek — 48 Stühle.

Bis 1850 setzte Krusche den Betrieb ausschließlich als Handarbeit unter Zuhilfenahme von Wasser- und Pferdekraft fort. Jedoch behielt er diese Art der Arbeit neben der mechanischen noch längere Zeit bei. So lebt noch heute in der Erinnerung der Nachkommen von Krusche ein Schimmel, der tagaus, tagein in gleichmäßigem Schritt vor dem langen Fabrikhause im Roßwerk ging, doch sofort automatisch stehen blieb, wenn die Glocke den Schluß der Arbeit verkündete.

Im Jahre 1849 stellte Krusche in seiner Fabrik die ersten mechanischen Stühle zur Erzeugung von Woll- und Halbwollstoffen ein, und 1850 bezog er die erste Dampfmaschine von 7 PS. Die Fabrik beschäftigte in diesem Jahr außer einer größeren Zahl von Kleinwebern 220 Arbeiter.

Nachdem Krusche im Jahre 1857 die Spinnerei von Klausner käuflich übernommen hatte, umfaßte seine Fabrik alle für die Herstellung und Ausfertigung von Webstoffen erforderlichen Anlagen mit den entsprechenden technischen Einrichtungen.

Aus einer Deklaration der Firma Benjamin Krusche an die Kalischer Gouvernementsregierung geht hervor, daß sie im Jahre 1861 die Abteilungen für Woll- und Halbwollwaren, für Baumwoll- und Halbseidenwaren, eine Dampffärberei und eine Kartonbleiche besaß.

1865 betrug die Zahl der mechanischen Stühle 65, die der Handstühle 150, außerdem arbeiteten für die Fabrik noch auswärts 330 Webstühle der Kleinweber. Im ganzen beschäftigte die Fabrik 640 Arbeiter.

Von nun an nahm die Zahl der Handwebstühle in raschem Tempo ab. Es begann der Zeitabschnitt der verstärkten Mechanisierung der Textilindustrie.

Benjamin Krusche hielt mit der Zeit Schritt, und im Jahre 1870 hatte er bei 156 Kraftstühlen nur noch 70 Handstühle mit insgesamt 780 Arbeitern. Bald verschwand die Manufaktur ganz aus dem Unternehmen, denn als Folge der Erweiterung des Eisenbahnnetzes und Aufhebung der russischen Zollgrenze öffnete sich auch nach dem Osten, nach Rußland, der weite Absatzmarkt. Und für diesen Markt setzte nun eine Massenproduktion ein, die nur durch mechanische Einrichtungen bestritten werden konnte. Krusche stellte daher seine Warenerzeugung auf diesen Markt um.

Im Jahre 1873 richtete er eine Baumwollabfall-Spinnerei ein und stellte die gerauhten, bisher unbekannten Barchente her, die als warmer und billiger Bekleidungsstoff starken Absatz fanden.

In dieser Übergangszeit, die dem Unternehmen Schwierigkeiten bereitete, fand Benjamin Krusche in seinem Schwiegersohn Karl Ender einen tatkräftigen Mann von fachmännischem Wissen, einen erfahrenen Berater und Mithelfer.

Im Jahre 1874 machte er ihn zum Teilhaber des Unternehmens, das von dieser Zeit an unter der Bezeichnung „Krusche und Ender" geführt wurde.

Nach dem Tode Benjamin Kruſches (1882) wurde Karl Ender alleiniger Leiter der Firma. Das Unternehmen zählte in diesem Jahre 856 Arbeiter, stellte 4 572 045 m Ware her und machte einen Umsatz von $ 709.097,—.

Seit dem 1. Januar 1884 ist sein einziger Sohn Theodor Ender offizieller Teilhaber und Mitarbeiter, seit 1899 Generaldirektor der Firma und Präses der Verwaltung. Im Jahre 1899 wurde die Firma „Krusche und Ender" in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, deren Teilhaber Hermann Krusche, der Sohn Benjamins,

wurde. In diesem Jahre siedelte Karl Ender nach Dresden über, wo er bis zu seinem Tode (1914) verblieb.

1899 betrug die Zahl der Arbeiter 3 368, hergestellt wurde 17 843 314 m Ware, der Umsatzwert betrug $ 2 593 562.

Mitarbeiter der Firma seit 1898 sind Felix Krusche, der Urenkel Gottlieb Kruschs, und die Nachkommen des Mitbegründers Karl Ender: Karl, Theodor und Stefan Ender.

Der Stand des Unternehmens im Jahre 1914 sah folgendermaßen aus: Flächeninhalt der Fabrik-Gebäude . . . . . — 399 379 m²
Flächeninhalt der Wohngebäude . . . . . — 92 000 m²

zusammen — 491 379 m²

Gesamtfläche der Anlagen mit den Höfen, Äckern, Wiesen, Gärten, Teichen und Parks = 80 ha.

Sie bestanden aus:

1 Spinnerei mit	—	57 724 Spindeln
1 Weberei mit	—	1 828 Webstühlen,
1 Bleiche mit	—	7 Kesseln,
1 Färberei mit	—	29 Breitfärbemaschinen,
1 Druckerei mit	—	8 Druckmaschinen,
1 Rauherei mit	—	51 Rauhmaschinen,
1 Appretur	—	für Weiß- und Buntwaren.

Die Betriebsabteilung verfügte über:

9 Dampfkessel von	—	2 555 m³ Heizfläche,
5 Dampfmaschinen von	—	2 800 PS,
1 Turbine	—	900 PS,
10 Elektro-Generatoren von	—	2 925 PS,
277 Elektro-Motoren von	—	3 800 PS,

1 Gasanstalt mit 3 Öfen und 18 Retorten mit 2 Zisternen von 500 m³ Rauminhalt.

Die Werkstätten bestanden aus:
1 Schlosserei mit 10 Drehbänken,
1 Tischlerei mit 4 Sägen, 13 Hobelbänken und 5 Hobelmaschinen,
1 Schmiede, Klempnerei und Graveuranstalt mit vollständiger Einrichtung.

Die Jahresproduktion betrug vor Ausbruch des Weltkrieges — 17 533 258 m
die Zahl der Arbeiter . . . . . — 4 404

Der Jahresumsatz belief sich auf:
7 490 598 Rubel = 3 861 126 Dollar.

Stand der Firma im Jahre 1939 unmittelbar vor der Einfügung in die nationalsozialistische Wirtschaftsordnung:

Wert des unbeweglichen Vermögens	9 000 000,—	Zloty
Wert des beweglichen Vermögens	27 000 000,—	„
Wert des Rohmaterials, der Waren usw. . . .	5 000 000,—	„
zusammen:	41 000 000,—	Zloty
Aktienkapital	14 875 000,—	„
Jahresumsatz	30 000 000,—	„
Zahl der Spindeln	96 852,—	„
Zahl der Webstühle	2 552,—	„
Kraftanlagen	10 700	KW
Jahresproduktion	38 000 000	m
Zahl der Arbeiter und Angestellten	4 529	

Die Firma Krusche und Ender besitzt außerdem die Textilwerke in Moszczenica im Kreise Petrikau. Im Jahre 1939 wurde noch mit dem Bau eines Werkes in Baranow bei Sandomir begonnen.

Die Haupterzeugnisse der Textilwerke um diese Zeit waren: Weißwaren, Decken, gedruckte Kleiderstoffe, gerauhte Flanellwaren und technische Gewebe, Gemiakorde (gerippte Stoffe) für Joppen und Beinkleider in Braun, Grün, Blau und Grau, Plüschstoffe u. a.

Der Verkauf der Erzeugnisse erfolgte durch die Hauptniederlage in Lodsch, wie auch durch Kommissionslager und Vertretungen in allen größeren Städten des In- und Auslandes.

Die Ausfuhr ging nach Rußland, Lettland, Litauen, Jugoslawien, England, der Türkei, Kanada und Südamerika.

Die wichtigsten sozialen und kulturellen Einrichtungen bei den Fabrikwerken sind:

Die im Jahre 1886 eröffnete Volksschule und bald darauf gegründete Gewerbe-Fachschule, die Bücherei und Lesehalle, Bade- und Waschanstalt, Feuerwehr und Sportgruppe.

Dank dem Einsatz der Frau Auguste Ender, geborenen Krusche, wurden im Jahre 1882 Häuser für 114 Arbeiter- und 25 Beamtenfamilien erbaut. Jede Familie hat neben der Wohnung auch ihr Gärtchen von 100 m².

Als es noch keine behördliche Arbeiterfürsorge im ehemaligen Russisch-Polen gab, gründete Benjamin Krusche im Jahre 1869 eine Krankenkasse, die den Arbeitern nicht nur ärztliche Hilfe, sondern auch materielle Unterstützungen erteilte.

Wenn wir heute in Pabianitz, das Rathaus und den angrenzenden Stadtpark zur Rechten, die Brücke des Dobrzynka-Flusses überschreiten, sind wir auf der breiten, von Bäumen und Grünanlagen eingefaßten Schloßstraße, der früheren Promenade. Zu linker Hand rauschen und surren die imposanten Textilwerke von „Krusche und Ender"; weiter grüßen uns die alte deutsche Schule, die „deutsche" Kirche auf dem Plan, dem ehemaligen grünen Marktplatz.

Auf der gegenüberliegenden Seite erfreuen unser Auge villenartige Häuser mit Vorgärten. Dort münden auch die Sachsen- und die Gottlieb-Krusche-Straße. Hier haben wir ein Bild von deutschem Gepräge, einen Ausschnitt aus der Stadt Pabianitz, die gegenwärtig rund 50 000 Einwohner zählt und ihr Werden und Blühen deutschem Fleiß und deutscher Aufbaukraft zu verdanken hat.

Hier stellten die ersten deutschen Einwanderer aus Sachsen, Schlesien, dem Sudetengau und Westpreußen ihre Webstühle auf. Jeder dieser Pioniere hat auch seinen Teil zu der Aufwärtsentwicklung der Stadt beigetragen, doch keinem von ihnen ist es gelungen, über die Anfänge hinauszukommen. So finden wir von der Weberei des mit Krusche eingewanderten Johann Gottlieb Grunwald schon um 1845 keine Spur mehr. Auch die Namen von Alois Eger, Florian Müller u. a. werden um diese Zeit als Träger größerer Unternehmen nicht mehr erwähnt.

Nur Gottlieb Krusche vermochte es, sich im Kampfe mit den Schwierigkeiten der Zeit zu behaupten. Auf dem von ihm gelegten Fundament haben seine Nachfolger die heutigen Millionenwerke aufbauen können.

Wer die erstaunliche Aufbauleistung solcher Männer wie Gottlieb und Benjamin Kruschés vorurteilslos betrachtet, kommt zu einem anderen Ergebnis als der polnische Nobelpreisträger Władysław Reymont, der in seinem Roman „Das Gelobte Land" die deutschen Industriepioniere zu Analphabeten und Blutsaugern herabgewürdigt hat.

Der Schöpfer des Industriereviers Sosnowitz-Sielce

Ludwig Mauve (1840—1915)

Von Hans Mauve, Posen.

Das Industriegebiet von Sosnowitz-Sielce und Umgebung ist hart an der deutsch-russischen Grenze von 1914 auf der kongreßpolnischen, d. h. ehemals russischen Seite gelegen. Es ist, zum mindesten in seinem heutigen Umfang, später entstanden, als das benachbarte ostoberschlesische Industriegebiet. Der Auf- und Ausbau des Sosnowitz-Sielcer Industriezentrums, der in geradezu amerikanischem Tempo und Ausmaß vor sich ging, wird für immer mit dem Namen des Deutschen Ludwig Mauve, des Generaldirektors der Gewerkschaft „Graf Renard" verbunden bleiben.

Ludwig Mauve und die von ihm ins Land gerufenen deutschen Industriellen und hochqualifizierten deutschen Arbeiter haben dieses Gebiet wirtschaftlich erschlossen und zur Blüte gebracht. In der noch vor wenigen Jahrzehnten öden, sandigen Gegend entstand ein bedeutendes und vielseitiges Industriegebiet durch Unternehmungsgeist und Organisationstalent der Deutschen. Da dieses Gebiet durch die siegreiche Beendigung des Polenfeldzuges dem Großdeutschen Reich zur Verfügung steht, erweckt es infolge der großen wirtschaftlichen Bedeutung für Deutschland in hohem Maße unser Interesse. Es soll daher versucht werden, Leben und Werk Ludwig Mauves, des Schöpfers dieses Industriezentrums, zu schildern.

Ludwig Mauve wurde als sechster Sohn des Postdirektors Ludwig Mauve aus Neisse und seiner Frau Walpurgis de Nerée am 13. Juli 1840 geboren. Er entstammt einer seit mehreren Jahrhunderten nachweisbar in Nord- und Westdeutschland lebenden Familie, die erst durch seinen Vater nach Oberschlesien kam und hier vor allem der Industrie bedeutende Männer gestellt hat. Ludwig Mauve besuchte das Gymnasium in Neisse. Nach bestandenem Abitur studierte er in Breslau und Berlin das Bergfach. Sein Studium schließt er mit dem Referendarexamen ab. Bald darauf geht er nach Tarnowitz O/S., wo er als Bergverwalter tätig ist. Hier heiratet er 1867, 27jährig, die Tochter des Hüttendirektors Gideon Lange, Selma, die ihm eine treue Lebensgefährtin wird. Er bleibt noch einige Zeit in Tarnowitz, wo auch seine ältesten Kinder zur Welt kommen. Bald darauf folgt er einem Ruf nach Rußland, das damals seine umfangreichen wirtschaftlichen Beziehungen zum Deutschen Reich wohlweislich pflegte und die von den Deutschen geleistete Aufbauarbeit hoch schätzte. Ludwig Mauve zieht mit seiner Familie zunächst nach Moskau, wo er einige Gutachten für seine Auftraggeber anfertigt. Es dauert nicht lange, und er wird von einer Bankiersgruppe nach Südrußland in das Donezkohlenbecken berufen und bleibt dort zwei Jahre, aber er kann seine Arbeitskraft nicht voll einsetzen, da seine Geldgeber andere Pläne verfolgen. Er trennt sich daher von ihnen, als ihm von den Erben des Grafen

Renard die Stellung des leitenden Beamten ihrer in Russisch-Polen gelegenen land- und forstwirtschaftlichen Besitzungen und der darauf befindlichen Steinkohlengruben angeboten wird. Er tritt diese Stellung im Jahre 1875 an und er bleibt in ihr bis zu seinem Tode als Generaldirektor der in der Zeit seiner Tätigkeit schnell zu einem gewaltigen und vielseitigen Unternehmen herangewachsenen „Gewerkschaft Graf Renard".

Die zu der Renard'schen Verwaltung gehörenden Güter Sielce-Modrzejów, Strzyżowice, und das im Kreise Olkusch gelegene Gut Klucze, waren bereits seit längerer Zeit in deutscher Hand, so z. B. Sielce-Modrzejów seit 1802. Im Jahre 1856 erwarb Graf Renard letzteres von der Gräfin Stolberg-Wernigerode. Im Jahre 1863/64 kauft er Strzyżowice und einige Jahre später Klucze. Nach dem Tode Renards ging der Besitz im Jahre 1874 auf dessen Erben über. Die Erben gründeten zusammen mit anderen deutschen Geldgebern im Jahre 1884 die „Gewerkschaft Graf Renard", die somit rein deutsches Kapital hatte. Nach 1897 arbeitet auch französisches Kapital ausschlaggebend mit. Mit dem Abbau von Steinkohlen und Erzen wurde auf diesem Gebiet schon lange vor 1850 begonnen, jedoch auf primitive Weise und mit wechselndem Erfolg. Immerhin betrug z. B. die Jahresförderung von 1860 bereits 2 315 000 Pud. Im Jahre 1857 hatten die Renardschen Güter durch die Übernahme des leitenden Postens durch Hermann Moebius schon einen gewissen Aufschwung genommen. Im Jahre 1875 übernimmt Ludwig Mauve die Leitung des gesamten Betriebes und hiermit tritt eine entscheidende Wendung in der Entwicklung der Renard'schen Verwaltung, ja der ganzen Umgegend, ein, wo nun innerhalb kurzer Zeit ein gewaltiges Industriezentrum entsteht.

Ludwig Mauve übersieht bald die Lage und erkennt die großen Möglichkeiten, die hier vorhanden sind. Er entschließt sich daher, neue Gruben anzulegen, und so entstehen im Laufe der Zeit die Gruben und Schächte: „Ludwig", „Wilhelmine" (1876), „Andreas", „Johanna" (1881), „Fanny", „Renard" (1878), „Eulenburg" (1878), „Johanna II" (1900/01), „Ludmila" (1907/08 erneuert), „Andreas II", „Gedeon" (1882/83). Ferner wird die staatliche Grube „Tadeusz" bei Pšary (1900—1910) durch Renard ausgebeutet. All diese Gruben und Schächte entwickeln sich zu den modernsten Anlagen Rußlands. Bei ihnen werden Förder- und Sortiermaschinen verwendet, Kohlenwaschvorrichtungen eingerichtet, der Sandversatz eingeführt, elektrische Anlagen angelegt. Mit ihnen können nicht nur die Gebäude elektrisch beleuchtet werden, sondern auch die Schächte von innen. Alle diese Neuerungen bedeuteten damals geradezu Sensationen. Im Jahre 1886 läßt Mauve die Gruben mit der Station Sosnowitz durch ein Anschlußgleis verbinden. Dadurch wird der Bahnanschluß an die Strecke Warschau-Wien erreicht. Außerdem läßt er den „Wilhelmine-Schacht" mit der Bahnstrecke Iwangorod (Dęblin)-Dombrowa durch ein eigenes 3 km langes Anschlußgleis verbinden, wobei auch eine über 60 m lange Brücke entsteht. Die vorher hier aufgebaute Schwebebahn wird wieder kassiert. Die Grube „Andreas II." verbindet er im Jahre 1900 durch den Bau einer Schmalspurbahn mit der Strecke Warschau—Wien.

Wie schon erwähnt, betrug die jährliche Förderung im Jahre 1860 — 2 315 000 Pud. Nach der Übernahme des leitenden Postens durch Ludwig Mauve steigt die Förderung der Steinkohle im Jahre 1881 bereits auf 10 000 000 Pud jährlich, um im Jahre 1897 — 30 000 000 Pud jährlich zu erreichen. In den Jahren vor dem Weltkriege betrug die Produktion 45—50 000 000 Pud jährlich.

Aber auch die anderen Betriebszweige der Güter intensiviert Mauve und es entstehen außerdem noch neue Industrien im Rahmen der Gewerkschaft. Er errichtet 1904/06 das bedeutende Röhrenwalzwerk „Renard", welches nahtlose Mannesmannröhren herstellt, die eine Neuheit in Rußland darstellen und daher reißenden Absatz

finden. Im Jahre 1912 entsteht im Anschluß an das Röhrenwalzwerk ein Drahtwalzwerk. Die veraltete Dampfmühle vergrößert er; sie erhält außerdem neuzeitliche Walzen. Eine Dampfbäckerei, die bald drei Läden eröffnen kann, wird ihr angeschlossen. Die bestehenden Steinbrüche und Kalköfen werden vergrößert und das Produktionsverfahren modernisiert und rentabel gestaltet. Zu diesem Zwecke veranlaßt Mauve den Bau einer Schwebebahn, die die Steinbrüche mit den Öfen und die Öfen mit der Katharinenhütte als Hauptabnehmer verbindet. In Dębowa-Góra läßt Mauve eine neuzeitliche Dampfziegelei errichten, die im Gegensatz zu den alten Ziegeleien Klinkersteine produziert.

Wie bereits erwähnt, wurde 1893 auf der Grube „Fanny" ein Elektrizitätswerk errichtet. Es zeigte sich jedoch, daß dieses zu klein war und den Ansprüchen nicht entsprach. Daher läßt Mauve 1903/04 ein neues großes Werk errichten, das nicht nur die eigenen Betriebe mit Licht- und Kraftstrom versorgt, sondern auch die Stadt Sosnowitz und die „Huta Bankowa" in Dombrowa. Im Jahre 1882 entsteht die große, in der ganzen Gegend bekannte Dampfbrauerei und Mälzerei Sielce im Anschluß an den kleinen bisher bestehenden Betrieb. In ihr stellen deutsche Braumeister, die Ludwig Mauves Ruf gefolgt sind, Qualitätsbiere her.

Man kann überhaupt feststellen, daß sowohl in der Renard'schen Verwaltung, wie auch in den anderen neuerstandenen Betrieben, an verantwortungsvollen Stellen, sei es in den Büros, sei es in den Werkbetrieben, deutsche Angestellte und Werkmeister arbeiten. Sie werden von den Unternehmern aus dem Reich mitgebracht oder später von ihnen herbeigerufen.

Die von seinem Vorgänger Moebius begonnene Suche und Anmeldung von Kohlen-, Eisen- und Bleiblendenvorkommen wird von Mauve eifrig fortgesetzt. Die Schürfrechte werden somit in der ganzen Gegend für die Renardsche Verwaltung gesichert, und zwar vor allem in den Ortschaften: Sielce, Klucze, Strzyżowice, Góra-Siewierska, Ossy, Ożarowice, Strzemieszyce, Pszeń, Bór-Biskupi, Przeczyce, Rozkosz, Sławków, Ostatek, Będzin. 1911 gründet er zusammen mit B. Beyer die Gesellschaft „Tow. Górniczo-Przemysłowe Będzin-Olkusz", die diese Rechte ausbeutet. Dabei entstehen die Gruben „Wiara" und „Surprise". Vor allem soll sie auch eine normalspurige Bahn nach Klucze bauen, um die Sandwüste von Błędów mit den Gruben zu verbinden und so die Frage des Sandversatzes aller Gruben dieses Reviers zu lösen. Der Ausbruch des Weltkrieges verhindert den Bau der im Entwurf bereits fertigen Bahn.

Außerdem erwirbt 1907 die Gewerkschaft „Graf Renard" 1497 Stück Schürfrechte in Wadowice, Biala, Podgórze, Krakau, Chrzanów und Myślenice. Zahlreiche Bohrungen bis zu 1200 Meter Tiefe werden durchgeführt. Der Weltkrieg unterbricht auch hier die Arbeit.

Auch in den bedeutsamen Nebenbetrieben der Renard'schen Verwaltung bleiben die Erfolge nicht aus. So steigen die Einnahmen daraus z. B. von 168 000 Rubel im Jahre 1881 auf über 700 000 Rubel im Jahre 1897.

Die Zahl der bei Renard beschäftigten Arbeiter und Angestellten übersteigt zu Mauves Zeit 6000. Die sozialen Einrichtungen, die er einführt, sind vorbildlich. Die Arbeiter und Angestellten wohnen in Häuserblocks, die der Verwaltung gehören und somit gut instandgehalten sind. Das eigene Krankenhaus läßt Mauve in den Jahren 1901—1904 erheblich vergrößern und ein großes Dampfbad errichten. Ferner entsteht auf seine Anregung eine Vereinigung aller Fabriken, die den Bau von Schulen für die Arbeiterkinder fördert. Die Renard'sche Verwaltung baut auch eigene Schulen. Seiner Initiative ist es zu verdanken, daß man aus städtischen Fonds Cholerabaracken für 50 000 Rubel baut. 1883 gründet er einen Verein zum Zwecke einer billigen Lebensmittelversorgung der Arbeiter und Angestellten. Die

Finanzierung erfolgt durch die Renard'sche Verwaltung. Ferner gründet er 1905 eine Spar- und Darlehnskasse, die den Angestellten der Renard'schen Verwaltung im Falle der Pensionierung eine Rente zahlt. Die jährlichen Gewinne werden den Angestellten gutgebracht. Diese Art der Versicherung wurde bis 1928 beibehalten, d. h. bis zur Einführung der allgemeinen staatlichen Versicherungspflicht.

Den großen, zum Schloß Sielce gehörenden Park macht Mauve der Allgemeinheit zugänglich. Der Park wird später nach ihm benannt. Die Einkünfte aus dem Parkbesuch stiftet er der Kirche, die auch sonst noch erhebliche Zuwendungen erhält. Er erreicht es, daß das ganze Gebiet Telephon einführt. Auf seine Fürsprache hin entstehen ein Theater und ein Deutscher Klub. Ferner verdankt ihm Sosnowitz, das inzwischen mit auf sein Betreiben zur Stadt erhoben wird, die Durchführung von mehreren Ausstellungen.

Ludwig Mauve hatte mit seinem Weitblick bald nach seinem Dienstantritt in Sielce erkannt, daß hier nicht nur für die Renard'sche Verwaltung gewaltige Entwicklungsmöglichkeiten bestanden, sondern auch für andere industrielle Betriebe. Er knüpft daher mit deutschen unternehmungslustigen Industriellen Beziehungen an und viele werden von ihm bewogen, in Sosnowitz-Sielce ihr Glück zu versuchen. Auf diese Weise entsteht, größtenteils auf dem Boden der Renardschen Güter, die vielseitige Industrie dieses Gebietes. In Folgenden seien die wichtigsten und bekanntesten Werke genannt: 1. Die Spinnerei von Heinrich Dietel (1878). 2. Die Maschinen- und Kesselfabrik von Fitzner & Gamper (1878). 3. Die Röhrenwalzwerke von Hultschynski & Söhne (1881). 4. Die Katharinenhütte (1881—83). 5. Die Draht- und Drahtseilfabrik von A. Deichsel (1881). 6. Die Dachpappenfabrik von K. Dittrich (1879), später Lamprecht. 7. Die Wellblechfabrik und mechanische Werkstätten Hein, Lehmann & Co. (1879). 8. Die Spinnereien der Brüder C. B. Schoen in Sielce und Srodula (1879). 9. Die Schrottfabrik von A. Wolff (1881). 10. Die Eisenhüttenwerke Puschkin (1882). 11. Die Chemische Fabrik Radocha A. G. (1883). 12. Die Chemische Fabrik Gzichów (1885). Alle diese Unternehmen entwickeln sich teils aus kleinsten Anfängen zu gewaltigen Werken, die viele Tausende von Arbeitern beschäftigen und das Gesicht und die wirtschaftliche Bedeutung der ganzen Umgegend von Grund auf ändern. Es muß hierbei erwähnt werden, daß sich unter diesen deutschen Unternehmern viele bedeutende Persönlichkeiten befinden, denen selbstverständlich auch ein großer Anteil an dem erfolgreichen Aufbau dieses Gebietes zuzuschreiben ist, und die im Rahmen ihrer eigenen Verwaltung oft Großes geleistet haben.

Das zur Renard'schen Verwaltung gehörende Gut Klucze, das im Kreise Olkusch gelegen ist, erwirbt Ludwig Mauve von den Erben des Grafen Renard im Jahre 1880 als Eigentum. Auch hier zeigt sich sofort sein Unternehmungsgeist. Der bereits betriebene Eisenerzabbau wird weitgehendst gefördert. Die dabei gewonnenen Kapitalien dienen zum Aufbau einer Papier- und einer Portlandzementfabrik. Auf seinen Antrag entsteht die Bahnstation Rabsztyn an der Bahnstrecke Iwangorod—Dombrowa. Durch ein Anschlußgleis erhält die Zementfabrik mit ihr die Verbindung. Der Bau einer Dachstein- und einer Dachpappenfabrik wird begonnen, jedoch scheitert die Vollendung dieser Werke am Ausbruch des Weltkrieges. Das ganze Gut wird von ihm als Geologen untersucht, jede Möglichkeit sofort in die Tat umgesetzt, das dabei entdeckte Pyrith vorübergehend gefördert. Die an das Gut angrenzende Sandwüste von Błędow, erwirbt er in einem Umfang von über 800 Hektar. Ihr Sand soll später den Gruben des Industriegebiets von Sosnowitz-Dombrowa als Sandversatz dienen. Gleichzeitig versucht er, die Wüste an den Rändern mit Strandhafer und Kieferpflanzen zu kultivieren. Den Holzeinschlag des Gutes schont er weitgehend und schafft dadurch Reserven, die später den Erben in schweren Zeiten zugute kommen. Die Ziegelei und das Sägewerk werden voll beschäftigt und die übrigen Wirtschafts-

zweige, wie Fischerei und Landwirtschaft, intensiviert. Die alten Wirtschafts- und Wohngebäude ersetzt er größtenteils durch neue. So erschließt er auch hier die Gegend und regt damit andere Unternehmer an. Es entwickeln sich in dieser Gegend die Emaillefabrik in Olkusch und die Gummifabrik in Wolbrom. Sie erbaut der Deutsche Peter Westen und sie erweitern sich rasch zu großen Werken.

Wir, seine Kinder und Enkel, sind stolz auf sein Werk und froh, daß dieses Gebiet durch die große Tat des Führers nun dem Großdeutschen Reich für seinen Lebenskampf zur Verfügung steht. Somit kommt das Werk Ludwig Mauves dem Großdeutschen Reich und damit dem deutschen Volk zugute.

Quellennachweis

Bruno von Querfurt.

Thietmar: „Chronicon Liber" VI cap. 58. — Pertz: „Monumenta Germaniae Historica" V, darin „Damianis Vita Romualdi", auch VIII S. S. 658, 745. — „Chronicon Magdeburgense", S. 275 ff. — J. Voigt: „Geschichte Preußens" I S. 281 ff. — Giesebrecht: „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" II S. 104, 192. — Giesebrecht: „Erzbischof Brun-Bonifatius". In „Neue Preußische Provinzialblätter" 1859 I. — Derselbe: „Wendische Geschichten", Berlin 1843 Band II. — Kade: „De Brunonis Querfurtensis Vita quinque fratrum Poloniae" 1892. — Kaindl: „Zur Geschichte Bruns von Querfurt" in „Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft" XII, 1892 S. 493 ff. — Hauck: „Kirchengeschichte Deutschlands" III. — Lohmeyer: in der „Allgemeinen deutschen Biographie" III 433. — „Gesta Archiepiscoporum Magdeburgensium" in „Monumenta Germaniae Historica" XIV 383 + 95. — Wibert: in „Monumenta Poloniae historica" I 229 ff. — In den „Monumenta Poloniae historica" befindet sich auch Brunos Leben des heil. Adalbert und sein Brief an Heinrich II. und sein Leben der fünf Märtyrerbrüder, Band I 189—222 und 224—228 und Band VI 388—428. — H. G. Voigt: „Bruno von Querfurt" Stuttgart 1907, die beste Monographie, sie enthält auch Brunos Werke, deutsch übersetzt. — Wł. Abraham: „Organizacja kościoła w Polsce do połowy XII wieku" Lemberg 1893, S. 75—86. — T. Wojciechowski: „Szkice historyczne XI wieku" War. 1925. — St. Zakrzewski: „Boleslaw Chrobry", Lemberg 1925 S. 209—226, 260 ff. — J. Fijałek: „Żywoty, pasje i cuda św. Wojciecha" im „Pamiętnik IV zjazdu historyków polskich w Poznaniu" Lemberg 1925 S. 1—7. — R. Grodecki: „Dzieje Polski średnowiecznej" Krakau 1926 S. 69 ff. — L. Koczy: „Misje w Prusach i t. d." „Roczniki misjologijne" Posen 1934 S. 100—123. — L. Koczy: ebenda Posen 1932/33 S. 82 bis 98 „Misja św. Brunona wśród Świgiów". — Eckehard: „Chronicon Würzburgense". — Karwowski: „Ś. Bruno z Kwerfurtu" Posen 1891. — Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Akademie der Wissenschaften, Wien 1868 Band 57, Zeißberg: „Die Kriege Kaiser Heinrichs II. mit Herzog Boleslaus von Polen". — In den „Sprawozdania Towarzystwa Nauk" Warschau XXI 1928 S. 1—12, Z. Karwowska: „Działalność św. Brunona z Kwerfurtu na gruncie polskim w związku z ideologiczną postawą Bolesława Chrobrego". — Endlich alle ausführlicheren Darstellungen der mittelalterlichen polnischen Geschichte, insbesondere auch alle Darstellungen der Regierungszeit des Boleslaus Chrobry. — „Słownik Biograficzny" s. Bruno z Kwerfurtu.

Nikolaus Wirsing.

St. Kutrzeba: „Historia rodziny Wierzynków" in „Rocznik Krakowski" B. II, Krak. 1929. — F. R.: „Uczta Wierzynka. Anegdoty i ciekawości historyczne". Warsz. 1919. — L. Tatomir: „Król Kazimierz Wielki i Mikołaj Wierzynek". Warsz. 1888. — J. Ptaśnik: „Miasta i mieszczaństwo w dawnej Polsce". Krak. 1934. — J. Ptaśnik: „Studja nad patrycjatem krakowskim w wiekach średnich". In „Rocznik Krakowski", Bd. XV u. XVI.

Hennecke von Riga.

Wł. Semkowicz: „Hanul, namiestnik Wileński" (1382/87) i jego ród" in „Ateneum Wileńskie" 1930 Bd. 7, S. 1—20. — Gizbert-Studnicki: „Wilno w rzędzie stolic Rzeczypospolitej Polskiej" in „Wilno i ziemia Wileńska" Wilno 1930

S. 144—154. — K. Lück: „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens". Plauen 1934, S. 49. — W. Semkowicz: „Wypadki lat 1382—1386 w związku z genezą Unji". In „Pamiętnik V. powszechnego zjazdu historyków polskich..." II, Lwów 1931, S. 70. Hier stellt S. nochmals die große Rolle Henneckes klar, die dieser als „Jagails naher und ergebener Vertrauensmann" gespielt hat. „Er war zweifellos der Hauptinitiator der Anknüpfung der Handelsbeziehungen zwischen Litauen und Polen".

Elisabeth von Habsburg.

J. Moraczewski: „Dzieje Rzeczypospolitej Polskiej" Band II, Posen 1862. — „Encyklopedja Powszechna", Band 8 (Ecle-Flem) Warschau 1861. — „Wielka Encyklopedja Powszechna Ilustrowana", Band 19, Warschau 1897. — K. Morawski: „Historja Uniwersytetu Jagiellońskiego", Krakau 1900. — L. Kolankowski: „Sylweta Jagiellonów", Warschau 1934. — J. Skoczek: „Wychowanie Jagiellonów", Lemberg 1932. — K. Szajnocha: „Matka Jagiellonów", Warschau 1918. — O. Ritter v. Halecki: „Die Beziehungen der Habsburger zum litauischen Hochadel im Zeitalter der Jagiellonen". (Sonderabdruck aus den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Band 36, Heft 4, 1922). — M. Kage: „Deutsche Frauen in Polen". Heft 29 der „Deutschen Wissenschaftlichen Zeitschrift für Polen", Posen 1935.

Johann Thurzo.

Kurt Bathelt: „Süddeutsche Großkaufmannsorganisation im Zeitalter der Fugger." Bisher noch unveröffentlicht. — Derselbe: „Deutsche Montanunternehmungen im Karpathenraum um die Wende des Mittelalters zur Neuzeit". (Auszug und Erweiterung erstgenannter Arbeit). Veröffentlicht in den „Deutschen Monatsheften", Kattowitz, Jahrgang 6, Heft 7 (Januar 1940). — Derselbe: „Die Familie Thurzo in Kunst und Kultur Ostmitteleuropas (1450—1460)". Erscheint nächstens in den „Deutschen Monatsheften". — Clemens Bauer: „Unternehmung und Unternehmungsformen im Spätmittelalter und in der beginnenden Neuzeit". Jena 1936. — Friedrich Dobel: „Der Fugger Bergbau und Handel in Ungarn". „Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg". Sechster Jahrgang, 1. Heft, S. 33—50. Augsburg 1879. — Fink: „Die Bergwerksunternehmungen der Fugger in Schlesien". „Zeitschrift für Geschichte Schlesiens". Band XXVIII. — Kutrzeba: „Der Handel Krakaus im Mittelalter". Anzeiger der Akademie der Wissenschaften Krakau, Philos. u. Hist.-phil. Klasse, 1902 S. 5 ff. — Fritz Maywald: „Die Pässe der Westkarpathen unter besonderer Berücksichtigung der Paßstraßen der Sandsteinzone". Dissertation Leipzig. Teschen 1906. — A. Fekete Nagy: „A bethlenfalvi Thurzo-csalad eredete" (= Die Herkunft der Familie Thurzo von Bethlenfalva) Turul 48, 1934, S. 1—15. Kurze Inhaltsangabe in der Beilage „Zeitschriftenschau" der Ungar. Jahrbücher 15, 1935, Nr. 101, S. 3. — Oskar Paulinyi: „Johann Thurzo, Bischof von Breslau". „Schlesische Lebensbilder". Band 4, S. 1—6. Breslau 1931. — Ludwig Petry: „Das Zipser Deutschtum in seinen kulturellen Beziehungen zu Schlesien vom 16. bis 18. Jahrhundert". „Schlesisches Jahrbuch" 3. Jahrgang, 1936/37. — E. Reinhardt: „Johann Thurzo von Bethlenfalva, Bürger und Konsul von Krakau, in Goslar 1478—1496". Goslar a. H. 1928. Enthält die ganze ältere Thurzo-Literatur, ist aber sonst nicht ganz zuverlässig. — Jakob Strieder: „Die deutsche Montan- und Metall-Industrie im Zeitalter der Fugger". „Deutsches Museum, Abhandlungen und Berichte". Berlin 1931. — Bei dieser Gelegenheit soll noch auf eine umfassende Arbeit über die Familie Thurzo, ihre Stellung in Wirtschaft, Kunst, Kultur und Politik Ostmitteleuropas hingewiesen werden, die der Verfasser dieses Beitrages für die „Ostdeutschen Forschungen" vorbereitet.

Johannes Heideke.

Quellennachweis im Text des Beitrages. Der Aufsatz von Wagner wurde allerdings noch wesentlich erweitert. Die Literatur über Heideke findet sich vollzählig bei Wagner.

Johann Haller.

J. Seruga: „Jan Haller, wydawca i drukarz krakowski", Krakau 1933. — J. Ptaśnik: „Cracovia impressorum XV et XVI saeculorum", Lemberg 1922, S. 22—29. — H. Barycz: „Historia Uniwersytetu Jagiellońskiego w epoce humanizmu", Krakau 1935, S. 735. — „Kultura Staropolska", Krakau 1932, S. 352—385. K. Piekarski: „Książka w Polsce XVI w." — „Encyklopedja Powszechna Ultima Thule" 1931. — „Wielka Encyklopedja Powszechna Ilustrowana" 1901. — Dr. Kurt Lück: Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens", Leipzig 1934 (Ostdeutsche Forschungen, Band 1.) Seite 191 ff.

Johannes Dantiscus.

Frencking Danzig 1705, „Oratio de vita J. D." Neu gedruckt in: „Preußischer Todestempel", VI. Unterredung, Leipzig 1729/30, S. 385—396. — Ch. Krollmann: „Altpreußische Biographie", 4. Lieferung, Königsberg 1938. — „Allgemeine Deutsche Biographie", Band IV 1877, Artikel von Hirsch. — Orgelbrand: „Polnische Encyclopädie", ein Artikel von Bartoszewicz. — „Encyklopedja PAU" (Polska Akademja Umiejętności) Krakau 1935. „Dzieje literatury pięknej w Polsce". XXII. — Kurpiel: „J. D. Życie i działalność", Teil I, 1485—1519 in den „Sprawozdania PAU" von 1910, Krakau 1911. — Czaplicki: „De vita et carminibus J. D.", Breslau 1855. — Cilliński: „Krótki rys życia i działalności literackiej J. D.", Stanislau 1910. — Derselbe: „Życie i pisma J. D." „Kurjer Stanisławowski" 1903, Nr. 902 ff. — Wiszniewski: „Historia literarica polonica" VI, 237—251. — Siemieński: „Portrety literackie" I, Posen 1865. — Hipler: „Literaturgeschichte des Bistums Ermland", Braunsberg 1873. — Siemieński: „Kilka rysów z literatury i społeczności" II. „Tygodnik Ilustrowany" von 1861. — Einzelnes aus seinem Leben und seinen Dichtungen: Finkel: „Poselstwa J. D.", Lemberg 1879. — „Historisches Jahrbuch", Band 33, München 1912, Kolberg: „Die Tätigkeit des J. D. für das Herzogtum Preußen auf dem Reichstag zu Augsburg", 1530. — Kolberg: „Aus dem Briefwechsel der Erzbischöfe Johann und Olaus Magnus von Upsala mit J. D.", Braunsberg 1915. — „Minerwa Polska", Lemberg 1927 I, Nr. 3, Kot: „Stosunki Polaków z Uniwersytetem Lowańskim". — W. Przyborowski: „Niewieście ideały poetów polskich", Warschau 1881. — Im „Przewodnik naukowy i literacki" 1899: Chłędowski „Paszkwil polski". — „Rozprawy Akademji Umiejętności" wydział filol., Band XVI 1893, M. Sas: „Przyczynek do poezji polsko-łacińskiej". — Brückner: „Uwagi krytyczne do tekstów polsko-łacińskich" im „Kwartalnik historyczny" 1906. — Pilat: In „Historja literacka polska" II, Teil I, S. 95—110. — Über seine Tätigkeit als Bischof bringt die Zeitschrift für die Geschichte Ermlands mehrere Veröffentlichungen: Jahrgang 1858—1860, Eichhorn: „Zur Geschichte der ermländischen Bischofswahlen". — Jahrgang 1865 IV, Hipler: „Nicolaus Kopernikus und Martin Luther" (hierin auch des J. D. Judicium meum de Luthero nach der in Upsala aufbewahrten Handschrift). — Jahrgang 1869 IV, Hipler: „Des J. D. Brief an Bischof Tomicki von 1523". — Jahrgang 1874 V, Hipler: „Analecta Warmiensia". — Jahrgang 1878 VI, Woelky: „Der Katalog der Bischöfe von Culm". — Jahrgang 1887 IX, Hipler: „Beiträge zur Geschichte der Renaissance und des Humanismus aus dem Briefwechsel des J. D." — Jahrgang 1919 XX, Brachvogel: „Die Bildnisse der ermländischen Bischöfe". — Jahrgang 1926 XXII, Buchholz: „Die Lehr- und Wanderjahre des ermländischen Domkustos Eustachius von Knobelsdorf" (des Schützlings von J. D.). — Jahrgang 1897, Hipler: „Die ermländische Bischofswahl von 1549" (mit Nachrichten über den Tod von J. D.). — „Monumenta Historiae Warmiensis", Braunsberg 1872 IV. — Hipler: „Bibliotheca Warmiensis" oder „Literaturgeschichte des Bistums Ermland". — „Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins", Jahrgang 1926, Danzig 1937, Schmauch: „Die Bemühungen des J. D. um den ermländischen Bischofstuhl". — „Zapiski Towarzystwa Nauk w Toruniu" Band VIII, Thorn 1929/31, „Jan Dantyszek i jego medale". — Nach der „Podręczna Encyklopedja kościelna" von Chełmicki, Band VI, bereitete die Krakauer Akademie der Wissenschaften, (PAU) eine neue verbesserte und vervollständigte Ausgabe der Werke von J. D. vor. Doch ist es nicht bekannt, inwieweit dieser Plan zur Ausführung gekommen ist oder noch kommen kann.

Hans Boner.

Jan Ptaśnik: „Bonerowie" in „Rocznik Krakowski", Bd. VII. — W. Budka in „Polski Słownik Biograficzny" unter Jan und Seweryn Boner.

Jost Ludwig Dietz.

R. Bartholomäus: „J. L. Decius. Ein deutscher Kaufmann und polnischer Staatsmann". („Altpreußische Monatsschrift". Königsberg i. Pr. Band 35.) — A. Hirschberg: „O życiu i pismach J. L. Decjusza". Lemberg 1874. — „Polski Słownik Biograficzny", Krakau 1939, Bd. V, Heft 21. — A. Semrau: „J. L. Dietz und die Münzreform unter Sigismund I." („Mitteilungen des Coppernicus-Vereins", Thorn 1906.) — Dr. Th. Wotschke: „Geschichte der Reformation in Polen". Leipzig 1911. — W. Budka: „Biblioteka Decjuszów". Krakau 1929. — S. Komornicki: „Kultura artystyczna w Polsce czasów odrodzenia" in „Kultura staropolska", Krakau 1932. — J. L. Decius: „De Sigismundi Regis Temporibus" — W. Czermak: „Biblioteka pisarzów polskich". Krakau 1901. Band 39. — K. Lück: „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens". — Das gesamte Schrifttum über D. bringt „Polski Słownik Biograficzny", Krakau 1938.

Valentin Greff-Bekfark.

„Denkmäler der Tonkunst in Österreich" 18. Jahrgang, Teil II, Wien 1918. — H. Opieński: „Beiträge zur Kenntnis von V. Bacfark's Leben und Werken", Diss. Leipzig 1914. — H. Opieński: In „Biblioteka Warszawska" 1906, II, Heft 3, Seite 464. — „Kwartalnik muzyczny" 1930. VI/VII, enthält 6 Briefe von Greff-Bekfark an Albrecht von Preußen, veröffentlicht von Heinrich Opieński. — Gomboſi in „Muzyka" 1929, VI, 6. — Świeżawski u. Eſtreicher in „Tygodnik Ilustrowany" 1882 und 1883. — A. Poliński in „Echo Muzyczne" 1887. — St. Windakiewicz in „Czas" 1888. — A. Kloſe: „Deutſche Komponiſten, Muſiker und Muſikgelehrte in Polen und ihr Einfluß auf das polniſche Muſikleben". In „Deutſche Monatshefte in Polen", April 1938. — „Polski Słownik Biograficzny" ſ. Bakfark.

Urſula Meierin.

Friedrich Hurter: „Geſchichte Kaiſer Ferdinands II. und ſeiner Eltern". Schaffhauſen 1851. — Erdmann Haniſch: „Geſchichte Polens". Bonn u. Leipzig 1923. — Wł. Konopczyński: „Dzieje Polski nowożytnej", Bd. I, 1506—1648, Warſchau 1936. — Cz. Lechicki: „Mecenat Zygmunta III i życie umysłowe na jego dworze". Warſchau 1932. — Fr. Siarczyński: „Obraz wieku panowania Zygmunta III", Warſchau 1828. — J. U. Niemcewicz: „Dzieje panowania Zygmunta III", Warſchau 1829. — „Pamiętniki Albrychta Stanisława X Radziwiłła Kanclerza W. Litewskiego". Poſen 1839. — E. Rykaczewski: „Relacje nuncjuszów apostolskich o Polsce", Berlin 1864. — Kſ. M. S.: „Róża złota". — Wł. Wiśłocki: „Urszula ochmistrzyni, Łabędzianka i jej korespondencja polska z Piotrem Gębickim". („Przegląd polski", Krakau 1877). — D. Magnuſzewski: „Zemsta panny Urszuli". („Prace literackie", Wien 1838). — Maſeranowski: „Urszula Meyerin". — S. Orgelbrand: „Encyklopedja Powszechna" Warſchau 1904. — „Alleluja", Jahrg. 1843, Warſchau 1843. — „Gazeta W. Księstwa Poznańskiego" Nr. 37, 1846. — „Wielka Encyklopedja Powszechna Ilustrowana". — „Kultura staropolska", Krakau 1932. — „Polska. Jej dzieje i kultura od czasów najdawniejszych do chwili obecnej".

Andreas Schoneus.

A. Jocher: „Obraz bibliograficzno-historyczny literatury i nauk w Polsce", Bd. I bis II, Wilna 1840. — S. Starowolski: „Sim. Starovolscii Tract. tres. I. Polonia. II. Sarmatiae Bellatores. III. Scriptorum Polonicorum Ek. seu centum illustrium Poloniae scriptorum elogia et vitae editio nova. Wratislaviae MDCCXXIII." — J. Sołtykowicz: „O stanie akademii krakowskiej od założenia jej aż do teraźniejszego czasu". Krak. 1810. — F. Bentkowski: „Historja Literatury Polskiej", Bd. I, Wilna 1814. — „Encyklopedja Powszechna Orgelbranda". War. 1866. Bd. 23, S. 119—20. — K. Mecherzyński: „Historja wymowy w Polsce", Bd. II, Krak. 1858. — F. Siarczyński: „Obraz wieku panowania Zygmunta III Króla Polskiego zawierający opis osób żyjących pod jego panowaniem . . ." Teil II, Lemberg 1828. — G. Korbut: „Literatura Polska od początku do wojny światowej . . ." Bd. I, War. 1929, S. 139. — T. Wierzbowski: „Bibliographica Polonica XV a XVI ss." Vol. II. War. 1891. — A. T. Chłędowski: „Spis dzieł polskich opuszczonych lub źle oznaczonych w Bentkowskiego Hist. Lit. Polskiej". Lemberg 1818. — „Kultura Staropolska". Krakau 1932. — Z. Węclewski: „Ślązacy w Polsce". II. Andrzej Schoneus. In „Przewodnik Naukowy i Literacki" VII, Lemberg 1878. — K. Heck: „Szymon Szymonowicz (Simon Simonides), jego żywot i dzieła". Teil I. Krak. 1901. — Teil II in „Rozprawy Akad. Um. Wydział fil. Serja II, T. XXII. Krak. 1903. — St. Zakęski: „Czy Jezuici zgubili Polskę?" Krak. 1883. — L. Schermann: „Der Plan der Gründung einer Jeſuitenuniverſität in Poſen". In „Zſchr. der Hiſt. Geſ. für die Prov. Poſen" IV. Poſen 1889. — H. Barycz: „Ślązacy na Uniwersytecie Jagiellońskim od XV—XVIII w." Kattowitz 1937. — H. Barycz: „Hist. Uniwersytetu Jagiellońskiego w epoce humanizmu". Krak. 1935. — A. Theiner: „Vetera Monumenta Poloniae et Lithuaniae Gentiumque Finitimarum" T. III. Romae 1863. — K. Eſtreicher: „Bibliografja Polska", Bd. XVIII. Krak. 1929. — „Kronika Uniwersytetu Jagiellońskiego od r. 1864 do 1887". Krak. 1887.

Heinrich Strohand.

Julius Emil Wernicke: „Geſchichte Thorns", 2 Bände, Thorn 1842. — Reinhold Heuer: „Thorn" Berlin, Deutſcher Kunſtverlag 1931. — Stanisław Tync: „Próba utworzenia akademii protestanckiej w roku 1595" in der Zeitſchrift „Reformacja w Polsce" 1926, S. 46 ff. — „Dzieje Torunia" (Geſchichte Thorns). Sammelwerk unter der Redaktion von Kazimierz Tymieniecki, Toruń 1933. — Adamus „Vitae Germanorum jure consultorum et politicorum..." Heidelbergae 1620 S. 408—26.

Auguſt der Starke.

„Polski Słownik Biograficzny". Dort iſt auch das wichtigſte Schrifttum angegeben. „Allgemeine Deutſche Biographie". Gurlitt: „Warſchauer Bauten aus der Zeit der ſächſiſchen Könige", Berlin 1917.

Lorenz Mitzler von Koloſ.

K. Lück: „Deutſche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens", Plauen 1934. — A. F. Zürner: „Kurtze Anleitung zur gewöhnlichen Reiſe von Dresden nach Warſchau". — J. Chr. Schulz: „Reiſe eines Liefländers von Riga . . . nach Warſchau", Berlin 1795. — R. F. Arnold: „Geſchichte der deutſchen Polenliteratur", Halle 1900. S. 93. — Z. Ciechanowſka: „Literatura niemiecka a Polska w XVIII w. Stan Badań". Im „Pamiętnik Literacki" 33, 1936. H. 1, S. 20—34. — A. Brückner: „Poezja czasów saskich", S. 305. — Am ausführlichſten berichtet über M. der Pole R. Pilat: „Początek publicystyki literackiej w Polsce", Lemberg 1882. — Ungenau iſt Sobieſzczański in „Encyklopedja Orgelbranda". — G. Korbut: „Literatura Polska . . .", Bd. II, S. 34. — „Allgemeine Deutſche Biographie", Bd. 52, 1906, S. 426, Beitrag von Carl Krebs. — Jaehniſch-Janozki in ſeinem „Lexikon derer itzt lebenden Gelehrten in Polen", Breslau 1755. — Über Mitzler als Arzt, Gąſiorowski: „Zbiór wiad. do historji sztuki lekarskiej w Polsce", Poſen 1853. — St. Kośmiński: „Słownik lekarzów polskich", War. 1881. — Fr. Giedroſć: „Źródła biograficzno-bibliograficzne do dziejów medycyny w dawnej Polsce". War. 1911. — Fr. Giedroſć: „Dawne projekta Collegium medicum w Warszawie" in „Krytyka lekarska", War. 1893, Nr. 3, 4. — „Libri metrices Regni", Bd. 265, S. 310—14 u. Bd. 229, S. 688—92. — Czaſewski: „Czasopiśmiennictwo warszawskie", War. 1896. — Czarnowski: „Literatura periodyczna i jej rozwój", Bd. II. — G. Smólski: „O polskim czasopiśmiennictwie najstarszej doby" in „Bibl. Warszawska" 1910, S. 534—67. — J. Przyborowski: „Z przeszłości Warszawy", War. 1899, S. 237. — F. Bentkowski: „Hist. Lit.", Bd. II. War. 1814, S. 702. — Chr. B. Frieſe gab zur gleichen Zeit eine Zeitſchrift in franzöſiſcher Sprache heraus, das „Journal littéraire de Pologne". Mitzler ſpricht in ſeinen Acta lit. davon, daß Frieſe die Herausgabe der Zeitſchrift einſtellen mußte, weil trotz der großen Objektivität des Verfaſſers Anſtößiges gegen Polen darin gefunden wurde. M. fügt aus bitterer Erfahrung hinzu: „Melius esse in Polonia tacere quam scribere". — „Nowe wiadomości ekonomiczne i uczone albo magazyn wszystkich nauk do szczęśliwego życia ludzkiego potrzebnych". Es iſt bezeichnend, daß 1938 unter demſelben Titel und mit Abdruck des Mitzlerſchen Titelblattes eine neue Zeitſchrift herausgegeben wurde, die eine Wiedergeburt des poln. Wirtſchaftslebens anſtrebte. — T. Korzon: „Wewnętrzne dzieje Polski za St. Augusta", Krak. 1882, Bd. II, S. 14. Er nennt M's „Nachrichten . . ." die „erſte wirtſchaftliche Zeitſchrift" in Polen. Bd. I, S. 4. — Über M's Bedeutung für die poln. Philoſophie vgl. Struwe: „Historja logiki", War. 1911, S. 89—92. — W. Sternbach: „Dr. W. Mitzler a Monitor" im „Pamiętnik literacki". — Martin Kage: „Gelehrte Geſellſchaften in Polen" in DWZP., H. 24, S. 61—70. Dort weitere Nachweiſe. — „Gazeta Warszawska" vom 14. 10. u. 16. 12. 1778. — „Volumina legum", Bd. VII, S. 803. — L. Bernacki: „Teatr, dramat i muzyka za St. Augusta", Lemberg 1925, S. 56—122. — F. M. Sobieſzczański: „Rys hist.-stat. miasta Warszawy". Warſz. 1848, S. 82, 108.

Johann D. Jähniſch.

Zofja Birkenmajerowa: „Z młodzieńczych lat Jana Daniela Janockiego" (Poſen 1925, Poznańskie Towarzystwo Przyjaciół Nauk), Beſpr. v. Lattermann in „Dt. wiſſenſchaftl. Zſchr. f. Polen", H. 12, S. 175 ff. u. Ergänzung von Th. Wotſchke in H. 13, S. 169 f. — Karol Eſtreicher: „Jan Daniel Andrzej Janocki". (Krakau 1869, SA. aus Roczn. Tow. Naukowego Krak.). — Xawery Liske: „Cudzoziemcy w Polsce", Lemberg 1876. S. 228 f., 232 f. — Gabrjel Korbut: „Literatura Polska od początków do wojny światowej", T. II (Warſchau 1929) S. 33 f. (Dort weiteres Schrifttum). — Adolf Nowaczyński: „Poznaj Poznań", Poſen 1939, S. 271.

Michael Groell.

Kurt Lück: „Deutſche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens", Leipzig 1934. — Adolf Pawiński: „Michał Groell, obrazek na tle epoki stanisławowskiej z dodaniem spisu wydawnictw Groella, ułożonego przez Zygmunta Wolskiego", Krakau 1896. —

Walery Przyborowski: „Cudzoziemcy w Warszawie w XVII i XVIII wieku" (in „Niwa" 1877, S. 525 ff.). — Tadeusz Korzon: „Wewnętrzne dzieje Polski za Stanisława Augusta". Krakau—Warschau 1897/1898. I. 170, 389; II. 162, 365. — X. Liske: „Cudzoziemcy w Polsce". Lemberg 1876, S. 216 ff., 220, 240, 242, 249. — Dr. Leopold Otto: „Przyczynek do historyi zboru ewangelicko-augsburgskiego warszawskiego 1650—1781". Warschau 1881. — Władysław Smoleński: „Mieszczaństwo warszawskie w końcu wieku XVIII". Warschau 1917. — K. Wł. Wójcicki: „Cmentarz powązkowski oraz cmentarze katolickie i innych wyznań pod Warszawą i w okolicach tegoż miasta". Tom III. Warschau 1858. — Karl Grams: „Die Buchdruckerkunst in Polen" (in „Ostdeutsche Monatshefte" Danzig. 3. Jahrg., März 1923, Nr. 12, S. 555 ff.) — „Encyklopedja Powszechna" T. 10, 1862. — „Wielka Encyklopedja Powszechna Ilustrowana", Warschau 1900, T. 25, S. 887. — „Wielka Ilustrowana Encyklopedja Powszechna Gutenberga", Tom VI, S. 18. — „Encyklopedya Powszechna Ultima Thule", Tom IV, Warschau 1931, S. 285. — „Polska — jej dzieje i kultura". II, 313.

Karl F. E. von Coccejí.

J. Bartoszewicz: „Panowie niemieccy na dworze Stanisława Augusta". Warschau 1852. — O. Forst-Battaglia: „Stanisław August Poniatowski". Berlin 1927. — X. Liske: „Cudzoziemcy w Polsce". Lemberg 1876. — „Rodzina, herbarz szlachty polskiej". Tom II. Warschau 1905. — Trendelenburg: „Friedrich d. Gr. und sein Großkanzler Samuel v. Cocceji". 1863. — St. Wasylewski: „Na dworze króla Stasia". Lemberg-Posen 1921. — R. Koser: „Geschichte Friedrichs des Großen".

Johann Christian Schuch.

„Pochwała Jana Krystjana Schucha przez W. S. Majewskiego, czytana na posiedzeniu publicznem T. Kr. Prz. Nauk w Warszawie 15. stycznia 1818 r.". „Rocznik Tow. Prz. Nauk" XII, str. 162—181. — Orgelbrand. XXIII. — St. Łoza: „Słownik architektów i budowniczych Polaków etc." Warsz. 1931.

Schröger, Zug, Kammsetzer.

„Künstlerlexikon", begründet von U. Thieme u. F. Becker, hrsg. von H. Vollmer. Leipzig 1907—1939, 33 Bände. — St. Łoza: „Słownik architektów" 2. Aufl. 1931. — „Prace kom. hist. sztuki". Bd. 6, Krakau 1935 S. 165. Batowski über die Reisen Kammersetzers 1770—71 u. 1780—82. Verf. gibt den Verlauf der Reisen nach den noch erhaltenen, französisch abgefaßten Briefen Kammersetzers an Bacciarelli. — Hauptnachweis bei J. Kohte: „Kunstdenkmäler im Gebiete der mittleren Weichsel und der oberen Warthe", ein Werk, das in absehbarer Zeit als Band der „Ostdeutschen Forschungen" im Verlag von S. Hirzel — Leipzig erscheinen wird.

Thomas Michael Dangel.

Akta Jurydyk miasta Warszawy v. 318 fol. 85 — v. 320 fol. 34 v. — v. 286 fol. 71 v. — Akta miasta Starej Warszawy v. 593 p. 569—573, 577—583, 598—602, 621—624 — v. 594 p. 571, 602, 603 — v. 595 fol. 383, 385 — v. 597 fol. 334 v. — v. 598 fol. 69 v. — v. 118 p. 517—518 — v. 599 fol. 32 v.—34 — v. 332 p. 845—852 — v. 128 fol. 99 v. — v. 296 fol. 222 — Obligacje Grodu Warszawskiego v. 85 p. 99, 171, 501, 529 — Plenipotencje Grodu Warszawskiego v. 34 nr. 344, 355, 392 — v. 35 nr. 114 — v. 36 nr. 388, 390 — Donacje Grodu Warszawskiego v. 106 p. 1407 — Kanclerska v. 98 p. 283—288, 353 — Sigillata v. 40 fol. 16v. — v. 37 fol. 148v. — Generaltabelle von denen in der Provinz Südpreußen u. zwar in der kgl. Südpreußischen Haupt- und Residenzstadt Warschau befindlichen Fabriquen und Manufakturen etc. für die Jahre1798/99, 1800, 1801, 1802, 1805/06. In Akta magistratu m. Warszawy z czasów rządu pruskiego v. 458 fol. 10, 43, 44, 50, 51, 229, 230; v. 238 fol. 29—32; v. 459 fol. 111. — Akta Starej i Nowej Warszawy. V. 748 unter 21. 12. 1776. „Volumina Legum" Bd. IX. 190. — A. C. v. Holsche: „Geographie und Statistik von West-, Süd- und Neuostpreußen", Berlin 1804. — K. W. Wójcicki: „Cmentarz Powązkowski oraz cmentarze katolickie i innych wyznań pod Warszawą i w okolicach tegoż miasta". Warszawa 1858 S. 248. — Anonym (Herausg. Turowski) „Uwagi nad uwagami", Kraków 1861. — J. Chr. Fr. Schulz: „Reise eines Liefländers von Riga nach Warschau", poln. v. J. I. Kraszewski „Polska w r. 1793", Dresden 1870. — J. I. Kraszewski: „Polska w czasie trzech rozbiorów" Bd. 1. 2. 3. Posen 1873—75. — K. Liske: „Cudzoziemcy w Polsce", Lwów 1876 S. 290 f. — W. Przyborowski: „Cudzoziemcy

w Warszawie w XVII i XVIII wieku", Niwa, Warszawa 1877, S. 304 ff., 522—525. — T. Korzon: „Wewnętrzne dzieje Polski za Stanisława Augusta", Bd. 1. 2. 3. Kraków 1882—86. — W. Smoleński: „Jan Dekert", Warszawa 1912. — Derſ.: „Mieszczaństwo warszawskie w końcu w. 18." Warszawa 1917. — S. Łoza: „Rodziny polskie pochodzenia cudzoziemskiego osiadłe w Warszawie i okolicach", Bd. 1. Warszawa 1932, S. 29—34. — W. Berent: „Diogenes w kontuszu", Warszawa o. J. — „Polski Słownik Biograficzny", Bd. 4. Kraków 1938, S. 403. — St. Dziewulski und Henryk Radziszewski: „Warszawa", T. I, S. 168. — Akta hipoteki pruskiej powiatu warszawskiego, T. Nr. 1, fol. 55 unter 4. 4. 1801. — Akta hipoteki pruskiej powiatu Czerskiego. G. Nr. 34, fol. 57 unter 4. 4. 1801. — Akta hip. pruskiej pow. Warsz. F. Nr. 1, fol. 90 u. Akta hip. pruskiej pow. Czerskiego. G. Nr. 34, fol. 84 unter 20. 7. 1809.

Georg Samuel Bandtke.

„Polski Słownik Biograficzny" Bd. I unter Bandtke. — K. W. Wójcicki: „Życiorysy znakomitych ludzi" W. 1850, I 347—56. — H. Barycz: „J. S. Bandtkie a Śląsk. Z dziejów pierwszych zainteresowań się nauki polskiej Śląskiem", Kattowitz 1936. — K. St. Frycz: „Pierwszy organizator nauki polskiej" „Kurjer Poznański" vom 27. 11. 1938, S. 6. — „Korrespondence Josefa Dobrovského". Díl II. V. A. Francew, Prag 1906. — W. Konczyńska: „Zarys hist. Bibl. Jagiell." Krak. 1923. — Die Werke Bandtkes — Genaue bibliogr. Angaben im „Słownik Biogr." u. bei G. Korbut „Literatura Polska". — J. Beck: „Das Gymnasium zu Posen in südpreuß. Zeit (1793—1807)" in „Ztschr. d. hist. Ges. für die Prov. Posen" P. 1888, Jg. III S. 78—89.

Samuel Gottlieb Linde.

K. (P. Koeppen): „Samuel Gottlieb Linde, eine biographische Skizze". Wien, 1823. — A. Bielowski: „Żywot Samuela Bogumiła Lindego" in „Słownik Języka Polskiego". Lemberg 1854, S. 15—39. — S. Orgelbrand: „Encyklopedyja Powszechna", War. 1864, T. 17, S. 76 ff. — G. Korbut: „Literatura Polska". Warschau 1929. Bd. 2, S. 246/49 (dort Aufzählung weiteren Schrifttums in verschiedenen Sprachen). — K. Z. Petelenz: in „Sprawozdanie Dyrektora C. K. Gimnazyum Św. Jacka w Krakowie za rok szkolny" 1885 ff.

Josef A. F. Elsner.

Josef Fétis: „Biographie universelle des musiciens" 1860—65. — Arrey von Dommer: „Allgemeine Deutsche Biographie" 1877. Bd. VI. — Gustav Schilling: „Enzyklopädie der gesamten musikal. Wissenschaften oder Universal-Lexikon der Tonkunst" 1840—42. — Oskar Kolberg: „Encyklopedja Powszechna S. Orgelbranda", War. 1861. — Aleksander Poliński: „Wielka Encyklopedia Powszechna Ilustrowana" War. 1897. — K. Wł. Wójcicki: „Cmentarz Powązkowski pod Warszawą", 1858, II. Band. — Ferdinand Hoefick: „Chopin. Życie i twórczość". Warschau 1910. — Josef Reiß: „Ślązak Józef Elsner" (Der Lehrer Chopins). Kattowitz 1936. — Tadeusz Jotzyko: „Józef Elsner". Warschau 1934. — Henryk Opieński: „Józef Elsner w świetle nieznanych listów". Im „Rocznik Muzykologiczny" 1935. — Ferdinand Hoefick: „Z papierów po Elsnerze" Warschau 1901. (Ein Teil der Erinnerungen, die Elsner selbst geschrieben hat). — Friedrich Kaminsky: „Mitteilungen der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft Oberschlesiens". 1924. — A. Klose: „Deutsche Komponisten, Musiker und Musikgelehrte in Polen". In „Deutsche Monatshefte in Polen" April 1938. — Dr. Musiol: „Ein Beitrag zur Herkunft Joseph Elsners". In „Schlesische Stimme" 1940 H. 1/2 S. 24—41. Er weist u. a. an Hand des Taufregisters von Grottkau nach, daß E. nicht Josef Xaver, sondern Joseph Anton Franz heißt. Die Legende von der schwedischen Herkunft wird restlos zerstört.

Josef Frank.

Dr. Józef Frank, Profesor Uniwersytetu Wileńskiego: „Pamiętniki", z francuskiego przetłumaczył wstępem i uwagami opatrzył Dr. Władysław Zacharski. Wilno 1921. — Anatol Mirowicz: „Joseph Franck und sein soziales Wirken in Wilna im Lichte seiner Denkwürdigkeiten." Im Verlage der historischen Gesellschaft für Posen. Sonderabdruck aus Heft 29 der „Deutschen Wissenschaftlichen Zeitschrift für Posen", herausgegeben von Dr. Alfred Lattermann. Posen 1935. — Anatol Mirowicz: „Beiträge zur Geschichte des Deutschtums in Wilna". Ebenda. — Dr. Hellmut Haubold: „Wie Johann Peter Frank aus Wien vertrieben wurde". Münch. Med. Wochenschrift Nr. 29, vom 21. Juli 1939. — Stanisław Trzebiński: „Wydział Lekarski dawnego Uniwersytetu Wileńskiego i Akademji Medyko-Chirurgicznej, w oświetleniu rekopisu Buć-

kiewicza". Wilno, 1929. — Ludwik Janowski: „Historjografja Universytetu Wieleńskiego". Wilno, 1922. — Dr. med. Hellmut Haubold: „Johann Peter Frank, der Gesundheits- und Rassenpolitiker des 18. Jahrhunderts", München 1939.

Ludwig Bojanus.

„Polski Słownik Biograficzny" unter Bojanus. Dort genaue Angabe der Literatur.

Ludwig Metzell.

Antoni Chrząszczewski: „Pamiętniki". Handschrift der Krasiński-Bibliothek in Warschau. — „Pamiętniki Ochockiego", Gazeta Warszawska, 1856, Nr. 336. — „Kurjer Warszawski" v. 2. 6. 1849, Nr. 142. — K. Wł. Wójcicki: „Cmentarz Powązkowski pod Warszawą", Bd. II., War. 1856, S. 149—154. — „Rodzina. Herbarz Szlachty Polskiej", Bd. X. War. 1913, S. 319. — A. Czartkowski: „Pan na Tulczynie. Wspomnienia o Stanisławie Szczęsnym Potockim, jego rodzinie i dworze". „Gawędy o dawnym obyczaju", Bd. VI. Lemberg u. Posen [1925] S. 202—208. — „Encyklopedyja Powszechna", Bd. XXVIII. War. 1868, S. 703. — „S. Orgelbranda Encyklopedja Powszechna". War. 1901. — „Wielka Encyklopedya Powszechna Ilustrowana", Serya I. Bd. XLV. War. 1910, S. 908. — „Polska w kulturze powszechnej. Dzieło zbiorowe pod red. F. Konecznego". Krakau 1918, S. 420. — J. N. Czyżewicz, Pseud. f. Stanisław Trembecki: „Sophiówka w sposobie topograficznym opisana wierszem". „Dziennik Wileński", 1806. — S. Ch. A. Comte de La Garde: „Sophiowka, poème polonais par Stanislas Trembecki, traduit en vers français", Wien 1815. — Adam Mickiewicz: „Objaśnienia do poematu opisowego „Zofjówka", in Trembecki, Poezje, Bd. II., Wilna 1822, S. 379 ff. — L. Siemieński: „Ogrody w historji i poezji". Dzieła Bd. II., War. 1881. — Dr. Antoni J.: „Dwór Tulczyński, opowiadania historyczne". Lemberg 1907. — Wł. T. Baranowski: „Wstęp do wydania Sophiówki z autografu". Prace Komisji do badań nad historją literatury i oświaty Towarzystwa Naukowego Warszawskiego. Bd. I, War. 1914, S. 188 ff. — St. Wasylewski: „U Księżnej Pani". Lemberg u. Posen 1922, S. 123—129. — L. Komarnicki: „Studjum o rozwoju poczucia i piękna natury w polskiej literaturze romantycznej. Sztuka ogrodnicza na przełomie w. XVIII. i XIX." „Przegląd Humanistyczny" Heft II u. III. — M. Pisczkowski: „Kształt i ruch w poezji Trembeckiego". Lemberg 1924. — Wł. Jankowski: „Stanisław Trembecki, Sofiówka i wybór poezyj". Opracował Wł. Jankowski. „Biblioteka Narodowa" Ser. I., Nr. 80. Krakau [1925], S. XIX—XL, 91—127.

Georg Gottlieb Pusch.

W. A. Lampadius Professors der Chemie zu Freyberg etc. Erläuternde Experimente über die Grundlehren der allgemeinen und Mineral-Chemie, welche in dem Freyberger academischen Lehrkurse von 1808—1809 angestellt wurden, nach eigenen Beobachtungen gesammelt und herausgegeben von Johannes Breyßig ... Erster Band, die Experimente über allgemeine Chemie enthaltend. Freyberg, 1809. — H. Łabęcki: „Górnictwo w Polsce. Opis kopalnictwa i hutnictwa polskiego, pod względem historyczno-statystycznym i prawnym". War. 1841, 2 Bde. — A. Wiślicki: „Jerzy Bogumił Pusch". In: Niwa, Jg. VIII, S. 123—126. — Anonym: „Wspomnienie o Jerzym Bogumile Puschu i pracach jego naukowych". Biblioteka Warszawska, Jg. 1847, Bd. II, S. 283 bis 292. — J. Chr. Poggendorf: „Biographisch-Literarisches Handwörterbuch", I. S. 46. II. S. 545. — K. Estreicher: „Bibliografja Polska" XIX. st. Bd. III, S. 603. — Suppl. f. 1881—1900, Bd. III, S. 472. — „Encyklopedyja Powschechna", War. 1868, Bd. XXI, S. 794 f. — „Wszechświat", Bd. III, Nr. 39 v. 28. IX. 1884. — J. Lewiński: „Dopełnienie do Spisu bibliograficznego dzieł i artykułów dotyczących geologii Królestwa Polskiego, Galicyi i krajów przyległych". Pamiętnik Fizyograficzny, Bd. XI, War. 1891. — Derſ.: „Przyczynek do znajomości utworów jurskich na wschodnim zboczu Gór Świętokrzyskich". Pam. Fizyograf., Bd. XVII, War. 1902, Dział II. — „Wszechświat", Bd. XXIII v. 1904, S. 124—126 (J. Sioma: Besprechg. d. poln. Ausg. der „Geognost. Beschr. v. Polen"). — „S. Orgelbranda Encyklopedja Powszechna", War. 1904, Bd. XII, S. 439. — „Wielka Encyklopedja Powszechna Ilustrowana", War. 1910, Bd. XIV, S. 212. — „Polska w kulturze powszechnej", dzieło zbiorowe pod redakcją F. Konecznego. Krak. 1918, S. 351. — N. Gąsiorowska: „Górnictwo i hutnictwo w Królestwie Polskim 1815—1830". War. f. a.

Gottfried Ernst Groddeck.

„Z dziejów filologji klasycznej w Wilnie. Studjum zbiorowe wydane staraniem Koła Filologicznego Studentów Uniwersytetu Stefana Batorego w Wilnie". Pod redakcją Prof. dr. Jana Oki. (Wilno 1937. Księgarnia Św. Wojciecha. IX, 499 S.)

Darin die vollständigste Schrifttumszusammenstellung, aus der nur noch genannt sei: A. Mirović: Deutsche Gelehrte an der Wilnaer Universität (1578—1831). Sonderdruck aus „Dt. wissenschaftl. Ztschr. f. Polen", Heft 25 (1933).

Willibald Besser.

E. R. Trautvetter: „Nekrolog des Staatsrath's G. v. Besser". (In einem Briefe an G. Excellenz, dem Herrn Wirklichen Staatsrathe und Ritter G. Fischer von Waldheim). „Bulletin de la Société des Naturalistes de Moscou" 1843, S. 341—360. — Dasselbe in der Zeitschr. „Flora", Regensburg. Jg. 1844, Nr. 8. — Polnisch mit bibliograph. Ergänzg. v. J. Wyszyński in „Biblioteka Warszawska" 1845, Bd. 3, S. 179—185. — Vom gleichen Verfasser: „O ogrodzie botanicznym w Krzemieńcu" przez profesora E. R. Trautvettera w Kijowie. Przełożył z niemieckiego Leon Tchórzewski. Biblioteka Warszawska 1852, Bd. 4, S. 170—174 (poln. nach d. deutsch. Original in den Bull. de la Soc. des Natural. de Moscou 1844; der Darstellung liegt Bessers handschriftliche, bis 1834 geführte „Geschichte des botanischen Gartens zu Krzemieniec in Wolhynien" zugrunde). — Kośmiński: Pamiętnik fizjograficzny, 1896. — M. Rolle: Ateny wołyńskie, Lwów 1898, S. 109—112 u. ff. — K. Lück: Deutsche Aufbaukräfte in Wolhynien, 1. Willibald Besser, ein deutscher Gelehrter in Kremenez. In: Karasek-Lück, Heimatbuch der Deutschen Wolhyniens, Plauen i. V., 1931, S. 13—15. — Polski Słownik Biograficzny, Bd. I Kraków 1935, unter „Besser" (Verf. J. Kołodziejczyk) S. 474 f. — „Ziemia", Warszawa, Jg. 1926, S. 277—280. — B. Hryniewiecki: Historia Botaniki w Polsce, in: „Botanika" Bd. II, Warszawa 1927, S. 702. — Derselbe: Précis de l'histoire de la botanique en Pologne, Cracovie 1933, S. 10 f. — H. Ruebenbauer: Botanicy-systematycy, in: Wiadomości Farmaceutyczne, Warszawa, Jg. 1928 Nr. 20, S. 258 f.

Peter Steinkeller.

Henryk Raziszewski: „Piotr Steinkeller, przemysłowiec polski". Warschau 1905. — Jan Kindelski: „Piotr Steinkeller". Warschau 1905. — Ludwik Jenike: „Piotr Steinkeller". In „Tygodnik Ilustrowany", Tom I. Nr. 7. Warschau 1859, Seite 51 ff. — „Encyklopedja Powszechna S. Orgelbranda", Bd. 24, Warschau 1867 u. Bd. 14, Warschau 1903. — „Polska — jej dzieje i kultura". Bd. 3. 1796—1930. Seite 238. — „Gazeta Warszawska" vom 5. Juli 1931, Seite 9/10. „Mieszczaństwo i patrycjat polski". — Kurt Lück: „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens", Leipzig 1934, Seite 352 und 366.

Ludwig Geyer.

M. Komar: „Powstanie i rozwój zakładów przemysłowych Ludwika Geyera 1828—1847" in „Rocznik Łódzki", Bd. III, 1933, S. 187—268. — F. Friedman: „Początki przemysłu w Łodzi" in „Rocznik Łódzki", Bd. III, 1933. — Derf.: „Rozwój gospodarczy Łodzi do roku 1914". War. 1938. — K. Lück: „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens", Plauen 1934, S. 331—62.

Gottlieb Krusche.

Akten des Stadtarchivs von Pabianitz. — Familienbriefe und Erinnerungen aus dem Besitz der Nachkommen Gottlieb Kruſches in Pabianitz. — „Genealogie der Familie Krusche nach den Reichenauer Kirchen- und Schöppenbüchern", urkundlich bearbeitet von L. Engelmann. Reichenau 1930. — M. Baruch: „Pabianice, Rzgów i wsie okoliczne". War. 1903. — A. Eichler: „Das Deutschtum in Kongreßpolen". Stuttgart 1921. — „Entstehung und Entwicklung der Baumwollfabriken „Krusche und Ender". 1826—1926. Festschrift. Pabianitz 1926. — „Jubiläumsschrift der Lodzer Zeitung" 1863—1913. — E. Kiß: „Pabianitz. Geschichte des Deutschtums einer mittelpoln. Stadt und ihrer Umgebung", Posen 1939. — S. Lorentz: „Raport Prezesa Komisji Wojewódzkiej Mazowieckiej o stanie przemysłu w r. 1828". Lodsch 1930. — „Pabianice im Jahre 1915". Gedruckt bei Resiger und Mueller, Lodsch. — K. Schweikert: „Die Baumwollindustrie Russisch-Polens". Zürich und Leipzig. 1913. — W. Strzelecki: „Chałupnictwo tkackie w Królestwie Kongresowym w latach 1816—1850". War. 1931. — S. Wyszewianski: „La naissance et le premier dévelopement de l'industrie textile de Pabianice" 1823—1865. War. 1939.

Ludwig Mauve.

„Rocznik Sosnowiecki" 1899. Verlag Jermułowicz u. Bergmann. — Lempicki: „Steinkohlengrube „Graf Renard". 1896 (Broschüre, in russ. Sprache). — „Monografia Gwarectwa Hrabia Renard". Sosnowitz 1917. Ein auf Veranlassung des deutschen Zwangsverwalters 1917 bearbeitetes, aber nicht herausgegebenes Manuskript. — „Słownik Geograficzny". — Dokumente u. Aufzeichnungen im Besitze der Familie Mauve.

Deutsche Feldpolizeistelle

Ostdeutsche Forschungen

Herausgegeben von Viktor Kauder

Band 1 **Lück, K.:** Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens. Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum 1. XVII und 680 Seiten, 25 Tafeln, 10 Karten — Zweite Auflage in Vorbereitung

„Es verdient, von jedem politisch interessierten Deutschen gelesen zu werden". „Völkischer Beobachter" vom 1. 11. 1935

Band 2 **Kuhn, W.:** Deutsche Sprachinselforschung. Geschichte, Aufgaben, Verfahren. 410 Seiten — Geb. 10,— *RM*, kart. 9,— *RM*

Band 3 **Seefeldt, F.:** Quellenbuch zur deutschen Ansiedlung in Galizien unter Kaiser Josef II — Geb. 8,— *RM*, kart. 7,— *RM*

Band 4/5 **Schilling, F.:** Ursprung und Frühzeit des Deutschtums in Schlesien und im Burgkreis Lebus. 2 Bde. 525 und 200 Seiten, 58 Tafeln, Karten und Urkunden — Geb. 20,— *RM*, kart. 18,— *RM*

Band 6 **Wagner, R. E.:** Das Buch der Bielitz-Bialaer Chronika. 600 Seiten, bibliophile Ausstattung — Halbleder 30,— *RM*

Band 7 **Lück, K.:** Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur. Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum 2. 525 Seiten, 36 Tafeln — Geb. 13,50 *RM*, kart. 12,— *RM*

„Ein überaus lesenswertes Buch". „Völkischer Beobachter" vom 23. 5. 1939

Band 8 **Koßmann, O.:** Die deutschrechtliche Siedlung in Polen, dargestellt am Lodscher Raum. 232 Seiten, 5 mehrfarbige Karten — Geb. 12,— *RM*, kart. 10,60 *RM*

Band 9 **Schneider, L.:** Das Kolonisationswerk Josefs II. in Galizien. 402 Seiten, — Geb. 12,— *RM*, kart. 10,— *RM*

Band 10 **Breyer, A.:** Deutsche Tuchmachereinwanderung in den osteuropäischen Raum von 1530 bis 1830. Ca. 250 Seiten — Im Druck

Band 11 **Kohte, J.:** Deutsche Kunst an Weichsel und Warthe. 272 Seiten, 90 Bildtafeln — In Vorbereitung

Band 12 **Lück, K.:** Deutsche Gestalter und Ordner im Osten. 345 Seiten, 32 Bilder

Band 13 **Klose, A.:** Das Erbe deutscher Musik im ehemaligen Polen. Ca. 300 Seiten — In Vorbereitung

Deutsche Gaue im Osten

Herausgegeben von Viktor Kauder

Band 1 **Kauder, V.:** Die deutsche Sprachinsel Bielitz-Biala. 80 Seiten, 16 Tafeln, 1 Karte — Kart. 2,50 *RM*

Band 2 **Zimmer, N.:** Die deutschen Siedlungen in der Bukowina. 42 Seiten, 1 Karte, 3 Pläne — Kart. 2,— *RM*

Band 3 **Karasek-Lück:** Die deutschen Siedlungen in Wolhynien. 130 Seiten, 6 Tafeln, eine Karte — Geb. 7,— *RM*, kart. 5,— *RM*

Band 4 **Kauder, V.:** Das Deutschtum in Polnisch-Schlesien. 462 Seiten, 40 Tafeln, 1 Karte — Geb. 14,50 *RM*, kart. 12,50 *RM*

Band 5 **Wackwitz, A.:** Die deutsche Sprachinsel Anhalt-Gatsch in Oberschlesien. 290 S., 7 Tafeln, 1 Karte — Geb. 8,— *RM*, kart. 6,— *RM*

Band 6 **Lück, K.:** Die deutschen Siedlungen im Cholmer und Lubliner Lande. 306 S., Bilder und Tafeln, 1 Karte — Geb. 8,— *RM*, kart. 7,— *RM*

Band 7 **Seefeldt, F.:** Dornfelds Chronik. 301 Seiten, Bilder und eine Karte. — Geb. 8,— *RM*, kart. 7,— *RM*

Band 8/9 **Kauder, V.:** Das Deutschtum in Polen. Ein Bild-, Text- und Kartenband. 550 Seiten. — Geb. 15,— *RM*

Band 10 **Kneisel, E.:** Die ev.-augsburgischen Gemeinden der Diözese Kalisch. 284 S., Tafeln, 1 Karte — Geb. 8,— *RM*, kart. 7,— *RM*

Band 11 **Krause, W.:** Geschichte der Bergstadt Tarnowitz. — In Vorbereitung

Verlag von S. Hirzel zu Leipzig
Verlag der Historischen Gesellschaft, Posen

Ostdeutsche Heimatbücher

Herausgegeben von Viktor Kauder

Band 1 **Kuhn, W.**: Aus dem ostschlesischen Zunftleben. 109 Seiten, 6 Tafeln
Kart. 6,— *RM*

Band 2 **Strzygowski, J.**: Die Holzkirchen in der Umgebung von Bielitz-Biala. 48 S., 39 Tafeln, 1 Karte
Kart. 5,— *RM*

Band 3 **Karasek-Strzygowski**: Sagen der Beskidendeutschen. 260 S., 8 Tafeln, 1 Karte
Geb. 9,— *RM*, kart. 7,— *RM*

Band 4 **Karasek-Strzygowski**: Sagen der Deutschen in Galizien. 336 Seiten, 7 Tafeln, 1 Karte
Geb. 9,— *RM*, kart. 7,— *RM*

Band 5 **Karasek-Strzygowski**: Sagen der Deutschen in Wolhynien und Polesien. 388 S., Tafeln, 1 Karte
Geb. 9,— *RM*, kart. 7,— *RM*

Band 6 **Klatt-Horak**: Das Volksliedwerk der Deutschen im östlichen Warthegau. Ca. 600 Seiten
In Vorbereitung

Band 7/9 **Karasek-Klatt**: Sagen der Deutschen im östlichen Warthegau. 3 Bde.
In Vorbereitung

Band 10 **Karasek, A.**: Ostdeutsche Schwänke.
In Vorbereitung

Band 11 **Karasek, A.**: Märchen des Ostdeutschtums.
In Vorbereitung

Ostdeutsche Heimathefte

Herausgegeben von Viktor Kauder

Heft 1 **Lanz, J.**: Ostschlesisches Liederblatt.
Vergriffen

Heft 2 **Lanz-Scharlach**: Ostschlesische Volkstänze. Teil 1
Kart. 1,50 *RM*

Heft 3 **Lanz-Scharlach**: Ostschlesische Volkstänze. Teil 2
Kart. 2,— *RM*

Heft 4 **Breyer, A.**: Deutsche Gaue in Mittelpolen. 48 Seiten, 10 Tafeln, 1 Karte
Kart. 2,50 *RM*

Heft 5 **Lück-Klatt**: Singendes Volk. Volkslieder aus deutschen Bauerndörfern Ostpolens. 156 Seiten
Geb. 4,— *RM*, kart. 3,— *RM*

Heft 6 **Vellhorn-Scharlach**: Aus deutschen Gauen. Lieder der Deutschen in Galizien. 180 Seiten
Kart. 5,— *RM*

Heft 7 **Vellhorn-Scharlach**: Schwäbische Dorfmusik. Dorfmusik der Deutschen in Galizien. 52 Seiten
Kart. 2,50 *RM*

Heft 8/11 **Horak-Klatt**: Volkstänze der Deutschen in Mittelpolen. 4 Hefte.
Kart. je 1,50 *RM*

Heft 12 **Lanz, J.**: Das galizische Weihnachtsspiel. 48 Seiten
Kart. 2,— *RM*

Deutsche Monatshefte

Zeitschrift für Geschichte und Gegenwart des Ostdeutschtums. Herausgegeben von Viktor Kauder und Alfred Lattermann. Jährlich 12 Hefte. Reich bebildert und mit Karten ausgestattet.
Jahresbezugspreis 10,— *RM*

Verlag von S. Hirzel zu Leipzig
Verlag der Historischen Gesellschaft, Posen

Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift im Wartheland

Herausgegeben von Dr. Alfred Lattermann. Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen. Kommissionsverlag S. Hirzel, Leipzig C 1

Unsere Heimat

Volkstümliche Schriftenreihe zur Förderung der deutschen Heimatbildung und Familienüberlieferung in den Ostgauen

Herausgegeben von
Dr. Kurt Lück und Dr. Alfred Lattermann

Heft 1 **Kurt Lück:** Die Geschichte des Deutschtums in Kolmar und Umgebung. 60 S. mit 17 Abbildungen und 1 Karte. Posen 1937 0,60 RM

Heft 2 **Max Großert:** Die Geschichte des Deutschtums in Rosenau und Umgebung. 82 S. mit 13 Abbildungen und 1 Karte. Posen 1938 0,60 RM

Heft 3 **Karl Schendel (Otto):** Die Geschichte des Deutschtums in Czarnikau und Umgebung. 59 S. mit 13 Abbildungen und 1 Karte. Posen 1938 0,60 RM

Heft 4 **Albert Breyer:** Zur Geschichte von Sompolno und Umgebung. 104 Seiten mit 19 Abbildungen und 1 Karte. Posen 1938 1,20 RM

Heft 5 **Erwin Kiß:** Pabianitz. 115 S. mit 29 Abbildungen und 3 Karten. Posen 1939 1,20 RM

Heft 6 **Hans Schmidt:** Die Geschichte des Deutschtums in Samotschin und Umgebung. 82 S. mit 25 Abbildungen und 1 Karte. Posen 1939 0,60 RM

Heft 7 **Karl Ruther:** Die Geschichte des Deutschtums in Gramtschen und Umgebung. 60 S. mit 15 Abbildungen und 1 Karte. Posen 1939 0,60 RM

Heft 8 **Alfred Kleindienst u. Kurt Lück:** Die Wolhyniendeutschen kehren heim ins Reich. 64 S. mit 21 Abbildungen. 4. Auflage. Posen 1940 1,— RM

Heft 9 **Kurt Lück:** Deutsche Siedler zwischen Wieprz und Bug. 94 S. mit 28 Abbildungen und 1 Karte. Posen 1939 0,60 RM

Heft 10 **Kurt Lück:** Karwenbruch an der Ostsee. 1. Teil. Die geschichtliche Entwicklung des Dorfes 104 S. mit 22 Abbildungen. Posen 1939 1,50 RM

Kurt Lück: Karwenbruch an der Ostsee. 2. Teil. Wirtschaft und Volkskulturkunde. 104 S. mit 22 Abbildungen. 2 Karten. Posen 1939 1,50 RM

Heft 11 **Adolf Kraft:** Zinsdorf im Netzegau. 110 S. mit 30 Abbildungen und 1 Karte. Posen 1939 1,50 RM

Heft 12 **Friedrich Karl Jonat:** Geschichte des Deutschtums in Tremessen und Umgebung. 152 S. mit 19 Abbildungen. Posen 1939 1,50 RM

Heft 13 **Wolfgang Bickerich:** Lissa im Reichsgau Wartheland. 92 S. mit 20 Abbildungen und 1 Karte. Posen 1940 1,80 RM

Heft 14 **Die Heimkehr der Galiziendeutschen.** 76 S. mit 31 Abbildungen und 1 Karte. Posen 1940 1,50 RM

Weitere Bände in Vorbereitung

Verlag von S. Hirzel zu Leipzig
Verlag der Historischen Gesellschaft, Posen

Biblioteka Wojsk. Akad. Poln.
im. F. Dzierżyńskiego

Deutsche Sippenforschung in Polen

Herausgegeben von Dr. Alfred Lattermann

Das wichtigste Heft dieser vor 1939 begonnenen Reihe ist die „Einführung in die deutsche Sippenforschung in Polen und dem preußischen Osten" von Alfred Lattermann. 156 Seiten. Posen 1938.

1196.

BIBLIOTEKA NAUKOWA WAP
385871/2